

F. X. M. L. Batz.
pervidi;
perlegi.

Kerschbaumer,

Paterfamilias.

Paterfamilias.

Eine Pastoral in Beispielen

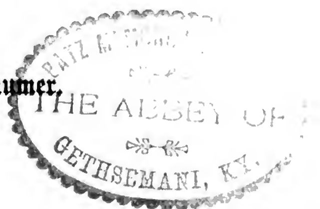
Exempla -

für

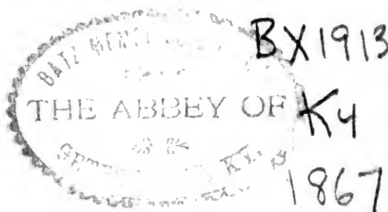
alte und junge Seelsorger.

Von

Dr. Anton Kerschbaumer.



Schaffhausen.
Verlag der Friedrich Hurter'schen Buchhandlung.
1867.
MILWAUKIE: HOFFMANN BROTHERS.



Vorrede.

In dem Vorworte zu meinem Lehrbuch der Pastoral (Wien, 1863) versprach ich, später einmal, wenn Gott Leben, Kraft und Zeit dazu gewährt, eine Sammlung von Pastoralmaximen und Aphorismen folgen zu lassen, in welcher ich zugleich meine auf so mancherlei Reisen gemachten pastoralischen Erfahrungen und Beobachtungen mitzutheilen gedachte.

Diesem Versprechen komme ich theilweise im vorliegenden Buche nach, welchem ich die Aufschrift **„Paterfamilias“** gebe, weil in

demselben der alternde Pastoralprofessor wie der Hausvater im Evangelium seinen Schatz mittheilt — nova et vetera — Altes und Neues. Die eingeflochtenen Beispiele sollen die Illustration zu dem aphoristisch gegebenen Texte bilden.

Es schwebten mir dabei die unvergleichlichen „Bemerkungen über die Seelsorge“ von Aegidius Jais als Musterbild vor, welche eine ebenso lehrreiche als anmuthige Lectüre für jeden practischen Seelsorger sind. Der Biene gleich sammelte ich seit den etlichen zwanzig Jahren meines Priesterthumes, was in die practische Seelsorge einschlug, und übergebe es nun — in halbwegs systematische Ordnung gebracht — der Oeffentlichkeit. Persönliche Anspielungen habe ich überall ängstlich vermieden, denn die Wahrheit soll wohl treffen, aber nicht kränken. Mein Grundsatz ist, daß Derjenige, welcher offenkundige Uebelstände offen bespricht mit

der Absicht, ihnen abzuhelfen, kirchlicher denkt und handelt, als wer — sich und Andere täuschend — sie mit mehr oder weniger aufrichtigen Seufzern todtschweigt.

Die Lectüre dieses Buches soll nicht nur eine Aufmunterung und Aneiferung für junge Theologen sein, an die der Ernst des Lebens herantritt, sondern zugleich eine heilsame Auffrischung für jene Priester, die in der Seelsorge wirken. Heutzutage liest man nicht gerne große und gelehrte Bücher — leider! Dies mag die Form und Sprechweise dieses Buches entschuldigen. Möge dadurch Gutes gestiftet werden zum Heile der Seelen und zur größeren Ehre Gottes!

Trotz des Vorsatzes, meine pastoralen Reise-Erfahrungen bei dieser Gelegenheit mitzutheilen, bin ich gezwungen, sie noch zurückzubehalten; denn das Buch ist unter der Hand zu dickleibig geworden. Findet der **Paterfamilias** Anklang, so wird ihm — so

Gott will — bald der **Missionarius apostolicus** folgen. Uebrigens mache ich Geibels Worte zu den meinigen:

„Das ist die klarste Kritik der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer was Eigenes, Besseres stellt".

Der Verfasser.

Inhalt.

Allgemeine Einleitung.

Erster Theil.

Das Privatleben.

Erstes Kapitel.

Oeconomie.

Zweites Kapitel.

Der Seelsorger als Künstler.

Drittes Kapitel.

Bibliothek.

Viertes Kapitel.

Schriftstellerei.

Fünftes Kapitel.

Zu Hause.

Sechstes Kapitel.

Bei heiteren Stunden.

Siebentes Kapitel.

Tabak und Hunde.

Achtes Kapitel.

Vom Reisen.

Neuntes Kapitel.

Benehmen gegen das weibliche Geschlecht.

Zehntes Kapitel.

Als Hausvater.

Drittes Kapitel.

Die Predigt.

Viertes Kapitel.

Die Predigtform.

Fünftes Kapitel.

Ausarbeitung der Predigt.

Sechstes Kapitel.

Heilige Beredsamkeit.

Siebentes Kapitel.

Predigt-Vortrag.

Achtes Kapitel.

Prediger-Tact.

Neuntes Kapitel.

Arten der geistlichen Rede.

Zehntes Kapitel.

Casualpredigten.

Eilftes Kapitel.

Der Katechet.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule.

Dritter Theil.

Das Priesteramt.

Erstes Kapitel.

Der Liturg.

Zweites Kapitel.

Heilige Zeiten und Orte.

Drittes Kapitel.

Kirchenschmuck.

Viertes Kapitel

Das Meßopfer

Fünftes Kapitel.

Die Eucharistie.

Sechstes Kapitel.

Sacramente und Sacramentalien.

Siebentes Kapitel.

Gebet.

Achtes Kapitel.

Gesang und Musik.

Neuntes Kapitel.

Volksandachten.

Zehntes Kapitel.

Meßnerei.

Zweites Kapitel.

Die Jugend.

Drittes Kapitel.

Die Familie.

Viertes Kapitel.

Irrgläubige.

Fünftes Kapitel.

Sünder.

Sechstes Kapitel.

Halbbekehrte.

Siebentes Kapitel.

Fromme Seelen.

Achtes Kapitel.

Betschwestern.

Neuntes Kapitel.

Leidende.



Allgemeine Einleitung.

1.

In Rom kennt man keine Pastoraltheologie. Das ist begreiflich aus den dortigen Verhältnissen. Bei der großen Zahl der dort in jedem Jahre ordinirten Priester kann man eine große Auswahl treffen. Junge Priester werden in der Regel nicht in der Seelsorge angestellt; erst mit dem dreißigsten Jahre erhält der römische Priester nach vorausgegangener Prüfung die Jurisdiction zum Beichthören. Bis dahin lebt sich der junge Priester ins Priesterleben und =Wirken hinein, er schlürft Pastoralluft mit vollen Zügen besonders in der ewigen Stadt, wo das kirchliche Leben so ausgeprägt ist. Bei uns in Deutschland sind die Verhältnisse anders; messis multa, operarii pauci. Der junge Priester muß sogleich in die Seelsorge treten; daher ist auch die Pastoraltheologie in Deutschland zuerst in's Leben gerufen worden.

Im Studienplane der Jesuiten kommt gleichfalls keine Pastoraltheologie vor — aus ähnlichen Gründen wie oben. Die jüngeren Priester der Gesellschaft Jesu müssen als Magister noch studiren; erst nach mehreren Jahren werden sie zur Seelsorge verwendet, nachdem sie durch das lebendige Beispiel der Brüder, durch Disputationen und Colloquia, durch eingehenderes Studium der Moral sich darauf vorbereitet haben. Sie haben die Sache, aber nicht den Namen.

2.

Die Pastoraltheologie, d. i. die Theorie der Pastoration, hat die systematische und historische Theologie zur Grundlage, will jedoch practisch behandelt werden. Ist die Pastoral zu doctrinär, so wird sie fade; ist sie zu ascetisch, so ermüdet sie; ist sie zu casuistisch, so zersplittert sie. Die Pastoral ist eine Wissenschaft fürs Leben, und quillt so recht aus dem Leben; denn aus dem Leben eines Heiligen lernt man mehr Pastoral, als aus dem gelehrtesten Buche. Die erste Pastoralanweisung schrieb der hl. Apostel Paulus in seinen Pastoralbriefen, die ein jeder Priester, bevor er in die Seelsorge tritt, ein oder zweimal lesen sollte; auch späterhin ist diese Lectüre sehr heilsam. Welch ein Contrast ist diese apostolische Unterweisung eines jungen Seelsorgers gegen die verflachende Kirchenamtspolitik eines josephinischen Pastorallehrers aus dem vorigen Jahrhundert, in welcher die Recepte

zu den geistlichen Handgriffen bureau- und apotheker-mäßig in zahllosen Abtheilungen und Unterabtheilungen des Breiten dargelegt wurden!

3.

Unter den Kirchenvätern wandte sich der practischen Theologie vorzüglich der h. Papst Gregor der Große zu, der eine Pastoral in vier Büchern schrieb. Im objectiven Sinne fehlte es auch in der katholischen Kirche nie an einer entsprechenden Unterweisung zur rechten Verwaltung des geistlichen Hirtenamtes, wenn es auch keine Lehrkanzeln der Pastoraltheologie gab. Die erste dieser Gattung wurde 1777 von der Kaiserin Maria Theresia zu Wien errichtet, und man schrieb dieser theologischen Disciplin, welche ausnahmsweise in der deutschen Sprache vorgetragen wurde, eine solche Wichtigkeit zu, daß wer in derselben beim Examen nicht bestand, von der Ordination ausgeschlossen wurde. Diese Wichtigkeit und diese Strenge lassen sich rechtfertigen. Soll nämlich die Kirche ihre Thätigkeit segensreich entfalten, so müssen die Organe der Kirche d. i. die Priester von ihrem Geiste durchdrungen sein. Ein Seelsorger wirkt nur in dem Maße für die Kirche, als ihr Geist ihn beseelt. Ein Curs aus der Pastoral aber ist ganz geeignet, in dem Candidaten der Theologie Liebe und Freude zur Seelsorge, sowie Begeisterung für das heilige Hirtenamt zu erwecken.

4.

Es gibt Leute, denen die Theorie der Seelsorge, und Leute, denen die wahre Praxis fehlt. Vor mancher Praxis läuft es einen über wie Gänsehaut — das sind die Handthierer der Seelsorge. So mancher Theoretiker dagegen kommt vor lauter Abwägung der Gründe zu keiner That — das sind die Stümper der Seelsorge. Theorie und Praxis gehören zusammen, sie müssen einander ergänzen, abschleifen und runden. Nirgends rächt sich die Einseitigkeit mehr als auf dem Gebiet der Seelsorge, wo Leben und Wissen einander bedingen und durchdringen. Wie gut wäre es daher, wenn die Studenten der Pastoral auch ein bischen Praxis üben könnten! Als einst die absolvirten Theologen eines Seminars das übliche Jurisdictionsexamen vor der Priesterweihe machten, sprach ein Domherr*) zu ihnen: „Meine Herren, jetzt wissen Sie nichts, jetzt müssen Sie erst anfangen zu lernen.“ Ganz richtig. Die Farben kennen und gebrauchen ist zweierlei. Jede Zeit hat überdieß ihre Strömungen. Der Seelsorger soll sich weder in dieselben kopfüber stürzen, noch sich mit Händen und Füssen entgegenstemmen und wehren gegen das, was die Zeit gebracht hat. Eine kluge Assimilirung der gesunden Bestandtheile und Bestrebungen wird sein Wirken am besten fördern. Diesen goldenen Mittelweg soll aber gerade die Pastoral weisen.

*) Adam Oehl, Dompropst zu St. Pölten, † 1854.

5.

Daß der goldene Mittelweg nicht so leicht zu finden, beweisen folgende Fälle. Ein Neugeweihter wußte sich nicht zu helfen, als ihm ein Pönitent beichtete: „Ich weiß keine Sünde." Er herrschte ihn an: „Das ist eine Schande, keine Sünde zu wissen." — Ein anderer Cooperator wollte Brautleute nicht copuliren, weil sie den Beichtzettel vergessen hatten; „entweder (sagte er) müßten sie zu ihrem Pfarrer zurück, der sie beichthörte, oder sie müßten zum Bischof gehen, daß sie Nachmittags getraut werden dürfen." — Derlei Fälle thun zugleich dar, daß man sich nicht stets auf seine gesunde Vernunft und das: „dabitur in illa hora, quid loquamini" verlassen dürfe. — Zum Ueberfluß noch ein Beispiel. Ein Kleriker kam zufällig zu einem Sterbenden. Er äußerte große Theilnahme für denselben mit etlichen Seufzern. Dann sprach er: „Ja, sterben müssen wir Alle." Das war sein ganzer Zuspruch zu dem Sterbenden. Zu wenig und zu viel. — Allerdings sagt das Sprichwort: „Durch Fehlen lernt man." Das ist wahr, aber zugleich auch gefährlich. Experimente soll man mit andern Dingen unternehmen als mit unsterblichen Seelen. — Rümpfet also nicht die Nase über unsere practischen Fingerzeige. Studium aus Büchern geht dem Leben und Wirken voran. Mehr übrigens als aus Büchern lernt man noch im Umgang mit älteren Seelsorgern, wenn sie etwas mittheilsam gegen ihre

jüngeren Brüder sind. Ein in der Seelsorge ergrauter Pfarrer, auch die Biographie eines Heiligen — ist eine lebendige Pastoral.

6.

Die Seelsorge macht erst den wahren Priester. Das Priesterthum ohne Seelsorge ist etwas Halbes, sowie ein Sonntag ohne Beichtleute. Die h. Theresia urtheilte oft sehr streng über Priester, aber sie küßte auch die Fußstapfen derselben; und wenn eine h. Theresia die Fußstapfen des Priesters küßte, so kann man sich von einem Naseweisen schon „Pfaffe" schelten lassen. Freilich liegt auch sehr viel in den Worten des h. Chrysostomus: „Sacerdotes multi, sacerdotes pauci." — In der Seelsorge sind sich Regular- und Säcularklerus gleich — beide haben dasselbe Ziel vor Augen, nämlich Nachfolger des guten Hirten zu sein. Es ist daher keine Ursache zu kleinlicher Eifersucht — eine Hand wäscht die andere. Viele Ordensstifter waren früher Weltpriester, und aus den Klöstern wurde hinwieder der Weltklerus in seinem Geiste erneuert. — Ein Petriner d. h. ein Weltpriester zu sein, ist leichter und schwerer als ein Mönch zu sein. Leichter, weil man kein so strenges Leben zu führen braucht; schwerer, weil man den Gefahren der Welt mehr preisgegeben ist, ohne die Präservativmittel des Mönches zu besitzen. Daß die Weltpriester nicht verweltlichen, schlägt in die Pastoral der Ordensgeistlichkeit ein.

7.

So erhaben jedoch die Stellung und Wirksamkeit eines Seelsorgers ist, so unheilvoll ist dessen Verweltlichung. Je höher die Würde, desto tiefer der Fall. Eher kehrt die Sonne zum Osten zurück, aus dem sie erstiegen, als ein gefallener Priester sich wahrhaft bekehrt. Das ist hart, aber leider — seit den Zeiten des h. Chrysostomus, der so sprach — durch viele Erfahrungen bestätigt. Was ist aus einem Füster zu Wien geworden, der das Religionsbuch mit dem Stürmer vertauschte, um seine Goldjungen auf die Barikaden und zu Freudenmädchen zu führen? — Es ist ganz begreiflich, daß Ronge im Essighause zu Frankfurt am Main eine Tischrede hielt, die mit den Worten begann: „Meine Herren, ich bin ein Lump, und den Lumpen gehört die Zukunft.“ — Es ist nur eine traurige Consequenz, wenn der bekannte unglückliche Abbé Verger von dem Almosen, das ihm Erzbischof Sibour schenkte, den Dolch kaufte, mit dem er seinen Wohlthäter ermordete. „Quem Deus perdere vult, dementat.“

8.

Dagegen umfaßt der Segen, den ein Priester in der Seelsorge stiftet, mehrere Generationen und sein Geistesadel pflanzt sich fort, wenn er auch nicht verehlichet ist: „Pro patribus nati sunt tibi filii.“ (Psal. 74, 17). Das katholische Volk hat — Gott sei

Dank — noch eine große Ehrfurcht vor dem katholischen Priester, und man mag sagen und schreiben was man will, — der Priester ist ein Mann des Volkes im wahrsten Sinne des Wortes. Am besten überzeugt man sich bei Primizen und Secundizen, denen zu lieb das Volk sogar ein Paar Schuhe zerreißt, wie das Sprichwort sagt. — Ich kenne das Grab eines Priesters, der als Cooperator an den Blattern starb, die er erbte in Erfüllung seiner Pflicht. So oft ich an den Ort kam, fand ich das Grab mit frischen Blumen geschmückt. — An einem andern Ort kniete ein Greis bei dem Grabhügel eines Pfarrers, der vor vierzig Jahren gestorben war. Er hatte einst die Generalbeicht des Beters gehört, und dieser es nicht vergessen. — Wieder anderswo ließen dankbare Beichtkinder alljährlich am Sterbetage des verstorbenen Seelenführers eine heil. Messe für ihn lesen. — Gewiß, ein seeleneifriger Priester darf nicht verzagen, auch in materieller Hinsicht nicht, trotzdem es keine Zehente mehr gibt. Mit einem braven Priester theilt das Volk das letzte Stück Brod. Selbst, wenn Etliche aus dem Volke über einen Priester schimpfen und lästern, pflegen sie beizusetzen: „seine heilige Weihe ausgenommen.“

9.

Ein Priester stirbt daher am schönsten in seiner Pfarre, dort hat er seine Familie. „Meine Leiche soll

im Gottesacker unter meinen lieben Pfarrkindern beerdiget werden", schrieb ein Pfarrer in seinem Testamente. Seelsorger, die außer ihrem Wirkungskreise sterben, gleichen exotischen Pflanzen, die in fremdem Boden traurig und theilnahmslos verkümmern. Ich erlebte ein solches Beispiel. Ein exemplarischer Geistlicher, der über 40 Jahre auf einer Pfarre segensreich gewirkt hatte, zog sich in seinen alten Tagen in eine Stadt zurück, wo ihn Niemand kannte. Als er starb, ging fast Niemand mit seiner Leiche. — Wie ganz anders geht es bei dem Leichenbegängniß eines in seiner Gemeinde beliebten Seelsorgers zu. Ich rede aus Erfahrung. Es starb zu D. der Pfarrer P. nach kurzem Krankenlager. Kaum hatte sich die Trauerkunde in der Gemeinde verbreitet, als Groß und Klein, Jung und Alt herzueilte, um dem geliebten Pfarrer mit Weinen und Klagen die Hände zu küssen. Kinder, die doch sonst Scheu vor Todten haben, wollten sich von der Leiche nicht wegbringen lassen. Es war ein allgemeines Jammern, besonders aber von Seite der Armen, denen P. stets ein großmüthiger Wohlthäter gewesen. Doch war dieß alles kein Vergleich mit der wahrhaft außerordentlichen Theilnahme, welche die Pfarrkinder beim Leichenbegängnisse und beim Grabe an den Tag legten. Es war kein Weinen, sondern ein Wimmern und Schluchzen. Die ernstesten Männer kämpften vergebens gegen die Thränen, kein Auge blieb trocken. Alle fühlten es, daß der Verlust ein

schwerer war, man begrub nicht nur einen Priester, sondern einen Vater, einen Freund, einen Bruder.

10.

Die **Hirtenfreuden** übertreffen alle übrigen Freuden der Welt. Im abgelegensten Winkel einer Dorfpfarrei kann der Priester oft mehr Freude erleben, als in den glänzenden Städten. — Wie wohlthuend ist es besonders jüngeren Priestern, wenn ein Mann mit grauen Haaren ehrfurchtsvoll ihre Hand ergreift und Thränen darauf weint; oder wenn die Kleinen sich zutraulich an ihn schmiegen und mit ihren blauen Augen ihm entgegenlachen, wenn er von Weitem die Straße herkömmt! Wie beglückend, wenn nach Jahren dir eine Seele begegnet, welche dir mit inniger Freude danket, daß du sie im Glauben unterrichtet, in der Unschuld bewahret, in Leiden getröstet, und zum Streben nach Vollkommenheit angeeifert hast! „Ach, ich könnte die Welt umarmen," rief ein Seelsorger an einem Ablaßtage aus, nachdem er stundenlange im Beichtstuhle gesessen, „ich könnte die Welt vor Freude umarmen, und kann doch diese Freude Niemanden mittheilen." — An einem Wallfahrtsorte küßte eine Pilgerin dem Beichtvater die Füße, weil er ihr nach so vielen Jahren zu einem aufrichtigen Bekenntniß geholfen, das ihr schwerbedrängtes Herz erleichterte. — O Niemand versteht das geheimnißvolle Wort der h. Schrift mehr als der

Priester, daß im Himmel Freude ist über den reuigen Sünder! — Und welch ein Segen liegt im Worte Gottes auf der Kanzel, wo seine Stimme sich vertausendfacht; am Krankenbett, wo das Herz so trostbedürftig und empfänglich ist; in der Schule, wo die Schutzengel der Kleinen sich befinden! Versprecht mir alle Vortheile und Freuden, welche die anderen Stände in Aussicht stellen — ich lasse sie euch und wähle mir den Priesterstand; denn er zählt wohl nicht die meisten aber die reinsten Freuden, und hat das Eigenthümliche, daß er selbst die Leiden in Freuden verwandeln kann; denn selig sind gleich den Aposteln Alle, die Verfolgung dulden.

11.

Das Ideal des Seelsorgers ist Jesus, der gute Hirt. Von dieser schönsten aller Parabeln stammt ja auch der Name Pastoral. Was that Jesus? So fragt sich jeder brave Seelsorger in schwierigen Situationen. Ohne diese ideale Anschauung sinkt die Seelsorge zum Handwerksmechanismus herab. Es ist daher zu bedauern, wenn man die Pastoralisten Idealisten nennt. Das Leben des Seelsorgers ist geistweckend und belebend, er allein lebt und wirkt in Idealen. — Ein Zerrbild des guten Hirten ist der geistliche Bureaukrat, dessen Thun zum Mechanismus, zum Handwerk, zur geistlosen Praxis wird. Wenn Gott ein Land strafen will, schickt er ihm solche Hir-

ten, deren Ideal die äußere Legalität ist: da tritt der geistliche Erstarrungstod ein für Herde und Hirten. Solch ein Geistlicher ist und bleibt ein geistloser Pedant, sowie ein Zwerg ein Zwerg bleibt, wenn er auch auf dem Oetscher sitzt./

12.

Wie zu Allem, so gehört auch zum Seelsorgerleben ein eigener Beruf, der von Oben kommt. Ohne Beruf ist jede seelsorgliche Thätigkeit eine Last, — mit Beruf eine heilige Freude. Der h. Carl von Borromä suchte die Pestkranken in ihrer Wohnung auf, um ihnen die letzte Wegzehrung zu reichen; ein anglikanischer Bischof dagegen sandte ihnen von seiner Stube aus seinen Segen. — Der clerikale Beruf wird in den Clerikal-Seminarien ausgebildet, und in den Knabenseminarien begründet, wenn sie nicht bloße Convicte, zu deutsch: Fütterungsanstalten sind. — Die Generalseminarien zu Kaiser Joseph's Zeit waren so eine Art Convicte, in welchen guter Ton mehr galt als evangelische Einfachheit und apostolische Gesinnung. Man ließ sie nothgedrungen bald wieder eingehen. — Gut geleitete Seminarien für Weltpriester halten die Mitte zwischen zwei Extremen. Weltpriester sollen keine Mönche und keine Galantuomo's werden. Ich habe Seminarien gesehen, in welchen die jungen Theologen ein Karthäuserleben führten und dem h. Aloysius glichen, und hinwieder Semi-

naristen getroffen, welche wie Heidelbergerburschen das Pauken und Kneipen verstanden. Jene kannten die Welt zu wenig, diese zu viel. In Frankreich und Belgien steht theilweise der Klerus dem Volk zu ferne, in vielen Gegenden Deutschlands und Italiens zu nahe. Der Seelsorger soll im Volk und über dem Volke stehen, in der Welt aber nicht für die Welt und wie die Weltleute leben. — Zum geistlichen Berufe gehören auch gewisse Fähigkeiten, von denen noch weiter unten die Rede sein wird. Aeußere Routine genügt nicht. Zur josephinischen Zeit wurde die Fähigkeit zum seelsorglichen Berufe nach der Geschicklichkeit bemessen, mit der man die Protokolle führte. Letzteres ist ganz gut und auch nothwendig, aber wir möchten doch mit dem Biographen des sel. Dr. Schlör alles Ernstes wissen, ob denn so ein „Befähigter" meint, er könne vor Gottes Richterstuhl auch sich einstens die Barmherzigkeit erwerben, wenn er sagt: „Herr, ich habe in Demuth manches Jahr 2000 Nummern und darüber gesponnen, und bin in meinen Protokollen nie bemängelt worden, während ich mit Argusaugen in allen mir zur Durchforschung übergebenen Büchern das Abgehen jedes Ipunctes entdeckte." Es wird aber einst ein Buch an's Licht gebracht werden, von dem es heißt: „liber scriptus proferetur, in quo totum continetur, unde mundus judicetur"; und in diesem Buche werden Dinge stehen, die den eifrigen „befähigten" Protokollmännern

nicht behagen dürften. — Man klagt oft über Mangel an Priestern. Merkwürdig; in dem unruhigen Frankreich ist so wenig Mangel an Candidaten des Priesterstandes, daß sich noch jährlich eine beträchtliche Anzahl in die Missionen meldet; und in Deutschland ist — trotz 30jährigen Friedens — solcher Mangel? Wo liegt die Ursache, wo die Schuld?

13.

Wenn es wahr ist, was Jemand behauptete, daß unter zehn Candidaten des Priesterstandes oft nur Ein Berufener ist, dann bleibt freilich nur der Trost des Sprüchleins: „Si non es vocatus, fac ut voceris.“ — Die canonischen Irregularitäten sind daher ein guter Fingerzeig zur unparteiischen Prüfung, aber keineswegs eine totale Abschreckung vor dem clericalen Berufe. Wie viele Convertiten und Neophyten sind ausgezeichnete Priester geworden z. B. E. Veith, Ratisbonne, Faber. Der eminente Cardinal Diepenbrock — war er nicht einst Soldat gewesen? — Auf meiner Pilgerreise nach Jerusalem lernte ich einen spanischen Franziskaner Namens P. Gomez kennen, der mir durch seine martialische Gestalt, durch seine chevaleresken Manieren und durch die Sicherheit, mit der er sein Reitpferd tummelte, auffiel. Dieser Mann war seiner Zeit in dem spanischen Erbfolgekrieg ein wüthender Carlist gewesen, und hatte viele Scharmützel mitgemacht und so manchem politischen Gegner den Garaus gemacht. In einer lebensgefährlichen

Krankheit gelobte er dem Kriegshandwerk zu entsagen, und als Mönch seine Sünden abzubüßen. Er wurde Franziskaner, kam nach Palästina und zur Zeit, als ich dort war, bekleidete er mit der nobelsten Liebenswürdigkeit das Amt eines Quardians zu Ramleh: der Offizier war in der Mönchskutte verschwunden. — Das geht viel eher an, als wenn ein schon geweihter Priester sich das Schwert umgürtet. Als im Jahre 1860 ein römischer Priester in einem Anflug bourbonischer Begeisterung den Feldzug in Italien zu Gunsten Franz II. mitgemacht hatte, und nach Vollendung desselben wieder Messe lesen wollte, schickte ihn der h. Vater nach St. Bonaventura, um bei den strengen Alcantarinern durch einen Monat Exercitien zu machen. — Aehnlich machte es ein ungarischer Bischof mit zwei Theologen, die als Honveds den Krieg in Ungarn 1849 mitgemacht hatten. Als sie zur Ordination erschienen, rief ihnen der Bischof zu: „istos duos non ordinabo, fuerunt etenim inter rebelles." — Das Verkünden der Nomina Ordinandorum ist daher ganz nach dem Sinne der Kirche. — Aber auch äußerliche Defecte sind störend an dem Priester. Mir fällt da stets ein Meßner ein, der mir einst irgendwo im deutschen Vaterlande ministrirte, und beim Einschenken in den Kelch die sonderbarste Figur spielte, weil er bei seinem schielenden Blicke die Oeffnung des Kelches nicht finden konnte. Man kann so etwas gewöhnen — aber schwer.

14.

Der Geist des Priesterthumes ist der Opfergeist. Der Priester kann dem Opfer nicht entgehen, sagt ein geistreicher Schriftsteller; opfert er sich nicht freiwillig, so wird er geopfert. Das Princip aller Seelsorge ist daher: Sei ein Opfer aus Liebe zu Gott für die Kirche und deine Gemeinde. „In dem Sichhinopfern an Christus in der Kirche ruhet der Schwerpunkt der Pastoral," schreibt ein neuerer Pastorallehrer. — Sowie Christus in der h. Messe offerens und sacrificium ist, so ist auch der Seelsorger Opfer und Opferer zugleich. Je genußsüchtiger die Welt ist, desto mehr Opferliebe muß ihr gegenüber der Klerus zeigen und üben. Vos non estis de hoc mundo. Opfern aber heißt handeln. Reden ist leicht, Thaten machen den Mann. — Dieses pastorale Opferleben studirt sich am besten aus der h. Schrift und aus dem Wort und Leben der Kirche. Lieber wenige Priester, die ihrem hohen Amte möglichst entsprechen, als zu viele Priester, die einander im Wege stehen und vom Opfergeiste nichts wissen wollen. In jenen Ortschaften, wo Priestermangel eintritt, ist der Seelsorger viel geachteter. Wie oft dagegen hört man auf der Eisenbahn die durch die Ansicht eines behäbig gelegenen Klosters hervorgerufene spitzige Bemerkung: „was denn die vielen Pfaffen da oben thun". In Rom nennt man die überflüssigen Geistlichen, die

keine Seelsorge üben und nur von Meßstipendien leben, scanozzi, zu deutsch Strohfresser. — Dieser edelmüthige Opfergeist so vieler Priester für die so sehr gelästerte Kirche ist das Wunder des 19. Jahrhunderts. — Als Marschall Oudinot in Rom 1849 einrückte, sagte er: „Auf den Soldaten und dem Klerus ruht die Hoffnung besserer Zustände, denn beide sind durch das Band der Disciplin gebunden.“ In der That ist es die Aufopferung und Subordination, welche bei beiden Ständen Großes wirkt; nur ist die Subordination des Priesters eine viel edlere und heiligere; denn er unterwirft sich freiwillig für das ewige Wohl der Gläubigen den heiligen Gesetzen der Kirche und sucht nicht zeitliche Ehre, sondern himmlischen Lohn, gleich dem h. Paulus, der sagte: „Si hominibus placerem, Christi servus non essem“. Diese opferwillige Berufsthätigkeit ist, wie Feuchtersleben sagt, die Mutter eines reinen Gewissens, dieses die Mutter der Ruhe, diese die Mutter der Zufriedenheit. — Dieses Band der Disciplin macht auch einig und stark — das lehrt das Umsturzjahr 1848; wo Alles im Falle zusammenkrachte, siegte allein der Soldat und die Kirche. Was vermöchten die 28,000 katholischen Priester, welche Deutschland zählt, wenn sie vom gleichen Opfergeiste durchdrungen fest zusammenhielten? Ein zusammenhaltender Klerus ist eine moralische Macht, die ihres Gleichen sucht auf der Welt.

15.

Was die Kirchenversammlungen beschlossen, was das Oberhaupt der Kirche zu Rom verordnete, was der Bischof als Vater der Diöcese einführte, was die Heiligen, insbesondere die Kirchenväter, lehrten und befolgten, das Alles athmet den wahren und echten Geist und Willen Christi. Wer in diesem Geiste lebt und wirkt, der hat — was man kirchliche Gesinnung nennt. — Der Josephinismus schaffte diese Gesinnung, „diese Raserei des Eifers" ab, und setzte an deren Stelle den Fürstengeist. Der josephinische Eifer gipfelte in der äußeren Routine und bureaukratischen Amtsverrichtung; man hing an dem Buchstaben und ließ den Geist verschmachten, man zog Pharisäer statt opferwilligen Priestern. Das ist stets die Folge, wenn man von Außen nach Innen reformirt. Es genügt nicht, daß man die eigentlich geistl. Verrichtungen und Berufsarbeiten äußerlich mechanisch erfüllt, sondern es ist nothwendig, daß man sie mit priesterlichem Geiste erfüllt. Der Geist ist es, der lebendig macht. — Dieser kirchliche Geist wird errungen durch Kreuz und Kampf; daher blüht das kirchliche Leben in den Zeiten der Verfolgung, darum stagnirt es in den Perioden der glanzvollen Ruhe. Das Concordat in Oesterreich hat deshalb so wenig genützt, weil es geschenkt — nicht erkämpft war; man wußte es geistlicher und weltlicher Seits weder zu schätzen noch zu gebrauchen. Das hat dem Concordat mehr

geschadet als die Hetzereien in den Zeitungen. — Ein Schriftsteller sagt: „Priester und Bischof müssen zusammenklingen (nach den Worten des h. Ignatius) wie Saiten und Cyther. Es sind viele Saiten aber nur Eine Cyther, viele Geistliche aber nur Ein Bischof, viele Willen aber Ein Gehorsam. Auf der Cyther gibt es verschiedene Akkorde, je nachdem die Saiten zusammenklingen; so gibt es verschiedene Talente unter den Priestern, und die gleichen sollen zu einem harmonischen Akkorde sich einigen; die Durakkorde zu dem harten seelsorglichen Wirken und Schaffen in der Welt, die Mollakkorde zu dem geduldig passiven Leben und Betrachten in den Klostermauern. Der Mittelakkord von Beiden ist der Bischof, sowie die Schafferin und Mittlerin der Dur- und Mollakkorde die Cyther ist." — „Sie haben eine schwere Stellung jetzt," sagte ein Katholik zu dem protestantischen Superintendenten Dr. Harleß in München gelegentlich einer religiösen Bewegung unter den protestantischen Pastoren. Dr. Harleß gab dieß zu, indem er antwortete: „O, wenn es so wie bei Ihnen wäre, daß alle ihrem Bischofe folgen!" — Der Katholik: „Nun da läßt sich ja helfen." — Harleß: „Wie so?" — Jener: „Werden Sie katholisch." Das ginge schon, aber es geht nicht. — Ein protestantischer Pastor zu Gotha segnete in Abwesenheit des Rabbiners die Leiche eines Judenmädchens ein. Das brächte kein katholischer Priester über sich, denn alle

bindet das gleiche Gesetz; da entscheidet die Kirche, nicht die subjective Willkühr. — Dieser kirchliche Geist macht den wahren Geistlichen, ohne ihn ist er nur ein Handwerker gleich dem Künstler, dem der Genius der Kunst entflogen ist. — So ging es einem josephinischen Dechant, der die Klosterfrauen in ihrer Clausur bedauerte, sie aber als bischöflicher Commissär dennoch einkleidete. — Ein ähnlicher Gesinnungsgenosse rühmte sich, keinen Rosenkranz, keine lateinische Vesper, keine lauretanische Litanei zu beten. — Der wahre kirchliche Geist verträgt sich übrigens sehr gut mit dem pünktlichen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. Ein geistreicher Mann sagt: „Man muß dem Staate gehorchen, ob er uns die Kirchenfreiheit oder Kirchenknechtschaft verleiht, ob er uns auszieht oder mit Ordensbändern behängt. Dies bezeugt die Geschichte. Die Geschichte beweist aber noch ferner, daß die Kirche eher ein Neronisches als Byzantinisches Regiment verträgt, denn dort gibt es Märtyrer, hier Schufte.“

16.

Was dem Seelsorger unserer Zeit unumgänglich nothwendig ist, ist Wissenschaft. Ein Priester ohne Wissenschaft ist ein wilder, ein Priester ohne Glauben ein giftiger Baum. Credo, ut sciam, sagt Augustinus. Glaube und Wissen müssen einander ergänzen. Der kindliche Glaube schließt das Streben

nach Wissenschaft keineswegs aus. Kenntnisse begründen auch die Achtung des Volkes. — Als ich einst an der Johanniskirche in der Jägerzeile zu Wien vorüber ging, las ein Herr die dort in Gold eingegrabenen Worte: „Labia sacerdotis custodient sapientiam“ und fügte bei: „Gott sei Dank, daß die Zeiten vorüber sind.“ Ja wohl, sie sind theilweise vorüber; der Klerus hat nicht mehr das Monopol der Wissenschaft. Das beweisen die Judenprofessoren an Gymnasien und Universitäten. Kann aber das verlorne Terrain nicht mehr zurückerobert werden? — Einen herrlichen Beweis gläubiger Gesinnung gaben Günther und seine Schule, als dessen Bücher von Rom verurtheilt wurden! Alle unterwarfen sich. Roma loquuta, causa finita. Ein eckelhaftes Gegenstück sind die versteckten und offenen Angriffe eines P. Liverani und P. Passaglia auf Rom und dessen geheiligtes Oberhaupt. Qui se exaltat, humiliabitur und umgekehrt. Der renomirte Professor Füster that wohl im Jahre 1848 den Ausspruch: „Wer glaubt, ist ein beschränkter Kopf oder ein Heuchler“; Andere sind aber der Meinung, daß er selbst Heuchler und beschränkter Kopf zugleich war; denn Dummheit und Stolz wächst auf einem Holz.

17.

Mehr noch als durch Wissenschaft wirkt ein Seelsorger durch sein exemplarisches Leben. Es

ist traurig, wenn die Pfarrkinder ihren Seelsorger fürchten, aber noch trauriger, wenn sie ihn verachten. — Die Fehler des einzelnen Priesters sind Sünden an dem gesammten Presbyterium. „Seht, so handeln die Pfaffen“, heißt es sogleich, wenn ein Judas sich offenbart. Diese Verurtheilung in solidum ist ungerecht, aber nicht unbegründet. Bei andern Ständen ist es nicht so. — Das Beispiel der Martyrer hat mehr Heiden bekehrt als die Apologetik der Kirchenväter. Auch jetzt stiften fromme Priester mehr Nutzen als gelehrte Priester, die ihren heiligen Stand nicht heilig halten. Qui in literis proficit et in moribus deficit, plus deficit quam proficit. (S. August.) — Der Priester wird mit Argusaugen beobachtet, daher gilt von ihm gewiß: non tantum caste, sed et caute. — Eine Dame sagte über einen geschniegelten Priester: „Er ist mir ein angenehmer Mensch, aber ich möchte nicht bei ihm beichten“. Eine andere Dame äußerte sich bei einer Primiz, als von der abgehaltenen schönen Predigt die Rede war: „Ja wohl, wenn man das befolgt, was sie (die Priester) sagen, dann ist es gut; aber auf Das, was sie thun, darf man nicht sehen“. War Das fromm gesprochen? — Oft thut man dem Priester unrecht, und jedenfalls dem Priesterstande, wenn man ihm die Vergehen des Einzelnen büßen läßt. Eine Dame erzählte in irgend einer Gesellschaft einen ärgerlichen Vorfall mit einem Geistlichen und schloß dann: „So sind sie

alle". Ein würdiger Priester, der bei Tisch saß, schwieg, und erst später gab er einen bekannten scandalösen Vorfall aus der Elite der Gesellschaft zum Besten, und schloß mit den Worten, die er an obige Dame richtete: „Daraus folgt nicht, gnädige Frau, daß alle unsere hochadeligen Damen so beschaffen sind". Gar artig war wohl in diesem Falle weder Dame noch Priester, aber jene verdiente den Puff, weil sie ihn provocirte. — Deshalb hatte der h. Paulus ganz recht, wenn er von einem, der sich dem Dienste des Herrn weiht, forderte, daß er irreprehensibilis (untadelhaft) sei. Die Makellosigkeit des Lebens ist die beste Predigt. Der h. Franziskus von Assisi konnte mit Beruhigung zu seinen Brüdern sagen, indem er sie zum Spaziergange einlud: „Kommt, laßt uns ausgehen und predigen". Möchte dies doch von jedem Priester gelten, auch wenn er keine Seelsorge übt!

18.

So wenig das Feuer brennt ohne Flammen zu schlagen, so wenig kann die Opferliebe des Priesters im Innern verborgen bleiben. Dieses aus dem Herzen des Seelsorgers hervorbrechende Liebesfeuer heißt Seeleneifer. Solchen Seeleneifer besaß der h. Ignatius, als er zu seinen Jüngern sagte: „Gehet hin und entflammt die ganze Welt"; man legt ihm auch die Worte in den Mund: „Hätte ich schon einen

Fuß im Himmel, und ich könnte noch einen Sünder bekehren auf der Welt, so ginge ich lieber nicht hinein". — Der wahre Seeleneifer ist nichts anderes als die paulinische Charitas. Wem diese fehlt, dem fehlt das Talent der Seelsorge. Diese Charitas, die Allen Alles wird, wirket Wunder. Was that der greise Apostel Johannes, um die Seele eines Räubers zu retten? Er ließ sich mit Gefahr seines eigenen Lebens in die Räuberhöhle führen, und verließ sie nicht eher, als bis er sein Ziel erreicht hatte. Was stand der h. Paulus aus zu Wasser und zu Land, um recht viele Seelen Christo zu gewinnen! Was thaten so viele Heilige, die den Aposteln nachfolgten! — Seeleneifer ist nothwendig; aber er hat auch seine Gränzen. Wer zu viel davon entbrannt ist, stellt leicht ein Unglück an. Die Flamme erlischt, wenn man zu viel Holz darauf legt. — Falsch ist jener Seeleneifer, qui quaerit, quae sua sunt. (I. Cor. 13, 5) „Es wird nichts anerkannt", (sprach ein Pfarrer,) „ich habe eine Mission halten lassen, und bekomme doch keine bessere Pfarre". — Falsch ist der eifersüchtige Seeleneifer. Charitas non est ambitiosa. Eifer und Eifersucht gesellen sich leicht zusammen. Kannst du Andere loben hören? Versuche es, und wenn Andere mehr leisten als du, so sage: Deo gratias. — Falsch ist der Polizeieifer, der als Fanatiker der Ruhe Alles gerne beim Alten läßt, und den Seeleneifer auf die bureauduftigen Amtsstunden beschränkt. — Falsch ist

der lamentable Eifer, der stets jammert und wehklagt über die schlechten Zeiten, und keinen Fuß rührt, daß es besser wird. Hieher gehören die Kopfhänger, Mucker, Pietisten und mürrischen Zeloten. So sieht nicht die wahre Liebe aus, die hat etwas Anziehendes. — Falsch ist der lieblose und stürmische Eifer, der Feuer und Schwert vom Himmel ruft. Ein Prediger verdammte alle Protestanten in die Hölle, was einige Zuhörer verscheuchte, denen die Predigt sonst recht gut gethan hätte. Die Liebe verdammt nicht. Einen solch falschen Eifer hatten alle Stifter von Ketzereien. — Bei einer Mission in M. Z. sagte ein Protestant: „O wenn alle Geistlichen so brav und gelehrt wären, wie diese (Missionäre), so würden wir alle katholisch.“ — Ein falscher Eifer ist auch, der wie Strohfeuer aufflammt und schnellstens verschwindet. — Falsch endlich ist der pharisäische Eifer, der Frömmigkeit und Strenge gegen Andere heuchelt, um seine eigenen Schwächen zu verdecken. Vor etlichen Jahren wurde ein Expositus zu D., der allgemein als Rigorist verschrieen war, verurtheilt, weil er in qualifizirter Weise sein Kind getödtet hatte. Was die Leute empörte, war nicht so sehr die lasterhafte That, sondern die niederträchtige Heuchelei des hartgesottenen Sünders im geistlichen Kleide.

19.

Der Gegensatz des Eifers ist die **Lauheit**. Doppelt beklagenswerth ist die Lauheit des Seelsor-

gers, der zufrieden ist, wenn nur Alles taliter qualiter geschieht, und der um des lieben Friedens willen alles hingehen läßt. — In einer Pfarre überstieg die Zahl der unehelichen Geburten, die der ehelichen — und der Seelsorger schwieg dazu! In einer Schule herrschte ein festgewurzelter Schlendrian — und der Seelsorger schwieg dazu! Das ist Lauheit und geradezu verachtenswerth. — Ein schlechter Seelsorger hat doch eine Partei — die der Schlechten —, aber der Laue hat gar keine Partei für sich, denn Alle — auch die Lauen verachten ihn. Für Sünder gibt es ein Sacrament, aber für Laue nicht; es soll vorgekommen sein, daß laue Priester selbst in der Osterzeit nicht zur Beichte gingen. Da kann kein Segen Gottes sein! — Wer in der Seelsorge wirken will, darf sich vor Thätigkeit nicht fürchten. Si vis pacem, para bellum. Wer eine Last immer nur ansieht, bewegt sie nicht weiter. Regnum coelorum vim patitur. Aber die Ruhe!? Was Ruhe! Um zu ruhen sind wir nicht Priester geworden, dazu haben wir die ganze Ewigkeit. — Irgendwo war Mission, und die Leute gingen gerne und oft beichten. Da kam ein neuer Kaplan auf die Station, dem die Arbeit zu viel war. Er schickte die Beichtleute fort und sagte, es sei genug, wenn sie alle Vierteljahre beichten gehen, ja er redete ihnen dieß als Pflicht des Gehorsams ein. Der verstand wohl auch die Worte der Schrift nicht: „Gehorsam ist besser als Opfer.“ — Am besten

lernt man Seeleneifer von heiligmäßigen Priestern, denn in dem Leben solcher Seelenhirten zeigt sich das wahre Abbild des guten Hirten. Gute Biographien sind daher sehr zu empfehlen. Wer kann von einem Franz Xaver, Salesius, Vincenz von Paul, Carolus Borromäus ꝛc. lesen, und dabei noch geistig träge bleiben? Wie beschämen solche Beispiele die Feigheit derer, welche dem Grundsatze „aliter in praxi" huldigen! Die ächte Praxis ist ja doch sicher die Praxis im Geiste Christi und der Kirche. Die geistlichen Exercitien sind ein gutes Mittel den erkalteten Eifer wieder zu erwärmen.

20.

Damit der Seeleneifer innerhalb gewisser Gränzen verbleibe, muß er durch die Klugheit geleitet und gezügelt werden. Paulus fordert ausdrücklich von den Geistlichen: „Episcopum oportet esse prudentem." — Die Pastoralklugheit besteht darin, daß man überall die nöthige Rück-, Um- und Vorsicht gebraucht; daß man fern bleibt von jeder Uebereilung, aber auch von jeder Unentschlossenheit. Klugheit und Erfahrung gehören zusammen; denn Erfahrung ohne Klugheit ist gleich einem Blinden auf gewöhnten Wegen; Klugheit ohne Erfahrung ist gleich einem Sehenden auf fremden Wegen. — Eine italienische Klugheitsregel sagt: Chi va piano, va sano, — das lateinische „festina lente," das der hl. Franz Sales übersetzt: „Schön

langsam eilen." Ein Pfarrer pflegte deshalb vor wichtigen Beschlüssen oder Unternehmungen einen Rosenkranz zu beten. — Ein junger Priester lernt die Klugheit viel besser, wenn er aufmerksam sieht und hört und sich und Andere beobachtet, als aus Büchern. Auch durch Fehlen lernt man, oder besser gesagt: der Schaden macht klug. — Ein junger Mann stürzte in das Zimmer eines jungen Kaplans und sprach ihn um eine Summe Geldes an, weil er sich sonst die Kugel vor den Kopf schießen müsse; übermorgen werde er alles bezahlen. Er bekam das Geld, aber der Kaplan bekam es nicht mehr; seitdem war er etwas vorsichtiger im Geben. Der kleine Schaden war für ihn ein Profit. — Bei Reformen thut Klugheit besonders noth. Schaffe nichts ab, wenn du nichts Besseres dafür geben kannst. Zerstören ist leichter als Bauen. Die Josephiner haben mit den Bruderschaften aufgeräumt, jetzt blühen sie doch wieder. Wer wird mit dem Unkraut zugleich den Waizen ausjäten? — Nur nicht zu viel Pläne auf Einmal ausführen. Wer viel verspricht und nichts hält, macht sich lächerlich. Klug war das Benehmen eines Pfarrers, der uns Folgendes mittheilte: „Beim Antritte meiner Pfarre bemerkte ich mit Betrübniß, daß die Sonntagsfeier sehr entheiligt wurde durch das Zuspätkommen der Leute in die Kirche; fast während der ganzen Predigt oder Christenlehre war ein beständiges Herumgehen, ein Durchdrängen durch die bereits Anwesenden, ein Hin-

einsteigen in die Kirchensitze. Ich sprach in Predigten und Christenlehre gegen diesen Unfug; ich sprach mit sanften und ernsten Worten; — aber Alles vergebens. Endlich kündigte ich an, daß von nun an jeden Sonntag beim Ablesen der gewöhnlichen Bitten eine neue dazukömmt. Alles horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, und als ich ihnen sagte, daß nach der Bitte für die Wohlthäter der Kirche, die Bitte kömmt: „Für alle Sünder und besonders für solche, die durch Zuspätkommen den Sonn- oder Feiertag entheiligen," da war wie mit einem Schlage das gewünschte Ziel erreicht; das Herumgehen während der Predigt hörte ganz auf, und höchst selten kommt jemand zu spät. Die Bitte behalte ich jedoch noch bei, weil ich darin ein passendes Mittel erkenne, von acht zu acht Tagen meine Pfarrkinder an ihre Pflicht zu erinnern und von Rückfällen zu bewahren."/

21.

Einige Fälle pastoraler Unklugheit. — Ein Pfarrer wollte ein Bild aus der Kirche entfernen, zu dem das Volk viel Vertrauen hatte; er riß es feierlich herab — das war unklug. — In einer Pfarre war es üblich, daß die jungen Burschen unter dem Kirchenthor sich zusammendrängten, während das Schiff der Kirche leer blieb; der Pfarrer ließ sie durch Gendarmen hineintreiben — das war unklug. — Ein Kaplan predigte mit so crasser Detailirung über das Laster der Unkeuschheit, daß Niemand aufzublicken wagte und

die Eltern sich vornahmen, kein Mädchen mehr zur Predigt zu schicken; der Kaplan entschuldigte sich damit, daß er so gepredigt habe aus Eifer für die Jungfräulichkeit — möglich, aber es war unklug. — Ein Geistlicher erzählte in Gegenwart von Kindern einige Beichterlebnisse — das war mehr als unklug. — Ein Anderer interpellirte von der Kanzel aus den Wirth, mit dem er sich entzweit hatte, daß er die Ruhe störe, indem er zur Predigt zu spät komme; wieder ein Anderer trieb Etliche höchsteigenhändig aus dem Tempel, weil sie geschwätzt hatten — beide handelten unklug. — Ein eifriger Priester wollte alle Jungfrauen der Pfarre in den dritten Orden des hl. Franziscus aufnehmen und zum Gelübdeablegen veranlassen — das war unklug. — Ein älterer Pfarrer erzählte allsonntäglich die in der Gemeinde und deren Umgebung vorgekommenen Scandale — das war unklug. — Ein Pfarrer hielt im Wirthshaus eine Strafpredigt — das war unklug. — Ein Anderer schimpfte über seinen Vorfahrer, über den Bischof, Dechant, Bürgermeister ꝛc. — wie unklug! —

22.

Die echte und rechte Pastoral-Klugheit zeigt sich durch einen gewissen sicheren Tact bei Allem, was man sagt und thut. Das ist heutzutage nothwendiger denn je. Soll uns die Bewegung des Volkslebens nicht umrennen, so müssen wir sie leiten, wollen wir sie aber leiten, so müssen wir uns in das Volk stellen.

Dazu gehört eben Tact; denn die Volksmassen sind leicht beweglich und äußeren Eindrücken zugänglich. Das Vertrauen zum Seelsorger ersetzt Vieles. Der Geistliche in Tirol weiß z. B. sehr gut, warum er jeden Sonntag zu dem Schützenstande kömmt. Es ist nicht nur Zeitvertreib, sondern die gemeinschaftliche Uebung in Waffen kettet die Männer enger aneinander, und macht sie willenskräftig und gesinnungstüchtig. Uebrigens kann einer auch in der Einsamkeit ein tactvoller Mensch sein und werden, wie denn die Mönche des Alterthums wirklich die Welt besser kannten als die Weltmenschen selber. Ein guter Psychologe ist auch ein kluger Mann, der sich tactvoll benimmt nach Oben und Unten. — Das ist aber nicht die rechte Klugheit, welche den Mantel nach dem Winde hängt, um es mit Niemand zu verderben, das ist weltliche Pfiffigkeit. Die Josephiner besaßen letztere Eigenschaft im eminenten Grade. Das ist doch gewiß zu viel connivirt, wenn es wahr ist, daß z. B. dem König Friedrich II., als er einem Hochamte in der katholischen Kirche beiwohnen wollte, der Kirchenvorstand sogar ein bequemes Canapé ins Presbyterium tragen ließ. Quousque tandem!

23.

Wissenschaft und Klugheit geziemen dem Seelsorger als Lehrer und Seelenführer; die Seele der Wissenschaft und Klugheit aber ist die Frömmigkeit. Diese zeigt sich zunächst durch priesterliche Demuth. Es ist nichts widerlicher als ein stolzer Pfaffe, denn

solche sind die Pharisäer des Christenthums. Wer Inful und Stab schon sieht, bevor er den Priesterkelch trägt, der ist auf dem besten Wege ein solcher zu werden, denn der Hochmuth ist nicht ängstlich in der Wahl der Mittel. Wie liebenswürdig sind dagegen solche Geistliche, die selbst in ihren alten Tagen eine gewisse Kindlichkeit sich bewahrt haben. Die Jugend ist dem Stolze mehr ausgesetzt, aber auch das Alter schützt vor Thorheit nicht. Während die Demuth für die Gnade Gottes empfänglich macht, verschließt der Hochmuth letzterer die Pforte, denn der Stolze ist von sich selbst voll; er redet nur von sich, seinen Opfern, seinen Predigten, seinen Büchern, seinen Werken, seinen Beichtkindern u. s. w. und spielt alle Farben, wenn andere Priester mehr Lob und Anerkennung finden als er. Wie klein und empfindlich ist doch ein neidischer Mensch, wie groß ein Neidloser und demüthiger Mensch! Der selige Cardinal Diepenbrock wurde auf öffentlicher Straße von Protestanten insultirt; er duldete es und sagte dazu: „Möge lieber Aehnliches noch zehnmal geschehen, als daß Einer der Unsrigen den mindesten Andersgläubigen solche Beleidigung zufüge.“ Das ist Demuth. — Ein junger Mönch in Schlesien, dem sein Wille von Oben durchkreuzt wurde, expectorirte sich darüber in einer radicalen Zeitung und sagte, „er werde wie ein Palmesel schreien und wie ein Luther des 19. Jahrhunderts auftreten.“ Das war Hochmuth. Ich sah den be-

klagenswerthen Mann später zu Rom, wo er seine Fehler in strenger Buße bereut und das gegebene Aergerniß beklagt. Stolze Priester fallen stets am tiefsten, und es ist darum nicht gut, wenn die hochwürdigen Herren sich par force „gnädige Herren„ schelten lassen. Man will auch die Bemerkung gemacht haben, daß, je beugsamer Manche nach Oben sind, desto starrer dieselben nach Unten seien; es ist dies aber die Signatur der Gemeinheit: zwei Gesichter zu haben — ohne Charakter. Der wahre Priester muß wie Paulus Allen Alles sein. Nennt sich ja selbst der Papst den „servus servorum Dei." Der hl. Bernard hat diese geheimnißvolle Kunst in die sinnigen Worte gekleidet: „Spernere mundum, spernere neminem, spernere seipsum, spernere sperni." Die Heiligen befolgten dies uud waren daher wirklich demüthig; wer aber nur demüthig scheinen will, ist gerade der Hochmüthigste. Vor Hochmuth und Neid haben sich mitunter die bravsten Geistlichen am meisten in Acht zu nehmen. Darum demüthige dich und schweige; prahle nicht mit deinen Werken; hüte dich vor der Eifersucht; sei auch mit dem Lobe Anderer vorsichtig, denn die Wenigsten können es ertragen; vor den giftigen Pfeilen des Neides ist Niemand sicher; tröste dich übrigens — sogar Jesus hatte seine Feinde.

24.

Mit der Demuth ist die Sanftmuth verwandt, und kleidet sehr gut denjenigen, der ein Jünger des

Gekreuzigten sein soll. Die Sanftmuth gewinnt die Herzen nach dem alten Sprüchwort: „Mit einem Löffel Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Eimer voll Essig". Leider gibt es sehr griesgrämige und essigsaure Pfarrer, nebst detto alten und jungen Kaplänen. — Ein Weib stand lange Zeit vor der Thüre draußen, bis endlich der Pfarrer öffnete und das Weib anschrie, was sie wolle, warum sie nicht eintrete? Bebend versetzte das Weib: „Ich fürchtete mich". Kann ein solch grober Herr mit gutem Gewissen sagen: Kommet zu mir ihr Mühseligen und Betrübten, ich will euch erquicken? — Bei einer Procession kommandirte ein assistirender Kaplan paschamäßig: „Niederknieen!" und wenn einer vor lauter Schauen den Hut aufbehielt, flugs flog er über alle Häupter. Wie ganz anders wurde Zachäus auf dem Feigenbaum behandelt! — „Stecke dein Schwert in die Scheide", sprach der Heiland zu Petrus; aber manche Geistliche wollen stets gleich mit dem Schwerte dreinschlagen, und es scheint, daß sie einen Pastoralstecken statt des Hirtenstabes führen. Nein, das ist nicht die Manier Christi. Niemand läßt sich fromm zanken; im Gegentheile, das beständige Keifen und Belfern irritirt. Allerdings gehört große Sanftmuth dazu, wenn man bemerkt, daß alles Reden in der Schule, auf der Kanzel und im Beichtstuhle vergebens ist; aber wir haben auch das Beispiel Christi, der zu den verzagenden Aposteln sprach: „Werft das Netz nochmal aus,

obwol ihr die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen habt;" sie folgten und siehe — wie lohnend war die Beute! — „Hieher", rief ein Beichtvater vom Beichtstuhle aus, „hieher zu mir", aber Niemand wollte dahin, sondern Alles retirirte sich wie vor einem Brummbär. — „In meiner Pfarre rührt sich Niemand", rühmte sich ein scharfer Pfarrherr; aber dieser Ruhm paßt auch für Sibirien. — Besonders sanft muß man mit Kindern und Sündern sein. Es gab aber einen Pfarrer, der ein Kind so oft schlug als er es sah, weil es einmal am Communiontisch gelacht hatte. Ob der wohl daran gedacht hat, daß einst ihm mit demselben Maße wird zurückgemessen werden? — „Wie sind Sie so alt geworden?" fragte jemand einen Pfarrer. Dieser gab zur Antwort: „Ich habe drei liederliche Personen nicht ins Pfarrhaus gelassen, nämlich den Müssiggang, den Zorn und die Trunkenheit."

25.

Wenn manchmal Weltmenschen Rang und Stellung ändern und in eine höhere Würde eingesetzt werden, so geschieht es nicht selten, daß sie sich alle mögliche Mühe geben, ein verändertes stolzes und steifes Benehmen selbst auch gegen früher vertraute Freunde, mit denen sie in gleicher Linie standen, zur Schau zu tragen; sie thun dieses, um sich in Respekt zu setzen, verschaffen sich aber dadurch so wenig Respekt

als ein kalkutischer Hahn, der, um zu imponiren, die Federn spreizt. — Hoch ist auch deine Würde, o Hochwürdiger, o Ehrwürdiger geistlicher Herr! Allein wäre sie auch zehnmal erhabener, so bliebest du trotz deiner Würde doch nicht würdig, wenn du deinen Werth und deine Würde nicht zu begründen suchest in der Demuth, in dem reinen Herzen und guten Gewissen, im ungeheuchelten Glauben, der durch die Liebe thätig wird, die Allen alles zu werden sucht, um sie Christo zu gewinnen. „Tantum oportet excellere merito, quantum gradu, spricht der gottselige Verfasser des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi. Würdest du, geistlicher Herr! nur streben nach dem gradus, und nicht um das meritum dich bekümmern, so würdest du gleich werden einer imaginären oder negativen Größe in der Mathematik, deren Werth um so geringer wird, je höher man sie steigen läßt. — Wieder aber andere sinken aus übelverstandener Popularität schnurstraks, plump und blöde in die Niedrigkeit herab, und statt daß sie sich Allen gemein machten mit der Lehre des Heiles und mit dem Lichte des auferbaulichen Beispieles — bleiben alle Gemeinheiten der Welt an ihnen hängen. Der Diamant bleibt das, was er ist, auch in der Moorpfütze; nie aber ist ein Geistlicher aus der Kneipe als ein Diamant hervorgegangen. — Das bedenke o Geistlicher! und erforsche dich, ob das eine oder das andere Extrem sich an dir finde. Dignus est dig-

nitate sacerdotali, qui sua non inquinat vestimenta, qui saecularia lenocinia postponit pro vera philosophia.“ (Petr. Coelest. l. 7. ep. 12.)

26.

Manche Geistliche, die früher in der Welt lebten, verfallen in der Abgeschiedenheit des Seelsorgeramtes in eine gewisse Melancholie. Es ist aber eine traurige Sache um die Melancholie, wenn sie einen Geistlichen erfaßt; denn er verbittert sich nicht nur selbst das Leben, sondern er überträgt auch seine knurrende Stimmung auf seine seelsorgerlichen Functionen. Alles ist und wird ihm zuwider. Der Beichtstuhl macht ihn melancholisch; er sagt, es nützt ohnehin nichts, wozu mit den Betschwestern sich abgeben; das viele Sitzen stört nur den Blutumlauf und wirkt schädlich auf den Körper ein (das Sitzen bei dem Kartenspiel aber nicht?). — Der Schulbesuch macht ihn melancholisch, denn man muß sich nur ärgern mit den verwahrlosten Kindern, bei denen ohnehin alles Predigen und Ermahnen vergebens ist, wenn die Aeltern daheim nichts thun, und die Jugend nicht erziehen und im Zaume halten. — Der Krankenbesuch macht ihn an und für sich melancholisch — kurz es gibt keine von des Priesters Verrichtungen, welche ihn nicht melancholisch stimmen würde. Die ganze Biographie eines solchen Seelsorgers, sagt Jais, ist in den wenigen Worten enthalten, die ich in meiner Jugend aus

dem Munde eines mißvergnügten Geistlichen hörte: „Es ist ein höchst trauriges Leben, immer das thun müssen, was man nicht thun will, und nie das thun dürfen, was man thun will.“ Nun mag ein jeder selbst die Laster und Ausschweifungen, welchen sich ein solcher Seelsorger preisgibt, die Sacrilegien, welche er bei jeder heiligen Messe und Ausspendung der heiligen Sakramente wie das Wasser einschlürfet, den Verlust so vieler Seelen, die er vernachlässigt oder ärgert, hinzudenken. — O ja du hast Recht, du weiser Mann, der du schon vor Jahrtausenden schriebst: „Treibe die Traurigkeit weit von dir; denn Traurigkeit hat schon Viele getödtet, und sie bringt keinen Nutzen.“ (Eccl. 30, 25.)

27.

Die Zierde des Priesterstandes ist seine Jungfräulichkeit. Wie Christus, der Makellose, soll auch der Priester rein und makellos dastehen, wahrhaft geistlich, wahrhaft ungetheilt, nicht wie die Andern dem Weibe anhängend. Der Cölibat des Priesters hängt mit der Opferidee zusammen, und der Cölibatsturm findet nur in jenen Zeiten und Ländern statt, wo dieser priesterliche Opfergeist entschwunden ist. Merkwürdig, daß die Welt, die sonst Fleischesschwachheiten so leicht verzeiht, dieselben so streng beurtheilt an den Geistlichen. Die Leute wollen mit Recht, daß die Geistlichen, welche über die Fehler der Menschen zu Gericht sitzen, fehlerlos leben. Die Enthaltsamkeit

des Seelsorgers ist eine stumme Predigt für die genußsüchtige Gegenwart. Allerdings ist das Opfer groß und schwer, aber nicht unmöglich. Sieh hin auf die Heiligen, welche die Lilie tragen: Antonius und Aloysius gehörten dem geistlichen Stande an. — Merkwürdig ist auch der böse Argwohn der Welt gerade gegen Priester. Ein Geistlicher besuchte oft einen kranken Mann, und stand ihm auch im Sterben bei. Nach dem Tode des Mannes setzte er die Hausbesuche noch einige Zeit fort. Sogleich sagte ein Jemand: „Was denn der heilige Pfaff so oft da zu thun hat?" — Darum ist Vorsicht ungemein nothwendig. Non tantum caste sed et caute. — Der hl. Vincenz von Paul wurde von einem jüngeren Priester gefragt, ob er einem kranken Fräulein den Puls fühlen dürfe? „Nein", gab er zur Antwort, „es könnte für dich und sie gefährlich werden;" fügen wir hinzu: „Es könnte Anlaß zum Klatsche geben." — Zu dem sel. Witman kam am Faschingdienstag ein Mädchen, klagend, daß sie nicht wisse, wo sie schlafen solle. Witman, der sonst so milde und wohlthätige Pfarrer von Regensburg, jagte sie fort. — Wie argwöhnisch die Leute sind, beweist auch folgender Fall. Ein neuer Cooperator verirrte sich auf seiner neuen Station und kam erst am späten Abend nach Hause; sogleich erzählten die Bauern: „Der neue Cooperator war fensterln." — Merke daher das Wort des hl. Benedict: „Serva ordinem (deinen Stand) et ordo servabit te."

28.

Doppelt schnöde ist es, wenn ein Geistlicher das arglose Vertrauen mißbraucht, das ihm die Unschuld schenket. Wenn ein Priester sich in dieser Hinsicht verfehlt, so leidet der ganze Stand darunter. In einem Gebirgsthale kam eine Verführung der Kinder durch einen unglückseligen Geistlichen vor. Das Scandal gab nicht nur in der Gegend viel zu sprechen, sondern wurde durch Zeitungen in die ganze Welt ausgetragen, und es bedurfte längere Zeit, bis die nachfolgenden Geistlichen das Vertrauen des Volkes wieder gewannen. — Ein leichtfertiger Geistlicher predigte einst: „Es gibt in jedem Stande Leute, die wie Schlangen durch das Gras schleichen, und die blühenden Blumen mit ihrem Gifte begeifern;“ da ertönte unter den Zuhörern eine Stimme: „Das ist er selbst.“ — Welche Verantwortung, welch ein Aergerniß! O möchtest du täglich dir zurufen: „Pepigi foedus cum oculis meis“, und „cor mundum crea in me Deus.“ Du bist nicht weiser als Salomo und nicht stärker als Samson. Sei nicht ängstlich, aber noch weniger dreist und leichtsinnig. — Ein schüchterner Kaplan, der sich in die Weltluft gar nicht gewöhnen wollte, ging öfter einsam im Schloßgarten spazieren. Wenn ihm etwa ein Schloßfräulein am Wege entgegenkam, so schlug er mit Hintansetzung aller Regeln der Schicklichkeit eine andere Richtung ein. Schnitten ihm allenfalls die Schloßfräulein den Weg ab, so daß

er doch an ihnen vorüber mußte, so lief er aus Verlegenheit auf und davon. Das ist ein baumwollener Mensch! — Ein Anderer war das Gegentheil; er ging nur in solche Häuser, wo junge Mädchen waren und benahm sich manchmal so, daß eine Dame sagte: „Reden Sie doch so, wie sich's zu Ihrem Kleide schickt.“ Der war ein geckenhafter Mensch. — Keiner von Beiden traf das Rechte, wie z. B. der hl. Franz von Sales, der in einer Gesellschaft sagte: „Ich habe diese Frau gesehen, aber nicht betrachtet.“

29.

Man nennt das Seelsorgerleben ein sorgenfreies — ist es aber nicht. Wohl plagt ihn gerade nicht die tägliche Frage: „Was werden wir essen?“ Dagegen aber drücken viele andere Sorgen den Priester. Im Jahre 1516 schrieb ein Geistlicher eine Epistel über die „miseria Curatorum“, worin es heißt: „Quemadmodum crucifixus est Christus a Judaeis, ita quotidie crucifigitur plebanus a parochianis.“ Und in der That ist es schwer, Allen gerecht zu werden. Die Reichen sehen ihn über die Achsel an, die Armen schreien ihn als Prasser aus, die Sünder fliehen ihn, und die Guten — mit denen er sich jahrelang plagt — werden ihm endlich auch untreu. Wie schauerlich, wenn er noch mit Nahrungssorgen zu kämpfen hätte, da doch der Apostel sagt: „Wer dem Altare dient, soll auch vom Altare leben.“ Einstens waren die Geist-

lichen allerdings finanziell viel besser gestellt; indeß hat doch der große Reichthum der Kirche stets mehr geschadet als genützt; denn Niemand kann zwei Herren dienen. Es ist daher nicht schön, wenn die Geistlichen gar zu stark über den Verlust des Zehents lamentiren; möchten sie bedenken, daß gerade die apostolische Armuth die Welt bekehrte. — Nicht selten wird den Geistlichen der Geiz vorgeworfen, d. i. daß sie mehr Liebe zum Gelde als zu den Seelen haben. Wir glauben aber mit Unrecht; denn wer gibt häufiger als der Geistliche? Dieses abscheuliche Laster würde denjenigen doppelt entehren, der die Leute vom Vergänglichen abziehen, und zu den himmlischen Gütern anleiten soll — abgesehen davon, daß es auch alle heilige Begeisterung entzieht und hartherzig gegen den Nächsten macht. — Ein Geistlicher gab luxuriöse Tafeln, schenkte aber keinen Kreuzer von seiner Stola her. Das ist wohl nicht gerade geizig, aber jedenfalls sonderbar und hartherzig. — „Wie stehen die Fünfpercentigen?" fragte ein Pfarrer beim Asperges den Verwalter, — unstreitig sehr zur Unzeit. — Und für wen betreibt denn der Geistliche Actienschwindel und Börsespeculationen? Ein Geistlicher, der das Kirchengut für seine Erben aufbewahrt, hat selten Dank dafür, und noch seltener wird damit Segen gestiftet. Das geistliche Vermögen kommt nicht auf die vierte Generation, oft zersplittert es schon bei den ersten „lachenden Erben", die den Tod des Alten kaum erwarten

können, und noch vor seinen Augen die Kästen plündern. Da bewährt sich nicht einmal das alte Sprüchlein: „Der Geizige stiftet erst Gutes nach seinem Tode.“ — Nein, lieber mit Wenigem zufrieden leben, als nach Einkünften jagen und mit denselben geizen. Wer mit Schuldenmachen beginnt, lernt das Knickern, und aus dem Knicker entpuppt sich der Geizhals; und da der Geiz mit den Jahren zunimmt statt abzunehmen, so ist diese Klippe doppelt gefährlich, wenn das Einkommen der Pfarre sich steigert. — Und was nützt ihm all sein Geld? Sagt nicht der Apostel: Beatius est dare, quam accipere? Es ist ein größeres Lob ohne Geld zu sterben, als mit so und so viel Coupons und Silberthalern. Bischof Fenelon wünschte sich zu sterben ohne Geld und ohne Schulden. Deshalb war es sehr zutreffend, als einst jemand auf die Frage: „Was trägt diese Pfarre?“ dem Pfarramtscandidaten die Antwort gab: „Den Himmel oder die Hölle, je nachdem Sie selbe verwalten.“

30.

Endlich gehört auch Muth und Stärke in den Kreis der pastoralen Eigenschaften. Der Priester muß den Muth haben, die Wahrheit zu sagen und die Lüge zu zertreten, deshalb jedwede Menschenfurcht überwinden — sowohl nach Oben als nach Unten. — „Kennst du mich“, rief der Ortspfarrer einem Burschen zu, der keck an jenem vorüberging, ohne zu

grüßen, „kennst du mich?“ Sogleich zog der Bub den Hut vom Kopfe. — Stärke darf jedoch nicht Grobheit sein; denn letztere schadet ebenso wie die Weichlichkeit; aber männliche Entschiedenheit in kirchlichen Dingen ist segenvoll. „Ich begreife nicht“, sprach daher Jemand mit Recht, „daß die Geistlichen in Oesterreich das Concordat nicht mehr benützen!“ Ich begreife es auch nicht, aber wahrscheinlich fehlte es an jener muthigen Entschlossenheit, welche sich über das anfängliche Gerede, über das etwaige Aufsehen rc. nicht hinaussetzte. Allerdings sagt das Sprichwort: „Reden ist Silber, und schweigen Gold;“ allein schweigen, wo man reden sollte, ist eine Priestersünde. Es gibt einen apostolischen Freimuth, aber keine apostolischen Duckmäuser. Wie ganz anders sprach ein Martyrer: „Ihr könnt mir das Leben nehmen, aber mich nicht schrecken.“ — Ein Bischof der Neuzeit ermahnte daher mit Recht seine Priester, die Exercitien machten, sie sollten sich bemühen auf eigenen Füßen zu stehen, und sich selbst Ansehen zu verschaffen, damit sie nicht bei jeder Kleinigkeit zum Bezirksgerichte laufen müßten. Als der hl. Ignatius Loyola ein Rettungshaus für Gefallene zu Rom errichtete, gab das zu allerlei ehrenrührigen Reden Anlaß. Ignatius aber blieb standhaft nnd sagte: „Ich bin zufrieden, wenn Eine Seele verhindert wird zu sündigen.“ — „Deus fortitudo mea“ unterschrieb sich auf seinem Porträt der greise Erzbischof von Freiburg, Herrmann von Vicari,

und was er niederschrieb, bewährte er durch die That. — Ein Jesuit tröstete in einem Schreiben aus Amerika seine Angehörigen mit den Worten: „Unsere Mission ist blühender als je, wir haben in diesem Jahre vier große Verfolgungen gehabt.“ Der verstand die Worte des Benedictus: „Ut sine timore liberati serviamus illi.“ — Als man in der französischen Nationalversammlung vom 16. Sept. 1790 die Abschaffung jeder kirchlichen Kleidung, außer beim Gottesdienste, unter dem Vorwande durchsetzen wollte, daß sie dem Volke verhaßt geworden sei, erhob sich dagegen mächtig der Bischof von Clermont und rief am Schlusse aus: „Eher wird man mir mein Gewand vom Leibe reißen, als daß ich es ablege.“ Das war Starkmuth. — Die französischen Priester sollten auch den Eid auf die gottlose Civilconstitution leisten. Bonnac, Bischof von Agen, erklärte: „Das Gesetz bestraft die, welche den Eid nicht leisten, mit dem Verlust ihrer Aemter; ich bedaure den Verlust meiner Stelle und meines Einkommens nicht; bedauern würde ich blos den Verlust Ihrer Achtung, die ich verdienen möchte. Ich bitte daher, den Ausdruck meines Bedauerns entgegenzunehmen, daß ich den Eid nicht leisten kann.“ Das war Artigkeit und Energie zugleich. — Trotz aller Kunstgriffe, Verführung, Drohung und Schrecken blieb der Clerus der Kirche treu — ein Tag des Ruhmes für den französischen Clerus, so daß selbst der den Geistlichen so feindlich gesinnte Mirabeau in

Betreff der Priester gestehen mußte: „Wir haben ihre Güter genommen, sie aber haben ihre Ehre bewahrt." — Möge der Clerus im katholischen Deutschland sich an diesem Vorbilde spiegeln! Ohne Opfer, ohne Muth und Stärke, ohne Ausdauer im Kampfe werden wir die falschen Principien der Zeit nicht überwinden. Ein großer Theil des Clerus ist zu gutmüthig. Viele schmunzeln mit gehäbigem Selbstbewußtsein in ihrem wohlgeordneten Pfarrbezirk, während der Sturm der Verfolgung über die Gesammtkirche tosend dahinbraust. Täuschet Euch nicht, sondern schreibet das starkmüthige Non possumus des greisen Pius IX. mit Fractur-Buchstaben in Euere Seele ein, damit es lesen alle offenen und schweifwedelnden Feinde der katholischen Priester!

Erster Theil.

Das Privatleben.

Erstes Kapitel.

Oekonomie.

1.

Was für eine Pfründe ist denn eine gute? rief ein Kaplan aus. — Ein Pfarrer aus der Nachbarschaft, der gern Witze machte, antwortete schmunzelnd: Felix parochia ista, — Cui non est Nobilista, — Neque ulla filia (Filialkirche) — Neque via publica. — Oder: Felix illa parochia — Ubi non sunt ista tria — Moyses, Aaron et Elia. — Oder: Ille loci parochus fit terque quaterque beatus, — In quo non Abraham, Sem, Cham, nec vivit Elias. — (Abraham bekanntlich ein Jude, Sem ein Edelmann, Cham ein Beamter und Elias ein Mönch.) Aber der schmunzelnde Herr Pfarrer gab diese Zeilen nur zum Besten sine ira et studio — und wollte damit Niemanden über die Nase fahren.

2.

Ein Geistlicher, der im Lehrfache wirkte, dachte sich stets als das Ideal seiner Wünsche eine einfache

Landpfarre, und theilte diese seine Gesinnungen einem bewährten Freunde mit. Dieser schrieb ihm zurück: „Sie schreiben, daß sie eine Pfarre jeder Ehrenstelle vorziehen. Und doch kann ich mir Sie nicht so leicht als prosaischen Landpfarrer vorstellen. Ich gestehe, daß auch ich in früheren Zeiten, wo wir einen Theil des Herbstes auf dem Lande zubrachten, mir einen Pfarrer wie einen Patriarchen vorstellte, der als liebender Vater Alle beglückte und selbst dadurch glücklich war. Doch — mein Gott, wie viel Prosa habe ich gefunden! Einestheils sind die Menschen oft so böse und verbittern durch ihre Rohheit und Verderbtheit dem Pfarrer die Tage, anderntheils sind auch die Pfarrer oft so —", hier endet das Bruchstück des Briefes. — In der That leidet die ideale Anschauung der Landseelsorge sehr durch die weltlichen Sorgen, die oft mit den Landpfarreien verbunden sind, und die ökonomischen Unfälle und Zufälle trüben das idyllische Privatleben des Seelsorgers.

3.

Die Ansichten über Oeconomiebetrieb von Seite der Geistlichen sind sehr verschieden; dem Einen erscheint er als mißlich, dem Andern wieder als sehr ersprießlich. Da kann man hören: Ich danke Gott, daß ich eine Wirthschaft habe und nicht Alles mit baarem Gelde einkaufen muß; Verdruß gibt's überall im Menschenleben; man muß nur selbst ein Oekonom sein,

sich nichts vergeben, mit Energie die Dienstboten sich erziehen, nach seinem Willen regeln, dann geht es schon. — Andere sagen wieder: Willst du ein Kreuz, so nimm eine Pfarre mit Oekonomie, da werden dir die Haare frühzeitig grau, und mit allen Donnerwettern könntest du öfters dreinfahren vor Galle, Unmuth über das Gebahren der Dienstleute, über die schlechte Arbeit, schlechtes Wetter, Mißwachs, Steuern, u. s. w. — Welchen soll man hören? — Ein Geistlicher, der darum gefragt wurde, antwortete so: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; es soll sich keiner Illusionen mit der Wirthschaft machen — bei lateinischen Herren und Kutschern, wie das Sprichwort sagt, wird der Pflug und der Wagen selten gut geführt — nur Vorliebe, Neigung und Thätigkeit für den Gegenstand macht die Sache noch leidentlich; fehlt aber diese Neigung und diese Energie für agrarische Zustände — dann meide die Wirthschaft oder verlange dir keine.

4.

Ein junger Kaplan kam zu einem Wirthschaftspfarrer und bemerkte bald, daß in dem Hause überall die größte Reinlichkeit herrsche, daß auch die Arbeiten alle rüstig vorwärts gehen, und die Leute selber heiter und gemüthlich seien. „Wie bringen Sie das zu Stande, Herr Pfarrer"? frug der junge Mann. „Sie scheinen ein Muster von einem Oekonomen zu sein!"

— „Das gerade nicht“, antwortete mit Bescheidenheit der alte Pfarrer; „aber ich will Ihnen zu Ihrem eigenen Besten, wenn Sie vielleicht selbst einmal hausen sollten, einige goldene Regeln sagen, die gewiß nicht schaden, wenn sie auch nicht immer helfen. 1. Steh früh auf und lenke dir den Oberknecht zurecht; behandle diesen gut und versichre dich seiner Treue, weil er deine rechte Hand sein muß — mit diesem wirke vereinigt auf die Anderen. 2. Gib keine dummen und sich widerstrebenden Befehle; aber was befohlen ist, muß geschehen, und selbst wenns nicht gut geräth. 3. Dulde keine Langsamkeit, keine Trägheit (aber auch nichts überschießen); es darf Niemand im Hause langsam gehen, sei's beschäftigt oder nicht. 4. Alles mit der Uhr — zur rechten Zeit schlafen gehen, zu rechter Zeit auf; vor dem Hausherrn muß man in Hinsicht der Rundschau nie sicher sein. 5. Pünktlicher, guter Lohn und zu seiner Zeit Rekreation für das Gesinde, wo die Leutseligkeit des Hausherrn die Gemüther gewinnt. 6. Insbesonders muß häusliche Andacht, Frömmigkeit, genauer Besuch des öffentlichen Gottesdienstes energisch geübt werden, und die sich weigernden oder Aergerniß gebenden Individuen sollen unbarmherzig entfernt werden, selbst wenn sie Besserung versprechen; solche Strenge ist mit dem Scalpel des Arztes zu vergleichen, das kranke Glied muß weg, wenn es auch der Patient noch behalten will.“ — Der junge Mann schrieb sich das Alles gut hinter seine Ohren; ob es

ihm gut anschlagen wird, weiß der Schreiber dieser Zeilen nicht.\

5.

Ein anderer Pfarrer irgendwo war con amore Wirthschaftsmann; nicht nur, daß er ein fleißiger Nachsteher bei den Arbeitern war, ergriff er selbst die Sense, und mähte wie ein Vormäher zur Bewunderung der Anderen. Es schien ihm löblich, und wenn er sich so abgearbeitet, daß er Wäsche wechseln mußte, so war ihm dieß Befriedigung, und „nulla dies sine linea“ schien erfüllt zu sein. Sein liebstes Gespräch war ihm immer die Heufechsung oder Korn-, Hafer- und Weizenernte, oder die Marktpreise der Körner u. s. w. Wenn Reisende in seinen Ort gelangten, und er sie zufällig in dem Gasthause traf, so war das dritte Wort vom Heu oder von der Wirthschaft — etwas Anderes interessirte den geistlichen Herrn nicht. — Was war die Folge? Bald nannte man ihn in der ganzen Umgegend den Heupfarrer! — „Bei mir geht alles nach Commando!“ sprach ein anderer Pfarrer bei einer Tafel zur versammelten Gesellschaft. „Wenn der Schnitt kommt, wird eine ganze Compagnie Schnitter gesammelt — ich zahle gut, gebe gute Kost — mit Freuden lauft man mir zu. Bei Morgenfrühe wird auf ein gegebenes Zeichen mit Halloh ausgezogen, und wozu Andere 8 oder 14 Tage brauchen, damit bin ich in 2 Tagen fertig. Solch eine Schnittermahlzeit sollten

Sie sehen, meine Lieben — da gehts besser vorwärts!" — Das ist alles wahr — aber daß die Schnitter die ganze Sache als halbe Comödie ansehen, daß Jung und Alt, Burschen und Dirnen mehr kichern mit einander und schäkern, als arbeiten, und daß es die halbe Compagnie vollbringen könnte in derselben Zeit — das weiß der liebe Herr Pfarrer nicht. — Ein alter Dechant auf einer großen Wirthschaftspfarre empfing aus den Händen der Wirthschafterin die eingelaufenen Gelder von verkauftem Getreide. Mit Freude breitete sie das Geld auf dem Tische aus, und benachrichtigte den Herrn, daß der Verkauf ein sehr guter war. Der gnädige Herr antwortete: Ist das Geld gezählt? — Die Dienerin erwiederte: Nein! — „O so muß ich's auch noch zählen, was bin ich für ein geplagter Mann!" — Es ereignete sich einst, daß ein Bischof bei Gelegenheit einer Visitation zu dem gemächlichen Hausherrn sprach: „Wir wollen jetzt ins Freie gehen, und Sie, Herr Pfarrer, werden uns Ihre Grundstücke zeigen." — „Ach!" sprach der verlegene Pfarrer, „Eure Bischöfl. Gnaden, die weiß ich selbst nicht." — Ein anderer Herr Pfarrer dachte sich: „Was soll ich mich plagen mit der Wirthschaft, ich gebe Alles in Pacht." Gedacht, gethan. Der Pachtschilling war ein guter zu nennen. Nach einigen Jahren besuchte ihn einer seiner Freunde und fand den Pfarrer ganz mißmuthig. „Was gibt es denn," frug er, „daß du so milzsüchtig bist?" — „O, antwortete

Jener, die Welt liegt im Argen; trotz allen Zusprüchen habe ich seit 3 Jahren keinen Pachtschilling bekommen, es ist zum Haarausraufen! — Ein Pfarrer im Gebirge fand sich gern bei allen Viehmärkten ein und trug manchmal die erkauften Ferkeln in einem Sacke selbst nach Hause, so daß man ihn „den Spannferkel-Pfarrer" zu nennen pflegte.

6.

Eine eigene Handthirung ist wiederum bei der Kellnerei. — Da gibt es manche Seelsorger, die aus lauter Liebe zu ihrem guten Tröpfle mehr im Keller sind, als im Wohnzimmer, die auch von jedem Jahrgang Weine haben müssen, und ihren Schatz im Keller bewachen, wie ein Argus seine Angehörigen, dabei aber beständig über Geldnoth klagen — abgesehen davon, daß kleine Rubinen allmählig im wachsenden Werden auf ihrer Nase sich bilden und — sage mir, mit wem gehst du um, und ich sage dir, wer du bist. — Da war ein guter Herr Pfarrer, der wurde ganz zorngallicht, wenn er 6 Kreuzer beim Spielen verlor; aber beim Mittagsessen und bei der Jause setzte er Weine auf, die viel Geld werth waren, wo die Katz daraufgesessen ist, wie die Gäste sich ausdrückten, und hatte eine kindische Freude daran, wenn sie verschwanden, und er den Schlüssel für den Keller zum zweiten Gange holte. Ist das Schwachheit oder Idiosynkrasie? — Als ein indolenter Oekonom auf eine andere Pfarre, mit der ein bedeutender

Weinbau verbunden war, versetzt wurde, bewog man ihn mit vieler Mühe einmal seinen Weinkeller zu besuchen. Aber kaum hatte er die letzte Kellerstufe zurückgelegt, so fing er zu schnaufen und zu pusten an, als befürchte er einen Stickfluß, und von dieser Zeit an konnte man ihn nicht mehr dahinbringen, eine Kellervisitation anzustellen; daher er auch von seinen Bindern häufig betrogen wurde, und nach seinem Tode viele Eimer Wein nur mehr für den Essigsieder zu gebrauchen waren. — Ein frommer Dechant sprach zu einem seiner Kollegen: „Im Bildersaale meiner Vorfahren lernte ich einen edleren und bleibenderen Gewinn von meiner Pfarre suchen, als den der Keller und die Scheune gibt!“

7.

Die neueste Litanei (sagte ein Pfarrer) die ich verfassen könnte, wäre folgende:

Heute 30 Bettler,
Gestern 40 minder Einen,
Dann Werklmänner und böhmische Musikanten,
Heute Sammlung für A. B. C.,
Jetzt abgedankte Soldaten und kecke Freiwillige,
Morgen Sammlung S., E., W.,
Mitunter vacirende Beamte und Lehrer,
Heut' ein Kapuziner,
Gestern ein Franziskaner,
Morgen Brandsammlung,

} Herr, erbarme dich unser!

Heut' für's Knabenseminar,
Morgen für Nordamerika,
Uebermorgen Bosnien,
Ach ehegestern Palästina,
Heute Kölnerbau,
Morgen Votivkirche,
Heute Alumnatikum,
Und Hausarme als täglich Brod,
Zuletzt noch der Dr. Rousseau u. s. w. u. s. w.

Herr, erbarme dich unser!

Doch kein Mensch frägt mich, hast du was zu geben, oder steht die Masse der Forderungen mit deiner Congrua in Einklang?

8.

Ein Pfarrer, der sich viel mit Oekonomie beschäftigte, besuchte einst seinen Nachbar, der von Folianten umgeben, und die Stirne in gelehrte Falten legend jenen mit den Worten des Horaz begrüßte: „Beatus ille, qui procul a negotiis, paterna rura bobus exercet suis, solutus omni foenore." Unwirsch darüber erwiderte jener: „Hören Sie mir mit des Hofpoeten Flaccus idyllischer Anschauung der Landwirthschaft auf! Derselbe hat sicher nie die Nase in einen Kuhstall gesteckt, und ist nie stundenlang in Wind und Frost auf der Tenne bei dem Abmessen gestanden, um von seinen Dreschern nicht geprellt zu werden. Doch lassen wir das." — Es entspann sich weiter ein Gespräch über verschiedene kirchliche Gegenstände, ins-

besondere über das Breviergebet, das der Oekonomie-pfarrer nicht mehr ganz zeitgemäß, zu dickleibig und besonders an gewöhnlichen Sonntagen viel zu lang fand; denn er sprach: „Mein werther Nachbar! Sie auf Ihrer sogenannten Pantoffel-Pfarre werden wohl hinlänglich Zeit finden, täglich das Brevier für sich und vielleicht auch noch für mich persolviren zu können. Sie wissen die Verhältnisse meiner Pfarre; Sie kennen meine beschwerliche ausgedehnte Oekonomie. Sie schreiben ganz bequem Ihre vierteljährigen Quittungen, beheben ihre Obligationen und schauen sorgenlos zum Fenster hinaus, wenn es blitzt und hagelt, oder der Himmel in Strömen sich entladet und das Heu noch auf den Mahden liegt. Aber Unsereiner muß früh und spät daran und allerorten sein, um nicht von dem heillosen Gesinde, das sich in unserer Zeit immer schlechter gestaltet und das Prognosticon verdient: „Sudant, quando vorant, frigescunt, quando laborant“ — hintergangen und beschädiget zu werden. Soll ich die Wirthschaft der Pfründe vernachlässigen? Soll ich die Grundstücke von eigennützigen Pächtern aussaugen lassen? Habe ich nicht bei der Investitur die Verpflichtung übernommen, für das Gut der Kirche und Pfründe nach meinem besten Wissen und Gewissen zu sorgen? Und das thue ich auch, obwohl man häufig und sogar oft von einer solchen Seite, wo es besonders kränkend ist, dem Oekonomie-Pfarrer den Vorwurf macht, daß er ganz verbauere und nichts

anders bete als: Ecce quam pinguis est panis Christi! Dann halte ich es auch für nothwendig, in der Geistesbildung der Gegenwart nicht zurückzubleiben, um nicht im Umgange mit gebildeten und halbgebildeten Menschen, mit denen ich öfters conversiren muß, eine traurige Rolle zu spielen; endlich muß man sich doch auch mehrere Journale halten, deren Lesung meine freien und Erholungsstunden so in Anspruch nimmt, daß mir kaum Zeit übrig bleibt, Abends, wo man ohnehin, besonders in den Sommermonaten von dem Nachsehen und Herumsteigen bei den ökonomischen Arbeiten müde und schläfrig ist, die Vesper sammt dem Complet zu beten." — Der gelehrte Nachbar gab ihm folgende Antwort: „Welch rationeller Oekonom der Herr Nachbar in Ihrer Umgebung sind, und wie Sie zugleich auf eine sehr wohlthätige Weise durch Wort und Beispiel auch auf das zeitliche Wohl Ihrer Gemeinde Einfluß nehmen, ohne Ihre priesterlichen und seelsorglichen Berufsarbeiten auf die Seite zu setzen, das weiß die ganze Nachbarschaft. Auch ist mir bekannt, wie Sie in den profanen Wissenschaften, besonders in der Geschichte und Naturlehre so bewandert sind, daß Sie Jedem Rede und Antwort geben können, und keines so ununterbrochenen Studiums mehr bedürfen. Indeß meine ich, sollte uns das Lieblingsstudium der profanen Wissenschaften — nicht die Stunden entziehen dürfen, die wir der Anbetung und dem Lobe des Allerhöchsten und auch unserer Gemeinde

schuldig sind, die, — weil zu sehr von irdischen Dinge und von der Sorge des Lebens in Anspruch genommen, mit Recht von uns verlangen kann, — täglich für sie vor das Angesicht des Herrn hinzutreten und das Opfer des Gebetes zu bringen. Soll ich Ihnen dafür ein Beispiel nennen? Welch schönes Opfer der Selbstverläugnung brachte der hl. Hieronymus, der in der lateinischen und griechischen Literatur so kundige Geistesmann, daß er, einmal die Süßigkeit des christlichen Geisteslebens erkennend, sein Studium in der Schöngeisterei jener Zeit aufgab und gestand: „David ist unser Simonides, Pindar und Alcäus unser Flaccus, Catullus und Serenus" (ep. 53 ad Paulinum.) Was aber die Lesung der Zeitungsjournale betrifft, da ist wahrlich nichts verloren, wenn man manche Artikel, z. B. über die weiland orientalische — und derzeit deutsche Frage überschlagen hat, und sich in dem himmlischen Aufschwunge der Psalmen und Hymnen Erquickung, in den Goldkörnern der Lectionen Licht und wahre Weisheit, und in den erhabenen Collekten Trost und Stärke holt, um nicht eine allzu düstere Weltanschauung zu bekommen. Wenn ich z. B. die Lektion in der 2. Nokturn eines Confessor n. P. recitire, so finde ich, daß die Welt-Politik und Diplomatie immer so gewesen ist, wie sie darin der große P. Gregor beschreibt: „Hujus mundi sapientia est, cor machinationibus tegere, sensum verbis velare: quae falsa sunt, vera ostendere, quae vera sunt,

falsa demonstrare“ ꝛc. Ich halte dafür, Sie als ein geistlicher Landwirth müßten durch den lieblichen Inhalt des Breviers, besonders durch die Psalmen und Hymnen bei ihren ökonomischen Geschäften und Sorgen wahrhaft himmelwärts gehoben und begeistert werden. Erzählt uns doch der hl. Hieronymus, wie zu seiner Zeit kein Priester oder Laie ein Geschäft begann oder vollendete ohne Psalmengesang; wie beim Pfluge, bei der Sichel und bei dem Messer des Winzers Davids Psalmen ertönten. Wie angenehm und erhebend muß Ihnen der Tag vorkommen und entschwinden, wenn Sie z. B. der Lerchen und Ihrer Schnitter Morgengesang hören und den 62. Psalm anstimmen: „Deus Deus meus, ad te de luce vigilo;“ oder ermattet von der heißen Sonnenglut, bei der Sie Ihren Feldarbeitern nachgesehen, zu Hause in der schattigen Gartenlaube den Hymnus der Sext beginnen: „Rector potens . . splendore mane illuminas et ignibus meridiem.“ Und welch ein rührendes Nachtgebet ist das Completorium auch für den geistlichen Oekonomen, der sorgend für den reichen Erntesegen, der draußen in seiner Scheuer aufgespeichert liegt, den 90. Psalm betet: „Qui habitat in adjutorio Altissimi;“ dann den unübertrefflichen Hymnus anstimmt: Te lucis ante terminum, und um den Schutz des Herrn fleht in der Collekte: Visita, quaesumus Domine, habitationem istam.“ Was kann es für einen lieblicheren Trost für den

durch Undank und Zurücksetzung niedergebeugten Seelsorger geben, als welcher in den Worten des hl. Augustinus liegt: Calcari non potest, nisi inferior: sed inferior non est, qui, quamvis corpore multa in terra sustineat, corde tamen fixus in coelo est?" (L. VIII. in C. Doctor.) — Der Oekonomiepfarrer horchte aufmerksam zu, und dankte dem Nachbar für die durch die vertraulichen Worte hervorgebrachte Bestärkung der Gewissensregung, die er in Betreff der Verpflichtung zum Breviergebete schon längst gefühlt hatte.

9.

Noch einige Bemerkungen. — „Thierquälerei" darf in dem Pfarrhofe nie vorkommen; darum schelte der Pfarrer den Knecht oder die Dirne, wenn sie zu barbarisch mit den Pferden oder Kühen umgehen, oder das Geflügel Noth leiden lassen, und wirke durch Wort und That dahin, daß die Leute selbst sanft werden, und auch das unvernünftige Thier sanft behandeln. — In dem Rayon der Wirthschaftsgebäude dulde der Pfarrer nicht das Tabakrauchen. Wer sich in dieser Hinsicht vergeht, werde seines Dienstes entlassen. Die Ursache dieser Strenge liegt klar zu Tage — in der Meierstube kann nach vollbrachter Arbeit geraucht werden. — Priesterkleidung, Pferdestall und Rinderdüngergeruch paßt gewiß nicht zusammen; und doch gab es einen wunderlichen Herrn Pfarrer, der immer

mit Talar und Birett in die Ställe ging, mit den Knechten beim Misthaufen herummusterte u. dgl. — Was man in der Kirche trägt, darf nicht im Stalle getragen werden; ich darf doch nicht erst erklären, warum?

10.

Soll der Seelsorger an den landwirthschaftlichen Vereinen und Ausstellungen sich betheiligen? Gewiß. Derlei Zusammenkünfte nähern die verschiedenen Stände einander, denn die gleichen Interessen fördern das gegenseitige Verständniß. So mancher Pfarrer trifft bei dieser Gelegenheit irgend ein Pfarrkind, das ihm von der Kirche aus weniger bekannt ist — und der gute Hirt geht ja seinen Schäflein nach, bis er sie findet. Man lehrt und lernt bei solchen Versammlungen. Und ist es nicht eine lohnende Freude, wenn es heißt: Die Saaten der pfarrlichen Felder sind musterhaft bestellt, seine Viehzucht ist die rationellste u. dgl.? Wie sehr kann sein Ansehen dadurch besonders bei dem Landvolke gewinnen, sein Einfluß in der Gemeinde sich steigern, und wie viel kann er zur Hebung der Oekonomie selbst in weiteren Kreisen beitragen! Ein Pfarrer wollte die Präsesstelle eines landwirthschaftlichen Vereines niederlegen; aber sein Bischof ermunterte ihn dieselbe fortzubehalten. Daß durch eine derartige Nebenbeschäftigung die Hauptbeschäftigung — die Seelsorge — nicht leiden dürfe, versteht sich von selbst.

11.

Es war eben nicht überflüssig und zweckwidrig, als man vor mehr als 40 Jahren auf die Idee kam, den Theologen in den Priesterseminarien einen Cursus über praktische Landwirthschaft hören zu lassen. (Freilich muß man den Unterricht nicht auf das bloße Memoriren von trockenen Compendien-Paragraphen beschränken.) Wie angenehm und nützlich für die angehenden Weltpriester, die größtentheils auf dem Lande ihren Beruf erfüllen, wäre es, wenn mit dem Seminar ein ansehnliches Grundstück verbunden wäre, wo dieselben durch Anschauung und Praxis Kenntnisse von den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft, als der Gartencultur, der Bienen- und Seidenzucht, der Feldmeßkunst und dergleichen Realien erhielten, die sie dann durch Selbststudium ausbilden und vervollkommnen, und so viel Nutzbares in national-ökonomischer Hinsicht unter dem Landvolke stiften, und ihr Ansehen und ihren Einfluß auf Jugend und Erwachsene erhöhen könnten!

Zweites Kapitel.

Der Seelsorger als Künstler.

1.

/Eine Handarbeit zur Erholung des Geistes und zur Stärkung des Leibes ist anrathbar für den Geistlichen — aber immer soll sie sekundär bleiben, d. h. die heiligen Berufspflichten dürfen darüber nicht vernachlässigt oder verschoben werden, und der Geistliche darf nie zu einem bloßen Handwerker herabsinken, es soll die Handarbeit immer nur Spielerei und Erholung sein. Darum sollte man sich auch solche Geschäftleins auserwählen, die nicht ins Großartige gehen und nicht gar zu prosaisch werden. Es wäre widersinnig ein Maurer zu werden, mit Stein, Ziegeln oder Kalk sich zu beschäftigen, oder im Stall Knechtesdienste zu verrichten, oder auf den Dreifuß sich zu setzen oder sich Inexpressibles zu machen u. s. w. — Dagegen ist folgende Thatsache ganz ehrenvoll. Vor einigen Jahren starb ein Lokalkaplan, der es durch Selbststudium zu einem hohen Grade der Meisterschaft

in der Mechanik, besonders in der Uhrmacherkunst und Verfertigung allerlei Drechslerarbeiten brachte. Als er im Hungerjahre 1816 an einer Gebirgsstation als Caplan angestellt wurde, und es dem armen Pfarrer sehr schwer fiel, dem Hilfspriester den monatlichen Gehalt auszuzahlen, da erbat sich der H. Cooperator, um dem Pfarrer die Last zu erleichtern, die alten Kirschen- und Zwetschkenbäume des Pfarrgartens, aus welchen er durch Verfertigung allerlei Werkzeuge und Geräthschaften die dürftige Besoldung zu erhöhen trachtete; insbesondere waren seine Weinpippen und Spinnräder mit doppelter Spindel sehr renommirt; ausnahmsweise wurde auch mitunter eine zierliche Schaukelstätte für einen kleinen Welt-Ankömmling verfertigt. Nachdem er 20 Jahre als selbstständiger Seelsorger im Gebirge gewirkt, und unter anderm als spekulativer Kopf eine eigene Sparkasse für arme Leute und Holzknechte gegründet hatte, erhielt er eine Seelsorgestation im flachen Lande, wo er bis an sein Ende seiner Lieblingsbeschäftigung oblag. In einer unteren Kammer des Pfarrhauses hatte er seine Werkstätte aufgeschlagen, in der er sich vom Morgen bis zum Abend beschäftigte; einige Wochen vor seinem Tode noch verfertigte er ein selbst bewegliches Cabriolet mit archimedischer Schraube, das er aber zu seinem Bedauern nicht vervollkommnen konnte. Nach seinem Tode fand man die vorzüglichsten Werkzeuge und theure Druckwerke über Mathematik und Mechanik.

2.

Manche vertreiben sich die Zeit, die ihnen von dem Berufsgeschäfte übrig bleibt, mit der Gärtnerei — gewiß eine edle Kunst. Selbst Christus der Herr erschien als Gärtner, und gebrauchte den Garten oder Weinberg als Gegenstand seiner Gleichnisse. — Mithin hat sie den Vorzug vor vielen anderen Handthirungen; — aber man bleibe stets im niveau, treibe sie nicht ins Großartige und übe nicht kostspielige Liebhabereien. — Ein Steckenpferd hat wohl jeder denkende Mensch; nur muß man es nicht zur unrechten Zeit reiten, oder wie ein kleiner Knabe vor allen Leuten es tummeln, sonst wird man leicht lächerlich. Alban Stolz sagt: „Wer einen Zweig der Kunst oder Wissenschaft oder des Lebensgenusses ausschließlich betreibt, der bindet seinem Geist ein Scheuleder vor und bildet sich ein, sein Steckenpferd sei das Höchste und Einzige, was es in der Welt gebe — und wenn man es recht ansieht, so ist es oft eine mit Wasserfarben angestrichene Armseligkeit.“ — Es war ein Priester, der war ein so großer Blumenfreund, daß er von Deutschland und anderen Reichen her die theuersten, neuesten Blumen und Samen bringen ließ — damit er nur excellire vor den übrigen Nachbarn. Welkte dann eine so vielgeschätzte Thearose oder Aglaë oder Odorata oder Fuchsia, Verbena u. s. w. — so war dann ein Klagen und ein Jammern von Seite des Seelsorgers, als wenn Rachel ihre Kinder beweinte.

Eine andere Folge dieser seiner Beschäftigung war, daß er oft von Blumen- und Samenhändlern betrogen wurde, und daß er, von seiner Manie getrieben, eigenmächtig und heimlich sich Stupfer nahm, wenn er bei seinen Kollegen eingeladen war, nur daß keine Rarität ihm fehle. Darum war das Losungswort, wenn er irgendwo als Gast erschien: „Sperrt die Blumen ein.“

3.

Ein Anderer war „Kräuterfex“, wie Schleiden die Botaniker zu nennen pflegt. Er kaufte das Papier Rießweise, mühte sich halbe Nächte mit Pressen der Pflanzen, schickte viele derselben zum Bestimmen in die Residenz zu angesehenen Professoren, hatte einen See von Wonne, wenn ihm eine Centurie von fremden Pflanzen geschickt wurde, schmückte sein Herbar herrlich und glänzend und paradirte damit, wenn Gäste kamen. Eine Anomalie davon war jedoch, daß als er Pfarrer geworden und eine Wirthschaft bekam, er nicht wußte was Sommer- und Wintergetreide ist, und den Weizen vom Korn nicht unterschied. — Wieder ein Anderer war der Fauna ergeben. Der nadelte die Käfer und Wanzen auf zum Schrecken seines Herrn Pfarrers, weil er meinte, der Caplan bringe ihm das Ungeziefer ins Haus und sich nur beruhigen ließ, als er sah, daß die Thiere alle todt seien. Wenn die Leute den Caplan so sahen, wie er im Freien hinter

jeden Stein guckte, wie er die Stauden durchstöberte und die Felsen abkletterte, so fragten sie: „Was hat er denn, was sucht er denn?“ Dann hieß es von anderer Seite: „Pst! er sucht Käfer“. — „Käfer? Ist das eine Dummheit, die Herren wissen ja vor lauter Gescheidtheit nicht, was sie Dummes anstellen sollen.“ — Ein andermal stieg er auf eine Alpe, wo Schwaigerhütten stehen; da rief ein schelmisches Weibchen, das diesen Gang erfahren hatte, zu der spitzigen Nachbarin hinüber: „Wenn er nur nicht die Schwaigerin für einen braunen Käfer anschaut!“

4.

Eine Baumschule anzulegen und fleißig zu veredeln ist eine lobenswerthe Beschäftigung des Geistlichen. Ich kenne einen Seelsorger, der als Pomolog schon großen Ruf erlangt hat, und der durch seine edle Gärtnerei ein Wohlthäter der ganzen Umgegend wurde, weil er die Leute praktisch anwies zur rationellen Baumzucht und selbst Vieles unentgeltlich hergab. Er rieth diese Handarbeit einem Jeden an und sprach von den zarten Freuden, die man hat, wenn die selbstgelegten Kerne als kleine Sprößlinge kommen, und wie man mitten in seinen Schöpfungen wandeln kann, und Gottes Segen und Gedeihen in deutlichen Spuren sieht. — So verhält es sich auch mit der Bienenzucht — obwohl da mehr Verluste sich ergeben können, wenn Klima, Gegend, Lage ꝛc. negative Faktoren für

die Bienen sind. — Aber es zerstreut den ermatteten Geist, und ein echter Bienenvater zu sein gibt Labsal in die Oede des Lebens; denn man flüchtet gerne zum emsigen Bienenvolke und betrachtet da die Weisheit Gottes, wenn die Welt draußen in vielen Tumulten herumrollet und die Bosheit der Menschen ihr großes Lager aufgeschlagen hat. — Der geistliche Bienenvater kann aber manchmal in arge Verlegenheit kommen, wenn er noch ein Dilettant ist, oder die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt, wie es einmal einem Pfarrer erging, der, da er an einem Samstage Ableger machte, von seinen boshaften Kindlein so arg zugerichtet wurde, daß er am Sonntage auf der Kanzel seinen Kirchkindern als ein wahres monstrum horribile erschien und den Lachreiz erregte, da die Augen unter den geschwollenen Lidern kaum hervorzublinzeln vermochten und der Gesichtsvorsprung als eine Klumpnase hervorragte. — Nicht geringe Sorgen bereitet einem geistlichen Bienenvater sein Bienenvolk, wenn er auf eine andere Pfarre übersiedelt, und sich von seinen lieben Pfleglingen nicht trennen will. Ein tragikomischer Vorfall ereignete sich einst bei einer solchen Uebersiedlung eines Bienenstandes, als ein Pfarrer aus den Bergen nach seinem ziemlich weit entfernten Bestimmungsort mit Sack und Pack abzog. Die Reise ging glücklich von Statten bis in die Nähe einer Stadt. Ehe der Wagen mit den Bienenkörben und -Kästen einzog, schlug er bei

einer unglücklichen Wendung um, und nun gab es eine heillose Wirthschaft. Die Erschütterung zerstörte die meisten Wohnungen der geflügelten erbosten Republikaner, die weichen Honigfladen ergoßen ihren süßen Inhalt zur Belustigung der städtischen Jugend, die lüstern die Finger hineinsteckte, um zu schlecken; da gab es Gelächter und Geheul, wenn die summenden Schwärme die kleinen Räuber mit ihren giftigen Stacheln verwundeten, bis endlich die Polizei dem Spektakel ein Ende machte, und dem Pfarrer, der außerordentlich sauer dareinschaute, den Durchzug durch die Stadt mit seinem gefährlichen Wagen verweigerte.

5.

Andere Beschäftigungen haben schon mehr Beschwerden. So lernte z. B. ein Geistlicher das Buchbindergeschäft und band sich seine Bücher recht schön und gut. Als dieß bekannt wurde, meinte der Buchbinder des Ortes, bei dem die Seelsorger sonst ihre Bücher besorgen ließen: „Wenn die Geistlichen einem das Brod selber wegessen mit ihrer Pfuscherei, wer soll dann leben? Wenn er bei seiner Bibel bliebe, wäre es gescheidter!" — Ein Pfarrer hatte große Freude mit Tischlerei. Er war ganz ferme ein Tischler, handthirte mit Hobel, Stemmeisen, Säge und machte sich alle seine Möbel selbst. — Dieß erregte den Neid und die Spottsucht; die wirklichen Tischler, die in der Gegend hausten, rümpften merklich darüber

die Nase. Doch der Pfarrer ließ sich nicht beirren und arbeitete weiter. Kam nun ein Fremder, so zeigte er ihm mit Stolz sein Extrazimmer und fügte hinzu: Dieß Alles habe ich gemacht — und empfand große innere Befriedigung, wenn der Besuch sich darob verwunderte und den geschickten Herrn Pfarrer pries. — Eines Tages hatte er einen frommen Priester zu Gast. Der sah schweigend die Möbel an, die ihm der Pfarrer als selbstgemachtes Produkt zeigte, und als der Letztere sich entfernt hatte, murmelte der Gast, den Blick zum Himmel gewendet: O mein Gott, wie oft ist bei dieser Arbeit das Breviergebet vergessen, und die Predigt oberflächlich verfaßt worden; — wenn das Herz des Priesters ein reiner, fester Schrein für Gott wäre, worin die Gnade wohnt — das wäre schöner als diese Möbelschaar des Zimmers. Doch vielleicht ahne ich zu viel — Gott wird es wissen, ich will nicht richten! — Stickerei und andere dem weiblichen Geschlechte zustehende Tändelei paßt nicht für den Priester, und ist auch schädlich für die Gesundheit.

6.

Da lobe ich mir die edle Kunst der Malerei. Die Kunst ist ja eine (leider entlaufene) Tochter der Kirche, und es ist recht gut und lobenswerth, wenn die Geistlichen etwas von Kunst verstehen, noch besser, wenn sie selbst Künstler sind. Doch — ich bitte Euch, entweihet nicht die heilige Kunst. — Da war im

Gebirge ein kunstliebender Pfarrer, der viel anerkennbares Talent zur Mechanik und Malerei kundgab, aber darin etwas zu weit ging. Schon als Caplan war vor ihm keine Statue, kein Madonnenbild sicher — Alles wollte er restauriren. Als er jedoch einmal einem Heiligen die Füße abschnitt und kürzere ansetzte, ohne zu bedenken, daß ein solch radikaler Schnitt mit den übrigen Verhältnissen des fraglichen Heiligen nicht passe, erklärte ihm sein Herr Pfarrer ganz einfach: „Lassen Sie meine Heiligen in Ruh!" — und so wurde zum Glück die Madonna, die als Standbild auf dem Platze des Dorfes aufgestellt war, gerettet. Als der Caplan selbst Pfarrer geworden war, trieb er seine Kunst ins Große. Alle seine Heiligenstatuen in dem Kirchlein wurden ausgebessert, ausgeflickt, getrennt oder zusammengestückelt, und daß die Heiligen darüber nicht böse würden, vergoldete er sie mit eigener Hand. — Diese Vergoldungsmanie erstreckte sich nun auf alle Altäre dergestalt, daß in dem kleinen Kirchlein mehr Gold (ob haltbar?) als weiße Tünche zu sehen war. — Hierauf mußte das Aeußere der Kirche herhalten, und mit eigener Hand übertünchte der Pfarrer mit blendendem weißen Kalke die Gemäuer, weil diese gar so alt herschauten. Hierauf trat er als Raphael auf und restaurirte das Altarbild; war es früher nachgedunkelt, so glänzte und prangte nun das Bild, denn die Farbe wurde nicht gespart. Der Gemeinde war dieser tüchtige Pinsel selbst zu stark.

Als darum der Pfarrer an einem zweiten Bilde, das die Leute ungemein verehrten, Hand anlegen wollte, erklärten sie, er solle sich nicht so viele Mühe geben, sie würden das Bild in die Stadt zu einem echten Maler schicken — und so geschah es auch. — Ob nun der Herr Pfarrer beleidigt war? — Ein anderer Pfarrer hörte, daß in München so schöne Kirchen seien, und daß insbesonders eine sich auszeichne durch blau angestrichenes Plafondgewölbe mit funkelnden, goldenen Sternen besäet. Das war nun sein Phantom Tag und Nacht, was ihm keine Ruhe ließ, und da sein Kirchlein nach seiner Meinung echt gothisch war, so bestellte er Maurer und Anstreicher und hatte eine innige Herzensfreude, als am Chor und Schiffgewölb bis zur Emporkirche der blaue Himmel mit den eingesetzten goldenen Sternen prangte. Die Freude wurde aber bald getrübt — die blaue Farbe löste sich, der Himmel bekam Löcher und in scheckiger Gestalt blickte er auf die Gemeinde nieder, die nicht wußte, was sie zu diesem Vorfalle sagen sollte. Aber Manche gab es darunter, die da sprachen: Mit dem Neuen heißt es nichts, und wer etwas nicht recht versteht, soll es bleiben lassen! — Prosit Herr Pfarrer! — Ein Kirchenvorsteher ließ seine Kirche, die im gothischen Style gebaut war, vorne im Presbyterium mit farbigen Glasfenstern und Rosetten versehen, damit Alles in ein magisches Helldunkel gehüllt sei. Als nun am nächsten Sonntage die Sonne ihre Strahlen

durch die farbigen Glastafeln ergoß, da erglänzten die Haare des Pfarrers am Altare wie Gold, die Nase des Bürgermeisters erglühte wie rother Karfunkel, der Frau Amtmännin flunkerte es gelb und grün vor den Augen, die Frau Assessorin flimmerte violett. Da entstand aber auch ein vernehmliches Zischen und Kichern besonders unter der Jugend, und mit der Andacht war es vorbei. Der Pfarrer mußte die schönen farbigen Fenster mit Vorhängen verhüllen lassen, um weiteren Störungen vorzubeugen. — Ein anderer Pfarrer war bescheiden und gefiel sich im Zimmermalen. So hatte er sich vorgenommen, sein Speisezimmer fein säuberlich mit Patronen zu beklekfen. Schon stand er auf dem Gerüste, um den Pinsel zu gebrauchen; aber, o weh! dasselbe war zu baufällig, es stürzte unter der Last zusammen und hätte bald den Caplan, der unter dem Gerüste eben die Farben rieb, getroffen, wenn er nicht zur rechten Zeit die Flucht ergriffen hätte.

7.

Die hohe Mathematik, Physik, Astronomie und Chemie wird auch hie und da von Manchen betrieben, was sein Gutes hat — nur sollen Excentrizitäten entfernt bleiben, z. B. die Erfindung eines perpetuum mobile, oder eines Wagens, der von selber geht u. s. w. Da fällt mir eine Geschichte ein von einem Herrn Pfarrer, der mehrere Jahre an einem solchen Wagen

fabrizirte, aber er wollte nie gelingen; fragte man ihn, wie steht es mit der Karosse? so war stereotyp die Antwort: Nur ein Rad, was er nie recht bekommen konnte, fehle noch. — Einmal erwiderte ein Witzling darauf: Ja, Herr Pfarrer, wenn der Wagen fertig ist, dann braucht man juxta naturae regulam vermuthlich zwei Pferde, und die Karosse wird sich bewegen! — Was auf diese Antwort der Herr Pfarrer gesagt, oder wie sie ihm gemundet, ist mir nicht bekannt worden. — Ein Benefiziat, der sich viel mit Quecksilber und Alkalien u. s. w. beschäftigte, rügte an einem seiner Collegen, daß er bei der trockenen Mathematik bleibe, die das Gehirn ausdörrt, er solle sie anwenden; grau ist jede Theorie, grün ist nur des Lebens Baum! Der so Getadelte antwortete: Mein Lieber! Mein Studium ist trocken, das ist ganz gewiß, aber äußerst ruhig und ich fliege damit nicht in die Luft! — Er sprach dieß darum, weil der Benefiziat einmal, da er mit Salpeter, Kohle, Schwefel und Pulver handthirte, wirklich bald in die Luft geflogen oder verbrannt wäre. — Nebenbei wäre zu erwähnen, daß also bei solchen Beschäftigungen immer die größte Vorsicht anzuwenden sei, damit kein Unglück geschehe. — Ein zweiter Benefiziat war auch Orolog und Geometer, und während eines Sommers beschäftigte er sich viel im Freien mit Hypsometern. Von dem, was bei solchen Handthirungen die Leute dazu sagen, (was im Grunde genommen gleichgültig ist), führe

ich nur dieß an. Der fragliche Herr hatte bei einer Wegsäule, wo eine Wasserscheide war, seinen Hypsometer plazirt, und mit Spiritus zu heizen angefangen. In der Nähe arbeiteten einige Diener am Felde; die fingen bald zu kichern an und Einer sagte schmunzelnd zu den Andern: „Was der Herr Benefiziat nur treibt, es muß nicht recht richtig sein bei ihm, jetzt siedet er seinen Kaffee auf der Straße!"

8.

Eine andere Beschäftigung, die wohl nicht zur Kunst gehört, aber doch das Beiwort „edel" hat, ist die Jägerei. Was für eine Unzahl von Vorfällen, von Komik, Spaß, Scherz, mitunter Ernst diese Beschäftigung darbieten kann, ist zu bekannt — es wird hier also nichts aufgetischt. Warum die Jagd sine strepitu den Geistlichen erlaubt ist, erklären die Concilien. — Ich füge als Merkwürdiges nur das hinzu, daß kurzsichtige Priester, denen der Optiker nie genug scharfe Gläser geben kann, die kaum 3 Spannen weit sehen, das Jagen unterlassen sollen; denn Solche können zuerst Abenteuer haben, und daß manche Protestanten in Hinsicht dieses Thema strenger sind als die katholische Kirche. So singt unter Anderem der Reimkünstler „Rückert:"

„Von den Aposteln mehr als Einer
War ein Fischer,
Vielleicht ein Schreiner

War ein And'rer, oder ein Tischler.
Aber so viel wir lesen,
Keiner
Ist ein wilder Jäger gewesen.
Treib in deinem geistlichen Stand
Allerlei!
Es steht dir frei;
Aber Pulver und Blei
Verträgt sich nicht mit der segnenden Hand."

Da lobe ich mir noch eher das Fischen, wenigstens ist es eine echt apostolische Unterhaltung. — Ein Zweig der Waidmannslust ist die Vogelstellerei, die schon bei manchem Landseelsorger in eine passionirte Liebhaberei ausartete, so daß man ihn — wie weiland Heinrich den Finkler zu den kaiserlichen Geschäften — von dem Vogelheerde zum Altare rufen mußte. Die meisten Mußestunden brachte ein derartiger Vogelfreund im Walde in der Uhuhütte oder bei der Vogeltränke zu; sein Zimmer hing voll Lockvögel, die manchmal beim Predigtmemoriren oder bei einem Brautexamen lustig dareinzwitscherten und pfiffen. Die schlauen Schulbuben wußten sich die Gunst des Katecheten dadurch zu erschleichen, daß sie ihm einen hochrothen Blutfinken, einen buntscheckigen Distelfinken, einen artigen Hänfling u. a. zubrachten. — An einem sehr günstigen Herbstmorgen saß derselbe nach dem sonntäglichen Frühgottesdienst auf seinem Vogelheerde. Der Baum mit frischen Leimspindeln bedeckt stand aufrecht,

an den Fangnetzen hüpften die muntern Lockvögel; schon zeigte sich in den Lüften ein Strich Zeisige, Nikowitze und Grünlinge, um einzufallen; — da zog ein Bäuerlein schnalzend mit seinen Oechslein vorüber, und der reiche Fang war vereitelt. Unwirsch fuhr der Seelenhirt den Viehhirten an, wie er während des Gottesdienstes das Vieh austreiben könne? Das Pfarrkind aber erwiederte: „Ich habe schon dem Frühgottesdienste beigewohnt; es schickt sich auch nicht, daß Euer Hochwürden während des Hochamtes auf Vögel passen.“ Sprach's und zog fürbaß.

9.

Noch eine andere freie Kunstbeschäftigung ist hier zu erwähnen, nämlich die Heilkunst, obwol sie für einen Geistlichen nicht sehr paßt und auch durch kirchliche Vorschriften widerrathen wird. Einst waren wohl die Priester zugleich Aerzte, und auf dem Lande, wo kein Arzt ist, muß es der Priester auch jetzt noch sein — denn Noth kennt kein Gebot. Manche Geistliche haben auch ein besonderes Talent zur Diagnose. Viele aber sind nur Dilettanten in der Kurpfuscherei, vor welcher hier ernstlich gewarnt werden soll; denn es ist lächerlich mit einigen pastoralmedizinischen Kenntnissen einen studirten Doctor oder Chirurg aus dem Sattel heben zu wollen. — Da war irgend ein Geistlicher, der ein gewaltiger Homöopath war. Es ist hier nicht der Ort, über Werth oder Unwerth

dieser Kurmethode oder Schule zu sprechen — kurz, er war Homöopath und hatte viele Studien darin gemacht; es wurde auch bald unter den Leuten bekannt, daß der geistliche Herr doktern könne, und man kam mit allen Gebresten zu ihm. Er gab unentgeldlich die Dosen her, schrieb strenge Diät vor — und die Leute wurden gesund. Das verspürte bald der Chirurg des Ortes, und stante pede verklagte er den geistlichen Herrn bei der Behörde. Es erfolgten lästige Anfragen und Rechtfertigungen und halbe Verwarnungen. — Ein andermal wurde er ersucht, in eine Nachbarpfarre einem schwer Kranken, der von Allöopathen brauchte, etwas zu geben. Er that es — und wie es schon sein will — bald darauf starb der Kranke. Da entspannen sich bald allerlei Gerüchte, der Homöopath hätte zu stark gegeben u. s. w. Es machte dem geistlichen Herrn viel Verdruß, und er schwor sichs selber zu, nichts mehr herzugeben. In seinem Herzen aber war er des Vorfalles halber ganz beruhiget, — denn er gab a la Hahnemann eine milliontel Verdünnung, und die hätte keiner Fliege geschadet. Ein anderes Kuriosum bei diesem geistlichen Herrn war, daß er zu seiner Kunst für sich gar kein Vertrauen hatte, und daß, wenn er krank wurde, immer es mit der Allöopathie hielt. — Ein anderer Pfarrer war ein Enthusiast für die Gräfenberger Wassercur; er brachte es bis zu sechs Maß Wasser täglich, und war so sehr für diese Cur eingenommen,

daß er sie als Mittel für alle innern und äußeren Gebresten angelegentlich empfahl. Bald wäre er jedoch selbst ein Opfer seiner Leidenschaft geworden. In seinem Zimmer befand sich nämlich ein Spritzkrug, den er mit einer Hand so leiten konnte, daß die Brause als Douchebad über seinen Leib sich ergoß. Allein einmal stürzte der schlecht befestigte Spritzkrug plötzlich herunter, und hätte den Hydropathen bald erschlagen. — Ein anderer Seelsorger liebte sehr medizinische Gespräche, selbst bei Gelegenheiten, wo sie minder angenehm sind, z. B. beim Essen. Da sprudelte sein Mund über von motorischen Nervenfunktionen, von Irradiationen, Metastasen, von antiperistaltischen Magenmanövers, von rhytmischen Puls, von Secretion und Excretion, von Hernien, Frakturen u. s. w. Gott erbarme sich des Zuhörers, dachte ich mir dabei, den dieser Dilettant der Medizin unter seine Hände bekommt, oder vielmehr unter seinen Mund. — Wieder ein anderer Pfarrer gefiel sich sehr in der Symptomenkenntniß der Kranken und weissagte dann zu Hause die Krankheiten des betreffenden Individuums, und seine baldige Genesung oder seinen Tod voraus. Aber es trug sich oft zu, daß er als medizinischer Prophet zu Schanden wurde. Diejenigen, die er sterben ließ, lebten noch lange Zeit, und die er genesen ließ, starben bald. Es begegnet dieß wohl oft den erfahrensten Aerzten, aber bei ihnen ist es nicht lächerlich, — wohl aber bei Afterdoktoren der

Medizin — die da meinen, sie seien zum Hippokrates oder Galenus durch ihre Lesungen in der Pastoralmedizin geworden. — Wirkliche Doktoren der Medizin haben eine Art Privilegium superlativischer Geradheit. Man nimmt es gefügig hin; nicht so bei dem Pfuscher. So starb einst ein Priester auf einer Reise im fremden Lande. Als nun seine Freunde kamen, um sein Testament und seine Werthsachen in Empfang zu nehmen und die Kosten zu bestreiten, da sagten die Doktoren, die ihn behandelt hatten: „Meine Verehrten! da haben sie uns einen schweren Patienten geschickt. Der war heiklich! Alle unsere Recepte visitirte er, strich aus, was ihm nicht gefiel, und wir bewunderten seine Kenntniß in unserem Fache, — aber sein Eigensinn fiel uns schwer!" — Was der Geistliche den Leuten so oft predigt, sie mögen in ihrer Krankheit geduldig sein, und insbesondere dem Arzte gehorchen, das soll der Geistliche auch auf sich selber anwenden, trotz der Pastoralmedizin, die er studirt hat. Glücklich der, der die lateinische Küche nicht braucht; liegt man aber am Krankenlager schwer darnieder, dann muß der Eigensinn weg, da muß man sich kuriren lassen, nicht daß man selbst kurirt — wie schon die Bibel sagt: Gehorche dem Arzte u. s. w.

10.

Schließlich möge noch eine wissenschaftliche Liebhaberei hier erwähnt werden, welche manche Seel-

sorger betreiben, die zugleich Geschichtsforscher sind, nämlich die Numismatik. Aber selbst diese an sich unschuldige und lobenswerthe Liebhaberei kann manchmal üble Folgen haben. Abgesehen davon, daß sie etwas kostspielig ist, kann man auch in den Verdacht der auri sacra fames gerathen; wie es einem solchen Numismatiker ergangen, der gerne Antiken und alte Münzen sammelte, und in der Ueberzeugung, daß die Kinder Israels eine scharfe Spürnase nach Edelmetall besitzen, einen bekannten Hausirjuden ersuchte, ihm derlei Münzen zu bringen. Richtig brachte auch dieser mehrere Raritäten — aber der Pfarrer kam in den Ruf, daß er wie ein Geldjude altes Silber zusammenkaufe. — Von einem andern Pfarrer, der ein tüchtiger Geognost war, wird erzählt, daß er die Idiosynkrasie hatte, in Kärnthen Gold zu finden. Er reiste jährlich in dieses Land, sagte aber Niemanden, wo seine Goldgrube wäre; und wenn man ihn fragte, ob nicht sein Bergknappe, den er sich aufgenommen, während seiner Abwesenheit die Grube ausbeuten könnte, so lächelte er darauf und antwortete: „Auch Kolumbus war ein Ziel des Spottes; man werde schon sehen; wenn er das erste Pfund fände, so werde er den Spöttern aus Rache einige Loth geben." Der liebe Mann ist gestorben, aber das versprochene Geschenk haben die Spötter nicht erlangt, aus dem einfachen Grunde, weil er nie ein Körnchen Gold gefunden hatte. Er nahm aber sein Vorhaben ganz

ernstlich, und als einstmals das Consistorium ihm keine Reiselicenz geben wollte, verklagte er dasselbe beim Ministerium, es hindere ihn nämlich an Erreichung eines patriotischen Zweckes, das Vaterland zu bereichern — und das Ministerium bewirkte ihm die Reiselicenz.

Drittes Kapitel.

Bibliothek.

1.

Ueber das Lesen und über Bücher hat Wenzel Sternau einige treffende Gedanken. Er sagt: „Lesen! Lesen! großes Wort! Diese optische Einsaugung von Innen, dieser hieroglyphische Genuß des Geistes, der Festschmaus moralischer Unsterblichkeit und die Einbürgerung in die verbrüderte Seele anderer Welten und Zeiten — ist aus Himmelsbrod Kommisbrod geworden durch das alte unselige Weib Gewohnheit, die über Alles ihre Spinnweben deckt und gern jeden frischen Schmelz mit Staub bestreut. — „Bücher" sind eine schöne Sache; aber, wenn der Bücherwurm bloß nagt, ohne zu verdauen; so wird doch nur eine gelehrte Motte daraus, die sich am nächsten Licht die Flügel verbrennt oder an einen alten Mantel statt des neuen Rockes schaben geht; und wird nicht die Bücherkost mit der Fleischbrühe

des eigenen Nachdenkens angerichtet, so ist sie lose Kost, wenn gleich oft schwerfällig genug."

2.

In manchen Diöcesen bestehen eigene Decanats- und Pfarrbibliotheken, in welche oft sehr werthvolle Bücher von unsern Vorfahren hinterlegt wurden, gewiß nicht darum, daß sie den Motten zur Speise dienen. Vor allem Anderen könnten also diese Werke ans Tageslicht gezogen werden. Auch die Privatbibliotheken der einzelnen Kapitularen dürften für längere Zeit viel Brauchbares liefern. Doch nichts ersetzt eine eigene Bibliothek, in der man seine Lieblingswerke vorfindet. „Wer sind ihre besten Kunden?" fragte ein Herr seinen Buchhändler. — „Die Wahrheit zu gestehen, der Klerus; wenn die geistlichen Herren nicht wären, so müßte ich zusperren." — „Aber der Clerus ist ja so verrufen wegen seiner Indolenz." — „Ich bitte, verehrter Herr, sprechen Sie keine Verleumdung nach; wenn alle andern Stände, insbesonders die Schreier und Schimpfer, so viel Sinn für Literatur, Kunst und Wissenschaft in allen Zweigen besäßen, dann wäre das Publikum ein hochgebildetes zu nennen. Betrachten Sie nur selbst den Katalog. Wer beherrscht den Büchermarkt? Der Klerus! Wer abonnirt am Liebsten auf neue Bücher? Der Klerus. Wer ist ein eifriger Leser gediegener Journale? Der Klerus. Und ich spreche nicht bloß von

dem hohen Klerus, der vermöge seiner Stellung viel für die Literatur thun kann — sondern auch von dem niedern, vom einfachen Dorfkaplan, vom einsamen Gebirgspfarrer, die sich das Geld vom Munde absparen, um geistige Kost zu erhalten. Es geht manchem Residenzler oder Touristen ganz wunderlich, wenn er mit seinem Städterstolz das Land oder das Gebirg betritt, und mit souveränem Geist auf die Bewohner herabschaut; — die Konversation mit einem Geistlichen belehrt ihn eines Andern und das Urtheil habe ich schon oft vernommen: Ich hätte nicht geglaubt, so viele Bildung, so richtigen Geistesblick, so gesunde Weltanschauung in diesen abgelegenen Thälern zu finden; wahrlich; der Klerus ist ein Träger der Kultur und Civilisation, ein Pionier des Geistes zu nennen."

3.

Mit seinen Büchern soll man so vertraut sein, wie mit sich selbst, d. h. ihr Inhalt soll in dem Kopfe eingeprägt sein; daraus ergibt sich schon, daß man sich keine unnützen Bücher anschaffe, denen man keinen Geschmack abgewinnen kann, und die mithin als bloße Statisten im Bücherkasten stehen. Ein gut gearbeiteter Katalog ist eine Hauptsache bei einer Bibliothek und es ist erbärmlich, wenn ein Seelsorger ein verlangtes Buch nicht findet von wegen der Unordnung in den Reihen derselben. Was nun dieses

Thema betrifft, finden sich allerlei Anomalien. — Ein junger Pfarrer erklärte, da er von den Studien für die alten Schriftsteller (die Schweinsledernen, wie er sich auszudrücken pflegte) eingenommen war, man solle sich nur nichts Neues anschaffen, bei den Alten ist die wahre Quelle. — Daß dieses Axiom das Kind mit dem Bade verschüttet, liegt klar zu Tage. Er blieb aber seiner Meinung getreu und kaufte sich lauter alte Werke, selbst wenn es „schofel" war, und bei jeder Bücherauktion war er der eifrigste Käufer. — Ein betagter Herr hatte im Gegensatz zu dem früher Erwähnten gar keine Liebe für die Alten (diese Scharwächter) und hätte ihnen gern den Einband weggenommen, um ihn den Juden zu verschachern, wenn es thunlich gewesen wäre. Er betrachtete diese Bücher, insbesondere die Pfarrbibliothek, als ein trauriges Uebel, was man leider erhalten müsse. Darum war auch der Gräuel der Verwüstung in seinem Archiv zu erschauen — hier ein Band, dorten einer, alles mit Staub und Spinnengewebe bedeckt — und mit Aerger ging er daran, als es hieß, ein Katalog von der Pfarrbibliothek müsse gemacht werden. Daß er eine eigene Privatbibliothek angelegt, klingt nach diesen Vorzeichen äußerst unwahrscheinlich. — Ein anderer Herr hatte die Vorliebe recht viel einzukaufen, insbesonders was mit Pomp, mit Eklat angekündigt worden. Vieles ließ er herrlich binden und in den Gläserkasten stellen — aber von einer Lesung war keine Rede — er

hatte die Bücher nur zur Parade. Nach seinem Tode besichtigte ein Nachbar die Bibliothek, schlug die Hände zusammen und rief aus: Ach, die vielen Bücher, aber noch nicht aufgeschnitten; schön eingebunden — aber voll Staub seit Jahren! — Ein Cooperator war auf seine Bücher ein Neidhammel, d. h. um keinen Preis in der Welt hätte er was hergeliehen; wenn man ihn darum bat, hatte er die liebevolle Gegenrede: Wünschen Sie das Buch, so kaufen Sie sich es, es ist zu bekommen bei N. in N. u. s. w. — Hat sich dieser Herr des Gebotes der christlichen Nächstenliebe erinnert, oder will er die Bücher in die andere Welt mit hinüberschleppen? Es ist wohl wahr, man macht traurige Erfahrungen mit dem Ausleihen der Bücher, manche Menschen sind indiskret . . . aber Ausnahmen sind stets zu machen, und geistiges Eigenthum sollte auf freundliches Ersuchen mitgetheilt werden, vorzüglich unter geistlichen Brüdern.

4.

Da lob' ich mir jene Herren, die unter sich einen Verein gestiftet, jährlich Gelder zusammenzugeben um dafür Vereinsbücher zu kaufen, die in der Runde herumgeschickt und dann im Vereine zum Besitzen verloost werden. — Deßgleichen mit den Zeitungen — viribus unitis ist gut im leiblichen und geistigen Sinne. Solche Lesevereine unter Geistlichen erweisen sich sehr nützlich. Sie fördern 1. die religiös-sittliche Bil-

dung; denn ist Jemand einmal dem Vereine beigetreten, so ist er gewissermaßen genöthigt, die betreffenden Bücher zu lesen. Würde er sonst manche Stunde unnütz vorübergehen lassen, oder sich mit Dingen beschäftigen, die weniger zu seinem geistigen Berufe passen, so kann er jetzt, da er einmal dem Vereine beigesellt ist, nicht umhin, sich einer edleren Beschäftigung zuzuwenden, und nach jenen Büchern zu greifen, die unter den Vereinsgliedern gelesen werden. Anstatt nutzlose Unterhaltungen und Gespräche zu führen, sich mit tändelnder, romanhafter Zerstreuungslectüre zu ergötzen, anstatt sich mit profanen Problemen zu befassen, was Alles der hohen Idee des priesterlichen Berufes wenig entspricht, wird er sich vielmehr aus jenen Büchern, die zum gemeinschaftlichen Gebrauche angekauft worden sind, wahre Schätze der Weisheit holen; er wird, so zu sagen, statt aus Pfützen, aus reinen Quellen schöpfen. So könnten die Lesevereine ein Mittel werden, ein ächt wissenschaftliches Leben und Streben unter dem Klerus zu bewirken, ein Mittel, um den Glauben und den kirchlichen Sinn zu beleben, ein Zündstoff, um die Flamme des lebhaftesten Wetteifers auf dem Heerde der theologischen Wissenschaft zu entzünden. — Die Lesevereine sind 2. ein nicht unwesentliches Hülfsmittel der geistigen Einigung unter dem Klerus; sie tragen bei zu der so nothwendigen Uebereinstimmung in richtigen Erkenntnissen, Ueberzeugungen, Grund-

sätzen. Und sie üben diesen heilsamen Einfluß um so mehr, jemehr sie den geistigen Austausch fördern und zur Pflicht machen. Daß diese Behauptung nicht unbegründet ist, bezeuget vielfältige Erfahrung. Männer, die dieselben Collegien besucht, dieselben Autoren studiret haben, sind oft gerade eben dadurch in geistiger Beziehung verbunden worden durch Gleichförmigkeit der Ansichten und Grundsätze, die sie sich anbildeten. Wie vereinbart nicht die Presse die Leser; sie erzeugt leicht und nicht selten in ihren Lesern gleiche Ideen und Strebungen. Daß aber eine Gemeinsamkeit in Grundsätzen und Verfahrungsart für die heilige Pflichterfüllung des Seelsorgsklerus äußerst förderlich und wirksam ist, wird Niemand bestreiten. 3. Sie ersparen einen bedeutenden Kostenaufwand. 4. Sie fördern die geselligen Zusammenkünfte. 5. Sie unterstützen die katholische Presse. — Die Organisirung der Lesevereine muß natürlich eine verschiedene sein, je nachdem die Geistlichen in Städten, oder auf dem Lande, oder in den schwachbevölkerten Gebirgsgegenden leben. Sie sind ungemein leichter zu errichten in größeren Städten, wo mehrere Geistliche sich befinden, und somit leicht in einen Leseverein zusammentreten können. Bei weitem schwieriger, jedoch keineswegs unmöglich ist die Lösung dieser Aufgabe für die Landgeistlichen, die mehrere Stunden von einander getrennt auf ihren Seelsorgsstationen und leben, zwischen welchen oft zur Winterszeit lange alle Verbindung

abgeschnitten ist. Die Lesevereine müssen somit den Localverhältnissen angemessen eingerichtet werden, wenn selbe befriedigen und eine Dauer haben sollen. — Wenn der Dechant des Bezirkes selber an dem Lesevereine sich betheiligen würde, so käme selbstverständlich demselben die Leitung des Vereines zu. Mit dessen Einwilligung und Gutheißung könnte etwa im folgenden Jahre der Nächste die Vereinsleitung übernehmen, und in jedem folgenden Jahre wieder ein Anderer, um so viel als möglich die Last dieses Geschäftes auf Alle gleichmäßig zu vertheilen. Dem Vorstande des Vereines stünde zu: die Anschaffung der Bücher und Zeitschriften zu besorgen, sie zuerst zu lesen und dann in Umlauf zu bringen, die Geldbeiträge einzuheben, bei der Wahl der Druckschriften, wenn sich die Mitglieder nicht einigen könnten, eine entscheidende Stimme zu haben, die nach dem Umlauf eingegangenen Werke aufzubewahren, und zur besseren Erhaltung auf Kosten des Vereines binden zu lassen, endlich die säumigen Mitglieder zu mahnen und selbst auszuschließen. — Die vom Dekanats-Lesevereine angekauften Bücher sind in der Dekanats-Bibliothek, wenn schon eine solche besteht, zu hinterlegen; bestünde noch keine am Sitze des Dekanates, so könnte auf diese Art zu einer solchen der Grund gelegt werden. Die periodischen Blätter und Zeitschriften, die in dem Lesevereine gehalten werden, könnten entweder Jenem als Eigenthum verbleiben, der sie aus seinen

Mitteln gehalten hat, oder sie könnten jahrgangsweise durch das Loos vertheilt werden. Die Vereinsbücher und Zeitschriften könnten auch, wenn sie die Runde gemacht haben, von den Mitgliedern des Vereines licitirt werden. Das einlaufende Geld wäre sodann für den nächsten Ankauf zu verwenden.

5.

Heutzutage genügt es aber nicht, daß der Geistliche nur exquisit katholische Bücher lese; er muß auch wissen, wie es im Lager der Gegner aussieht. Selbst bei Zeitschriften findet dieß seine Anwendung. Schwer zu tadeln ist aber jene Einseitigkeit, welche die akatholische Literatur auf Kosten der katholischen begünstiget. Viele katholischen Unternehmungen kranken und ersterben durch die Lethargie der Katholiken. In Augsburg ist eine Broschüre erschienen, in deren Schlusse folgendes höchst traurige Bild entworfen wird: „Von den vierzig Millionen Deutschen sind mehr als die Hälfte Katholiken. Während der protestantische Theil circa 1500 Buchhandlungen besitzt, gibt es Alles in Allem kaum 24 katholische von einiger Bedeutung. Unter den 2 bis 3000 Zeitungen haben wir höchstens 7 bis 8 größere katholische und etliche 20 kleinere Blätter unserer Tendenz und Farbe. Deutschland zählt sicher einen Clerus von 60,000 Mann und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, alle katholischen Blätter Deutschlands zusammen haben

noch keine 60,000 Abonnenten. Das sind Zahlen und statistische Angaben, die für Alle, welche sehen wollen, eine furchtbare Lehre enthalten und uns zeigen, was in Deutschland nicht bloß die Literatur, sondern auch die öffentliche Meinung beherrscht. Dahin kommt man mit der entsetzlichen Gleichgültigkeit und Willkür in Beziehung auf die eigene Presse." — Uebrigens gilt auch jetzt noch der Spruch der Alten: „Unius libri lectorem timeo". Wir lesen zu viele Bücher, Gutes und Schlechtes untereinander, behalten von Allem etwas, vom Ganzen nichts, d. h. keine feste Ueberzeugung — und darum werden wir eben nicht mehr gefürchtet ob unserer Gelehrsamkeit. — Unstreitig wahr ist auch was Young sagt: „Der Mensch übersieht das reichste Buch in seiner Bibliothek, wenn er nicht in sich selbst liest."

6.

Auch der Drang nach Wissen kann in Hochmuth und die Bücherliebhaberei in Leidenschaft ausarten, die auch in pekuniärer Hinsicht manchen jungen Priester in arge Verlegenheiten versetzt, wenn der Buchhändler-Conto als ein sehr unwillkommener Neujahrsgratulant den letzten Kassarest dahinrafft, der zur Anschaffung eines neuen Rockes dringend nothwendig gewesen wäre. Und wie schmilzt dieses aufgewendete Kapital, das manchmal so schwer aufzutreiben war, zusammen, sobald einmal die Bücher im Kasten stehen.

Es ist erbärmlich, um welchen Spottpreis manche ziemlich werthvolle Bibliothek eines Seelsorgers auf dem Lande, nach seinem Tode hintangegeben wird; öfters ist gar kein Käufer da, der die ganze Bibliothek; abnimmt sie wird manchmal parthienweise an die Landleute veräußert, die meistens nur auf Predigtbücher und Legenden erpicht sind; mitunter hat es auch ärgerliche Folgen, wenn sich unter der Bibliothek häretische Werke, schlüpfrige Romane und Schundwerke deutscher Klassiker befinden. — Mit der letztwilligen Bestimmung als Pfarrbibliothek ist es manchmal auch eine mißliche Sache. Der Nachfolger, der selbst Bücher mitbringt, weist der Pfarrbibliothek ihren Platz in einer Rumpelkammer oder auf dem Hausboden an, wo sie durch Staub und Ungeziefer Schaden leidet; manches Werk wird mank, und der Nachfolger oft unwillig, wenn er dafür haften, einen neuen Katalog verfassen und einsenden muß. Es ist daher zweckmäßiger, seine lieben todten Gesellschafter, die Bücher, einem Freunde, oder dem Priesterhause für einen Neomysten, der erst in die Seelsorge hinaustritt, zu vermachen.

7.

„Omnibus peregrinantibus gratum est, minimarum quoque rerum, quae domi geruntur, certiores fieri.“ (Caelius ad Cicer.). — „Ortschroniken“, schreibt ein österr. Tourist, „sind gleichsam die

Auszweigungen und Blätter an dem großen Schicksalsbaum eines Landes und haben das Verdienst, daß sie beitragen, die Liebe zu hegen zu dem Boden, der uns nährt, zu den Menschen, mit denen man darauf lebt, zur Ordnung, wozu die Beispiele mahnen, und zu dem Herrscher, der mit weisem Geiste, mildem Herzen und starker Hand über unsern Frieden waltet."
— Ein solches Memorabilienbuch, welches das Historische der Kirche und Pfründe, die Schicksale der Ortsgemeinde, freudige und betrübte Ereignisse enthält, so viel man aus historischen Werken, aus gefälligen Mittheilungen gelehrter Geschichtsforscher, aus alten Urkunden (nach denen man selbst in muffigen Gemeindeladen zu graben sich die Mühe nehmen soll) aus alten Inventarien, Grund- und Matrikelbüchern zu schöpfen im Stande ist; welches ferner die unbeweglichen und beweglichen Güter der Kirche und Pfründe, Einkünfte und Lasten derselben, die Stiftungen, die fortlaufenden Tabellen über die geführten Baulichkeiten und neuen Anschaffungen, über den Stand des Vermögens, der Kirche, der Pfarre und des Armeninstitutes, eine chronologische Tabelle über die milden Gaben, die jährlich zu frommen Zwecken eingehen, sammt den Namen der Gutthäter, die Reihenfolge der Seelsorger und Schullehrer und eine Bevölkerungstabelle enthalten soll: ist immerhin ein schätzenswerthes Andenken für den Amts-Nachfolger, der sogleich bei dem Antritte sich eine Uebersicht über seine Pfründe, deren

Verhältnisse und Einwohner, verschaffen kann. Nur wäre es betrübend, wenn ein Nachfolger die kleine Mühe der Fortsetzung der Chronik unterlassen würde, und so Lücken entstünden. — Wie sehr beklagt man oft, daß die Alten etwas nachlässig waren im Aufzeichnen pfarrlicher Ereignisse dergestalt, daß in der Neuzeit mit dem besten Willen keine Pfarrgeschichte von einem betreffenden Orte zusammengesetzt werden könne. Damit uns nicht derselbe Vorwurf treffe, soll der Kiel fleißig gehandhabt werden. Wie vielfach lassen sich auch die Aufzeichnungen früherer Seelsorger praktisch verwerthen. — Ein Pfarrer wollte einen Kreuzweg restauriren lassen, aber es fehlte an Geld. Da erzählte er den Leuten aus dem Pfarrmemorabilienbuche, wie einst der Kreuzweg errichtet und von allen Pfarrgenossen beigesteuert worden sei, von dem Hehenbauer 5 fl., von Nassenreith 10 fl. u. s. w. Alsbald hatte er die benöthigte Summe beisammen.

8.

Wie die Bibliothek und alle pfarrlichen Actenstücke sollen auch die Matrikelbücher in einem Kasten verwahrt werden und nicht offen daliegen, weil auch dadurch dem Seelsorger Verlegenheiten bereitet werden können, wie aus folgendem Beispiele erhellt. — Ein sehr elegant gekleideter Herr begab sich einst in einen Pfarrhof und begehrte mit dem Pfarrer zu sprechen. Da dieser nicht zu Hause war, führte die Wirthschaf-

terin den Herrn in das pfarrliche Zimmer und bat ihn zu verweilen, bis der Pfarrer nach Hause käme. Nach einiger Zeit erklärte der Herr nicht länger warten zu können, und daß er schriftlich an den Pfarrer sich wenden werde. Richtig kam bald ein Ansuchen an die Pfarre um Ausfolgung eines Taufscheines. Derselbe wurde ausgestellt. Aber nach Verlauf eines halben Jahres wurde vom Strafgerichte derselbe Taufschein ex offo begehrt, und es stellte sich heraus, daß der besagte Fremde wegen Wechsel- und Urkundenfälschung in Untersuchung stand, und in dem pfarrlichen Taufbuche sich sehr täuschend einen adeligen Titel beigelegt hatte, um eine Baronin damit zu bethören. Der arme Pfarrer erhielt zuletzt eine scharfe Rüge, daß er seine pfarrlichen Bücher nicht besser verwahre. — Zudem sind die Haushälterinen aus Eva's Geschlechte — man weiß schon was das bedeutet. Es verbreiten sich oft ehrenrührige Gerüchte in der Gemeinde, über deren Entstehung man sich höchlich verwundert. Hat doch eine aus dieser Klasse einmal in Abwesenheit des Pfarrherrn einen Taufzettel ausgestellt; was aber später darüber für eine Witzelei entstand, als man die Schrift der pfarrlichen Sekretärin erkannte, läßt sich denken.

Viertes Kapitel.

Schriftstellerei.

1.

„Jetzt wird zu Tage gefördert,
Was nie vor diesem war erörtert:
Gedanken stark und Worte voll Mark,
Hochfarbige Schilderei,
Tiefe Sinnbilderei,
Reime wie Blütenkeime
Und Prosa wie Honigseime;“

sagt schon Rückert — und das soll Richtschnur für jeden Geistlichen sein, der als Autor auftreten will. Die Jetztzeit ist, was Stil anbelangt, ungemein heiklich, und was Prosa und Poesie anbetrifft, soll alles classisch sein. Schwäche im Stil wird gar nicht geduldet — und das mit Recht. Wer also nicht durch eigene Anlage oder durch tiefe Studien zum Literaten geeignet ist, soll das Büchermachen fliehen wie ein reißendes Thier oder wie ein sengendes Feuer. Wer, um einen Aufsatz zu machen, oder ein Gedicht zu veröffentlichen, ein dutzendmal Concepte dazu macht, oder

ein Dutzend Federn dabei zerkauet, der hat ein lautredendes Kriterium für sich, ja mit dem Preßbengel sich nicht abzugeben. Es ist aber erstaunlich, (und wir nehmen uns selber nicht aus), was es für Sünden gegen den Stil gibt. Es herrscht da bei manchem Geistlichen ein Leichtsinn und eine Faulheit, die unbeschreiblich ist. Nicht alles, was auf dem Papiere steht, oder vier Augen gefallen hat, ist würdig, dem großen Publikum gegenübergestellt zu werden. Wie oft wird aber da gefehlt! Da sagen einige Schmeichler zu einem: „O Hochwürden, diese Predigt war sehr schön, übergeben Sie selbe dem Drucke, daß doch einmal was Gutes in die Literatur käme.“ Der arme Geistliche glaubt es, läßt sich Geld kosten — und das ganz gewöhnliche Machwerk steht gedruckt vor seinen Augen und vor den Augen der Welt. Manche Predigt, die sich sonst gut anhört, verliert, wenn sie gedruckt erscheint.

2.

Nicht mit Unrecht werfen uns Norddeutsche vor, daß wir Oesterreicher nicht deutsch können. Man darf das nächste Buch oder Zeitungsblatt, das in Oesterreich herauskömmt, lesen, so wird man dieses Urtheil leider bestätigt finden. Wer könnte die Verstöße gegen Syntaxis, gegen Präpositionen zählen, wer alle die wunderlichen Zeitwörter, die Pleonasmen und Provinzialismen? Darum obige Worte Rückerts

recht ins Auge gefaßt! — Von der Orthographie will ich gar nicht reden; denn daran kränkelt nicht bloß Oesterreich, sondern ganz Deutschland, und soweit die deutsche Zunge reicht, trotz Grimm, Menzel, Weinhold u. dgl. — Wie der Krieger im Lager oder auf dem Schlachtfelde immer seine Waffen bei sich haben und sich darin stets üben muß, so auch der Geistliche in Hinsicht des Stiles. Alle Mittel, die gegeben sind zur Verbesserung desselben, soll er fleißig anwenden, und das nonum prematur in annum als eine goldene Regel ansehen. — Der schwache Autor schadet nicht nur sich selbst, sondern auch der guten Sache. Der protestantische Einfluß wäre nicht so ergiebig auf die Gemüther gewesen, und würde es jetzt nicht so sein, wenn nichl viele protestantische Autoren Meister und Aesthetiker des Stiles gewesen wären. Die katholische Sache drang oft schwer durch, oder wurde nicht anerkannt, weil der Autor schwach und schwerfällig in seinem Stile war. Insbesondere gilt dieß für Poesie. Wer nicht, wie Oscar von Redwitz, die Harfensteine zum Baue der religiösen Poesie herbeitragen kann, soll ein „Fahre wohl“ seinem Pegasus zurufen und ihn von dannen jagen. Was für eine frömmelnde Schwäche stebt nicht oft in den katholischen Gebet- und Erbauungsbüchern. — Ein leichtes Mittel sich im Stil zu üben und zu vervollkommnen ist ein fleißiger Briefwechsel mit wahrhaft gebildeten Personen.

3.

Wer sich der Literatur widmet, muß sich bemühen, von der literarischen Empfindlichkeit frei zu bleiben. Ein Pfarrer, der vor vielen Jahren lebte, ließ etliche Gastpredigten drucken, die er gehalten hatte. Da man wußte, daß er auf seine literarischen Produkte eitel war, so mußte ihm ein Reisender bei Tisch erzählen, daß er eine jener Predigten in Amerika gelesen habe. Sichtbar geschmeichelt stellte der Pfarrer die Frage, wie denn nur seine Predigten bis in einen anderen Welttheil gekommen seien? — „In der Form von Stanitzeln", antwortete ein schelmischer Nachbar. — Derselbe Herr Pfarrer bestimmte, um literarische Talente anzuregen, einen Preis für die beste Grabschrift auf ihn selber. Eine derselben lautete:

„Hier ruhet Alois Rank,
Er ist gestorben, Gott sei Dank.
Geboren ward er im April,
Man weiß, was das sagen will?"

Seitdem soll er jedoch der Literatur den Rücken gekehrt haben.

4.

Lichtenberg sagt: „Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen? O, wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicher so lange Bücher brennen, bis neuer Vorrath angewachsen ist." Dieß Wort trifft Jene zumeist, die äußerst fruchtbar in ihren wasserreichen

Werkchen sind, und die so zu sagen, in der Literatur machen i. e. Geld. Da wird uns das Witzwort eines Geistlichen erzählt über einen andern Seelsorger, der ungemein viel Tinte verschrieb und die Setzer in Bewegung brachte: „Da der Verfasser äußerst fromm und ascetisch ist, so wird er nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt, und da wird es dann in der Lektion heißen: „et multos libellos scripsit, tu autem Domine miserere nobis.“ — Einer meiner Freunde las ein geistliches Buch (den Titel behalte ich mir vor) auf meinem Zimmer, und als er es mit Seufzen durchblättert, sprach er die merkwürdigen Worte: „Der Verfasser muß sich an das Sprüchlein erinnert haben, das da sagt:

O, welche Freude sich gedruckt zu sehen,
Soll auch im Buche nichts Gescheites stehen!“

— Was halten Sie von diesem Buche? fragte ein Kaplan einen Professor der Theologie. „O es ist“, war die Antwort darauf, „viel Lettern- und Papierverschwendung dabei.“ Was würde der geistliche Verfasser des Buches für Augen gemacht haben, wenn er diese kürzeste der kurzen Kritiken gehört hätte? — Doch stille — auch unsere Pastoralaphorismen sind ja der öffentlichen Kritik anheimgegeben.

5.

Es wäre zu wünschen, daß der Klerus sich mehr an der öffentlichen Presse betheiligen würde, um die-

selbe zu heben und zu kirchlich-socialen Zwecken zu benützen; denn das ist doch klar, daß heutzutage die Kirche leider nicht mehr wie früher der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens ist, und daß deshalb die wichtigsten Interessen der Menschheit nicht mehr in ihr und durch sie, sondern auf dem Felde der Publizität ausgetragen und bestimmt werden. Die Partei, die da nicht erscheint, um mit Waffen, die den gegnerischen gewachsen sind, mitzuthun, die wird eben einfach bei Seite geschoben, und sie hat kaum ein Recht zu jammern, wenn die öffentlichen Fragen und Angelegenheiten in einer ihr unlieben Weise entschieden werden. Das ist auf katholischer Seite noch lange nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie viele katholische Seelsorger hätten oft Zeit und Talent, um auch auf diesem Felde für die Sache Gottes und der Kirche zu kämpfen — zum Segen Vieler und nicht einmal zu eigenem Schaden. So lange aber Geistliche nur schlechte Zeitungen subventioniren, kann es freilich nicht besser werden; wie heißt der, der die Ohrfeige noch bezahlt, die man ihm gibt?

6.

Jeder Seelsorger soll für sich selbst ein Collectaneenbuch (Sammelsurium) haben. So ein Buch ist eine wahre Fundgrube für die Zukunft und leicht zu machen, weil die Zeit selber mithilft. Ich gebe also, durch eigene Erfahrung klug gemacht, folgende Rath-

schläge zum Besten. — Schon im Seminar, oder gleich beim Antritt deines Seelsorgelebens mache dir ein großes Buch mit eingereihtem Alphabet; lies alle deine Bücher mit dem Stift in der Hand, mache zu allen Stellen, die du excerpiren willst, ein Zeichen und trage dann die Stellen in dem Sammelsurium dem Alphabete nach ein, doch so, daß größere Themata einen eigenen Raum, der frei gelassen wird, bekommen, dergestalt, daß z. B. das Thema: Gebet einige Bogen Spielraum besitzt u. s. w. Ehe du es wahrnimmst, schwillt die Arbeit an, und du hast ein Bergwerk an Sentenzen, Bildern und Gleichnissen, die man alle gut bei Predigten, Conferenzarbeiten verwenden und woran du dich in Stunden der Muße ergötzen kannst. Nothwendig ist es auch, daß du überall den Autor dazu schreibst, um später in demselben nachlesen zu können. Ich würde viel Geld hergeben, wenn mir dieß Jemand in meiner Jugend gesagt hätte.

7.

Wie reichlich fließen die Sentenzen aus einem solchen Sammelbuche, worin Weisheit scheffelweise gemessen wird. Aus einem vorliegenden Sammelsurium ziehe ich beispielsweise nur einige Sprichwörter und Lebensmaximen: — Das Böse kommt wie der Blitz, das Gute wie die Schnecke. — Chi va piano, va sano. — Wer in einem Glashause lebt, soll keine Steine werfen. — Ein ehrlich Wort, ein ehrlicher

Mann. — Ein Licht, das nicht brennt, zündet nicht. — Unter Blinden ist der Einäugige der König. — So wahr, wie eine Pfarrerfassion und Napoleon's Bülletins. — Viel Lärm um nichts (clamor de lana caprina). — Ehrenstellen zum Nichtsthun sind Schandstellen. — Omne rarum, charum. — Dummheit und Stolz wächst auf Einem Holz. — Nach Fliegen soll man nicht mit Steinen werfen. — Nach Gott ist Niemand zu fürchten, als wer Gott nicht fürchtet. — Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott. — Lerne selbst, ehe du lehrst, und ahme nicht die Aerzte nach, die wie Schneider den Schnitt an fremdem Tuche lernen. — Schicke keinen Hund nach Fleisch und verpfände nicht das Lamm beim Wolfe. — Gib fröhlich, was du gibst. Ein Geber, der nachdenket über das, was er geben soll, gibt nichts vom Herzen, sondern vom Verstande. — Sei Allen Allerlei, wie eine Citrone, die man von innen und außen brauchen kann. — Bücke dich, allein zerbrich nicht das Bein. Sei höflich, allein nicht beschwerlich. — Leihe nicht einem Gewaltigeren, denn du bist. Leihst du aber, so achte es gestreut auf einen undankbaren Acker. — Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr, flüchtige Gedanken ewige Thaten; haltet nichts für Kleinigkeiten. — Unter allen Dingen ist menschliche Bescheidenheit am leichtesten todtgeräuchert oder todtgeschwefelt, und manches Lob ist so schädlich als eine Verleumdung. — Man lernt

Verschwiegenheit am meisten unter Menschen, die keine haben, und Plauderhaftigkeit unter Verschwiegenen. — Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er es. — An einer Versuchung ist nichts so gefährlich als die Neuheit. — Vor Großen muß man sich niemals tadeln, sie glauben zu leicht, man sage des Bösen zu wenig. — Man fragt den Andern meistens um Rath, nicht, weil man nicht weiß, was man thun soll, sondern, weil man es eben weiß, aber ungern thut, und vom Rathgeber eine Hilfe für die leidende Neigung erwartet. — Einst finstere Kirchen, lichte Herzen; jetzt lichte Kirchen, finstere Herzen. — Avarus est, cui Deus non sufficit (Augustin).

8.

Auch ein Privat-Tagebuch ist gut für den Seelsorger; es soll aber nur zur Lesung unter zwei Augen dienen. Da findet man später getreulich sein vergangenes Leben, sein Hoffen, Meinen, Denken, — seine Fehler, Täuschungen und Illusionen; — es geht mithin das Leben nicht verloren, man hat es festgekittet durch den Griffel, und ist so das Tagebuch ein zweites Ich, worin die Seele sich spiegelt. Ich habe ein solches Tagebuch gesehen und mich daran herzlich erbaut; als Motto standen folgende Zeilen:

„Ein Buch wird stets der Lebensspiegel,
Man sieht im Blatte Herz und Welt,

Ich wählt's sodann zum Geistessiegel,
  Daß Nichts vom Innern mir entfällt.
Die Blätter hab' ich mir geschrieben,
  Daß ich den eig'nen Spiegel schau,
Daß, wenn die Zeit ihn wollt verschieben,
  Vor's Auge zieh' der Geistesbau!"

Fünftes Kapitel.

Zu Hause.

1.

Nicht nur außer dem Hause, sondern auch in dem Hause gebe der Seelsorger das beste Beispiel und sei eine Lichtflamme, die man auf den Berg gestellt; er weiche kein Haar von seiner Pflichterfüllung und ermuntere die Untergebenen zu gleichem Berufseifer. Doch vergesse er dabei nie seines heiligen Amtes, und sei nicht werkthätig bei solchen Arbeiten, die in den Augen der Gläubigen etwas Bemakelndes zurücklassen, weil Manche sich ärgern, daß die geweihte Hand Solches berühre. Was unter diese Kategorie falle, können wir nicht angeben, das muß man errathen.

2.

Ordnung ist die zweite Seele des Menschen — auf diese hat der Pfarrherr recht sein Augenmerk zu lenken. Wie an seiner Person und in seinem Charakter Alles in Ordnung sein soll, so auch in seinem

Hause. Nach der Uhr zu leben und ein Stundenfuchser sein, wie das Sprichwort sagt, ist äußerst löblich; er gewöhne auch seine Hausleute an Pünktlichkeit, an Ordnung sowohl in ihren eigenen Gemächern, als in den Verrichtungen im Hause. Zur bestimmten Stunde soll das Gesinde sich zur Ruhe begeben, zur bestimmten Zeit treffe es der Morgen emsig bei der Arbeit. — Es sagte einstmals ein Pfarrer zu mir: „O folgen Sie meinem Rath, begeben Sie sich früh zur Ruhe und stehen Sie früh auf, das gibt Ihnen rothe Wangen und Gesundheitsfülle.“ — Daß eine Stundeneintheilung, nach der man (wenn man nicht durch Seelsorgergeschäfte verhindert ist) getreulich sich hält, etwas Ersprießliches sei, bezeugen alle Jene, die sich eine solche gemacht haben. Es kommt ihnen der Tag viel lieblicher, viel kürzer vor, und das gräuliche Ungethüm „Langeweile“ kehrt bei ihnen nicht ein. — Ist Raum im Pfarrhofe, so kann sich der ästhetische Sinn des Hausherrn genug entwickeln; er habe ein Bibliothekzimmer allein für sich — aber Boudoir und Bücherzimmer sollen nie beieinander sein. Nur im Bücherkasten seien Bücher, sonst im ganzen Hause nirgends; das Archiv sei abgesondert von allem pfarrlichen Privateigenthum und Alles in herrlicher Ordnung gehalten, wie schon erwähnt; im Atelier (wenn er ein Künstler ist) sei nicht das Kanzlei-Bureau aus leicht erklärlichen Gründen u. s. w. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — Weil auf dem

Pfarrer viel Verantwortung liegt, so ergibt sich daraus die Folge, daß er gute Sperre hält, insbesonders bei den Kassen. Jeder Leichtsinn rächt sich da — und wären seine Leute die treuesten auf der Welt — dennoch übe er die Schlüsselgewalt und sperre mit eigener Hand.

3.

„Reinlichkeit“ ist ein großer Faktor in einer Wirthschaft, auch in einer Behausung. Wo diese nicht ist, schwindet die Grazie des Lebens und man versumpft an Leib und Seele. Daß der Seelsorger selber reinlich sei und Wasser, Seife, Wäsche an sich nicht spare, versteht sich von selbst; aber dieser sein Reinlichkeitstrieb erstrecke sich auf das ganze Haus; denn es ist ein großes Lob für einen Hausherrn, wenn man sagen kann: in seinem Hause herrsche holländische Reinlichkeit. Darum erlaube der Herr Pfarrer nicht, daß die Dirnen mit Holzschuhen, womit sie draußen im Stalle und am Düngerhaufen amtirt haben, in die getäfelte Flur des Hauses treten, oder gar den ersten Stock ersteigen und so den Koth in alle Ecken und Enden tragen würden. Die Reinlichkeit befördert die Gesundheit und macht das ganze Gebäude freundlich. — Ich trat einstmals in einen Pfarrhof und konnte auf den ersten Blick Folgendes sehen. Im ersten Zimmer hing die Mantille der Schwester des Pfarrers ganz gemüthlich auf einem

Archivkasten; im zweiten Zimmer war neben dem Schreibtisch des Herrn ein weiblicher Unterrock zu sehen. In der Küche lag neben Schüreisen und Feuerzange der Diözesan-Schematismus; auf dem gepolsterten Sessel lag ein nasser Pudel, in dem Bücherkasten standen zerbrochene Bouteillen, am Fußboden waren Oelflecke und auf dem Fortepiano waren Inexpressibles des Hr. Pfarrers ausgebreitet u. s. w. — Hilf Himmel, welch' ein Chaos! Ich dachte mir: Alles hat seine Zeit, aber alles soll auch seinen Platz haben, und insbesondere die weiblichen Kleidungsstücke sollen in einem Pfarrhofe sich verstecken — sapienti sat! — Die Meierstube soll wohl ein Gemeinschaftszimmer, aber nicht des Schmutzes, sondern der Reinigkeit sein. Was nicht nothwendig hineingehört, muß hinaus, entweder in die Milch- oder Rumpelkammer. Da schilderte mir ein Kooperator seine Winterleiden, darin bestehend, daß er in der Meierstube frühstücken müsse, wo der Dunst von Oel und Menschengeruch vom vorigen Abend anzutreffen sei, wo die Hunde schlafen und rumoren, wo die Dirnen während des Frühstücks die Stiefeln und die Schuhe putzen, und am Heerde Kartoffeln und Sauerkraut gesotten wird u. s. w. — Es mag aber das Gegentheil wohl auch vorkommen, daß der Kaplan nichts in der Meierstube zu thun hat, und doch dort ist.

4.

Eine andere lobenswerthe Eigenschaft des Seelsorgers ist seine schnelle Bereitschaft, wenn man seiner benöthigt. Wird angeläutet am Pfarrhofe, muß schnellstens geöffnet werden — und wäre nur ein Bettler davor, so muß es geschehen. Es ist äußerst widerlich, vor dem Pfarrhofe warten zu lassen, und es verräth eine Gleichgiltigkeit gegen den Einlaßbegehrenden, eine Rücksichtslosigkeit, die sich gar nicht beschreiben läßt. Ein Bauer, der öfters an dem Glockenzuge zog, und dem man nicht öffnete, brummte in seinen Bart: Kreuzdonner ... — Ebenso schnell soll der Seelsorger in seinem Habit sein, wenn es gilt zu einem schwer Kranken zu kommen, und flüchtig wie ein Reh sei sein Lauf zu dem mit dem Tode Ringenden. Da hörte ich einmal ein schönes Lob von einem Schulmeister über einen Kooperator. Er sagte: „Seitdem Hr. N. bei uns Kaplan ist, bin ich um zehn Grade schneller geworden, der ist die Pünktlichkeit selber; kaum bin ich geweckt zu einem Versehgange und treffe noch schlaftrunken meine Anstalten, steht er schon da, gestiefelt und gerüstet zu dem Gange, als wäre er gar nicht aus den Kleidern gewesen; und dann erst sein Gehen — der Zehnte hält es nicht aus mit ihm, und unsere besten Buben hat er zu Schanden gegangen.“ — Wenn auch der Pfarrherr beim Essen sitzt, und es will ihn Jemand sprechen, so lasse er nicht warten, sondern der Bittende soll hereinkommen; ist es wichtig, so

gehe der Pfarrherr mit ihm in ein anderes Gemach, wenn auch die Suppe oder der Braten darüber kalt wird. Er sei überhaupt freundlich mit allen Besuchenden. Sind Mehrere zugleich da, so biete er Sitze an und beschleunige möglichst die Arbeiten, damit Niemand zu lange warten müsse. Das Antichambriren ist nur bei hohen Herrn fatale Mode.

5.

Es ist auch nicht gleichgiltig, was die Leute vom Herrn Pfarrer wegen seines Betragens sagen, ob er so gut und freundlich wie ein Engel sei, oder so grob und beißig wie ein Bär der nordischen Wälder. Im Gegentheile, das äußere Benehmen des Seelsorgers ist von Wichtigkeit. Was dem deutschen Klerus mannigfach abgeht (sagt ein scharfer Beurtheiler unserer Gegenwart), ist die äußere Politur. Hierin ist ihm die französische Geistlichkeit, wenigstens in den Städten, überlegen. Deshalb soll sich der Pfarrer für seine Conversation das Sprüchlein merken:

Nicht allzufein und nicht gemein,
So soll das Wort beschaffen sein!

Wer etwa städtische Manieren, Redensarten, Conversationston an das Landvolk appliziren wollte, der würde angestarrt werden, wie die Kuh ein neues Thor anstaunt; aber wer im Gegensatz wider seine Natur eine derbe Seite anspielt, um nur populär zu werden, macht sich nur gemein und trägt Spott anstatt Nutzen

davon. — Ein Bischof hatte es nicht gern, wenn die Alumnen sich dutzten, weil die burschikose Kameradschaftlichkeit nicht für den Priester der Kirche paßt. — Manche vergessen sich in der Conversation, machen fade Witze, zweideutige Späße, ahmen Andere nach xc. Das schickt sich nicht. Ein Missionär machte ein altes Weib nach wie es den Rosenkranz memelte; ein würdiger Mann sagte später: „Es war köstlich, aber ich wäre froh, wenn ich es nicht gesehen hätte." — Von einem Pfarrer wurde behauptet, daß er so log, daß er es selbst glaubte. Klingt das glaublich? — Wieder Andere schimpfen und lästern gerne über andere Geistliche nach Unten und Oben. Diese sollten sich das Wort des Naturforschers Newton merken: „Man soll seine wilde Wäsche en famille waschen, und nicht vor der ganzen Welt zum Trocknen aushängen." — Es ist verletzend, wenn ein gelehrter Herr in Gesellschaft seiner Amtsbrüder die Ueberlegenheit seines Geistes allzusehr fühlen läßt, die Reden Anderer auf die Dukatenwage der haarspaltenden philosophischen Kritik legt und persiflirt. Ein Solcher gleicht dem fabelhaften griechischen Gnomen Markitus, der mit seinem Kopf ein Loch in ein Sonnenstäubchen bohrte. Wahrhaft gelehrte Männer ziehen in Gesellschaft die Herzen der Anwesenden durch ihre Bescheidenheit an; man fühlt in ihrem Umgange nicht, wie weit an Wissen man unter ihnen steht.

6.

Alles Geckenhafte ist widerlich wie Gewürm. Dieß gilt auch von der Toilette des Seelsorgers. Manche Geistliche vernachlässigen sich zu sehr, manche thun das Gegentheil. Ein Cooperator ging mit einem durchlöcherten Rock und zerrissener Hose herum, so daß ihn ein Bettelvogt arretiren wollte. — Ein anderer trug einen borstigen Anflug von Schnurr- und Knebelbart, und auf dem Kopfe einen Garibaldihut. — Ein Dritter stolzirte mit glattgewichsten sogenannten canonischen Stiefeln (eine noch jetzt specifisch geistliche Tracht in Oesterreich), während ein Vierter Strümpfe trug, um seine kräftigen Waden zu produziren, ein Fünfter kleidete sich ohne alle geistlichen Abzeichen wie ein —. Bei Allen diesen happert's. Der Ehrenmann ehrt sein Amtskleid und dieses ehret ihn. Nur Kirchenfeinde können das geistliche Kleid nicht leiden. Die josephinische Periode zog dem Geistlichen sogar den Frack an und nannte das Amtstracht!? Die unanständige Mode der Pompadourzeit (eng-anliegende Tricot und Kürassierstiefel) hat sich merkwürdigerweise bei den Geistlichen am längsten erhalten. — Sailer erzählt von einem Domherrn, der Morgens im Schlafrock und Gattie ihn besuchte, während Beichtleute vor der Thüre warteten. Sailer entschuldigte den Forteilenden, indem er zu den Leuten sagte: „Liebe Leute, dieser Herr ist ein braver Herr, aber zuweilen — Ihr versteht mich schon! (dabei griff er auf die Stirne).

— Eine ähnliche Mimik dürfte man bei mancher geistlichen Toilette machen. — Alban Stolz macht in seinem „Spanisches für die gebildete Welt“ über die storchenähnliche französische Abbékleidung folgende witzige Bemerkung: „Ich fasse nicht den tiefen Grund, wie es zum Seelenheile der Gemeinde behilflich sein könne, wenn den Pfarrern kurze Höschen verordnet werden, so daß die Leute besser Umfang und Gestalt der Waden ihrer Seelsorger kennen. Es wird wohl die Erbauung des Volkes nicht wesentlich gefördert werden, wenn das Gangwerk ihres Pfarrers so zierlich und tänzerlich kostümirt ist.“ — Ob die Röhrenstiefel, die manchmal bei Landseelsorgern in detestablem Zustande sich befinden und des nöthigen Lichtglanzes entbehren, so daß man ihnen bei dem Einsteigen in einen Wagen sorgfältig mit den Füßen ausweicht, um nicht beschmiert zu werden, anständiger sind als die Beinkleider, welche die fleischigen Waden oder die fleischlosen Spazierhölzer verdecken — ist unschwer zu entscheiden. Daher sie bis ins 18. Jahrhundert verpönt waren, indem sie an die Jagd, an den Stall, oder an die Wachtstube erinnerten. Hat man die unzähligen Wandlungen des Hutes und des Rockschnittes mitgemacht, ohne anstößig zu werden, so scheint man dieß auch nicht durch Accomodirung an die gefällige und bequeme Fußbedeckung zu werden, die noch dazu minder kostspielig ist. — Vom Fuß — zum Kopf. Wie das Haupt und Barthaar sein soll, ist nach kirch-

lichen Satzungen bestimmt; aber, wie die Nägel sein sollen, darüber findet sich kein Wort. Und doch ist eine solche Nergelei über Nägelei ganz an Ort und Stelle. Die äußerste Reinlichkeit in diesem Horngewächs rathe ich jedem Seelsorger an, sonst wird ihm nicht die Hand geküßt, sondern der Aermel des Rockes, denn auch die Pfarrkinder sind in dieser Hinsicht und dieß mit Recht, ganz heiklich. — Ein Kaplan stülpte im Nachhausegehen, weil es warm war, die Rockärmel auf und damit auch die Hemdmanchetten, die wie weiße Aufschläge auf dem dunklen Rocke prangten. Wie die Kritik überall auf der Straße ist, und insbesonders zusieht, „wie er räuspert und wie er spukt," so war es auch hier. Ein Schneiderlein blickte ihm nach und lispelte für sich: „Der hätte ein Fleischhacker werden sollen, Hände und Arme wären ganz darnach."

7.

Da die Menschen durch fortgesetzte Abgeschlossenheit von jedem geselligem Verkehre, um mit der körnigen Sprache des P. Abraham zu reden, gar leicht „Sauertöpfe, ängstliche Hasen, finstere Wolken, Mondschatten, Winkelsitzer, Hospitalgrillen, Holzäpfelkrämer, Essigkrüge, Uhu's, die das Licht scheuen, und die Quintessenz der Unlust" werden: so kann sich der Geistliche bei seiner sitzenden Lebensweise und Abgeschlossenheit von der Welt, und wohl auch bei seinen

bittern Lebenserfahrungen nicht genug vor dem Dämon der Hypochondrie hüten. Nichts macht den Seelsorger abstoßender und widerwärtiger, als wenn er sich von den Krallen der Hypochondrie erfassen läßt und zum Misanthrop wird. Seiner häuslichen Umgebung wird er ein Quälgeist; seinem jüngeren Aushilfspriester, wenn ein solcher vorhanden ist, bleibt er unzugänglich, indem er denselben mit Mißtrauen und Argwohn behandelt, als ob er hinter seinem Rücken conspirire und nach der Gunst der Pfarrkinder hasche. Die besuchenden Pfarrkinder, die ein Anliegen auf sein Zimmer führt, absonderlich die langen Faden spinnenden Weiblein, schnauzt er, wenn eben Sauls Geist über ihn kommt, so an, daß sie nur mit stotternder Zunge ihre Sache anbringen, und sich den Angstschweiß abtrocknen, wenn sie seine Zimmerthüre im Rücken haben. Kein Wunder, daß er mit seinen Nachbarn und Pfarrkindern in beständigen Conflikten lebt, und als prozeßsüchtiger Stänkerer vor den weltlichen Gerichtsschranken häufig gesehen wird; ja selbst in seinen Eingaben an geistliche und weltliche Behörden taucht er nicht selten die Feder in Galle, daß ihm dann von oben herab manche Nase ohne Prise zu Theil wird. — Ein vorzügliches Mittel, seines sauertöpfischen Wesens ledig zu werden, ist der Umgang mit einem freundlichen Nachbar und Collegen, der die Dinge und Zeitläufte durch das heitere Prisma einer weisen Weltordnung anzuschauen pflegt, auch

das öftere Einfinden im Kreise jovialer Amtsbrüder, die keine Verächter eines unschuldigen Scherzes sind und denen es gegeben ist, Witz und Laune mit Ernst zu paaren, sich haltend an das Horatzische Sprüchlein: „Dona praesentis cape laetus horae et linque severa.“

8.

Das bescheidene Haus des Landgeistlichen ist gewöhnlich die freundliche Stätte des Jupiter ξενιος für jeden Confrater, der des geselligen Austausches wegen an seine Thüre klopft, oder für einen gebildeten Touristen, der die ländlichen Gasthausspelunken scheut. Hospitales estote sine murmuratione (I. Petr. 4). Ohne Hintergedanken spricht er zuvorkommend: „Kommet, esset mein Brod und trinket den Wein, den ich euch gemischt habe.“ (Spr. 9, 5). (Es versteht sich, nicht mit zu viel Wasser oder saurem Krätzer.) „Mensulam tuam pauperes et peregrini et cum illis Christus conviva noverit.“ (Hier. ad Nepot.). Der Seelsorger wird aber bald in den Ruf der Filzigkeit gerathen, wenn er bei jedem Glockenzug, der einen unwillkommenen Gast in Aussicht stellt, sich versteckt und verleugnen läßt, bei welcher Gelegenheit manchmal ein unwiderstehlicher Nießreiz, wie ein Trompetenstoß den in dem Nebenkabinete verborgenen Hausherrn verräth. — „Es steht ziemlich häßlich,“ sagt P. Abraham a St. Clara, „wenn ein

Geistlicher von dem Almosen predigt, er aber das Seinige so wenig austheilt als ein Fuchs das Hennenfleisch, ja S. Donatus gar nicht in seinem Kalender zu finden ist." Die Geizhälse werden einst am jüngsten Gerichte ihren Platz unter den Böcken haben, denn es heißt: „Hospes eram et non collegistis me." — Da tua, dum tua sunt, post mortem jam tua non sunt. /

9.

/ Ich fragte einen Herrn Pfarrer, von dem ich wußte, daß er eine große Wirthschaft besitze: „Was thun Sie Abends vor dem Schlafengehen zur Sicherheit des Hauses?" Er antwortete: „Ich nehme einen tüchtigen Knotenstock, lasse den Kettenhund los und gehe mit ihm in aller Stille in den Räumen des Pfarrhofes und den äußern Fluren herum, probire alle Thüren, ob sie fest, desgleichen die Fensterläden, Balken, Gitter — und wenn Alles still und in Ordnung und Ruhe — dann empfehl ich mich und das Haus dem Schutze Gottes und lege mich schlafen." — Da tönten in mir die Worte:

Freund, ich bin zufrieden,
Geh es, wie es will.
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still.
Mich flieh'n alle Sorgen
Kummer drückt mich nicht!
Froh bin ich vom Morgen

Bis zum Sternenlicht.
Summen hab ich keine,
Auch Paläste nicht,
Auch nicht Adelsscheine
Auch nicht hohe Pflicht.
Doch bin ich zufrieden,
Geh es, wie es will,
Bin ein Werkmann Gottes,
Dien' ihm froh und still.

Sechstes Kapitel.

Bei heiteren Stunden.

1.

Die angespannte Sehne des Bogens reißt oder erschlafft, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit nachgelassen wird. Schon der Stoiker Seneka sagte: „Danda est remissio animis," und der heilige Prediger that den classischen Ausspruch: „Ich erkannte, daß nichts besser sei, als fröhlich sein und Gutes thun in diesem Leben." (Pred. 3, 12.) Also gewiß — auch der Seelsorger darf sich erfreuen, nur darf er das wahre Ziel der Freude nicht außer Augen lassen und das Maß nicht überschreiten. Priester und Lebemann, — welch' ein Contrast! Die drei gefährlichen **W**, nämlich Wein, Würfel, Weib, — führen den physischen und moralischen Ruin des genußsüchtigen Phäaken herbei nach dem alten Denkreim:

Dives eram dudum,
Fecerunt me tria nudum:

Alea, vina, Venus,
Tribus his sum factus egenus.

2.

Nehmen wir gleich das Essen her — oder die Tafelfreude. Was könnte da Alles erzählt werden! — Doch wir bleiben im kleinen Geleise. Schon Sadio ruft aus: „Die Weisen essen langsam, die Gottesfürchtigen, bis sie halbsatt sind; die recht geistlich sind, bis sie sich des Hungers erwehren; die Jungen, so lange man die Schüssel vor ihnen stehen läßt, und die Vielfresser, so lange Raum im Magen ist.“ Zu welcher Klasse gehört nun mancher Seelsorger? — Da gab ein Pfarrer einen Faschingsschmaus und lud mehrere Gäste ein. Wohl überlegend, daß er Kritik zu befürchten hätte, stellte er eine ordentliche Tafel her, die seine Börse ziemlich anstrengte. Die Herren ließen sich's auch gut schmecken und nahmen mit den freundlichsten Mienen der Welt Abschied. Auf der Straße zündeten sie sich eine edle Havannah an, die ihnen vom Herrn Pfarrer gespendet war, und es sprach nun Einer zu den Andern: „Nu, das war heute ein Fressen, zu den Pfaffen muß man gehen, wenn man etwas Ordentliches haben will.“ — Der Zweite drauf: „Darum sind's auch solche Gäuche, solche Vollmondsgesichter, unser Eins hat's lange nicht so gut.“ — Die Frau des Einen, die ebenfalls geladen worden war, sprach, zu Hause angelangt, zu ihrer Schwester: „Nein, was die Lini

(Pfarrerköchin) zusammengekocht hat, ist unausstehlich, der Braten war ganz bäurisch garnirt, der Meridon brenzlicht, die Torte gemein und das Gefrorne war nicht fest — und so was muß man essen und die will sich eine Köchin nennen!" — — O Herr Pfarrer, Sie haben da eine saube Krokodillsbrut eingeladen, geben Sie noch einmal einen Faschingsschmaus??!! — Wiederum gibt es andere Herren, die sich viel Geld kosten lassen, um einen ausgezeichneten Braten zu bekommen; sie können con amore von dieser oder jener Speise, wie sie zugerichtet werden sollte, wo man sie am Besten bekommt, stundenlang schwatzen. Da muß sich die Häuserin ja recht in Acht nehmen, in ihrer Kunst keinen Fehler zu machen, sonst kommt ein Donnerwetter. Da hing einmal in einem Pfarrhofe ein deutscher Hahn, ganz lebend, die Füße zusammengebunden und den Kopf in die Höhe gerichtet, an einem Pfahle. Ich fragte die Wirthschafterin, was geschieht denn mit diesem Thiere? „Ich mache einen rothen Wein, — war die Antwort, — glühend heiß und gieße ihn dann in den Hals des Hahnes, damit er einen Wildvogelgeruch bekomme, so will's der Herr Pfarrer." — Ich schauderte und sprach für mich: „O Gourmanderie! O Thierquälerei!" und als ich später im Schematismus den Herrn dieses Hauses verzeichnet fand, stand dabei: „Mitglied des Thierschutz-Vereines." — Ueberhaupt — die falsche Scham muß überwunden werden. „Man will sich nicht spotten

lassen, man muß sich doch zeigen," sind verruchte Redensarten. Es sind oft solche feierliche Gelegenheiten im Pastoralleben, wo die Herren Seelsorger in falscher Scham hingerissen, ihrer Börse gewaltige Verwirrungen bereiten und oft Schulden machen, nur um der Welt mit ihren Ansprüchen zu genügen. — Da war ein Bischof, der vor seinen Visitationsreisen immer kund gab, er wolle nur ein einfaches Essen. Diese löbliche Kundgebung fand aber wenig Beachtung und das „einfache Essen" wurde sehr verschiedenartig ausgelegt. „Was will man thun?" sagte ein Pfarrer, „wenn eine Menge Klerus zur Assistenz kommt, und überdieß so viele Honoratioren? Es kommt doch kein Unglück auf einmal: Feuer, Hagelschlag und die bischöfliche Visitation." —

3.

Ein gelehrter Mann pflegte zu sagen, daß der Weinstock vier Trauben trage, nämlich 1. die zur Gesundheit, 2. zur Trunkenheit, 3. zur Krankheit, 4. zur Armuth. P. Abraham a St. Clara schreibt: „Es steht gar nicht wohl, wenn ein Geistlicher eine halbe Stunde mit dem Kelch umgeht, den ganzen Tag aber mit dem Becher, indem er doch soll wissen, daß der Wein eben die Wirkung habe bei den Menschen, wie das Wasser bei dem ungelöschten Kalk, denn beide zünden an und hitzen." (Etwas für Alle.) — Es war ein Cooperator, der war im normalen

Zustande stets ernsthaft, eingezogen und der Berufstreue ergeben, hatte aber die unglückliche Neigung, stark zu trinken. Wenn er auch mit aller Kraft sich bemühte, die Gelegenheiten zum Rückfalle zu meiden, so geschah es doch öfters, daß er sich selbst untreu wurde. Hatte er nun einige Gläser Wein getrunken, so war er der jovialste Mensch auf Gottes Erdboden, pfiff, sang und machte Cabriolen a la . . Das Hausgesinde wußte bei solchen Erscheinungen schon, was es geschlagen habe und da sagte es mit Lachen: „Heut' ist er wieder ein Davidl." — Ein unglücklicher Kaplan, den die Leidenschaft schon bis zum Schnapsbruder herabgebracht hatte, pflegte öfters, sobald er einen Groschen für ein Suffragium eingenommen hatte, beim nächsten Krämer schnell ein Gläschen „Ungebleichten" hinabzustürzen, daher man dort die Bittgroschen nur „Schnapsgroschen" zu nennen pflegte. Ein frühzeitiges Siechthum machte diesem — sonst geistig sehr begabten — Menschen ein Ende, und Viele, die ihn kannten, sagten wehmüthig: „Schade um dieses Talent." — Ein Weib trat einst einer Angelegenheit halber Vormittags in das Zimmer ihres Pfarrers, wo eben eine trauliche Tappgesellschaft dem Geschäfte oblag. Der Pfarrer fuhr sie an: „Heute ist keine Zeit!" — „Nu ja!" erwiderte spitz das Weib, „wenn mein Mann schon in der Früh zu lumpen anfangt, da dauerts schon Tag und Nacht fort." Sprach's, und huschte zur Thüre hinaus. Merks!

4.

Eine einzige unglücklich gewählte Expositur kann einen jungen Menschen in die Fesseln dieser unseligen Leidenschaft werfen. Besonders auf einsamen und abgelegenen Stationen ist der Wein ein gefährlicher Sorgenbrecher. Die Flasche wird in Ermangelung anderer Gesellschaft zur guten Freundin, und so mancher wird ein Trinker aus leidiger Gewohnheit. — Noch schlimmer ist es, wenn der Geistliche das Wirthshaus besucht, um sich heitere Stunden zu holen. Die Wirthshäuser entwickeln allerlei giftige Miasmen für den Seelsorger, und sind die eigentliche Bildungsschule der bibuli, welche das Kreuz der Gemeinden sind, — im geistlichen und weltlichen Stande. Es ist Thatsache, daß in den Irrenhäusern sich Geistliche mit Säuferwahnsinn befinden; wie traurig, wie bemitleidenswerth! Daß aber Trinker sich selten bekehren, ist allgemein bekannt. Und welches Aergerniß entsteht dadurch in der Gemeinde! — Ein Seelsorger hatte bei Toasten zu stark die Gesundheit getrunken. Nun mußte er plötzlich nach Hause, da eine Function seiner wartete. Die Wirkungen des Weines verspürte er erst in der freien Luft; der Schullehrer war doch so verständig den Seelsolger bei dem hl. Akte zu halten, damit das Aergerniß nicht größer werde. Noe war zu entschuldigen, aber dieser Herr, der täglich im Breviere betet: „Sobrii estote?" — Ein andermal kam der Bauer zum Pfarrer und ersuchte ihn, sein

Kind noch einmal zu taufen, weil Sonntags der geistliche Herr, der es taufte, betrunken war! — „Schade um den jungen Herrn," (meinte ein Gebirgler), „er wäre ein herzensguter Mensch, möchte er nur nicht Glas, Karte und Kugel so leidenschaftlich lieben!" — Ein Geistlicher wurde gerufen um einem Kranken Beistand zu leisten. „Wie kann er ihm Beistand leisten," warf einer ein, „wenn er selbst nicht stehen kann?" — Ein Anderer trank und spielte in die Nacht hinein, und taumelte dann nach Hause. Am anderen Morgen sollte er Segenmesse halten. Als er das Allerheiligste herausheben wollte, stürzte er zusammen und war eine Leiche. Er starb im Dienste Gottes — aber wie! — Der Wein führt auch oft zum Gericht. — Da wurde mir erzählt, daß ein Pfarrer bei Gericht angab: „Als er in der vorigen Woche Abends nach Hause ging, begegnete ihm ein wildaussehender Kerl, hängte sich an ihn, begleitete ihn und wollte ihn ausrauben; — um sich zu retten, gab er ihm einige Gulden und lief schnell nach Hause, der Kerl aber hinter ihm nach — bis der Haushund ihn zurückwies." Nach der Untersuchung ergab sich Folgendes: Der Herr Pfarrer war etwas angestochen vom Weine, und lehnte sich müde an einen Baum; ein Taglöhner, der in der Gegend lebte und gerade des Weges vorüber kam, erbarmte sich seines Seelsorgers und wollte ihn höflich am Arme weiterführen; — als ihm der Pfarrer Geld gab, nahm er es dank-

bar an als Zahlung für geleistete Hilfe, und wollte nicht eher zurück gehen, als bis er den Herrn Pfarrer sicher wußte. Da hetzte der Pfarrer seinen großen Haushund auf ihn und dieser brachte dem armen Taglöhner eine Wunde bei. Es gereute bald den Pfarrer eine Anzeige gemacht zu haben.

5.

Nichts steht einem Priester übler an, als Possenreißerei. — „Ist der Herr Pfarrer eingeladen?" — fragte eine Beamtensfrau ihren Herrn, als es hieß, man solle zum Förster kommen, um sich dort zu unterhalten. „Wenn der nicht daselbst eingeladen ist, gehe ich nicht hin — denn die Gesellschaft ist todt, wenn nicht der Herr Pfarrer dabei ist — der kann Leben hineinbringen; er deklamirt den „Pudelhaub'n Teufel" ausgezeichnet, singt das Lied „von den krummen Füßen" vortrefflich und Wiener Bonmots fließen nur aus seinem Munde. O er ist ein Goldmann." Ich danke für dieses Lob! — Ein Pfarrer hatte die Gewohnheit, zu Hause aszetisch zu leben, entschädigte sich aber dafür, wenn er wo geladen war, dergestalt, daß er dann das Fasten zu Hause als Kur nothwendig brauchte. Zu Hause war er Hypochonder, medizinirte Allerlei, hielt sich an Morrisons Pillen (die verderbenbringenden), aber im Kreise einer munteren Gesellschaft war er heiter, lustig und ein beliebter Gesellschafter. Seine Lieblingssache war, den Hauptton

zu führen und „Schnadahüpfel" anzustimmen, und wenn die Gesellschaft sich vor Lachen ausschüttete, so war ihm dieß Hochgenuß. Da wurde einmal die Wette vorgeschlagen, ob er eine halbe Stunde lang in einer Tour solche Schnadahüpfel singen könnte? Er nahm die Wette an und gewann sie. Zu Hause angelangt war er heiser — und konnte die nächste Predigt nicht halten.

6.

Das Kartenspiel ist in geistlichen Häusern sehr beliebt, und wir wollen es nicht tadeln. — In Oberösterreich lebte ein Pfarrer, der nach Tisch oder vor Tisch, wenn das Gespräch stockte oder eine polemische Wendung nahm, zu sagen pflegte: „Natürlich da, wir wollen ein kleines Spiel machen." Solch ein Blitzableiter verhindert oft viel Böses. Bischof Sailer sagt: „Die Spiele thun uns auch den Ritterdienst, daß, wenn wir von vielen Menschen besucht werden, die im Gespräche weder sich noch uns gesellige Unterhaltung gewähren könnten, wir sie an Spieltische vertheilen und so lange hinpflanzen, bis die Stunde des Mahles ruft.' — Wir wollen damit nicht das geistliche Tischgebet empfehlen: „G'seg'n uns Gott der liebe Herr, 's Tischtuch weg und Karten her;" nein, ebensowenig als wir es billigen, wenn man von den Spielern sagen kann: „noctem verterunt in diem" (Job. 17, 12.) oder: „ludebant coram Domino omni

tempore“ (Prov. 8, 30.). Bischof Sailer liebte Abends ein Schach- oder Tarokspiel, um seine Kopfnerven von den Anstrengungen des Tages ausruhen zu lassen; aber sein innerer Mensch athmete dabei in einer höheren Welt, indem er oft unbewußt kurze geflügelte Sprüche lispelte z. B.: Misericordias Domini in aeternum cantabo; ne projicias me a facie tua“ u. dgl. — Auf keinen Fall ist es zu billigen, wenn in geistlichen Häusern zu hoch gespielt wird. Als einst ein Pfarrer all sein Kleingeld verspielt hatte, ließ er solches durch den Schullehrer aus dem Opferstock holen. Ein Jemand, der es sah, gab seither keinen Kreuzer mehr in den Opferstock. — O nur kein Hazard! Als wenn der Cherub mit dem flammenden Schwerte vor dem Spieltisch stehe, soll der Seelsorger Scheu vor diesem haben; denn viel Unheil und Aergerniß ist schon dadurch geschehen. Da gibt es Herren, die nur Freude daran haben, wenn um hohes Geld gespielt wird; denn, sagen sie, wenn man gar um Kleinigkeiten spielt, schaut's aus wie Kinderei. Ob dieser Grundsatz wirklich Grund hat, lasse ich dahingestellt. Es ist besser, wenn man bei der Erklärung, man kann nicht spielen, über die Achsel verächtlich angeschaut oder als ein Dummkopf betrachtet wird, als man genösse den Ruf: Der beste Spieler in der Umgegend zu sein. — Einst ließ sich ein Kaplan verleiten, bei einem Hazard mitzuspielen. Unmerklich kam er dabei ins Feuer und verspielte —

mehr, als was seine Börse hatte. Er wurde Schuldner, und hatte Jahr und Tag zu leiden, bis er abgezahlt hatte. Ist das eine heitere Freude? — P. Abraham a St. Clara gibt zu verstehen: „Es steht nicht löblich, wenn ein Geistlicher die Karten mehr umblättert als das Brevier, und mehr auf die Augen der Würfel als auf die allsehenden Augen Gottes achtet. Die Karten sind des Teufels Gebetbuch, und wer sie fürwitzig anrührt, kann sich leicht die Finger verbrennen." — Wir fügen noch bei: Wer keinen Verlust im Spiele zu ertragen im Stande ist, ohne wie ein Husar zu fluchen oder wie ein altes Weib zu lamentiren, soll lieber gar keine Karten anrühren oder soll um Bohnen spielen, damit er sich nicht geberde wie ein gewisser Hitzkopf, der bei andauerndem Malheur die Karten zerriß oder seinen Gegnern an den Kopf schleuderte, und einmal gar den Tisch sammt dem darauf liegenden Gelde umwarf. — Einem Spielfreunde schlug man einst scherzweise folgendes Epitaphium vor:

Recumbit hic fidelis pastor,
Er fand nun einmal Ruhe hier.
Festina cito hic viator,
Sonst steht er auf und spielt mit dir.

7.

Das Tanzen ist für einen Priester entwürdigend. Heute wüthet er wie ein Rasender im tollen Kreise herum, morgen soll er am Altare stehen oder im Beichtstuhle sitzen. Das reimt sich nicht zusammen. — Eine Comtesse tanzte auf einem Balle auffallend gerne mit einem geschniegelten Herrn, bis ihr eine Schwester zulispelte: „Aber Marie, es ist ja ein Geistlicher, mit dem du tanzest." Der schöne Traum war vorüber. Und was soll es heißen: „Er ist ein lieber Mensch, aber kein Geistlicher?" — Das Lob eines guten Tänzers ist wohl am leichtesten zu entbehren. — Da wollte man in einem Pfarrorte etwas städtisch sein und zur Faschingszeit eine Quadrille bei einem Balle aufführen. Daß aber dieß möglich wurde, mußte man den Tanz lernen. Wo ist der Tanzmeister? Keiner fand sich vor. Da erinnerte man sich, daß der junge Kaplan ein Universitätsstudent gewesen sei, mithin könne er den Tanz. Nun wurde eine weibliche Deputation als Herzensstürmerin auserwählt, die mit süßen Worten die Bitte darbrachte, der Herr Kaplan möge den Seladons und ihren Nymphen die Quadrille lernen. Unvorsichtiger Weise nahm er dieses Amt an. Man war sehr zufrieden mit ihm; manches holde Wesen liebäugelte sogar auf ihn und als die Ballzeit kam, wurde unter dem Kommando des Herrn Kaplan die Quadrille zum Erstaunen aller Anwesenden herrlich exekutirt. Da

sagte ein Bäuerlein, das zuschaute: „Daß unser geistlicher Herr predigen kann, das wußte ich; daß er aber auch kommandiren kann, das ist mir neu, er ist ja ein wahrer Tanz-Commandant!" — Wie ein Primiziant es über sich bringen kann zu tanzen und so seinen Ehrentag zu beflecken, scheint fast unbegreiflich.

8.

Also mehr geistige Freude — insbesonders Musik, diese gibt dem Seelsorger Heiterkeit, Trost in freudigen und bangen Stunden — und er kann damit auch andern Menschen ohne Aergerniß Freude und Nutzen verschaffen. Schon Jean Paul sagt von dieser Kunst: „O Musik, Nachklang aus einer entlegenen harmonischen Welt, Seufzer des Engels in uns! Wenn das Wort sprachlos ist wie die Umarmung und das weinende Auge, und wenn unsere stummen Herzen hinter dem Brustgitter einsam liegen, so bist nur du es, wodurch sie sich einander zurufen in ihren Kerkern, und wodurch sie ihre entfernten Seufzer vereinigen in ihrer Wüste. . . . Tonkunst! die du die Vergangenheit in die Zukunft mit ihren fliegenden Flammen so nahe an unsere Wunden bringst, bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem? O, deine Laute sind Echo, welche Engel den Freudentönen der zweiten Welt abnehmen, um in unser stummes Herz, um in unsere öde Nacht das verwehte Frühlingsgetöne fern von uns fliegender Himmel zu sen-

ken." — Also beseligende Stunden kann der Seelsorger mit der Musik zubringen, sei es die edle Violine, oder das Violoncell, oder ein anderes Instrument. (Flöte würde ich weniger rathen, überhaupt kein Blasinstrument, weil diese die Brust affiziren und die Sprachorgane ruiniren). Sehr anwendbar wäre die Physharmonika und zwar aus doppelten Gründen: 1. nimmt sie nicht viel Platz ein, 2. ist sie ungemein praktisch. Oefters ereignet es sich, daß der Schullehrer krank ist, oder eine nothwendige Reise macht; die Gemeinde will indessen eine Segenmesse, es ist Niemand da, der Orgel spielen könnte; wie schön ist es also, wenn dann der Kaplan mit seinem Instrumente aushelfen kann. Nebstdem kann er mittelst dieser Harmonika den Kindern eine Menge geistlicher Gesänge beibringen; das Instrument gefällt ihnen, er darf nur sagen: Heute Kinder nach der Schule komme ich mit meiner Musik, bleibt etwas länger da, wir singen ein recht schönes Lied. Ganz gewiß, kein Kind entfernt sich. Singt nun die Kinderschaar das Lied, so wird es später in der Kirche exekutirt und der Schullehrer muß dann nolens volens dasselbe Lied für die Gemeinde allmählich spielen — und es ist viel gewonnen für die Andacht. Ueberhaupt, wer Musik kann, hat etwas Ueberwiegendes gegen den Schullehrer, der auf seinem Orchestersitze oft groß und stolz thut. Gegen einen musikalischen Pfarrer wird sich die schulmeisterische Herrlichkeit schon duken; darum

wäre es wünschenswerth, daß jeder Seelsorger die Tonkunst betreiben möge. Wem aber die Welt der Töne verschlossen ist, nun dem bleibt freilich das Seufzen über diesen Verlust übrig. Jene aber sollen sich glücklich dünken und Gott danken, die ihren Schöpfer und Erlöser in Liedern und Klängen loben und preisen können, und sollen diese Kunst hochhalten und fleißige Schüler derselben bleiben.

9.

Erholung ist dem Seelsorger so nothwendig wie jedem andern Menschen; doch gilt für ihn das Sprüchlein: „omnia mihi licent, sed non omnia expediunt." (I. Cor. 6, 12.) Die angenehmste Erholung ist eine gebildete Conversation, bei der man selbst profitirt oder Anderen nützen kann. Gesellige Unterhaltungen kann man daher nicht apodictisch verwerfen. In Deutschland ist dem Klerus durch die allgemeine Sitte gerade so viel erlaubt, daß er den geselligen Verkehr heiligen, aber auch mißbrauchen kann. Dagegen ist dem italienischen Geistlichen im geselligen Verkehr fast zu viel, dem französischen fast zu wenig gestattet. Anspruchslose Bescheidenheit und freimüthige Offenherzigkeit gewinnen überall, und es ist ganz zu billigen, wenn die Frömmigkeit sich nicht ganz und gar hinter Schloß und Riegel verbirgt. — Die Kunst der Conversation besteht in der Wahl eines passenden Thema, und im guten Zuhören und Antworten.

Dränge dich daher nicht vor, junger Freund, brüste dich nicht mit deinen Erfahrungen, schimpfe nicht über Andere, gackere nicht dein Eigenlob, sei vorsichtig in deinen Reden und in der Wahl deiner Freunde. Schwächen werden nirgends so leicht offenbar als unter vielen Menschen, — an einem Geistlichen aber soll man gar keine Schwächen merken. — Ein Pfarrer hatte sich angewöhnt, öfter als billig die Floskel zu sagen: „Was der Plunder." Als er endlich bemerkte, daß man ihn darüber auslache, sagte er seitdem: „Bataillon." Aber weil ein Teufel den andern austrieb, waren die letzten Dinge schlimmer als die ersten. — Der rühmlich bekannte Dr. Knoblecher, Provicar von Centralafrika, machte in geselligen Kreisen durch seine pastoralen Erzählungen die glänzendsten Bekehrungen für die heilige Sache des Glaubens. — Vorzüglich ist der Umgang mit höheren Ständen eine wahrhaft edle und vielfach anregende Erholung für den Seelsorger. In aristokratischen Kreisen — wenn das Geschlecht dieses Hauses aristokratisch ist in der edlen Bedeutung des Wortes — findet er in der Regel eine zuvorkommende Aufnahme, da man in dem Priester die hohe Aufgabe seines Standes erkennt und achtet; er findet da eine Ausübung von Tugenden, von Edelsinn und Menschenliebe — geweiht durch die christliche Moral, welche er in anderen Kreisen, die sich gern für vornehm halten, häufig vermißt; er fühlt sich endlich von dem feinen weltmännischen Conver-

sationston, der ihn umgibt, angezogen. Doch ferne wird es von dem Priester sein, sich zum Possenreißer und Lakaien eines ausgearteten Junkerthums oder zum Parasyten herabzuwürdigen, der immer höflicher und gebückter wird, je satter und voller er ist. — Indeß ist auch der Umgang mit den mittleren und unteren Ständen in geselliger Hinsicht nicht zu unterschätzen. Das treuherzige Landvolk sieht den Seelsorger gern in seinen Familienkreisen, bei seinen Familienfesten, und nimmt er zuweilen eine Einladung an, so spricht man von ihm in keiner zweideutigen Sprache, seine Gegenwart ehret das ganze Haus und man sagt von ihm: „Er ist ein gemeiner (herablassender) Herr.“ — Aber das Sprichwort sagt auch: „Mach dich klein, aber nicht gemein.“ Die Hochzeit zu Cana muß ihm zur Richtschnur dienen, ob es schicklich ist die Einladung zu einem „Ehrentage“ anzunehmen. Seine Gegenwart verhindert manche Ausartungen des jugendlichen und trunkenen Uebermuthes. Bauernhochzeiten sind freilich manchmal eine wahre Tortur für Magen und Geist! Indeß hat wohl auch der tiefe Menschenkenner M. Sailer recht, wenn er sagt: „Sollte Jemand schlechterdings alle Gesellschaften in Andachtsstunden verwandeln wollen, so mag er es bei seines Gleichen versuchen; nur beschränke er die Freiheit Anderer nicht, die der Abspannung bedürfen, und was sie bedürfen, in einer heitern Abendstunde zu finden glauben.“ — Nach geselligen Unter-

haltungen ist Einsamkeit doppelt wohlthuend. „O wie froh bin ich, daß ich wieder allein bin; überall gut, zu Hause am besten," ruft so Mancher aus. Ein anderer sagte: „Ich gehe gern vom Hause fort, damit ich lieber zu Hause bin;" es klingt paradox, ist aber ganz richtig. Im Allgemeinen übe die Regel: Sei streng gegen dich und mild gegen Andere; gebrauche die Welt, aber genieße sie nicht. — Dann gilt dem Seelsorger auch bei seinen heiteren Stunden das Wort des Dichters:

„Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten,
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

Siebentes Kapitel.

Tabak und Hunde.

1.

Göthe war ein großer Feind des Rauchens; denn er erklärte: Tabak, Knoblauch, Hunde, Gewürm und . . . . seien ihm das Widerlichste auf der Welt. Was nun dieser Heros des Gesanges eigentlich für eine Meinung über das Rauchen hatte, ist im Grunde gleichgültig; man könnte ihm einen andern Heros des Gesanges entgegensetzen, der ganz anders singt. Lord Byron läßt sich also vernehmen:

„Tabak, du edles Kraut, im Ost und Westen lieblich,
Du hast, wenn Schweiß ihm von der Stirne troff',
Dem Seemann seine Arbeit stets gewürzt."

— Aber anders stellt sich die Sachlage, wenn man frägt, ob es geziemend für den Priester sei, zu rauchen oder zu schnupfen? — In früheren Zeiten hat die Kirche strenge Verordnungen gegen das Rauchen gegeben; aber die Zeiten sind anders geworden. Das edle Kraut ist Monopol des Staates, es hieße

unpatriotisch gehandelt, wenn den Laien sowohl als dem Klerus dieser Luxusartikel entzogen würde. Unstreitig, es ist Luxus zu rauchen, — ebenso wie zu schnupfen; aber nicht jeden Luxus kann man aufheben. Am besten handeln Jene, die dieses Bedürfniß gar nicht kennen. Jene Geistlichen aber, die dem großen Tabaksorden angehören, sollen als Hauptregel immer die Schicklichkeit beobachten und nie durch Rauchen oder Schnupfen Aergerniß geben. „Modestia vestra nota sit omnibus hominibus," sagt der Apostel. — Die Schicklichkeit erfordert, daß man mit Pfeifen oder Cigarre nicht auf öffentlicher Straße erscheine; — daß die Pfeife gut im Sacke verwahrt bleibe und nicht der Spitz ein Verräther werde; ferner, daß man mit dem Nastuch (wenn man Schnupfer ist) ja keine Manöver mache, damit Gesten vollführe, oder es in der Hand flattere, oder mit einem Ende aus dem Sacke guken lasse. Alles was dazu dient, das Ekelige des Menschen zur Seite zu schaffen, muß verborgen werden, dazu ist auch die Tasche erfunden worden. — Ein römischer Cardinal machte eine Reise durch Deutschland und erzählte voll Verwunderung in Rom, daß an den Bahnhöfen die Geistlichen mit langen Pfeifen dastanden, um die durchreisenden Fremden zu mustern. Gelobt wurde von ihm diese moderne Ordensdisciplin nicht, ja man schloß von Einzelnen auf ein ganzes Haus, eine ganze Diöcese, ein ganzes Land.

2.

Einst besuchte ich einen Herrn Pfarrer; er war nicht zu Hause. Die Wirthschafterin führte mich in sein Wohnzimmer uud auf den ersten Blick erkannte ich, daß der Hausherr ein Raucher sei. — Da stand im Vordergrund des Zimmers ein Tischchen, bedeckt mit Pfeifenköpfen, Tabak, Cigarren und derlei Zubehör ... Obwohl selbst ein Raucher, widerte mich dieser Anblick an, und ich dachte mir: Die Gegenstände des Unfuges solle man besser verstecken und etwas reinlicher dabei sein. — Diese letzte Bemerkung ist wohl zu beherzigen. Der Hausherr soll immer in einem solchen Gemache rauchen, wo er nicht beirrt wird, und auch sonst Niemand beirrt. Vielen Personen ist der Duft des Tabakes unausstehlich, und zu einem Geistlichen kommen verschiedene Leute. Auch mit dem Talare bekleidet, soll er das edle Kraut nicht rauchen, weil er sonst den Geruch mit in die Kirche und in den Beichtstuhl trägt. Ebenso soll er auf seine Mundreinigung wohl Acht haben, insbesonders zu Beichtzeiten. Das Tabakkauen ist aber schlechterdings zu verwerfen und wäre unwürdig für den Priester. — Die Gegner des Rauchens sprechen viel von Ruin der Gesundheit. Das ist nun ein vages Thema. Die Erfahrung zeigt, daß für Manche der Tabak eine heilsame Medizin, — wohl wieder für Andere ein Gift sei. — Wenn nun Einer seine Natur kennt, oder wenn ihm der Arzt das Rauchen untersagt, so soll

er sich wohl hüten dieses Verbot zu übertreten. — Der Geistliche ist auch vor seinem Gewissen in Hinsicht seiner Ausgaben verantwortlich, darum ja nicht zu Kostbares sich anschaffen, z. B. theure Cigarren, Meerschaumköpfe, Bernsteinspitzen u. s. w.; es könnte auch Anlaß geben zu allerlei unliebsamen Gesprächen, wie z. B.: Für die Armen hat der Geistliche kein Geld, aber feine Tabake in reichen Köpfen kann er rauchen u. s. w. (Daß man das elendigste Kraut rauchen solle, ist dabei nicht gesagt, nur der Verschwendung wird entgegengesteuert).

3.

Alban Stolz erzählt in seinem „Spanischen," daß er einen Geistlichen in einem spanischen Karren gesehen habe, der seine Bewunderung erregte; dieser konnte nämlich den Rauch in herrlichen, feinen, blauen Wölklein und Ringlein aus Mund und Nase dampfen lassen. — Zu solchen Manövern auf öffentlichen Orten soll sich der Geistliche nie herbeilassen. Er soll, so zu sagen, bescheiden rauchen, d. h. durch Mienen und sein ganzes Gebahren zeigen, daß das Rauchen ein Unfug sei, und daß er sich's leider angewöhnt habe und er bitte alle Anwesenden um Entschuldigung, wenn es Jemanden zum Anstoß dienen sollte. — Ein Kaplan rauchte so enorm stark auf Straßen und Gassen, daß einst ein altes Weib im Vorbeigehen zu den Nachbarn sagte: „Unser geistlicher Herr dampft

wie ein Türke." „Wie ein Lokomotiv," erwiederte die Andere. — Wieder ein Kaplan wurde in einem Gasthause Gegenstand des Spottes und Gelächters, weil er einen Cigarrenspitz von Meerschaum hatte, den er sehr schön anrauchen wollte; darum rauchte er mit aller Grandezza, und nach jedem Zuge hielt er den Spitz unter seine Augen und beliebäugelte ihn, ob er nicht schon anlaufe. Einer von der Gesellschaft trat hinzu und meinte: „Herr Kaplan, Sie sollten es so machen, wie es einst in den fliegenden Blättern gestanden ist, sie sollen das Meerschaumspitzchen aufhängen, darunter ein Kohlenbecken geben und fleißig die Glut anfachen, da wird der Spitz bald alle Farben spielen." — Ob nicht der Kaplan auf diese Worte alle Farben gespielt hat? — Manche behaupten, daß die Geistlichen in Spanien sogar im Beichtstuhle rauchen. Ich weiß es nicht. Aber in Deutschland soll es vorgekommen sein, daß ein Primiziant mit der Cigarre im Mund den Segen ertheilte.

4.

Das Schnupfen ist gar abscheulich, obgleich es Einige das geistliche Frühstück nennen. Vor der Messe soll man weder rauchen noch schnupfen. — Einer Dame ekelte, als ihr ein Geistlicher mit schnupftabakschmutzigen Fingern die hl. Communion reichte, und sie ging nie mehr in jener Kirche zu den hl. Sakramenten. — Ein Kapuziner wurde einstmals zur Aus-

hilfe in eine Pfarre gerufen, um im Beichtstuhle zu wirken. Die übrigen Herren fanden bald, daß die Menge sich nicht mindere, wie sie verhofften und daß sie so lange Zeit brauchten wie sonst, wo keine Hilfe da war; sie konnten sich das nicht erklären. Später löste sich das Räthsel. Die Aushilfe war ein starker und langsamer Schnupfer; nach jedem Beichtkind wurde eine Prise genommen, gewaltig geräuspert u. s. w. und dieß perpetuirlich fort, dergestalt, daß die meiste Zeit mit Schnupfen aufging. — Ein widerlicher Unfug ist es — beim Essen zu schnupfen, oder die Dose herumgehen zu lassen . . ich will dieses Bild nicht weiter ausmalen.

5.

Vom Tabak zu den Hunden. Ein Haushund an der Kette ist für ein großes Haus und für abgelegene Gegenden, selbst für ein kleines Haus eine angemessene Beigabe zur Pfarre. Man muß nur sorgen, daß das Thier nicht allzu bissig werde, damit kein Unheil entstehe. — Etwas anders ist es mit den Schooß- oder Zimmerhündchen, die bloß zur Kurzweil gehalten werden. Die Verweigerung eines so kleinen Thierchens wäre Barbarei. Es liegt aber an dem Seelsorger selbst, daß er nicht durch thörichte Zärtelei gegen die Hunde dem Hausgesinde oder den Auswärtigen Aergerniß gebe. — Da war ein Pfarrer auf dem Lande, der erbarmte sich eines herrenlosen, jungen

Hundes. Er versprach schön zu werden, aber es wurde ein ganz gemeiner Fleischerhund. Der Herr Pfarrer hing sehr an ihm, und der Hund war treu und begleitete den Herrn auf Tritt und Schritt. Das hätte Alles noch keine Dornen getragen; aber der Herr Pfarrer erlaubte es dem Hunde in die Kirche zu kommen, wenn er Messe las, oder einen Versehgang hatte. Da saß bei jener der Hund mit klugen Augen als zweiter Ministrant auf den Stufen des Altares, und als der Pfarrer nach verrichteter Messe in die Sakristei ging, folgte er wie ein treuer Kammerdiener mit wedelndem Schweife. — Bei dem Versehgang fing er schon in der Kirche wegen des bevorstehenden Ausganges freudig zu bellen an, und schmiegte sich ganz freundlich an die Seite des Herrn, wenn er die Gemeinde segnete. Das nahmen die Leute nun höchlich übel, rümpften die Nase und sprachen miteinander: „Das schaut her, als wenn der Herrgott und der Teufel miteinander gingen.“ Einige waren so erbost darüber, daß sie sich vornahmen, das Thier zu füttern (zu vergiften); aber, weil sie wußten, daß der gute Herr Pfarrer dadurch gekränkt würde, unterließen sie es und duldeten widerwillig den Unfug. — In einem Pfarrhause hatte die Wirthschafterin einen Lieblingspinsch, dem sie nach dem Speisen auf dem struppigen Fell gewisse irritirende Insecten suchte und auf der Schlachtbank des Tisches tödtete. Kein Hilfsgeistlicher hielt begreiflicher Weise

10*

lange aus; endlich machte ein Geistlicher aus der Nachbarschaft dieser ekelhaften Treibjagd ein Ende, indem er zuerst den Vierbeinigen bei der Thür hinausschleuderte, und dann die keifende Pflegemutter nachfolgen ließ. — „Warum ist denn der Herr Pfarrer auf Sie böse"? meinte eine Nachbarin zum Fleischer des Ortes. „O wissen Sie das nicht," entgegnete Jener, „ich habe einmal seinen Waldmann ein grausliches Vieh geheißen — seitdem ist es mit mir aus — bin ganz in seiner Gnade gefallen und kein freundlicher Blick wird mir gewährt." — Etwas zu arg mit den Hunden trieb es ein alter Dechant im Vorgebirg einer Diöcese. Er hatte nämlich eine ganze Hundefamilie, lauter kleine, zottige oder nackte Thiere, die in seinem Zimmer sich vermehren durften, und nie in die Welt hinauskamen, damit sie nicht gekränkt würden; täglich, wenn das Wetter es erlaubte, gingen sie mit dem Herrn im Garten auf und ab spazieren, fraßen gut Morgens, Mittags und Abends und schliefen auf Eiderdunen. Das Zimmer des alten Herrn war wie eine mephytische Höhle und Niemand durfte die Hunde etwa scharf behandeln. Alle Hausleute hatten die Thiere im Magen, d. h. sie waren erbost über dieses Hätscheln, aber sie wollten oder konnten nichts dagegen thun. Wie aber der alte Herr starb, so war die erste Maßregel, die man traf, daß diese mit allerlei Gebresten behafteten Thiere ohne Barmherzigkeit zum Abdecker geführt wurden. — Ein anderer Pfarrer las

in einer Filialkapelle Messe, und hatte zu seiner Unterhaltung sein Lieblingshündchen mitgenommen. Inzwischen war letzteres dem Meßner entschlüpft und jagte im nahen Walde. Als der Pfarrer das Evangelium las, ertönte ein Hundegebell, wobei der Pfarrer lächelte und zum Meßner sich wendend sagte: „Das ist gewiß mein Finetl.“

6.

Widerlich ist es für einen Fremden, wenn er in ein Pfarrhaus tritt und da fortwährend von kleinen Möpsen angeschnurrt und angeknurrt wird, dergestalt, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Weit entfernt, daß den Thieren ein scharfes „Couche!“ zugedonnert würde, wird vom Hausherrn nur ein mildes „Bst“ gebraucht, und der Fremde ist bemüßigt, mehr Kraft in seine Sprache zu legen, daß er verstanden werde. Geht der Besuch fort, so machen sich die Hunde das Privatvergnügen, dem Fremden unter die Beine zu fahren und einen Spektakel zu vollführen. Der Hausherr ruft wohl, als wäre er über die Thiere erbost — aber sie glauben es ihm nicht, wohl wissend, daß sie zu solchen Manövers von ihrem eigenen Herrn heimlich angehetzt werden. Fürchtet sich der Fremde oder fängt die Fremde aus Angst zu schreien an, so lächelt ganz wohlzufrieden der Hausherr und ruft höchstens: „O sie thun nichts, es ist nur so ihre Gewohnheit!“ — Einst besuchten zwei Kooperatoren einen Pfarrer, mit dem sie

zu reden hatten, den sie aber nicht genauer kannten. Beim Eintritt in das Haus sagte der Eine zum Andern: „Gib Acht, wie die Hunde, so der Herr!“ — „Ach!“ entgegnete der Zweite, „du willst sagen, wie der Herr, so der Hund.“ — „Ist ziemlich einerlei,“ der Erste darauf. — Jetzt zogen sie die Klingel, ein heiseres Gebell erfolgt — und hervorschossen, als die Thür von einer griesgrämigen Dienerin geöffnet wurde, zwei kleine, magere, tükisch dreinschauende Spitze, die ganz unwillig die Fremden beschnüffelten und die Zähne bleckten. Als die Kooperatoren auf dem Heimwege waren, sagte der Erste wieder: „Siehst, Freund, meine Prophezeihung ist erfüllt, die Hunde sind die Typen des Pfarrers.“ — „Für dießmal hast du Recht,“ antwortete der Andere, „doch im Allgemeinen wollen wir die Regel nicht anwenden — es wäre zu traurig für das Menschengeschlecht, wenn so etwas geschähe, und Menschen und Thiere soll man nie zusammen nehmen.“ — „Sehr gut,“ der Erste wieder, „aber ich bin ein Mystiker und studiere überall Psychologie!“ — Ein Freund fragte mich, wie es komme, daß ein Kaplanhund und ein Pfarrerhund oder des Schulmeisters Spitz und des Pfarrers Mops nie harmoniren, und daß, wenn Mops und Spitz sich raufen und beißen, Schullehrer und Pfarrer auf einander spissig werden? Ich antwortete ihm: — doch lassen wir das! — Der Leser mag sich die Antwort denken.

7.

Ein treuer, verständiger Hund ist ein angenehmer Begleiter bei Spaziergängen. — Wenn der Pfarrer X. von Y. etwas länger in der Nachbarpfarre sich aufgehalten und in den kurzen Herbsttagen die Nacht ihn überrascht hatte, — wenn dann der Nebel sich dicht über die Fluren gelagert und der Schnee vom Winde aufgewirbelt wurde, und man ihm den Rath gab, er solle doch eine Laterne mitnehmen, entgegnete ganz leutselig der Angeredete: „Wozu das? Ihr sehet, der Schnee ist weiß, mein Hund ist schwarz, so brauch' ich nur auf meinen Pollux zu schauen und die Laterne ganz neuester Façon ist fertig." — Weniger zu empfehlen ist die Hundebegleitung bei Versehgängen. Einst hatte bei einem Versehgange ein Kaplan ein Abenteuer mit einem Hunde. Während er die Beichte des Kranken aufnahm, erhob sich auf einmal ein Gepolter in der Stube, es schwirrte mit großen Flügeln im Zimmer herum, der Hund (der den Kaplan vom Pfarrdorf aus begleitet hatte) sprang empor und knurrte, die aufgejagte Henne flog in die Kerzenflamme, stieß das Krucifix, das Weihwassergefäß um, und zum Glück war die Kapsel noch zugeschraubt, sonst wäre das Heiligste beschädiget worden. Dieser Vorfall machte auf den Kaplan einen starken Eindruck, und er nahm sich vor, nie mehr einen Hund mitzunehmen. — Doch auch etwas Lobenswerthes von einem vierfüßigen Begleiter. Ein Pfarrer hatte spät

Abends einen Versehgang, — gegen dessen Willen lief der Hund mit. Ermüdet kam der Herr bei finsterer Nacht nach Hause, und entdeckte mit Schrecken, daß er den Speisbeutel verloren habe. Nun weckte er das Hausgesinde, theilte ihnen das traurige Ereigniß mit, und eben wollte er die Leute in die kalte Nacht hinausschicken, um den Speisbeutel zu suchen, da kratzte es an der Thür und siehe da, als man öffnete, trat schweifwedelnd der Jagdhund „Ladro" ein, in seinem Maule ganz zierlich das Verlorne haltend. Mit Jubel begrüßte man ihn, und dem Herrn Pfarrer fiel ein Stein vom Herzen. — Darum seid schonend gegen Hundebesitzer, wie gegen Raucher und Schnupfer. — Ein strenger Bischof visitirte eine Pfarre und bemerkte im Pfarrhofe zwei Hunde. „Herr Pfarrer," hub er rügend an, „was Ihnen diese Thiere kosten, könnten Sie den Armen geben." — „Das wohl," antwortete bescheiden der Getadelte, „aber es wäre traurig, wenn wegen dieser beiden Thiere die Armen verkürzt werden müßten; es bleiben von dem Fleische, das die Armen genießen, für die Hunde noch genug Beine übrig; die Armen bekommen ihren Theil, aber auch diese zwei Hunde."

Achtes Kapitel.

Vom Reisen.

1.

Auch der Geistliche soll manchmal reisen. Man gewinnt Erfahrung und Menschenkenntniß, wenn man sich Land und Leute anschaut. Bleibt Jahr aus, Jahr ein der Seelsorger in seiner Bergeskluft oder in seinem einsamen Wald- oder Thalsitz, so häutet er sich in enge Ideen ein, wie eine Puppe; es wird Alles kleingeistig bei ihm, seine Natur bekommt etwas bärbeißiges, mitunter erfaßt ihn die große Klatschereiensucht, und zieht den edlen Geist immer tiefer in das Materielle. — Es sagte mir einmal ein junger Kooperator, der von einem angenehmen Orte in ein einsames Thal versetzt wurde: „Trotz aller Studien, die man eifrig treibt, trotz aller Geschäfte, die man mit aller Treue vollzieht, gehört viele Anstrengung dazu, des Geistes König zu bleiben.“ — Aus diesem ewigen Einerlei des Lebens entwickelt sich — wenn man nicht geistiges Streben hat, oft bei Manchem die Trink-,

Spiel- oder Prozeßsucht, und macht das Leben noch bitterer, als es ist. Mithin, wenn solche Spleen und Querköpfereien anstürmen — schnell fort, wenn es möglich ist; heraus aus der Kluft, um neue Luft zu athmen und andere Gegenden und andere Menschen zu sehen. Wir leben jetzt nicht mehr in jenen Zeiten, wo das Reisen beinahe etwas Unmögliches war; mit den jetzigen Verkehrsmitteln hat man bald ein Tuskulum erjagt, wo Geist und Herz neue Kräfte sammeln, um in dem alten Joche unverdrossen weiter zu ziehen. — Ein alter Pfarrer, in den guten alten Zeiten reiste einst nach Wien; er hatte bloß eine Tagreise hin — aber er reiste selten, mithin kam das ganze Haus in Aufruhr, als es hieß, der Herr Pfarrer wird reisen. Da wurde gewaschen, gebiegelt, der große Reisesack von seiner Schwester mit allem Möglichen bepackt, selbst Medizin mußte der Herr Bruder mitnehmen, obwohl er in einigen Tagen wieder kommen wollte; die Dienstleute in der Küche, die Drescher auf der Tenne sprachen von nichts Anderem, als von der Reise des Herrn Pfarrers nach Wien — rings um war Aufregung; endlich wurde mit Thränen Abschied genommen, die Schwester trocknete sich mit der Schürze das weinende Auge und sprach schluchzend: „O komme wieder gut nach Hause, schau, daß dir nichts geschieht!“ u. s. w. — Der alte Herr kam zur Freude der Daheimgebliebenen bald wieder zurück. Zu seinem Kaplane aber sprach er: „Wenn die Geist-

lichen wüßten, welche Glossen über sie von manchen Reisenden gemacht werden, so würden sie nicht so arglos auf Poststationen und in Einkehrwirthshäusern sich präsentiren." Er erzählte dann noch mehr — wovon wir hier schweigen.

2.

Seitdem die Touristen so leichtsinnig plaudern und hirnlose Urtheile zum Besten geben, ist es Sitte geworden, einem Reisenden kaum die Hälfte von seinem Erzählten zu glauben, weil man das sogenannte „Aufschneiden" fürchtet. Es möge also ein Seelsorger ja nie in diesen Fehler verfallen, er ist seiner unwerth. Nur Wahres zu erzählen, und mit den Erlebnissen sich Niemand aufzudrängen, soll das Motto des gereisten Seelsorgers sein. Auch das Prahlen mit gemachten Reisetouren ist widerlich, denn es ist dieß das Zeichen einer kleinlichen Natur, wenn man von den Bewegungen im kleinen Raume spricht. Was früher eine weit entfernte Reise war, ist jetzt nur ein Ausflug, und wer wird sich eines Ausfluges rühmen? Wenn man jetzt eine Reise machen und davon sprechen will, muß man schon einen größeren Maßstab anlegen und beinahe zu den Antipoden laufen, um sagen zu können, man habe eine Reise gemacht. Die Amerikaner sind so an das Reisen gewohnt, daß der große Ocean ihnen nur eine Verbindungsstraße mit Europa geworden ist, und daß eines Abends ganz

ruhig ein Gentlemen in eine Gesellschaft eintreten kann, und sich mit aller Höflichkeit entschuldigt, daß er um eine Stunde zu spät gekommen, denn er sei eben von London angelangt. — „Jetzt versteh' ich erst den Sturm am See Genesareth, der im Evangelio so schön beschrieben ist," sagte ein Seelsorger zu seinem Freunde, „seitdem ich das Meer gesehen in seiner majestätischen Größe, Erhabenheit und Unendlichkeit und in seinem rasenden Toben, wenn der Sturmwind wie ein Reiter auf den weißschäumenden Wogen dahinjagt — jetzt wage ich erst recht zu predigen vom Meere, Sturm und Seeschiff, seitdem ich dieß Alles gesehen; ja, ich brauche solche Schilderungen gar nicht zu lernen, das Stichwort davon genügt schon, daß ich in fließender Sprache zu meiner Gemeinde davon spreche; — das Alles hab' ich meiner Reise zu verdanken." — Ein alter Herr Pfarrer dagegen hatte wirklich eine schöne Reise in weit entlegene Länder über weite Meere gemacht; aber, weil er Alles kunterbunt durcheinandermischte, einmal so, einmal anders die Erlebnisse erzählte, und zwar oft unaufgefordert, und weil er dabei selber lächelte, wenn er die Abenteuer zum Besten gab, so glaubte man nicht die Hälfte von seinen Reiseerlebnissen, und er diente bei jeder Gelegenheit der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes.

3.

Mit scheuer Miene, in gebückter Stellung trat einmal ein Pfarrer in der Fremde in ein Gasthaus und bat um ein Zimmer. Da steckten die Kellner die Köpfe zusammen und lispelten: „Dem guckt das Dorf aus den Augen heraus!" — Wieder ein Anderer verbrachte einige Tage in einer lebhaften Stadt; er wollte jedoch von seiner Gewohnheit nicht lassen, stand früh auf (was ganz löblich ist), ging spazieren und weil dadurch Appetit entstand, war er der erste Gast im Kaffeehaus. Weil dieß alle Tage geschah, so bemerkte der Kaffeesieder: „Sie müssen, verehrter Herr, vom Lande sein, weil Sie alle Tage so früh aufstehen." Andere meinten gar, er sei ein Nimmersatt. — Einige Regeln für das Reisen wären daher folgende: Traue Niemanden; mit dem Freundschaftschließen muß man sehr sparsam sein; sei nicht vorlaut und lasse das Politisiren. Zanket nicht am Wege, sagte Joseph zu seinen Brüdern. — Sieh auf dein Gepäck, denn die Welt bekümmert sich nicht um dich; du bist auf der Reise dein eigener Steuermann, Matrose und Kapitän; rechne gut, denn die Kellner u. s. w. haben oft ganz eigene Additionen und Multiplikationen; sei nicht zu nobel, nicht zu gemein, nicht zu vertraulich, die Mittelstraße wähle, mit dem Vornehmthun kommt nichts heraus, und mit der allzu großen Herablassung oder falsch verstandenen Popularität geräthst du auf den Holzweg. Zuletzt rufe ich noch:

Versage dir zu Hause manche Bedürfnisse und leg' das so Ersparte zu Reisepfennigen zusammen, und nimm den Kranich dir zur Lehre, nicht aber den Dachs.

4.

Ein Pfarrer sagte einmal, als er von einer kleinen Reise zurückkam: „Froh bin ich, daß ich wieder zu Hause bin — nichts über die Heimat — was hab' ich Alles ausstehen müssen — schlechte Betten — abscheulicher Wein, minder gutes Bier, Staub, Regen, Sturmwind und manche Menschen sind so roh." — O lieber Herr Pfarrer, mit solchen Ansichten hätten Sie lieber ganz zu Hause bleiben sollen; wer wird verlangen können, daß es einem auf der Reise immer gut geht? Eben die Entbehrungen machen die Sache interessant; man nehme nur einen zufriedenen, billigen Sinn und Resignation mit, so wird es einem in der Fremde sehr gut gefallen und man wird nicht sogleich Heimweh bekommen. — Eine Hauptsache ist es auf Reisen, nie rechthaberisch zu sein; man muß vergessen, daß man zu Hause kommandirt hat; in der weiten Welt — kommandirt diese. Man muß sich öfter ducken und manche bittere Pille (in geistiger Hinsicht) verschlucken; reiset man mit Mehreren, da heißt es den Eigensinn aufgeben, sich fügen in die Wünsche Anderer, seine Meinungen mit Ruhe sagen und äußerst einfach in dem Begehren sein. — Wenn man dieß Alles befolgt, wird jede

Reise an Reiz gewinnen und man wird bedauern, wenn man wieder in seiner Heimat ist, daß sie schon vorüber. — Solche kleine Reisen verhindern auch, daß man (wie schon oben bemerkt) ein Philister wird, denn in einem Krähwinkel ist man bald der Erste, Gescheidteste, Beste; man wird fetirt, ausgezeichnet, gegrüßt — wo anders kräht kein Hahn nach uns. Das ist mitunter die Ursache, warum sich Landpfarrer in der Stadt so unbehaglich fühlen und sich nach Hause sehnen. Das Reisen zur Stadt ist also wohl unangenehm, aber es ist eine Demüthigung, in der große Weisheit liegt. —

5.

Jean Paul sagt in seinen Herbstblumen: „Wie rein und schön ist die Stellung eines Geistlichen. Alles Gute liegt um ihn herum: Poesie, Religion, Seelenhirtenleben, indeß andere Aemter diese Nachbarschaft so dunkel erbauen!" Ein Geistlicher hat jedoch diese schöne Stellung eines Priesters einstens ganz anders aufgefaßt. Er war an einem Orte stationirt, wo ein Eisenbahnhof war. Da war es ihm nun seine liebste Unterhaltung, sich mit seiner dampfenden Pfeife auf den Perron hinzupflanzen und das reisende Publikum Revue passiren zu lassen. O wahrhaftig, eine schöne Stellung, insbesonders, wenn er noch Damen scharf fixirte und sich dem Gespötte mancher Reisenden preisgab. — Wenn dieser Herr und Alle

Jene, die einer gleichen Sünde sich schuldig wissen, erfahren hätten, was die Welt von ihnen sagte: gewiß, sie würden den Perron vermeiden und fliehen wie Gehenna's Flammen. Freilich kann manche hämische Lippe zu diesen Zeilen sagen: „Was geht mich die Welt mit ihren losen Aeußerungen an?" Ein Solcher ist wohl fein zu Hause geblieben, aber dessenungeachtet macht seine Figur in den Mäulern und Notizenbüchern eine Reise durch die Welt.

6.

Wer keine Reise machen kann, soll wenigstens alle Jahre einen Berg besteigen, theils um sich in der frischen Bergluft zu erlaben, theils um einmal recht gründlich auf die verschiedenen Miserabilitäten dieses Lebens herabzuschauen, über die man da oben — wenigstens auf einige Zeit erhaben ist.

Neuntes Kapitel.

Benehmen gegen das weibliche Geschlecht.

1.

Schiller hat in die große Posaune des Frauenlobes gestoßen, und die Worte honigduftend und süß wie Marcipan in die Welt geschleudert:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben!“

— Auch Jean Paul hat gerufen: „In Maria, der allerheiligsten Jungfrau, ist das ganze weibliche Geschlecht geadelt worden.“ — Mag es nun dieser Adel sein, der von den Männern anerkannt wird, oder jene himmlische Rosenflechterei — kurz es findet sich in der Welt häufig die Vergötterung des Weibes vor, und dieser Vergötterung hat der Seelsorger mit aller Kraft entgegen zu arbeiten. Es wird damit nicht gesagt, daß er vielleicht die Ehrfurcht vor dem weiblichen Wesen sich aus dem Sinn schlagen solle; nein, da sei Gott vor — dieß wäre eine Sünde gegen die eigene Mutter des Seelsorgers; aber zwischen

Achtung, Ehrfurcht und Vergötterung liegt ein großer Zwischenraum. Der Seelsorger bleibe immer in den Grenzen der Bescheidenheit, der Zurückhaltung, ohne linkische Scheu zu äußern, die ihn verächtlich machen würde, und halte kein weibliches Wesen für einen Engel, sondern für eine Evenstochter. Darum, weil es so viele Seelsorger gibt, die etwas süßlich sind und hinter jedem weiblichen Wesen himmlische Reinheit vermuthen und meinen, es werde ihnen das Herz dargelegt, daß sie hineinsehen könnten wie in einen Bergkrystall, gibt es so viele sentimentale Betschwesterei, die nur zum Unheil und zum Aergerniß dient, und oft zu der Rolle eines Abälard und Heloise führt. — Selbst in der Schule soll man der stolzen Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes entgegenarbeiten, damit das weibliche Wesen frühzeitig zu Gemüthe fasse, es sei eine sündhafte Kreatur so gut wie die männliche. Da erzählte mir ein Katechet, daß ein Mädchen im Privatunterricht ihm gesagt habe, daß ihr Bruder sie einst fragte, warum der Heiland kein Mädchen war, und sie habe geantwortet: Weil es sich nicht geschickt hätte, daß ein Mädchen ans Kreuz geschlagen werde. — Der Katechet war ganz verdutzt über diese Auslegung der Frage und stimmte bei. — Ich hätte es nicht gethan, sondern geantwortet: Das ist nicht die wahre Ursache, sondern darum war der Heiland kein Mädchen, weil ein Knabe viel würdiger war, das Kind des himmlischen Vaters zu sein, weil

ein Mädchen oder eine Frau zuerst mit dem Teufel im Paradiese gesprochen hat und darum unwürdig vor Gott geworden ist, und weil ein Mädchen zu schwach gewesen wäre, das auszustehen, was Jesus Christus gelitten hat am Kreuze u. s. w. — Das Kind würde diese Worte ins Herz fassen und mit gedemüthigtem Sinne nach Hause kehren. Daß etwa die Buben wegen solcher Lehre zu stolz würden, ist keine Sorge; die männliche Natur ist nicht so sensitiv. Aber, wenn wir die obige Antwort des Mädchens recht entziffern wollen, liegt nicht die Verhimmelung des Weibes wie der Lebenskeim im Ei darinnen? Wollte das Kind nicht sagen: Nur die männliche Natur als die gröbere passe ans Kreuz; die weibliche Natur ist zum Genusse bestimmt, nicht zum Leiden; das Weib gehört auf das Sopha, der Mann auf das Pflaster? u. s. w.

2.

Auf dem Antlitze des Priesters, der einen Hausbesuch macht, muß die Inschrift stehen: „Pax huic domui." Je mehr man seine Gegenwart erbitten muß, desto besser. Omne rarum charum. Der tägliche Regen ist überflüssig, der seltene ersehnt. Gegen weibliche Personen sei das Benehmen des Seelsorgers höflich, aber nicht galant. Geckenhafte Reden aus dem Munde des Seelsorgers sind mit einem stinkenden Gewürm zu vergleichen, das zum Abscheu der Menschen herumkriecht. Immer soll der Seelsorger auf

sein Gewand denken und auf seine hohe Bestimmung. Manche Galanterie gegen eine Dame hat oft zu Resultaten geführt — wo die schleunigste Versetzung des Seelsorgers das einzige Mittel zur Verminderung des Skandals war — aber das grelle Aergerniß ist dabei nicht verschwunden. — Soll ein Geistlicher Frauen die Hand küssen? — Der Mund, der den Altar küßt, soll nichts Unreines berühren — und unrein ist offenbar jede menschliche Natur gegen das Allerheiligste. Mit diesen Ideen ausgerüstet machte einstmals ein junger Kaplan einen Competenzbesuch um eine Pfarre bei einer Herrschaft. Er ging zuerst zum Pfarrer des Ortes, damit ihn dieser aufführe. Da sagte ihm dieser unter Anderem: „Bei uns ist es Gewohnheit, daß man der Gräfin die Hand küßt." — „Was?" antwortete mit Entrüstung der Kaplan, — „die Hand küssen? Nimmermehr." — „Gut" — jener darauf ganz lakonisch — „so bekommen Sie auch die Pfarre nicht; übrigens fürchten Sie nichts, sie ist eine alte Dame, eingetrocknet und ausgezehrt wie eine Mumie." — „Wenn dieß ist," antwortete lächelnd der Kaplan, „dann will ich der Mumie die Hand küssen."

3.

Daß die Vergötterung des Weibes mehr in Städten zu geschehen pflegt als auf dem Lande, ist leicht begreiflich. Darum soll sich der städtische Klerus recht gut vorsehen, daß er in keine Fallstricke

komme. Damit er nun vor rauschendem Altas und Seidenkleidern, vor Sammtschuhen und blendenden weißen Beinen, vor Schmachtlocken und wonnigen Gazellenaugen und Perlenzähnen u. s. w. gesichert sei, und nicht auf den Glauben von Engelsnaturen komme, soll er fleißig die heil. Schrift lesen, und zwar die einschlagenden Kapitel über das weibliche Geschlecht — da wird er keine Verhimmelung treffen. Das „mulierem fortem quis inveniet, procul et de ultimis finibus pretium ejus“ soll nicht umsonst geschrieben sein; auch möge er in den Kirchenvätern sich umsehen, was sie für eine Ansicht von den Weibern hatten, und überhaupt die Urtheile weiser Männer vernehmen — damit er am rechten Mittelwege bleibe. — Wie grell und klar spricht Ephraem, der syrische Dichter, über das Frauengeschlecht; wenn auch sein Wort nicht Alle trifft und es immer edle Ausnahmen gibt, und zwar sehr viele Ausnahmen — so bleibt doch im Allgemeinen die Regel. Mißtrauen in diesem Thema ist für den Seelsorger ersprießlicher, als vermessentliches Vertrauen. Hören wir den hl. Ephraem: „Es ist kein schlimmerer Kopf als Schlangenkopf, und keine größere Bosheit als Weiberbosheit. Ein Weib hatte Adam verführt, durch ein Weib wurde Joseph ins Gefängniß geworfen, durch ein Weib wurde David zur Sünde gereizt, durch ein Weib Salomo verführt. Durch Weiber bestürmt der Satan Alle, entehrt er Alle, tödtet er Alle. Ein schamloses Weib schont

Niemanden, sie hat keine Ehrfurcht vor einem Priester, keine Achtung gegen einen Propheten, keine Scheu vor dem Greisenalter. Das ärgste Uebel ist ein böses Weib. Ist das böse Weib arm, so bereichert es sich durch ihre Bosheit; besitzt es Reichthum, der ihre Bosheit unterstützt, so ist es ein doppeltes Uebel, ein unerträgliches Thier, eine unheilbare Krankheit." Höre nur Salomo: „Laß dich nicht täuschen von ihren Pfaden und schaue nicht auf die Gestalt des Weibes, sondern wende dein Angesicht davon ab und verweile nicht bei ihr." Siehst du also ein schönes, stattliches Weib mit einem herrlichen und reizenden Gesichte, und entflammt sie dein Herz und steigert sie deine Lust: so bedenke, daß der Gegenstand deiner Bewunderung Erde, und was dich entflammt — Staub ist, und deine unsinnige Leidenschaft wird aufhören. Enthülle auch in Gedanken die Haut des Gesichtes, und du wirst dann die volle Eitelkeit der Schönheit sehen, du wirst nichts Anderes finden als Gebeine und Nerven und üblen Geruch. Bedenke ferner, daß sie altert, sich entstaltet, stirbt und alle jene Schönheit vergeht. Beherzige was du bewunderst und schäme dich, ja schäme dich und bessere dich!" — Der hl. Ignatius Loyola sagt: „Man muß mit Weibern wie mit Feinden umgehen; diese trachten uns nach dem Kopfe, jene nach dem Herzen; diese kämpfen mit offenen Waffen, jene mit verborgenen; mehr hat man von diesen als von jenen zu fürchten, weil dort das Verderben sicherer

ist." — Der geniale Engländer Milton läßt sich also vernehmen: „Das Weib ist fair defect of nature" (ein schöner Fehler der Natur); Göthe: „Geht es zu des Teufels Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus." Und der von mancher Dame vielgelesene H. Heine sagt: „O schöne Welt, du bist abscheulich!" — Nur die Rose ohne Dornen, die weiße Lilie des Feldes unter den Disteln hat der Seelsorger zu verehren, und dieser alle Achtung, Ehrfurcht und Liebe zu schenken. — Wer ist diese Rose ohne Dornen? Die Antwort geben dir diese Verse:

Vita dolcissima
Speranza mia!
Salve purissima!
Vergin' Maria!

4.

„Erst schmeicheln, dann kratzen, so machen's die Katzen." Möchte dieß Sprüchlein jeder Seelsorger bedenken, bevor er die Wahrheit desselben an sich selbst erprobt. Daß manche Wirthschafterinen (Köchin, Häuserin) aus der Art schlagen, mag der Herr Pfarrer selbst die Ursache sein, wenn er nämlich seine Würde vergißt und fünf gerade sein läßt. — Eine Schmiedfrau, deren Schwester Häuserin bei einem Pfarrer war, sagte einst mit lächelndem Munde: „Es ist so: Im ersten Jahre gehört Alles dem Herrn Pfarrer, im zweiten Jahre sagt schon seine Wirthschafterin: meine Kühe, meine Hühner, meine Pferde, meine Sessel und

Kästen u. s. w." — Eine Hauptregel für den Seelsorger ist: die Häuserin getreulich zu bezahlen — und keine Rückstände aufkommen zu lassen, selbst, wenn dieselbe sagen würde: „Es drängt ja nicht, Herr Pfarrer." — Nur den Dienstlohn auszahlen, damit kein Staatsstreich erfolge! — Eine Häuserin hatte den Wahn, im Putz gleichen Schritt zu halten mit den Damen des Ortes, und als der Herr Pfarrer einstmals Einsprache thun wollte, war die Antwort: „Man müsse das thun, sonst haben die Leute keinen Respekt vor dem Pfarrhof, und ich bin nicht schlechter als die Frauen im Orte." — Ein geistlicher Herr hatte die Idiosynkrasie, fleißig in Kochbüchern zu lesen; er kritisirte erbarmungslos die Werke der Köchin, zeigte ihr mehrere Handgriffe in Behandlung gewisser Speisen und amtirte mit dem Kochlöffel so geschickt, daß die Häuserin ausrief: „Schade, daß Sie kein Koch geworden sind." — Mancher Verdruß zwischen Pfarrer und Kaplan entsteht oft wegen der Schwester oder Nichte des Pfarrers, die im geistl. Hause die Herrschaft führen. Da soll der Kaplan stets der Unterthänige und den Fräuleins in gewisser Hinsicht ein Seladon sein, ihnen den Hof machen oder ihnen die Langweile vertreiben helfen — und thut er es nicht, so wird der Pfarrer böse, und nennt ihn einen ungehobelten Menschen. Es war einmal ein Dechant, der führte alle seine Gäste ordentlicher Weise bei seiner Nichte auf, und erst, wenn diese freundlich zugenickt, waren sie geladen.

— Aber nicht nur Verwandte mißbrauchen des Seelsorgers zu große Güte, sondern auch ganz fremde Menschen. „Der soll sich rühren," drohte eine solche Xantippe dem etwas greinenden Pfarrer; und richtig verstummte er. Es war derselbe, der sagte: „Du Nani lies das," indem er ihr einen Consistorialerlaß in die Hände gab. Ist es da zu wundern, wenn die Köchin sich erhebt und per „Wir" spricht?

5.

Der zu freie Umgang mit dem andern Geschlechte erweckt Rauch und Flammen; die Flammen verzehren, der Rauch macht schwarz. Daher caste et caute. Der einstmalige Seminardirektor zu St. Pölten, Anton Seelhammer, war von so zarter Rücksicht für den geistlichen Anstand, daß, als er dieses verdienstvolle Amt übernahm und bei seiner Ankunft in Gesellschaft seiner Schwester durch St. Pölten fuhr, er derselben befahl, sich hinter seinem Mantel zu verbergen, damit kein Auge seine weibliche Begleitung entdecken solle. — Ein Kaplan wurde einmal in Gesellschaft von der Frau Verwalterin interpellirt mit der Scherzrede: „Sie haben heute in Ihrer schönen Predigt einen Stuhl gar zu häufig fixirt." (Es saß dort nämlich eine bekannte Dorf-Kokette.) Der junge Herr wurde bis zur Nasenspitze roth und parirte den Mückenstich mit der Rede aus: „Das Gotteshaus soll kein Spähhaus sein." — Das Fürchterlichste ist ein

Pantoffel-Regiment, auf welches die ironischen Worte passen: „Adam wurde von Eva und die Eva vom Teufel verführt; seitdem wird der Mann vom Weib und das Weib vom Teufel regiert.“ Welche Verbitterung des Lebens bereitet es, wenn die Haus-Regentin zur Despotin wird, und wäre sie selbst die leibliche Schwester oder Nichte des Pfarrers, von der er jeden Kreuzer zu seinem Schnupftabak erbetteln muß; wenn sie einer zersprungenen Glocke mit ihrem ohrenzerreißenden Mißtone, oder wie die heilige Schrift von einem zänkischen Weibe sich ausdrückt, einer beständigen Dachtraufe ähnlich ist. „Was eine sandige Anhöhe für die Füße des Greises, ist ein geschwätziges Weib für einen stillen Mann.“ (Sir. 26, 25.)

6.

Indeß was will man thun? So sehr man über das weibliche Geschlecht auch schimpfen mag, man muß doch froh sein, daß es existirt. Ein Landpfarrer war grundsätzlich ein Weiberfeind; daher er es auf einige Zeit versuchte, sich ohne weiblichen Dienstboten zu behelfen. Das frugale Mahl nahm er im Wirthshause zu sich oder er übte selbst seine kulinarischen Kenntnisse aus nach dem Axiome: Der Hunger ist der beste Koch; seine zwei Kühe wurden von der Nachbarin besorgt und seinen Gaul striegelte und putzte er selbst. Die Folge war, daß seine Wohnung ein Eldorado der Nagethiere und ein Schauplatz der

chnischen Unordnung wurde. In seinem Schlafzimmer begegneten sich auf der Diele: Stiefelknecht, Leuchter, Kaffeemaschine und der geistliche Personalstand der Diözese; im Nebenkabinete rumorten die Mäuse, indem sie sich an den Talgkerzen, Predigt-Manuscripten, Currenden und allerhöchsten Verordnungen delektirten; des Nachts brachten sie ihrem Herrn und Gebieter Ständchen mit Quicken und Nagen, und manch trauliches Thierchen huschte selbst auf die Bettdecke und schaute seinen schlummernden Wohlthäter mit minniglichen Aeuglein an. Der wunderliche Mann kam dann doch zur Erkenntniß, daß, wie schon der Khalife Abu-Bekr sagte, das zweite Geschlecht ein nothwendiges Uebel sei. — In das Pfarrhaus kam wieder eine Köchin und eine Katze, und das Schlaraffenleben der Mäuse und Spinnen hatte ein Ende.

Zehntes Kapitel.

Als Hausvater.

1.

Der Seelsorger soll wie ein guter Hausvater seinem Hause vorstehen, und dasselbe so leiten, daß Segen und Friede in ihm herrsche. Dieser häusliche Friede ist ein Kleinod für den Seelsorger; schwindet dieser — dann ist Sturm in seinem Leben, und heilloser Lek ist oft die Folge. Darum soll der Seelsorger Alles vermeiden, was diesen Frieden stören könnte. — Hat ein Pfarrer einen Cooperator, so zeige er sich nicht als Herr und betrachte jenen nicht als Knecht, sondern sei bloß der ältere, erfahrene Bruder; solche Milde und Humanität wird die besten Früchte tragen. — Der Kaplan hingegen übertrete nie die Grenzen der Bescheidenheit, und falle mit seinem unzeitigen Eifer nicht mit der Thür ins Haus. — Jeder ertrage die Schwächen und Fehler des Andern, und die Correctio sei immer wie ein mildernder Balsam auf die böse Wunde gegeben. — Ein alter Pfarrer klagte

stark über die jungen Kapläne, die mit einer gewissen Blasirtheit jetzt das Seminar verlassen, und sich wie Reformatoren der älteren Geistlichen geriren. Das ist der Nachschlag der Revolution auf geistlichem Gebiete, meinte er. Mag sein — 's ist aber auch vielleicht guter, und nur unkluger und vorlauter Eifer. — Da wurde einem Pfarrer ein Kaplan zugetheilt, der glänzende Erfolge in den theologischen Studienjahren errungen und nun in der Seelsorge „der Hammer" sein wollte. Es war zwar Alles gut und trefflich, was er anordnete, was er änderte; er gab aber dem Herrn Pfarrer öfters trocken zu verstehen: in seiner Pfarre sei ein wahrer Augiasstall anzutreffen, es müsse anders werden. Doch da kochte der Zorn in den Adern des Pfarrers, und mit von Aufregung beflügelter Stimme entgegnete er: „Schämen Sie sich, gegen einen Pfarrer so zu reden; Sie sind noch ein heuriger Hase und wollen schon corrigiren? Glauben Sie denn, meine Vorgänger, die dieß Alles so eingerichtet haben, seien Esel gewesen, und Sie allein seien der Gescheidte?!" — Profit Herr Kaplan! — Uebrigens ist es schon auch wahr, daß manche der älteren Geistlichen die guten alten Zeiten gar zu ergiebig loben, (laudator temporis acti a se puero) und dadurch oft den Widerspruchsgeist hervorrufen. Nicht alles Alte ist gut, und nicht alles Neue ist schlecht. Wie schön ist es, wenn Beide innig zusammenwirken und das Gute der Vergangenheit und Gegenwart mitein-

ander verschmelzen. Wie fatal, wenn sie sich gar nicht verstehen und einander das Leben verbittern. — Ein Dechant aus josephinischer Zeit blieb Abends sehr gern lange sitzen, was dem jungen Kaplan unlieb war. Da fing nun Letzterer allerlei Wundergeschichten zu erzählen an, die der Dechant nicht vertrug, so daß er aus Galle die Tafel aufhob. — Es mag wohl auch hie und da einem Kaplan etwas Aehnliches begegnen, wie dem Vikar Fridolin in der Schweiz, von dem X. Herzog erzählt, daß er den Argwohn hegte, als sei des Pfarrers Wein der Qualität nach ganz verschieden von dem seinigen; er machte verstohlen einen Versuch; als der Pfarrer vom Tische aufstand und hinausging, ergriff er das pfarrliche Glas und trank es aus und füllte es mit seinem Tischweine an. Wie nun der Pfarrer wieder zurückkam und aus seinem Glase trank, machte er ein überaus unfreundliches Gesicht: „Was ist da mit dem Weine vorgegangen?“ schnauzte er; „was hast du für einen Wein heraufgenommen?“ fragte er die Magd. Diese wußte sich nicht anders zu behelfen, als mit den Worten: „Ists etwa Vikariwein?“ — Dagegen war wieder ein Kaplan so heiklig im Essen, daß der Pfarrer nicht mehr wußte, was er ihm vorsetzen sollte. Oft sagte die Häuserin: „Es ist Schade, daß unser Kaplan kein Kavalier geworden ist, da könnte er sich Pariser-Köche halten, das Essen von unser Eins verschmäht er ja — und wenn Hr. Pfarrer damit zufrieden sein können

— warum nicht er?" — „Lasse es gut sein," antwortete der Herr Pfarrer, „es kommt der zahlende Tag." Und er kam. — Der Kaplan wurde als Aushilfspriester in ein kleines Gebirgsdorf zu einem alten Herrn versetzt. — Da gab es schmale Bissen, selten ein frisches Fleisch (weil keines zu bekommen war), selten frisches Gebäck u. s. w. Da gingen dem Kaplan die Augen auf und er sehnte sich nach den Fleischtöpfen seiner früheren Station zurück. Jawohl,

„Der Mensch kann Alles ertragen,
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen."

2.

Leider kommt zwischen den Geistlichen (Pfarrer, Kapläne, Nachbargeistliche) selbst mitunter eine Art Spannung vor, welche das pastorale Wirken hemmt und trübt. O möchte doch jene kleinliche Eifersucht verschwinden, welche allen guten Werken das Verdienst nimmt. Es ist begreiflich, daß die Leute älteren Geistlichen mehr Vertrauen schenken; es ist aber auch begreiflich, wenn jüngere Geistliche anfänglich gern gehört und gesucht werden. Dummodo praedicetur Christus. Oft überläßt der Pfarrer dem Kaplan die ganze Seelsorge, während er sich nur mit Oekonomie beschäftigt — das ist nicht zu billigen. Die Last soll von beiden Schultern getragen werden. Sollte man es glauben, daß unter zwei Mitbrüdern in Christo, den Herolden des Friedens, der Unfriede und der

Haß so weit gedeihen könne, daß er bis zum Altare sich hindrängt? Können die Diener des Evangeliums die Worte des Herrn ganz aus ihrem Gedächtnisse löschen: si offers munus tuum etc.? (Matth. 5, 23.) Muß man schon etwas rügen, nun so geschehe es „in patientia et doctrina." Der erste Verdruß ist oft besser als der letzte. Ein Sprüchlein sagt: „Inimicitiae breves, amicitiae sempiternae." — Mitunter fehlt es wohl auch den Herrn Kaplänen an Urbanitätsgefühl. Da litt einst ein Pfarrer an heftigem Kopffieber. Der Kaplan, der seit Kurzem sich eine Harmonica angeschafft hatte, spielte wüthend darauf, bis ihn der Pfarrer, dem jeder Lärm wehe that, ersuchen ließ, damit innezuhalten. „Ei was," antwortete der Kaplan, „auf meinem Zimmer bin ich Herr, und Musik ist eine erlaubte Unterhaltung." Wo ist da Collegialität? Hätte dieser Kaplan nicht Gal. 5, 22. 23 beherzigen sollen? — Auch möge der Pfarrer dem Kaplan etwas Einsicht in die Verwaltung des Kirchenvermögens, des Schul- und Armenwesens &c. gestatten, damit derselbe im geistlichen Geschäftsstyle sich ausbilde. So mancher Kaplan, der irgendwo als Pfarrprovisor angestellt wird, verwundert sich über seine schauerliche Ignoranz auf diesem bureaukratischen Felde der Pastoralthätigkeit. — Ein baumstarker Pfarrer, der sich auf seine Meisterschaft im Ringen etwas einbildete, probirte dieses Manöver auch bei seinen Cooperatoren und freute sich, daß ihm noch

keiner aufgekommen sei. Da kam nun ein junger Mann als Kaplan zu ihm, der sich vornahm den Pfarrer zu kirren; er hatte seine Lieblingsneigung schon erfahren und da er als Student Turner war, so verzagte er nicht. — Wirklich erfolgte bald das Ringen und der Kaplan schlug den Pfarrer kunstgerecht nieder. Im Anfang war der Pfarrer ganz verdutzt, das hatte ihm noch Keiner gethan; dann fing er ein Freudengelächter an, reichte aufstehend dem Kaplan die Hand und sprach: „Gott sei Dank, endlich haben sie mir den Rechten geschickt"; er kredenzte eine Flasche des besten Weines aus seinem Keller, und für das ganze Leben wurden diese beiden Herren die innigsten Freunde. — Manchmal ist die Ursache der gegenseitigen Unzufriedenheit im Hause die Verschiedenheit der Nationalität. Es ist allerdings nicht angenehm deutscher Kaplan in einem böhmisch sprechenden Hause zu sein. Um so mehr jedoch sollen alle nationalen Sticheleien und das Thema des Nationalitätenstreites gemieden werden. Da kam einst ein unvorsichtiger Cooperator in's Gebirg, besuchte die Nachbarn und äußerte sich öffentlich bei Tische: „Wie froh bin ich, daß ich bei einem deutschen Pfarrer bin; die Böhmen haben's faustdick hinter den Ohren und die Mährer sind ihre Geschwisterkinder; ich könnt' bei einer solchen Nation nicht leben." Ihm gegenüber saß aber ein Pfarrer, der ein geborner Böhme, und ein Verwalter, der ein geborner Mährer war. Aus Schicklichkeitsrücksichten

schwiegen sie und maßen den muthwilligen Schwätzer verächtlich mit den Augen. Ob sie es ihm später fühlen ließen, weiß ich nicht. — Die häufigste Ursache aller häuslichen Zwiste unter Geistlichen ist die Eifersucht, die in diesem Stande — unbegreiflicher Weise — so stark wie bei Frauen ist. Exempla odiosa. Wer daran zweifelt, beachte nur einmal, wie ein Nachfolger über seinen geistlichen Vorfahrer spricht. Kein Stand versteht in diesem Punkte das Schimpfen so eclatant wie der geistliche.

3.

Das Benehmen des Pfarrers gegen das Gesinde sei milde, ruhig, imponirend. Nur kein Aprilwetter im Charakter durchscheinen lassen, nicht heute gut und weich wie Sammt, und morgen rauh und stürmisch wie ein Distelkopf und Novembermorgen. Das haben die Leute gleich weg, wenn man launenhaft ist; sie lassen das Donnerwetter an des Pfarrers Lippen geduldig hinüberbrausen, innerlich sich denkend: „Heut hat er wieder seinen Sporn.“ — Da war ein Seelsorger, der hatte eine Taglöhnerin aufgenommen, um mit einer Arbeit leichter fertig zu werden. Die Taglöhnerin war ein altes Weib, aber rüstig. Abends beim Essen setzte sich der Pfarrer in die Meierstube und sprach von gleichgültigen Dingen; da wandelte ihn auf einmal die Lust an, mit dem alten Weibe einen Scherz zu treiben und er sprach: „Sagt mir nur Neu-

maierin, mit was die alten Weiber in der Hölle klappern, wenn sie keine Zähne mehr haben?" — Das Weib, anfangs verdutzt, runzelte die Stirne, legte den Löffel nieder, und zum Herrn Pfarrer sich wendend, spricht sie ganz kurz: „O das hat keine Gefahr, die Hölle ist nur für Männer, die sollen zusehen, mit was sie klappern — die Weiber kommen in den Himmel, — denn nur Männer haben unsern Herrn an's Kreuz geschlagen." Jetzt war das Verdutztsein an dem Herrn Pfarrer; er schwieg und wandelte still in der Stube herum. — Es ist gewiß sehr widerlich, wenn in der Gemeinde folgende Urtheile über den Pfarrer herumgehen: „Ich bedauere jeden Dienstboten, der in den Pfarrhof einsteht, es ist im Fegfeuer besser als bei ihm, der Geiz guckt ihm bei den Augen heraus, er vergönnt sich schon was, aber das Gesinde soll von der Luft leben, dann soll man arbeiten für Zehn, er hat keine Einsicht, kein freundliches Wort; o lieber bei einem Waldbauer als bei ihm — und kein Knecht und keine Dirne hält es bei ihm aus, bei ihm ist der Wechsel wie beim Barometer." — Auch soll es vorkommen, daß die Dienstboten des Pfarrhofes die schlechtesten im Besuche der Kirche und im Empfang der hl. Sacramente sind. Wie nun, wenn Jemand seinem eigenen Hause nicht vorzustehen vermag? — „Warum geht Ihr nicht mit der Bittprocession", fragte Jemand die Dienstleute des Pfarrers? Die Antwort lautete: „Der Herr Pfarrer hat es ver-

boten.“ — In einem christkatholischen Hause soll aber nicht nur die öffentliche, sondern auch die Privatandacht gehalten werden. Ich kenne einen Bischof, der mit seinen Hausleuten den Rosenkranz betet. — Natürlich gehört zu einer guten Haushaltung auch die Aufrechthaltung der guten Sitte. Aegidius Jais erzählt ein köstliches Stücklein darüber. „Woher?“ fragte ein Pfarrer die Köchin, als sie Abends sehr leise über die Stiege herab und ihm in die Hände ging, „wo ist sie gewesen“? — „Bei dem Herrn Kaplan,“ sagte sie und setzte, ohne eine neue Frage abzuwarten hinzu: „ich lerne bei ihm das Singen.“ — „So?“ erwiederte der Pfarrer, „aber warum denn ohne Pantoffel?“ Sie blieb ihm die Antwort schuldig. Er zahlte sie des andern Tages aus, um so mehr, weil er sie ohnedies nur auf Gerathewohl beim Antritte der Pfarre mit andern Meubeln des Hauses übernommen hatte.

4.

Eltern oder Verwandte im Pfarrhofe sind für den Pfarrer und Kaplan eine angenehme Ansprache; nur sollen sie nicht dominiren oder der Gemeinde ein Aergerniß sein, sonst wäre es besser, sie — in der Ferne zu unterstützen. Jais sagt: „Wenn ein Pfarrer seine Schwester zur Köchin nimmt, so erhebt er sie nicht in den Adelstand oder zur unumschränkten Herrscherin; er jagt sie wieder die erste Woche davon,

wenn sie auf seine Güte sündiget". — Gegen manche Verwandte unerbittlich sein, ist oft ein wahres geistliches Werk der Barmherzigkeit. Ein Geistlicher sagte: „Seitdem ich Pfarrer bin, nennen mich Leute „Herr Onkel," von deren Existenz ich bisher nicht einmal wußte. Ich will meine Verwandten nicht verläugnen, aber mich auch nicht von ihnen ausziehen lassen."

5.

Unfrieden im Hause stiften endlich auch anonyme Briefe. Eckelhaftes Natterngezücht! Man erzählt von einem hohen Würdenträger, daß er eine ganze Lade mit solch namensscheuen Briefen gefüllt hatte, ohne von ihnen Gebrauch zu machen; „das sind verkappte Ritter", pflegte er lächelnd zu sagen, „es ist ihnen nicht recht zu trauen." Verdient Nachahmung.

Eilftes Kapitel.

Als Rath und Politiker.

1.

Seit längerer Zeit schon sucht man den Einfluß des Klerus (wohl nicht ohne eigene Schuld) auf das öffentliche Leben und das wahre Wohl des Volkes vielfältig zu hemmen. Man stellt die Mitglieder des katholischen Klerus dar, als geistliche Bureaukraten, als Diener der Willkürherrschaft und der Tyrannei, als Glieder eines Bramahnenthums, von ehr= und geldgierigem Kastengeiste befangen, die einem fremden ultramontanen Herrscher dienen; als unnütze Drohnen, die am Marke des Volkes zehren; darum wollen die Anhänger der atheistisch=egoistischen Weltregierungs=theorie einen Faden nach dem andern zerreißen, welche die Diener der Religion mit dem Volke verbinden. Daher die Intriguen, um sie aus den Comitien und Kammern ferne zu halten (in der freien Schweiz hat man sie gar wahlunfähig gemacht), daher das rast=

lose Streben, dem Klerus nicht nur jeden Einfluß auf den höheren Unterricht zu nehmen, sondern ihm selbst das theuerste Gut, das Kind des Volkes vom Herzen zu reißen; daher wollen sie ihm aus lauter Liebe zum Volke die Verwaltung des Armenwesens nehmen, als ob er kein Gefühl und kein Geld für fremde Noth hätte; und nachdem sie ihm das Kind der Schule geraubt — soll er auch überflüssig sein bei der Schließung des Ehebundes; damit so der Grund gelegt werde zur Religion der Zukunft, zur gesetzlichen Polygamie und Polyandrie. — Aber es ist nicht der Zweck der Religion, sich in die Kirche, in die vier Mauern der Tempel einsperren zu lassen, nein, die Religion gehört überall hin, sie gehört auch hinaus in's öffentliche Leben, sie muß mitten in's Leben hineinschreiten, um es zu verklären und mit ihrem höheren Geiste zu durchdringen, sie ist nach Christi Willen der Sauerteig, der die ganze Masse der Welt durchsäuern soll. Deshalb ist aber auch der Pflichtenkreis des Priesters nicht eingeschlossen in die engen Grenzen des Gotteshauses, er ist vielmehr so groß, als das Gebiet des Lebens. Soll aber die Religion überall sein, so muß auch der Priester überall sein, denn er ist der Diener der Religion; seine Mission ist, daß er als guter Hirt, nicht blos in der Kirche, sondern überall, wo er kann, die Sache des Christenthums vertheidige, selbst vor Königen und Fürsten und vor Volksversammlungen, wenn er auch

kein Demosthenes oder Athanasius ist. — Wahrlich, was den Patriotismus betrifft, so kann der Klerus mit jedem bezahlten Kammerredner, der immer die Backen mit Vaterlandsliebe und Volkswohl voll nimmt, kühn sich messen! Nur müssen Geistliche nicht dem parlamentarischen Liberalismus und der politischen Kannengießerei sich ergeben, wie es anno 1848 bei Einigen der Fall war, die wie Wallensteins Kapuziner auf der Bühne eine lächerliche Rolle spielten bei den Urwählerversammlungen, Nationalgarde-Verbrüderungsfesten, Bänder- und Fahnenweihen und politischen Zweckessen, wo die deutschen Trinkhörner so begeisterten, als ob Schillers bombastische Ergießungen sich erfüllen wollten: „Seid umschlungen, Millionen, Einen Kuß der ganzen Welt!" Man könnte wohl auf manche Repräsentanten-Kammer, oder manchen Landtag die Worte des Propheten Isaias anwenden: Expectavi, ut faceret judicium, et ecce iniquitas, et justitiam, et ecce clamor." (Js. 5, 7.)

2.

Unter die Nomenclatur der Schlagwörter der Zeit gehört auch die Benennung „Volksfreund". Wir haben es gesehen und erfahren, welche Gestalten mit und ohne Bocksbart, mit Glacéhandschuhen und nackten schwieligen Fäusten sich als Volksfreunde gerirten, und sich diesen vielsagenden Namen beilegen ließen. Fern von dieser etwas anrüchig gewordenen

Bezeichnung ist der katholische Seelsorger im wahren und eigentlichen Sinne ein Volksfreund. Der Seelsorger wird von seinem Bischofe nicht gesandt in den Weinberg und Schafstall des Herrn als bloßer ökonomischer Schaffner und Wollscheerer oder Miethling, dem die Schafe nicht zugehören. — Steht doch insbesondere das Landvolk, dieser Grundstock und Kern des deutschen Volkslebens, dessen Einfalt und Unverdorbenheit der Sitten wohl fast zur Idylle geworden ist — Dank den modernen Einflüssen des Unglaubens und der Gottlosigkeit — oft recht rath- und hilflos da, als wäre es eine bloße misera contribuens plebs, auf dessen Haut man schon so viele verkehrte Experimente machte, ein gezwungener Kreuzträger, wie Simon von Cyrenne, so daß es dem schlichten Landmanne, der gegen höhere Stände immer mißtrauischer und widerhaariger zu werden anfängt, wohl thut, in dem Seelsorger einen Mann des Volkes und aus dem Volke zu finden, der es mit ihm gut meint, und Leid und Freud und Lasten mit ihm theilt. — Es ist daher nicht zu billigen, wenn sich der Seelsorger in ein unzugängliches Licht einhüllet oder einpuppt als Bücherwurm, oder im pharisäischen Dünkel denkt: „Weiche von mir, rühre mich nicht an, denn ich bin rein“; oder mit aristrokratischer Vornehmheit spricht: „Odi profanum vulgus et arceo.“ Er soll sich nicht betrachten als bloßer Bureaukrat und besoldeter Amtsdiener, der sich begnügt, wenn seine

liturgische Amtsstunde vorüber ist und sich dann zurückzieht in sein Herrenhaus oder in sein Gesellschaftszimmer, unbekümmert um das Wohl der einzelnen Glieder seiner Gottesfamilie, nicht achtend auf die Wege, die sie wandeln. — Bekannt ist die Anekdote von einem Pfarrer, der Freitag und Samstag keinen der Bauern mehr vorließ, sondern jeden abfertigen ließ mit dem Bedeuten: „Der Herr studirt", worauf die Bauern, des Abweisens müde, zu dem Bischof gingen und ihn um einen andern Pfarrer baten, der schon studirt hätte.

3.

Von vielen Familien wird der Seelsorger zum Rathgeber und Freund gewählt. Man traut ihm mehr Einsicht und Wissenschaft zu; man legt ihm nicht nur im Beichtstuhle, sondern auch außer demselben seine moralischen und religiösen Skrupel vor. Würde man da die Geduld und Langmuth verlieren, und eine solche Seele mit rauhen Worten von sich weisen, so würde man sein Vertrauen auf immer einbüßen, und die Person vielleicht dem religiösen Leben entfremden. — Manche Personen wählen den Seelsorger zum Rathgeber selbst in ihren häuslichen Verhältnissen, in ihren ökonomischen Beschäftigungen. Weit entfernt, sich aufzudrängen, sich in die intimsten Familiengeheimnisse einzuschleichen, oder sich zum unberufenen Anwalt oder Winkeladvokaten herzugeben, so kann er doch manchmal durch einen weisen Rath,

durch Angabe entsprechender Maßregeln und Hilfsmittel manche Familien aus Verlegenheiten retten, und manchen Schaden von ihnen abwenden; wie oft ist schon ein Seelsorger, der ein rationeller und praktischer Oekonom gewesen, der Wohlthäter seiner Gemeinde, ja seiner ganzen Umgegend geworden. — Oft geht man den Seelsorger um Rath bei den Standeswahlen an. Eltern legen ihm die Entscheidung über die projektirten ehelichen Verbindungen ihrer Kinder vor. Obwohl der Geistliche in dieser Hinsicht sehr vorsichtig sein muß, damit er sich nicht eine große Verantwortung und alle die üblen Folgen, die man seinem Rathe zuschreibt, auf den Hals lade (es besteht sogar unter dem Volke ein Sprüchwort: „Heirathen, wo ein Geistlicher den Kuppler macht, gedeihen nicht“): so kann er doch, wenn er nach Einsicht, Gewissen und Menschenkenntniß redet, manche Zwangs- oder ungleiche und unsittliche Ehe verhindern, und so eine unglückliche Ehe weniger machen. — Ist der Seelsorger als kluger Rathgeber in seiner Gemeinde bekannt, der über den Partheien steht und nicht auf die Person sieht, so werden auch Nachbarn und Familien in der Gemeinde ihn gern zum Schiedsrichter und Vermittler wählen, und es wird ihm öfters gelingen, den ausgebrochenen Streit zu schlichten und öffentliche Klagen bei dem Amte, Gerichtskosten und kostspielige Prozesse zu verhindern.

4.

Von diesem Standpunkte aus ist die Frage unschwer zu beantworten: „Soll sich der Seelsorger um Politik kümmern?“ Der Geistliche wird als Staatsbürger seine kirchliche Stellung wahren und seine Rechte üben, aber für keine Partei agitiren, sondern eingedenk der Worte Christi sein: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wie häretisch klingt das Wort eines Pfarrers: „Mein angebetetes Vaterland“! Die Staatspolitik eines Priesters ist die Kirchenpolitik. Uebrigens kann, wie Diepenbrock sagt, schon Gelegenheit sich bieten, daß der Seelsorger aus Liebe zu den Seelen auch in's Gemeindezimmer geht. — Amtsstellen wünschen wir dem Seelsorger nicht. Ein Pfarrer, der zugleich Bürgermeister war, verfeindete sich mit der Gemeinde wegen der Recrutirung; und da der Argwohn ein Schelm ist, so wurde ihm zugleich allerlei Ehrenrühriges nachgesagt, als ob er sich bestechen lasse und dgl. — Wir finden es nicht einmal gut, wenn der Seelsorger seine geistlichen Functionen mit dem Ausdruck „Pfarramt“ identificirt. — Der berühmte Kirchenrechtslehrer Schulte äußerte sich (gelegentlich einer Recension) über die moderne Bureaukratie in der Kirche: „Nichts ist widerwärtiger, häßlicher und mit dem Geist der Kirche unvereinbarer, als diese kalte, vornehme und zugleich geistliche Form der Verwaltung; sie schafft nur Entfremdung zwischen dem Bischof, Klerus und Diöcese.

In der That wendet man sich lieber an den Pfarrer als an's Pfarramt, lieber an den Bischof, als an's Consistorium." — Wie widerlich die kalte und rücksichtslose Geltendmachung des autoritativen „Amtes" sei, erfuhr ein Dechant in tragischer Weise. Es war ihm anbefohlen worden, zum Baue einer Straße Robott zu leisten; da der Dechant dem Befehle — aus Vergeßlichkeit nicht nachgekommen war, ließ ihn der schrollige Bürgermeister auf sein „Amt" citiren, wohin sich der zu gute Dechant wirklich begab, obwol eben Sonntag war. Dort expectorirte sich das „Bürgermeisteramt" derart, daß dem vollblütigen Dechant die Sprache stockte; als er nach Hause kam und das Erlebniß mittheilen wollte, sank er in den Sessel — und war todt. — Da machte es ein Pfarrer pfiffiger. Es war dem Pfarrhofe das Schneeschaufeln amtlich eingesagt worden. Richtig begab sich der Pfarrer mit einer Schaufel zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle. Alle staunten, ließen es nicht zu, und der Bürgermeister belästigte seitdem nie mehr den Pfarrer mit einer Gemeinderobbot.

Zwölftes Kapitel.

Testamentarisches.

1.

Auch für die Diener des Herrn kommen die Tage, von denen wir sagen „sie gefallen uns nicht." Senectus ipsa est morbus. „Eine Ehrenkrone ist das Alter — auf dem Wege der Gerechtigkeit wird sie gefunden." Daher seufzt der greise Seelsorger recht oft zu dem Herrn: „Ne projicias me in tempore senectutis, cum defecerit virtus mea, ne derelinquas me!" (Ps. 70.) Wie herrlich ziert diese Ehrenkrone den seelsorglichen Veteran in der Miliz Christi, der seiner heiligen Fahne nie untreu geworden, der noch immer die Munterkeit, Frische und Thätigkeit des Geistes seiner Jugend erhalten hat, dessen Geist, ungeachtet der Veraltung seines Körpers sich verjüngt, so daß von ihm die Worte des Psalmensängers gelten: „Deine Jugend soll, wie die des Adlers erneuert werden." (Ps. 102.) Wie doppelt verdienstvoll, wenn solch ein Priestergreis eine

ganze Generation, unter der er eine lange Reihe von Jahren gewirkt, erzogen hat. — Bedauerlich aber wäre es, wenn sich die schlimmen Comparative im Priester-Alter zeigen, wie sie (ni fallor) Dr. E. Veith beschreibt:

Je älter, desto kälter;
Je grauer, desto lauer;
Je gebückter, desto berückter.
Dem Tod je näher, im Geld desto zäher;
Je mehr in's Grab geneigt, desto mehr an Tugend leicht;
Je mehr jenseits gewandt, desto mehr an die Welt gebannt.
Je bejahrter, desto versparter;
Je betagter, desto verzagter.
Je mehr vom Tod gewarnt, desto mehr von der Welt umgarnt.

2.

Der letzte Wille eines jeden Menschen soll heilig sein, also auch der des Seelsorgers. In vielen Fällen aber geben gerade die testamentarischen Verfügungen der Geistlichen Anlaß zu vielen Streitigkeiten, so daß die Gebeine des Betreffenden schon lange modern, bevor sein letzter Wille zur Ausführung kommt; seine Seele lechzt nach Erlösung und wartet umsonst auf die in dieser Absicht gestifteten Seelenmessen — denn die „Abhandlung" ist noch nicht zu Ende. — Daraus ergibt sich die goldene Lehre: Mache dein Testament möglichst klar und deutlich und bestelle zur Sicherheit einen guten Freund als Testamentsexecutor und Bevollmächtigten, daß er den Knoten entzweihaue, bevor

sich die Gerichte und Advocaten daran versuchen. — Dies bewog einen bekannten österreichischen Metropoliten, dessen hinterlassenes Vermögen größtentheils zur Unterstützung der dürftigen Seelsorger und Lehrer seiner Diözese bestimmt war, nachstehende Schlußbemerkung in seinem Testamente einzuschalten: „Die Vollziehung dieses meines letzten Willens macht mir viele Sorge; denn traurige Erfahrungen haben mich die muthwilligen Verzögerungen, die verzehrenden Formalitäten, die empörenden Verplitterungen kennen gelehrt, denen die Verlassenschaften der Geistlichen ausgesetzt sind. Unter leeren Schreibereien, unter dem Scheine buchhalterischer Genauigkeit oder juridischer Gerechtigkeit verschwindet das oft schwer erworbene Eigenthum. Armen Dienstleuten und redlichen Gläubigern wird daher viele Jahre vorenthalten, was ihnen als Recht oder Dankbarkeit gebührt.",

3.

Man vermeide in seinem Testamente alle Zusätze, die nicht unumgänglich nöthig zur Verfügung über seine Nachlassenschaft gehören, wie z. B. überschwängliche Lobpreisungen seiner Dienstboten oder gar gehässige Zusätze, welche die Ehre des geistlichen Standes verletzen könnten, wie ein gewisser Seelsorger, ein sonst würdiger Charakter, in seinem letzten Willen verordnete, daß seine Leiche Nachmittag beerdiget werden solle, „damit man nicht des Essens und Trinkens

wegen zusammenkomme." — „Den Todten in's Grab mit Sang und Klang", sagte Sancho Pansa, „den Lebenden an den Brodschrank." So war es von jeher und wird so sein, bis nicht der Vorschlag der durchgeklärten Nationalökonomen der Jetztzeit ausgeführt wird, nach welchem man den menschlichen Cadaver alsogleich in die Dünger-Erzeugungs-Fabrik und in die Knochenmühle bringen soll. — Es starb ein Pfarrer. Als er noch in Zügen lag, räumte man vor seinen brechenden Augen die Kästen und Läden aus, während im Nebenzimmer der Todtengräber und Nachtwächter zechten und zehrten. Laien sind im Sterben oft besser daran als der Geistliche, der so vielen Sterbenden beigestanden. Bedenke daher lieber Diejenigen etwas besser, die dir die letzte Treue thun, damit sie nicht veranlaßt werden, dir etwas zu veruntreuen oder sich nicht um dich zu bekümmern. — Eine Wirthschafterin, die viele Jahre dem alten Geistlichen mit Aufopferung gedient, durfte nicht einmal das Bett behalten, in dem sie schlief, und bekam auch keine andere Entlohnung. Ist es da zu wundern, wenn Dienstboten sich bei Lebzeiten und in der Sterbstunde des Hausherrn auf's Stehlen verlegen?

4.

Noch eine Maxime. Halte in deinen Schriften (inclusive Privatbriefe) manchmal Revue. Was zu familiär klingt, das verbrenne, und wäre es dir auch

ein noch so liebes Andenken. Wer weiß, in welche Hände nach deinem Tode die Briefe, Tagebücher, Notaten ꝛc. kommen. — Ein Geistlicher führte ein Tagebuch mit aller Sorgfalt. Da kam er bei Gelegenheit eines Todesfalles in der Nachbarschaft eben dazu, als man in der Wohnung des Verstorbenen das Testament, resp. das Geld suchte. Alles wurde zu unterst und oberst gekehrt, Alles durchgesehen und gelesen, besprochen und bekrittelt. Das machte auf den jungen Geistlichen einen solchen Eindruck, daß er nach Hause eilte, sein Tagebuch den Flammen übergab, und seitdem nie mehr eines führte.

5.

Ein Dechant, der ein etwas eigener Herr war, bestimmte Folgendes über sein Leichenbegängniß: „1) Ich ersuche, meinen Leib erst nach dreimal 24 Stunden vom erfolgten Hinscheiden an standesmäßig, d. i. mit Ganzconducte zu beerdigen; doch wünsche ich nicht, daß ein Stück Leinwand über meinen Sarg gebreitet und von Schulkindern getragen werde, da dies nur Unordnung verursacht und die Andacht stört, mir auch nie gefallen hat. — 2) Ich wünsche in dem gemalten großen Zimmer aufgebahrt zu werden, nicht etwa im Vorhause gleich einem Quartierer, der nicht in das Haus gehört, wie ich dies bei einigen Herren Pfarrern mit Unwillen bemerkt habe. — 3) Um meinen Leichnam sollen bei Tage 4, und auf einem schwarzgedeckten

Tische bei einem Crucifixe 2 Wachslichter brennen. Alle Abende soll ein anderer Theil der Gemeinde zum gemeinschaftlichen Gebete eingeladen werden; ist das Gebet geendet, so soll meine Leiche bei einer brennenden Lampe bis zum Morgen allein gelassen, und denen, die bei mir gebetet haben, in einem andern Zimmer Wein und Bier zur Erquickung gereicht werden, jedoch in den Gränzen der Mäßigkeit; um 10 Uhr soll der Dechantshof ordnungsmäßig geschlossen werden, doch soll der Todtengräber im anstoßenden Zimmer schlafen, und bei meiner Leiche öfters nachsehen, damit nichts bei der Lampe geschehe und auch nichts abhanden komme. — 4) Die Aufbahrung soll erst drei Stunden nach erfolgtem Hinscheiden von dem Todtengräber vorgenommen werden; derselbe soll, nachdem er mich angekleidet, mir ein meiniges Rochet anziehen, meine schöne schwarze Stole umhängen und mein eigenes Biret aufsetzen. Bevor ich aber zum Begräbniß in die Truhe gelassen und zugenagelt werde, sollen diese Stücke mir wieder abgenommen und von der Kirche mit anderen von geringerem Werthe — jedoch nicht schmutzigen oder zerrissenen vertauscht werden, die dann der Kirche eigenthümlich werden. — 5) Die Todtentruhe für mich soll von weichem Holze, nicht angestrichen, sondern nur der Deckel mit einem einfachen schwarzen Kreuze bezeichnet sein; doch sollen dem Tischler dafür 6 fl. bezahlt werden. Sollte sich aber der Tischler mit dieser Bezahlung

nicht begnügen, so soll der Zimmermann die Arbeit übernehmen, er wird mit der Bezahlung gewiß zufrieden sein. — 6) Dem Barbier soll für das Barbieren meines Leichengesichtes 3 fl. bezahlt, und zwei Stücke von meinen Barbiermessern gegeben werden; sollte ihm aber dieses zu wenig sein und er mehr verlangen, so soll mein Angesicht unbarbiert in die Erde gehen. Ich weiß, daß man in dieser Sache oft sehr unbillige Forderungen zu machen sich erdreistet. — 7) Mein Grab soll nächst dem Grabe meines seligen Vorfahrers sich befinden, wie ich es dem Todtengräber öfters in meinem Leben gesagt habe. Auch wünsche ich, daß mir auf meinem Grabe ein einfacher Leichenstein von polirtem Granit gesetzt werde mit der Aufschrift: „Hic jacet sepultus . . Domine da ei requiem sempiternam . .“ — 8) In der Kirche soll ein Seelenamt mit Libera gehalten werden. Die geistlichen Herren, welche meine Leiche begleiten, sollen einen Silbergulden erhalten. — 9) Die Armen sollen meine Leiche begleiten, und nach dem Requiem für mich den Kreuzweg abbeten; dann sollen jedem 20 kr. gegeben werden. — 10) Nach vollendeter kirchlicher Feier soll jedes der Schulkinder, die meine Leiche begleiten, zum Ankaufe eines Kipfels 6 kr. erhalten. — Die Geistlichkeit mit meinen Verwandten, wenn solche anwesend sind, und die Schullehrer, welche bei der Musik mitwirkten, um ihrem Dechant die letzte Ehre zu erweisen, sollen nach vollendeter Kirchenfeierlichkeit

im Dechantshofe mit einem mäßigen Mahle bewirthet werden. Ich empfehle mich ihrem Andenken und meine Seele ihrem Gebete; auch ich werde ihrer nicht vergessen, wenn ich einmal so glücklich bin, zu Gott zu kommen, und werde dort für sie bitten. — Und nun o Herr, danke ich dir für Alles, was du mir an Leib und Seele gegeben hast; du warst mir gnädig in meinem Leben, o sei mir auch gnädig in meinem Tode!" — Kürzer war das folgende Testament eines Priesters: „Ich vermache Gott meinen Geist, der Erde meinen Staub, der Armuth mein Vermögen."

6.

Wenn auch kein werthvolles Monument aus Erz oder Stein — von den reich bedachten Erben gesetzt — auf dem Grabe des entschlafenen Seelenhirten steht, wenn auch sein Grabhügel mitten unter den Gräbern seiner abgeschiedenen Schäflein liegt und Niemand weiß, wessen Ueberreste unter diesem Rasenhügel ruhen: das schönste, das kostbarste Monument vor Gott und den Menschen ist, was er sich in dem Andenken, in den Herzen seiner überlebenden Pfarrkinder gesetzt, in dem Gottestempel aus lebendigen Steinen aufgeführt hat. Ein vortreffliches Epitaphium auf dem Grabsteine eines Seelsorgers lautet:

„Hab ich gethan, was ich gelehret,
So ist der Himmel mein;
Thut ihr, was ihr von mir gehöret,
So kommt ihr auch hinein."

— Ein Pfarrer pflegte mit einer gewissen ostensiblen Sentimentalität seinen Gästen den Winkel im Friedhof zu zeigen, wo sein Grab sein werde und sprach dazu: „Das ist mein Platz". — „Wer weiß, ob Sie einen Platz brauchen!" bemerkte einmal Jemand. — Gut gesprochen!

7.

Zu Krems in Niederösterreich bestand einst eine eigene Priesterbruderschaft (foedus sacrum sive confoederatio sucerdotalis sub patrocinio SS. Apostolorum Petri et Pauli), deren Mitglieder sich verpflichteten, der Conföderirten bei jedem hl. Meßopfer eingedenk zu sein, und für die Verstorbenen drei hl. Messen zu lesen. Errichtet 1689 dauerte sie bis zu den josephinischen Reformen, welchen sie wie vieles Andere als Opfer fiel. Die conföderirten Mitglieder nahmen sich auch der krank gewordenen Mitglieder an. Alle Jahre wurde das Bündniß erneuert, wobei auch andere einschlägige Dinge besprochen, und die neuen Mitglieder aufgenommen wurden. Ein gemeinschaftliches frugales Mahl wurde aus der Communcassa bestritten. Im Dechantshofe zu Krems ist der „Conföderationssaal" noch immer gut erhalten. Auch ein Testament!

Zweiter Theil.

Das Lehramt.

Erstes Kapitel.

Das Predigtamt.

1.

Die Aufgabe des Predigtamtes ist eine doppelte, nämlich die Lehre Jesu Christi zu verkündigen und die Menschen zu einem dieser Lehre entsprechenden Wandel zu bewegen. In dieser Weise wurde das Predigtamt nach dem Beispiele Christi von jeher durch die h. Kirche aufgefaßt und ausgeübt. Der h. Thomas von Aquin nennt das Predigtamt „officium principalissimum", und der Kirchenrath von Trient sagt: „hoc est praecipuum Episcoporum munus" (sess. V. c. 2). — Die erste Mission des Seelsorgers ist also zu lehren; denn das Erste, was der Herr zu seinen Jüngern sprach, als er sie aussendete, war: „Euntes docete" — gehet hin und lehret. Ohne diese göttliche Belehrung gäbe es überhaupt kein geistiges Leben, denn das Wort Gottes wird in den Evangelien dem Samen, dem Thaue und dem Brode verglichen, ist also nothwendig zum Anfang, Fortgang

und zur Vollendung des geistigen Lebens. — Während die griechischen Schismatiker auf das Wort zu wenig, und die Protestanten zu viel darauf halten, indem es bei Letzteren fast den ganzen Gottesdienst ausmacht: hat die katholische Kirche Gottesdienst und Predigt miteinander verbunden; höher als die Predigt stellte sie wohl das Sacrament, aber sie verkannte nie die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Predigt. Daher kann auch keine Ausrede den Prediger entschuldigen, wie etwa: „Ich habe keine Zeit, habe zu wenig Kenntnisse, das Volk kennt ohnehin seinen Glauben, ich halte lieber feierlichen Gottesdienst, es wird ohnehin zu viel gepredigt, es kommen nur Wenige" u. s. w. Dem sei wie immer, dir gilt das Wort: Euntes docete. — Ueberzeugt von der hohen Sendung eines apostolischen Predigers stellt Ida Hahn-Hahn in einem ihrer Werke einen Vergleich an zwischen dem katholischen Priester und einem protestantischen Diener des Wortes und schreibt: „Der Eine (der katholische Priester) sieht den Seinen in's tiefste Herz, kennt ihre innerlichste Richtung, weiß, was sie begehren und bedürfen; der Andere sieht den Seinen alle acht Tage auf die Schädel".

2.

Wundervoll sind die Segnungen des Predigtamtes für Volk und Priester. Wie viele Seelen werden durch die Verkündigung des göttlichen Wortes

gerettet, wie viele Beleidigungen Gottes verhindert, wie viele gute Werke gefördert! — „Während der Predigt habe ich gute Vorsätze gefaßt“, sagte Jemand. Ist das nicht allein schon eine Gnadenwirkung? — Ein Geistlicher predigte einst über den Leichtsinn, und hörte darnach Beichte. Mit reuiger Zerknirschung kamen Viele, um sich des Leichtsinns anzuklagen, was sie früher nicht so erkannten. Ist das keine Frucht der Predigt? — Wer kennt nicht die großen Wirkungen der Volksmissionen? Wie viele Feindschaften werden durch die Predigten ausgeglichen, wie viele Ehezwiste beigelegt, wie viele Sünden wieder gutgemacht, wie viele Mißbräuche abgestellt! — Die Predigt läßt sich durch nichts ersetzen. Was ist eine Lesung in erbaulichen Büchern gegen eine Predigt! Eine Predigt ist nach den Worten der h. Theresia, wie ein Brief aus dem himmlischen Vaterland, ein „Grüß dich Gott“ von Oben. — Man kann füglich sagen: „Wer durch viele Jahre hindurch keine Predigt hört, gleicht einem Heiden“; denn Viele werden nur deshalb ungläubig, weil sie nichts mehr vom Glauben hören; quomodo credent, nisi audierunt? (Rom. 10. 14.) — Was hat die Welt bekehrt? Die Macht des Wortes. Nicht das Wort Gottes hat seine Kraft verloren, sondern der Prediger. Zudem ist die Predigt heutzutage fast das einzige Gegengewicht gegen die alle Kreise dominirende öffentliche Presse. Einst hatten die Geistlichen das Monopol des Wortes — jetzt ist es nicht mehr

so. Jeder Redacteur schlägt seine Kanzel in seinem Blatte auf, das tagtäglich seine gierigen Leser findet. Wäre die Predigt in der Kirche nicht mehr, dann glichen wir wahrlich stummen Hunden, wie der Prophet sagt. Darum muß die Ausübung des Predigtamtes jedem Priester — ohne Unterschied am Herzen liegen. — Zach. Werner antwortete auf die dringenden Vorstellungen seiner Freunde, kurz vor seiner letzten Krankheit die Kanzel nicht mehr zu besteigen, ernst und fest: „Es geziemt einem echten Streiter auf dem Schlachtfeld zu sterben"; er starb auch wirklich an den Folgen seines Eifers. — Ein anderer Priester, der gleichfalls später in einen strengen Orden trat, schrieb in einem vertraulichen Briefe: „Jetzt kann ich es mit Gewißheit sagen, daß das Predigen mich leiblich und geistig gesund erhält, das Gleichgewicht meiner Seele bewahrt, und sie so in sich selbst zur Ruhe und Selbstzufriedenheit bringt, daß eine unzählige Menge von Verlangen, Begierde und Sehnsucht abstirbt. Alle Gedanken, die in mir aufsteigen, sei es in Gesellschaft oder allein, sei es in musikalischen Uebungen oder in wissenschaftlichen Unterhaltungen werden Steine, oder wenn Sie wollen, Blumen und Geschütz zu meinen Predigten. Das beruhigt meine Seele. Die Gedanken überhaupt kommen mir vor wie schwere Lasten, die uns Gott und zuweilen auch der Teufel auf die Schultern legt. Kann man nun von all dergleichen Ballast sich auf

eine erlaubte und sogar oft ehrenvolle Weise losmachen, so wird die Seele sich leicht fühlen und immer wieder fähig machen, neuen Ballast aufzunehmen. Alles was ankommt, Ernsthaftes und Kindisches, Ehre und Schmach präparire ich, so gut ich kann, packe es schnell in mein Schiff hinein, segele mit dem ersten besten Wind (oft auch mit Gegenwind) ab, und lade es im nächsten Hafen wieder aus. Gott hat mir hier nun durch eine besondere Freundlichkeit dergleichen Hafen, wo ich meine Waaren und Ballast ausladen kann, sehr viele gegeben. In einigen Häfen, wo ich auslade, sind Narren, in andern Kranke von verschiedener Art, der Ehre, der Schande, des Unglücks, der Armuth. Dann gibt es Ausladeplätze, wo ich in Masse absetzen darf, dann auch solche, wo ich an Einzelne meine Gedanken los werde. Zoll und Mauth, Hafengelder und Freiheit jusqu'à la mer sind unbekannt". Welch eine Segensfülle liegt also zugleich für den Priester im Predigtamte! Es ist wirklich auch für ihn selbst eine ununterbrochene Schule der Heiligung.

3.

Das Predigen wird Vielen verleidet durch das Procrustesbett der homiletischen Regeln. Beda Weber beklagt sich bitter darüber in einem seiner Werke, daß er mit seinen Collegen einige tausend homiletische Grundsätze verdauen mußte. — Er mag Recht haben

in gewisser Hinsicht; aber Alles will gelernt werden, auch das Predigen. Bei einer jeden Predigt sind zwei Factoren thätig, nämlich der Priester und die Gnade Gottes; letztere kann nicht Alles wirken. Ein junger Geistlicher, der gerne und leicht predigte, aber wenig studierte, bat vor der Predigt jeden Geistlichen, der ihm begegnete, knieend um seinen Segen. Einmal begegnete er einem älteren Priester, der ihm zurief: „Studieren Sie lieber". — Ein Kaplan bildete sich ein, ohnehin gut zu predigen, und bereitete sich höchstens eine Viertelstunde auf seine Predigt vor, indem er behauptete: „Es koste ihm gar keine Mühe". Möglich, aber den Zuhörern dürften seine Predigten theuer zu stehen gekommen sein. — Andere predigen nicht gerne, weil sie keine Frucht der Predigt sehen. Allein die Apostel warfen das Netz noch einmal aus, obwol sie die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen hatten. Die Bekehrung ist Sache der Gnade, nicht unser Verdienst. Einst predigte ein fremder Geistlicher aushilfsweise in einer Landpfarrkirche. Er hatte sich nicht sonderlich vorbereitet, und redete von der Nachfolge Christi im Leiden. Beispielsweise erzählte er von einem Manne, der mit seinem Kreuze unzufrieden war und dem im Traume ein Engel sagte, er solle sich unter allen vorhandenen Kreuzen selbst eines wählen, worauf er sein Eigenes sich aussuchte. Nach dem Gottesdienste kam der Pfarrer zu dem Prediger und sagte ihm: „Sie haben heute durch Ihre Predigt

vom Kreuze einen Selbstmord verhindert". Es war nämlich ein Zuhörer in der Kirche, der mit solchen Gedanken umging, sich aber durch die Worte der Predigt beruhigen ließ, und endlich seinen Seelenzustand dem Pfarrer offenbarte. Wer will sich da das Verdienst zueignen? Weder der pflanzt ist etwas, noch der begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. — Der bekannte Jesuit P. Weninger erzählt in einem seiner Berichte aus Nordamerika folgende merkwürdige Episode, welche sich zu Francklin gelegentlich einer Volksmission zutrug. Ein sehr vorlauter und fanatischer Ungläubiger, der sich noch viel darauf einbildete, über Alles, was Religion heißt, sich hinaus zu setzen, kam in die Kirche. Er war Protestant, seine Frau eine Apostatin. Er hatte sieben Kinder. Da schien es nun dem Manne, als er auf mich bei der Predigt blickte, als stünde noch Jemand neben mir auf der Plattform, auf der ich stand. Er wischte nun seine Augen aus, veränderte den Platz wohl sieben Mal, kniete sich nieder, stand wieder auf und sah immer Zwei. Das ergriff ihn so sehr, daß er sich vor allem Volk vor mir niederwerfen und um die Aufnahme in die katholische Kirche bitten wollte. Indeß Menschenfurcht hielt ihn zurück; und das war auch überhaupt klug; die Leute hätten ihn für verrückt gehalten. Als er aber zu mir kam, mir Alles erzählte, und um die Aufnahme in die hl. Kirche anhielt, da sagte ich: „Freund, so oft ein katholischer

Priester predigt, so sind immer Zwei auf dem Platz, da Christus ausdrücklich betheuert: Wer euch hört, der hört mich". Ich unterrichtete ihn dann, und versöhnte auch sein Weib mit der hl. Kirche, und er wurde der entschiedenste, eifrigste Katholik.

Zweites Kapitel.

Der Prediger.

1.

Die erste Bedingung zu einer würdigen und fruchtbaren Verkündigung des Wortes Gottes ist ein heiliger Sinn und Wandel, ein wahrhaft priesterliches Leben voll glaubenskräftigen kirchlichen Bewußtseins, voll Liebe und Demuth. Der h. Franz von Assisi rührte und bekehrte viele Sünder durch sein bloßes Auftreten auf der Kanzel. Man vergißt eine schöne Predigt, nie aber ein großes Beispiel. Vielleicht gilt auch unserer Zeit das Wort der h. Theresia: „Die Prediger unserer Zeit haben das große Feuer der göttlichen Liebe nicht, wie es die Apostel besaßen, und darum gibt ihre Flamme wenig Hitze". — Aber nicht nur ascetische, sondern auch wissenschaftliche Bildung ist dem Prediger nothwendig, insbesondere Kenntniß der Theologie, Bibel- und Väterkunde, Studium der vorzüglichsten Kanzelredner und unabläßige Uebung im Predigtamte selbst. Zugleich

soll er ein feiner Kenner des menschlichen Herzens und Lebens sein und zu diesem Behufe auch in der Seelsorge wirken. „Prediger ohne Seelsorge (sagt Beda Weber) sind Soldaten ohne Krieg und Pulvergeruch, geschult zur Parade und zum Einhauen auf schuldlose Zuschauer mit flachem Säbel, aber nicht zum Sturm in die Schlacht“ (Cartons, S. 421). Und Sambuga sagt: „Das Predigtamt ohne Beichtstuhl ist eine schöne Lehre im Munde eines Lehrers, der sich nicht darum bekümmert, wie man ihr nachkomme“. — Auch Kenntniß der Redekunst ist dem Prediger nothwendig; gleichwie selbst für das geringste Handwerk gründliche Kenntniß der leitenden Grundsätze nöthig ist.

2.

Vielen Predigern fehlen manche dieser Eigenschaften. Ein Ungelehrter gleicht, wie der h. Chrysostomus sagt, einer Laterne ohne Licht. Ein Gelehrter predigt vielleicht hoch und erhaben, aber ohne Nutzen; denn wer nur an die Vernunft redet, bekehrt niemals einen Menschen. Ein Schöngeist predigt auch, aber was nützen alle Redefiguren, wenn der Redner selbst eine üble Figur macht? Wie wird z. B. Einer über das Fastengebot predigen, der an Quatembertagen im Wirthshause sitzt? Der h. Bernard sagt: validior est operis quam oris vox. Wenn ein frommer Priester andächtig das Vaterunser betet,

so ist dies eine bessere Predigt, als die kunstvollste Rede eines unfrommen Priesters. Eine Dame sagte nach der Predigt eines lockeren Priesters: „Seine Predigt schreckt mich, aber sein Wandel tröstet mich". Vielleicht predigen die fremden Volksmissionäre gerade deshalb so eingreifend, weil sie wie Heilige erscheinen. Jedermann weiß es aus Erfahrung, daß es sich ganz anders prediget, wenn man früher gebeichtet hat. Natürlich. Rechtschaffenheit macht beredt, ein böses Gewissen verwirrt. — Auf diesem apostolischen Geiste ruht der Segen Gottes; aus der reinen Absicht quillt die Weihe, Kraft und Schönheit des priesterlichen Wortes. Manche Heilige haben oft mit mittelmäßiger Wissenschaft ganze Völker bekehrt; dagegen oft große Gelehrte durch ihre Predigten auch nicht Eine Seele auf bessere Wege bringen konnten. Aus jenen sprach die Demuth, aus diesen der Stolz. Der stolze Prediger bildet sich ein, seine Gelehrsamkeit bekehre die Leute; Christus aber sprach: „Ohne mich vermöget ihr nichts". — Ein Geistlicher bat vor jeder Predigt, wenn das Glockenzeichen gegeben wurde, auf seinen Knieen: „O Gott, gib mir den Glauben Petri, die Kraft Pauli und die Liebe des Johannes, daß ich dein Wort verkünde zu deiner Ehre und zum Heile meiner Zuhörer". Nach der Predigt betete er ebenso: „Hab' ich's gut gemacht, Herr, so weih' ich's dir; hab' ich's schlecht gemacht, o Herr, verzeih es mir". Das ist die rechte Intention: O. A. M. D. G. —

Die Heiden redeten, um den Göttern zu gefallen. Und Du? Der h. Chrysostomus sagte einst zu den Zuhörern, die ihm Beifall zuklatschten: „Euer Beifall freut mich, aber noch mehr der Lohn, daß ihr meine Worte befolget.“ Man muß nicht lehren, um zu gefallen, sondern gefallen, um zu belehren.

3.

Ueber die Licht- und Schattenseiten des Predigt-Amtes wollen wir einige originelle Aeußerungen des bekannten Abraham a S. Clara hören, welchem erst jüngst ein renommirter Gelehrter ein ehrenvolles literarisches Denkmal setzte. Ueber die Schwierigkeiten des Predigtamtes äußerte er sich: „So lange ein Prediger eine schöne und zierliche Sprache redet, da ist er jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger, ich höre ihm mit Lust zu ꝛc. Wann er aber im scharfen Ernste anfangt mit Paulus: „O insensati Germani, o insensati Christiani“ ꝛc., wann er anfangt die Wahrheit zu sagen . . . . so verfeindet er sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirchenstühle werden bald lauter Quartiere für alte Weiber werden, und an allen Orten wird man hören: was kümmere ich mich um den Prediger! Sic facta est veritas in aversionem“. — Indeß übersah er nicht die Lichtseiten des Predigerberufes; denn begeistert ruft er einmal aus: „Das Predigen ist gleichsam ein gött-

liches Werk und verdienen apostolische Männer, so mit besonderem Eifer dem Volk das Wort Gottes vortragen, eine große Vergeltung und Krone im Himmel". Und an einer anderen Stelle spricht er: „Ein gewissenloser Frevler habe zwar behauptet, daß die Predigten nur für das gemeine Gesindel wären, dem unbändigen und unwissenden Pöbel einen Kappzaum anzulegen, und sie mit Hölle und Teufel als mit einem Wauwau zu schrecken. Wir Gelehrte aber (wie der Esel redete) befinden das Werk ganz anders und regieren uns durch die Vernunft, wohl wissend, daß sich die Sachen ganz anders verhalten, als die Pfaffen predigen. So erfüllt sich also bei unserm verkehrten und lauen Christenthum, was der Heiland sagte: pauperes evangelizantur — den Armen wird das Evangelium geprediget, denn die Reichen schämen sich desselben". — P. Abraham gab selbst das schönste Beispiel, indem er trotz der unerfreulichsten Erfahrungen in seiner sittlich sehr verkommenen Zeit dennoch unermüdlich fortpredigte — bis einige Monate vor seinem Tode. (Karajan, Abraham a S. Clara, Wien 1867. S. 53 ff. und 132.) — Ueber die Prediger selbst läßt er einen Schulmeister, Soldaten, Bürger und Bauer, die in einem Wirthshause beisammen sitzen, ein Gespräch führen. Den Bauer „mit seinem feuchten Maul aber gleichwol ungewaschenen Goschen" läßt er also reden: „Unsere Geistlichen kommen mir vor wie die Glocken in unserm

Kirchenthurm; die läuten Andern in die Kirche und sie bleiben selbst draußen. Unser Herr Geistlicher sagt uns viel vor und thut es selbst nicht. Er hat das nächstemal gepredigt, daß Fraß und Völlerei eine große Sünde sei, und er sauft alle Tage mit unserm Edelmann bis um 12 Uhr in die Nacht, daß er also oft eine Martersäule für einen Bettler, das Meßnerhaus für einen Heuwagen, und sogar das nächstemal ein Paar Stiefel für ein Messer-Gesteck hat angesehen". Und er schließt diese Stelle mit dem wehmüthigen Ausrufe: „O wehe, wehe solchen Geistlichen, durch welche Aergernisse kommen". (l. c. S. 134.)

4.

Doch wir wollen das Muster eines Predigers, wie er sein soll, der neuern Zeit entnehmen. In Frankreich starb vor einigen Jahren ein einfacher Landpfarrer, Namens Vianney, im Geruche der Heiligkeit. Ueber die Art und Weise, wie er das kirchliche Lehramt verwaltete, äußert sich sein Biograph in folgender Weise: „Die Predigten und Katechesen Vianney's waren berühmt. Sie hatten einen Zauber, eine Wirksamkeit, die sich nicht beschreiben läßt. Vianney sprach durch seine ganze Erscheinung, die das leibhafte Erscheinen der Wahrheit war. Selbst sein Schweigen war ergreifend. Was Vianney sprach, war nicht so sehr Wort als Seele. In dem Ganzen lag etwas Apostolisches, Heiliges. Er sprach ein ungenaues

Französisch; doch wurde er von Allen ohne Unterschied gern gehört, genau verstanden. Nicht nur die gewöhnlichen Leute, sondern auch die größten Gelehrten, nicht nur Fromme und Gläubige, sondern auch Gleichgültige, Ungläubige fanden hier etwas, was sie sonst nicht fanden, wovon sie merkwürdig berührt wurden. Je mehr man hörte, desto lieber wollte man hören. Als Vorbereitung (was freilich nicht für Alle gilt, weil Alle nicht Vianney sind) kannte er besonders in späteren Jahren keine andere, als seine innige Verbindung mit Gott. Aus dem Beichtstuhl ging er ohne Aufenthalt auf die Kanzel. Er hatte während des Vortrages eine große Zuversicht und Ruhe, auch wenn hochgestellte Personen zugegen waren. Er verstand es meisterhaft, die höchsten Wahrheiten der Fassungsgabe seiner Zuhörer anzupassen. Das Wort floß frisch und munter; es schoß dahin wie ein Pfeil und seine Seele schien es in die Seelen hinein zu begleiten. Seine Herzensergüsse waren oft schön und ergreifend. Wollte man nachschreiben, so sträubte sich die Feder; denn man fühlte, daß die Schrift das Wort nicht erreichte". — Lerne daraus, was dich zum guten Prediger macht.

5.

Wenn so viele unserer Predigten unfruchtbar bleiben, so liegt die Ursache größtentheils an dem Prediger. Vielleicht ist das göttliche Worte nur ein-

gelernt und nicht Leben und Kraft in uns geworden; vielleicht fehlte es an der rechten Vorbereitung, an der Reinheit und Bußfertigkeit des Herzens; vielleicht predigest du dein eigenes Wort, vielleicht mit Sacrilegien beladen, vielleicht predigst du um gelobt zu werden und dein Leben steht im Widerspruch mit deinem Worte. Wohl ist auch unstreitig der feindselige Zeitgeist, der in alle Schichten des Volkes und in alle Verhältnisse eindringt, ein großes Hinderniß, daß die Predigt nicht so wirke; aber das Wort Gottes hat ja in den schlimmsten Zeiten seine Kraft im Munde apostolischer Männer bewährt. Daher verkünde nur das göttliche Wort im Sinne Christi, der Apostel und der Väter, und der ausgestreute Samen wird hundertfältige Frucht bringen. Posui vos, ut eatis. (Joh. 15, 16.) — Es ist allerdings etwas entmuthigend für den seeleneifrigen Priester, wenn er Vormittags gegen ein Laster zu Felde zieht und Nachmittags oder in der nächsten Nacht von seinen Pfarrkindern Ausartungen begangen werden, die seinen Lehren offenbar Hohn sprechen. Da möge er sich die Worte des h. Augustinus zu Herzen nehmen: „Der Schall unserer Worte dringt in die Ohren, aber der Lehrmeister ist im Innern. Wie der in die Erde gestreute Same nicht augenblicklich, sondern erst nach mehreren Monaten Früchte hervorbringt, so fördert auch der ausgestreute Same des göttlichen Wortes oft erst nach längerer Zeit erfreuliche Früchte zu Tage". — Sehr

schön und beachtenswerth ist auch, was Johannes Chrysostomus allen Predigern zum Troste und zur Anregung ihres Seeleneifers schrieb: „Du sagst mir vielleicht: Was richtest du aus mit deinen Reden? Ich richte etwas aus, wenn man mich anhört. Ich erfülle, was meines Amtes ist. Der Säemann ging aus, den Samen auszustreuen, und ein Theil fiel auf den Weg, ein Theil unter die Dörner, ein Theil auf Felsen, ein Theil in gutes Erdreich. Drei Theile gingen verloren, nur einer ward gerettet, und doch hört der Säemann nicht auf, den Acker zu bebauen. So wenn mich nicht Alle hören, höret mich vielleicht die Hälfte, vielleicht der dritte Theil, und wann auch nicht der dritte, vielleicht der zehnte, vielleicht hört mich aus der ganzen Menge Eine Person und das ist mir genug. Denn es ist nichts Geringes, wenn auch nur Ein Schaf gerettet wird. Ich verachte keinen Menschen. Gott der Herr hat sich geopfert und sein Blut vergossen für den Menschen, und ich sollte ihn verachten? Wie könnte ich da noch Verzeihung finden? Nein, ich werde nicht aufhören zu reden, und sollte Niemand sein, der auf meine Worte achtet".

Drittes Kapitel.

Die Predigt.

1.

Der Inhalt der katholischen Predigten ist das Evangelium. In dem Maße als der Prediger sich davon entfernt, hört er auf, das Wort Gottes zu predigen. Oder könnte man wohl eine blos rationell-humanistische Moral noch eine evangelische Predigt nennen? „Wir predigen Christum den Gekreuzigten“, sagt der h. Paulus (I. Cor. 1. 23), und dies gilt allen Nachfolgern der Apostel. Das Wort von Christus dem Gekreuzigten ist der sicherste Prüfstein einer apostolischen Predigt. Daraus geht hervor, daß vorzüglich jene religiösen Wahrheiten der christl. Religion verkündet werden sollen, die jeder Christ nach dem Ausspruch des Apostels kennen und glauben muß, und die das vorzüglichste Motiv eines christl. Wandels sind. Welch ein weites und dankbares Feld für den Prediger! — Dagegen fehlen Alle, die nicht streng

beim Worte Gottes bleiben, sondern philosophische Themata behandeln, theologische Schulfragen und Lehrmeinungen vertheidigen, casuistische Untersuchungen anstellen, z. B. wo einmal alle Auferstandenen Platz haben werden? Auch jene fehlen, die etwas predigen, was auf das Heil der Seelen keinen directen Bezug hat, z. B. über die Vorzüge des Landlebens, Gesundheitsregeln, Natur- und Ackerpredigten. Was nicht an sich selbst erbaulich ist, gehört nicht auf die Kanzel. Jais erzählt von einem Prediger, daß er am Feste des h. Joseph von der Sorge für die Gesundheit seines Pflegekindes sprach, und dann von der Kuhpockenimpfung predigte, weil Joseph ohne Zweifel den kleinen Jesus hätte impfen lassen, wenn es damals schon bekannt gewesen wäre. Mehr dumm als lächerlich! — In einem Cyclus gedruckter Volkspredigten findet sich eine Palmsonntagspredigt über das Thema: „Warum man gegen Thiere nicht grausam sein soll," ausgehend vom Texte: „Gehet in den Flecken, und ihr werdet eine Eselin finden". Mehr lächerlich als dumm. — Aber auch die salonfähigen Schöngeister verfehlen sich gegen die apostolische Grundlage der Predigt; denn diese predigen sich selbst, nicht Christum, sie sind nicht Lehrer sondern Sclaven ihrer Zuhörer. So verunzierte ein junger Hilfspriester seine Predigten mit Auszügen aus den schwülstigen „Stunden der Andacht", weil (!) die Gutsbesitzerin und ihre Tochter sich dieses Werkes statt eines katholischen

Gebetbuches bedienten. Solch geckenhafte Courmacher gehören nicht auf die Kanzel.

2.

Dieses Festhalten an der apostolischen Grundlage hindert keineswegs, daß der Prediger nicht auch auf den Geist der Zeit Rücksicht nehme, d. h. auf den sichtbar vorwiegenden Hang zu gewissen Grundsätzen, Bestrebungen und Zwecken, weil diese einen großen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit haben. Auch Jesus berücksichtigte die Gebrechen der damaligen Zeit, als er öfter von der Werkheiligkeit sprach, und dieß mit Gleichnissen der damaligen Zeit belegte. In unseren Tagen thut dieß besonders noth, wo der Materialismus und Pantheismus die Grundfesten des Glaubens in Städten und auf dem Lande zu erschüttern droht. — Doch darf man auch die Vorzüge des Zeitalters nicht übersehen. Ein Collega, der leider schon gestorben ist, schrieb mir einst im Umsturzjahre 1848 voll jugendlicher Begeisterung: „Ich freue mich jetzt mehr als je, besonders auf der Kanzel. Während früher das noch so scharf gewetzte „zweischneidige Schwert" wie über den geglättetsten Marmor über die Herzen und Köpfe der Zuhörer ohne einen Ritzer leichtlich und sanft dahinglitt, ist es jetzt, als ob man zwei Riebeisen übereinander ziehen würde. Das kratzt und krallt, obwohl gerade zur Zeit ohne besondere Scherben. Jetzt liefern Thatsachen gleich handgreif-

lichen Beweis zum Worte Gottes. Facta loquuntur, sagen die Leute, es ist Ernst. Wie viel mehr wird jetzt den Leuten der Glaube erwünscht und schätzbar". In dieser Richtung können Försters „Zeitpredigten" nicht warm genug zum Studium empfohlen werden.

3.

Eine bestimmte und gemeinschaftliche stoffliche Unterlage für die Predigt ist von der Kirche selbst durch die Pericopen vorgezeichnet, welche ja nur deshalb öffentlich vorgelesen werden, damit sie erklärt werden. Man kann auf sie die Worte des h. Ambrosius anwenden: „Wort Christi ist das alte Testament, sein Wort ist das neue Testament. Trinke also aus beiden Bechern, weil du in beiden Christus trinkest. Trinke Christus, weil er der Weinstock ist, trinke Christus, weil er der Felsen ist, aus dem Wasser quillt; trinke Christus, weil er die Quelle des Lebens ist; trinke Christus, weil er der Strom ist, dessen Anlauf die Stadt Gottes erfreut". Ausdrücklich verlangt das Concil von Trient, daß die Prediger das behandeln sollen, „quae in missa leguntur" (Sess. 22, c. 8). Daher soll das Thema mit dem Evangelientext resp. dem Feste möglichst in Harmonie gesetzt werden. Das Kirchenjahr ist gewissermaßen der Katechismus des Predigers. Allerdings ist oft die zweckmäßige Wahl der zu behandelnden Wahrheiten schwierig. Dazu gehört der Tact und die Umsicht

eines Feldherrn. Mancher Predigtstoff paßt weder für Zeit und Ort, noch für die Zuhörer und den Prediger selbst. Oder ist es nicht unpassend, wenn ein jugendlicher Prediger über den Beruf der christl. Frau, über eheliche Verhältnisse ꝛc. spricht? oder wenn er als Gastprediger den Bußprediger macht? Was ein Massillon am Hofe, ein Lacordaire in Paris, ein Veith zu Wien predigte, paßt nicht für ein Dorf oder jeden Marktflecken; was für Theologen und Klosterleute paßt, paßt nicht für Weltleute. — Wie bitter wird aber oft das gute Volk in seinen Erwartungen getäuscht! Unwillkührlich fällt einem da eine Episode aus dem Leben der h. Jungfrau Anna Garzias ein, die einst am Charfreitage mit ihren Schwestern die Kirche besuchte. Alles war begierig, einen berühmten fremden Prediger zu hören. Anna, die eine innige Andacht zu dem leidenden Heiland hatte, hegte ein großes Verlangen, die Predigt mit anzuhören; denn sie glaubte, der Prediger werde Wunderdinge sagen von der Liebe Jesu Christi, die Ihn zu so großen Leiden für das sündige Menschengeschlecht vermochte. Der Prediger sagte nichts von all dem, sondern hielt sich bei unterschiedlichen gelehrten Punkten auf, worüber man in den Schulen damals gestritten, und die nicht eben eine Glaubenssache betrafen. Anna weinte während der ganzen Predigt, und als ihre Schwestern nachher fragten, was sie in der Predigt so sonderlich gerührt und weinen gemacht habe, sagte sie:

„Ich habe nicht deßhalb geweint, als ob mich die Predigt gerührt hätte, sondern weil der fremde Prediger nichts von der Liebe Jesu Christi und seinem bittern Leiden und Sterben gepredigt hat. O wenn ich verstünde zu predigen, und wenn ich ein Geistlicher wäre, und wenn ich im Stande wäre, zu sagen, was ich empfinde, was wollte ich nicht allerhand Schönes von der unendlichen Liebe unsers Herrn und Erlösers erzählen“.

4.

Der Predigt ist eine dreifache Aufgabe gesetzt; sie soll überzeugen, gefällig ansprechen und ergreifen. Durch die klare Darstellung der Wahrheit soll der Verstand gewonnen, durch gefällige Darstellung der Weg zum Herzen gebahnt; aber erst durch die rührende oder erschütternde Darstellung das Herz selbst ergriffen und der Wille zum Handeln bestimmt werden. Das letzte Moment ist das wichtigste. — Um diese dreifache Aufgabe zu erzielen, muß sich der Prediger vor Allem einer edlen Popularität befleißen, denn sonst gleicht die Predigt einem Schlüssel, der nicht sperrt. „Melius est, ut nos reprehendant Grammatici, quam non intelligant populi“. (S. Aug.) Der h. Chrysostomus wurde von Gelehrten bewundert und vom Volke verstanden; und Papst Gregor der Große sagt: „expositio ita nescientibus fiat cognita, ut tamen scentibus non sit onerosa“. Das gilt besonders

für gemischte Auditorien; daher der Prediger auf Abwechslung bedacht sein muß, indem er manchmal mehr die Gebildeten, manchmal die untere Volksklasse im Auge behält. Nie aber möge sich der Prediger aus falscher Popularität bis zur platten Gemeinheit herablassen; denn diese gefällt selbst dem Bauer nicht, der an Sonntagen von einem studierten Herrn sich etwas Besseres erwartet.

5.

Die Belehrung in der Predigt soll nicht schulmäßig sein. Dadurch unterscheidet sich ja eben das homiletische und katechetische Lehramt, daß man bei jenem Mündige im Glauben vor Augen hat. Manche Prediger setzen bei ihrem Auditorium zu viel, manche zu wenig voraus; sowohl diese als jene fehlen. Bei der jetzigen Begriffsverwirrung dürften indeß eingestreute Erklärungen gar nicht überflüssig sein, zumal wenn sie einige Würze haben, d. h. wenn sie die Wahrheit auf anschauliche Weise illustriren. Hieher gehören die Beispiele, Gleichnisse, Contraste, Sprichwörter, Beschreibungen, Individualisirung ꝛc. Nur vergesse man nicht, daß bei einem Gastmahle nicht jede Speise Jedem gleich schmeckt, und daß zu sehr gewürzte Speisen ungesund sind. Es ist z. B. ganz recht die Qualen der Hölle zu schildern; nur möge man die glühenden Zangen, die Scorpionen und Drachen, Gestank und Pech bei Seite lassen. — Ein

Pfarrer hatte eine wahre Geschichtswuth, so daß seine Predigten fast nichts als ein Conglomerat aus Exempeln bildeten. Ne quid nimis. Vernünftiger wendete ein Anderer die Würze des Beispieles nur dann an, wenn die Zuhörer einzuschlafen schienen. — In einer geistlichen Lobrede zählte man einst 200 Gleichnisse — da sieht man ja den Wald vor Bäumen nicht. — Dasselbe gilt auch von den sonst sehr lobenswerthen allegorischen oder symbolischen Predigten, über welche Jarisch, der selbst solche herausgab, sagt: „Geschieht die Anhäufung von Gleichnissen und Erzählungen nicht mit kluger Umsicht, so kann die Kanzel zur Spinnstube herabsinken." Darum Maß und Ziel. Es führen viele Wege nach Rom — auch in der Predigt.

6.

Die Predigt soll in der Seele des Zuhörers eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit des Predigerwortes begründen. Dazu reicht es nicht aus, daß der Gegenstand klar vorgelegt oder erklärt wird, sondern er muß auch begründet, und durch Hinwegräumen aller entgegenstehenden Schwierigkeiten in ein siegreiches Licht gestellt werden. — Es ist ein Triumph für den Prediger, wenn ihm seine Zuhörer unwillkürlich ein beistimmendes Ja zuwinken. Solche Predigten haften am tiefsten. Blos rührende Predigten gleichen Angeln ohne Widerhacken. Der Prediger muß sich

daher um starke Beweise umsehen. Seichte Beweise erregen eher Glaubenszweifel. Oft ist ein einziger gründlich durchgeführter Beweis besser angewendet, als zu viele unentwickelte. Auch ist eine gewisse Ordnung in den Beweisen zu beobachten, damit die ersten Eindrücke möglichst günstig, die letzten aber entscheidend seien. Darum wird das Axiom empfohlen: Fortiora (argumenta), fortia, fortissima. Ob dieses Axiom wohl jener Pfarrer vor Augen hatte, der über die Unsterblichkeit predigend sagte: „Wer daran nicht glaubt, ist ein Rindvieh .. wir haben aber auch noch andere Beweise.“ — Wohl ebenso wenig als jener gelehrte Rabbiner in einer mährischen Judengemeinde, welcher sein Thema mit den Worten verkündigte: „Ich will euch die Unsterblichkeit der Seele beweisen: 1. a priori und 2. a posteriori.“

7.

Die Widerlegung muß in den Beweis verflochten sein, und sich gewissermaßen selbst anbieten — wie ein Stein, der die Passage hemmt. Die Hauptkraft beruht in der Antwort. In letzterer Hinsicht wird sehr oft gefehlt, indem der Einwurf ausführlich und natürlich vorgetragen wird, während die Antwort darauf kurz und mitunter sogar läppisch ist. Das heißt die Hindernisse mehren, nicht mindern. Wer den Stein nicht hinwegheben kann, weiche ihm lieber aus. Wer die Wahrheit gründlich bewiesen hat, mag

sich trösten; denn er hat damit indirect auch die Zweifel und Einwürfe widerlegt. Alle Einwürfe zu widerlegen ist nicht möglich. Als Jemand die Frage aufwarf, ob Renan in Predigten widerlegt werden solle, gab ihm ein anderer Jemand zur Antwort: „Die Kanzel ist nicht für Privatbelehrungen." — Der hl. Franz von Sales sagte: „Wer mit Liebe predigt, der predigt hinreichend gegen Andersgläubige, ob er auch nicht mit einem Worte gegen sie streite." — Widerlegungen auf moralischem Gebiete sind oft viel schwerer (z. B. die Unzucht sei ein Bedürfniß), weil es sich da um Besiegung und Widerlegung des Herzens handelt, und die Menschen an den Einwänden des Herzens mehr hängen als an den Einwänden des Verstandes. Da heißt es die Leidenschaften direct angreifen und siegreich niederwerfen. In dieser Kunst kann man besonders von Massillon lernen, der es verstand, das Herz zu treffen und warm ins Gewissen zu reden. Wie er dieß anstellte, darüber ertheilt er selbst folgende Regel: „Wenn ich einen Vortrag anfertige, so stelle ich mir vor, daß mich Jemand über einen Punkt befrage, worin er gar nicht mit mir einverstanden ist. Dann gebe ich mir alle Mühe ihn zu überzeugen, ich dringe in ihn, ich rede ihm zu und lasse ihm keine Ruhe, bis er meinen Gründen huldigt." Freilich gehört dazu auch ein psychologisches Studium des Menschen — was leider vielfach vernachlässiget wird. — Mir fällt da ein, was ein prote-

stantischer Pastor in seinen Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen erzählt. Obwohl er seine Predigten fleißig arbeitete, blieb doch die Kirche leer; ein Bauer kam jedoch regelmäßig — und schnarchte. Da gab der Pastor einem Buben einen Groschen mit dem Auftrage den schnarchenden Bauer öfters anzustoßen, was er aber schon am zweiten Sonntag unterließ, weil ihm der Bauer zwei Groschen gegeben hatte unter der Bedingung, daß er ihn nicht störe. Dem Pastor antwortete der Bauer ganz unbefangen: „Im Sommer sei es in der Kirche schön kühl, im Winter gehe er ohnehin nicht." Der Pastor macht dazu die Bemerkung, daß die Leute um so lieber Sonntags zur Kirche kamen, je mehr er mit ihnen unter der Woche Umgang pflegte, und von ihren Angelegenheiten mit ihnen sprach. Seitdem traf er den Nagel auf den Kopf und redete nicht mehr in's Blaue in seinen Predigten.

8.

Die Predigt soll dem Auditorium gefallen. Dieß wird geschehen, wenn er es versteht über die alten Wahrheiten einen gewissen Reiz der Neuheit auszugießen. Nie jedoch wird er zu unwürdigen Mitteln seine Zuflucht nehmen, etwa zu Witzen, Schmeicheleien u. dgl. Der hl. Alphonsus sagt: „Eines weiß ich, daß die Heiligen ihre Zuhörer nicht zum Lachen, sondern zum Weinen brachten." Noch weniger

soll er sein Auditorium durch Plänkeleien und Zänkereien abstoßen. Ein Pfarrer predigte sehr gut und lockte dadurch einen Mann zur Kirche, der sie jahrelang floh. Als Ostern herankam, predigte er über die Osterbeicht und ließ die Aeußerung fallen: „Wer zu Ostern nicht beichten geht, den werde ich wie einen Hund begraben." Nie mehr kam seitdem jener Mann zur Kirche. Das heißt abstoßend, nicht anziehend predigen. — Auch ein Wechsel in der Art der Predigt ist sehr zu empfehlen; denn die stets wiederkehrende Predigtweise (z. B. lauter analytische Homilien) ermüdet und stumpft ab. — Ein hoher Herr kam einst nach Kloster Göttweig, und war entzückt von der herrlichen Aussicht, die er von dort in das weite Donauland genoß. „Da möchte ich immer bleiben", meinte er. Ein Geistlicher des Stiftes aber sagte: „Herr, man gewöhnt die schöne Aussicht." So ist's mit der Predigtweise und mit den Predigern selbst. Wenn man den hl. Chrysostomus jahrelang gehört hätte, möchte man doch auch den hl. Augustinus hören. Omnis variatio delectat. Man thut daher gut, mitunter einen Gastprediger einzuladen. — Auch die zu lange Dauer der Predigt verstimmt; erregt die Rede Ungeduld, so ist jedes Weiterreden eigentlich unsinnig, denn der Zuhörer faßt dann Eckel an dem Worte Gottes. Im Winter stampfen, im Sommer schlafen die Leute bei zu langen Predigten. Kurz und gut — das ist die beste Devise für gewöhnliche Pre-

digten. Besser die Leute bedauern es, daß die Predigt schon zu Ende ist, als sie seufzen und lechzen nach dem Ende. Was zu lang ist, langweilt. Der hl. Franz von Sales sagt: „Nichts ist an einem Prediger widerwärtiger, als die Länge." — Ein Domprediger hielt einst eine stundenlange Predigt — ganz hübsch. Das Auditorium erwartete den Schluß. Endlich wendete er sich zum Gebet — Alles war erbaut und wollte schon „Vergelts Gott" sagen. Doch — statt dem Amen, fing er da Capo an zu predigen. Erfreut darüber war das Auditorium nicht, wohl aber enttäuscht, vielleicht auch erbittert. — Bekannt sind auch Luthers drei homiletische Regeln: „Tritt dreist auf, sperr's Maul auf, hör' bald auf." — Auch eine gewisse locale Färbung erfreut die Leute. — Ein Prediger begann einst seine Gastpredigt damit, daß er auf dem Stadtthore die Worte gelesen: „An Gottes Segen ist Alles gelegen." Das Auditorium horchte voll Aufmerksamkeit auf die Predigt, die ihre Wirkung that; denn was dem Herzen gefällt, das liebt und thut man.

9.

Um die Predigt dem Herzen nahezulegen, müssen die Gefühle angeregt werden; sie sind die Brücke, auf welcher das Erkennen zum Wollen übergehen soll. Das Gemüth muß mit Göttlichem erfüllt werden; sonst ist Gottesliebe, Andacht, Verlangen nach Himm-

lischem, kurz wahre christliche Frömmigkeit unmöglich. Die Kunst — die Jedermann angebornen Gefühle anzuregen — ist für uns ruhige Deutsche etwas schwer, doch nicht zu schwierig für den, der ein reines und glühendes Herz hat. Wer sie besitzt, der beherrscht die Seelen seiner Zuhörer, und schlägt die Accorde nach Belieben an auf der Leyer der Versammlung. Ergriffenheit und Gemüthsbewegung sind der wahren Beredsamkeit daher unentbehrlich. Vielen Predigten fehlt die Eindringlichkeit des Feuers, Schwung und Kraft, und daher verpuffen sie wie mißlungene Raketen. Am besten lernt sich wohl diese Kunst am Fuße des Kreuzes; denn das vom hl. Geiste erfüllte Herz ist die subjective Quelle aller frommen Affecte. — Man hat darüber gestritten, ob man in den Predigten mehr sanfte oder mehr schreckende Gefühle erwecken soll. Wir meinen man soll mit beiden wechseln. Manche Herzen müssen im Sturm genommen, manche Laster mit Feuer bekämpft werden. Es ist auch richtig, daß die Leute mehr von Furcht als Liebe getrieben werden. Daraus folgt aber nicht, daß man mehr erschüttern als rühren soll. Allerdings wirken Schreckenspredigten ausgedehnter, weil es mehr feige Seelen gibt. Selbst das Evangelium der Gnade ist reich an Drohungen. Indeß ist es doch auch gewiß, daß die Liebe der erlösten Menschheit verwandter ist als die Furcht. Oft wirkt eine Predigt über die Barmherzigkeit Gottes mehr als eine Höllenpredigt.

Man meditirt auch nicht immer über die letzten Dinge, und wer wird wegen einiger verstockter Sünder stets Schreckenspredigten halten? Augustinus sagt von solchen Donnerpredigern: „Latrant, non loqnuntur.“ Deshalb, meinen wir, soll der christliche Prediger über dem Schrecken den himmlischen Trost nicht vergessen, und wie Fenelon lieber excessu amoris, quam defectu amoris, peccare — mit andern Worten: Die milden Affecte (gewöhnlich Salbung genannt) werden häufiger sein müssen als die heftigen. Damit soll nicht etwa eine gewisse sentimentale oder süßliche Gefühlssprache empfohlen sein; denn auf solche wäre das Epigramm anzuwenden:

„Ihr seid das Salz der Erde“;
So sprach zu seiner Jüngerschaar der Herr.
Gib Acht, daß Salz nicht Zucker werde,
Sonst bist du Christi Jünger nimmermehr. —

Wer ein stilles Temperament hat, soll nicht erschüttern wollen. Jüngere sollen sich vor zu viel Affect hüten. Jeder Affect muß vorbereitet sein, sonst erscheint der Prediger, wie Cicero sagt, vinolentus inter sobrios. Kein Affect soll zu lange dauern. In kleinen Versammlungen erscheinen große Affecte lächerlich. Versprich dich nicht im Affecte — vom Heiligen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Ein Prediger sagte einst Zwifel statt Zweifel — und der rührendste Schluß endigte unter Heiterkeit des Auditoriums. — Viele gewöhnen sich einen weinerlichen Predigerton an,

der manchmal lächerlich wird. Der gefühlvolle Priester, der vom Herzen spricht, vermag allerdings oft nicht seine Rührung zurückzuhalten, die sich auch dem Auditorium mittheilt. Es ist aus dem Leben mancher heiliger Diener Gottes bekannt, wie sie von tiefer Rührung ergriffen, bei ihren Vorträgen bitterlich zu weinen und schluchzen anfingen. So z. B. der hl. Ludwig v. Granada, als er einmal am Charfreitage predigte. Er konnte nichts als die Worte sprechen: „Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi" — und Thränen und heftiges Schluchzen hemmten seine Stimme und vergebens war sein Bemühen, auch nur ein Wort hervorzubringen. Die Predigt mußte also unterbleiben, aber die Thränen des Predigers sprachen statt der Worte zu den Herzen der Zuhörer, und wie am ersten Charfreitage zu Jerusalem, ging das Volk still und an die Brust klopfend von dannen. Aehnliches wird auch vom hl. Petrus Chrysologus erzählt. Doch dies waren Geistesmänner, deren Leben schon eine Predigt war. Bei dem geringsten Affecte schon in Thränen zerfließen wie ein Schwamm, möchte die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

10.

Vielen Predigern fehlt es an Salbung und Kraft zu bewegen; ihre Reden sind kalt und trocken, das Herz des Redners hat keinen Antheil daran, oder er dringt wohl bis an's Herz, aber er berühret es

nicht. Aber der Wille des Menschen ist zum Bösen geneigt, und folgt diesem trotz der erkannten Wahrheit! Daher muß der Prediger auch die Kunst besitzen den Willen des Menschen zu beugen und zu lenken. Es ist nicht genug zu zeigen, was man thun soll, sondern man muß den Zuhörer gewissermaßen nöthigen es zu thun (z. B. zum Empfange des hl. Abendmahls); denn der Verstand allein macht uns nicht zu frommen Leuten. Sowie die Gedanken aus dem Geist des Redners in den Geist der Zuhörer dringen, ähnlich auch die Empfindungen aus dem Herz des Redners in das Herz der Zuhörer. Sonst bleibt die Rede, auch die glänzendste, ein schönes aber kaltes Spiegelglas. — Dagegen entwickeln wieder Andere starke Bewegungen, wo gar keine nöthig sind. Mancher Prediger schreit, klagt, jammert, heult, donnert und ist entrüstet, wo er ruhig und gelassen reden sollte. Das erzeugt Ekel und Verdruß bei den Zuhörern. Der Eifer kann die Beredsamkeit nicht ersetzen. Es gibt christliche Wahrheiten, die man einfach zu erklären braucht, und es gibt Wahrheiten, die man ohne Bewegung nicht abhandeln kann, so erhaben und rührend sind sie. Wer aber die ganze Predigt hindurch immer im gleichen Tone redet, oder das Herz durch heftige und zu lange dauernde Bewegungen abmattet, erzeugt Ueberdruß, und anstatt zu erweichen und zu glühen, verhärtet und gefriert das Herz. — Um ein guter Redner zu sein ist nothwendig, daß

man die Ueberredung der Vernunft mit der Ueberredung des Herzens vereinige, daß man überzeuge und rühre. Das Herz will erobert werden, aber nicht im plötzlichen Sturme, sondern durch Kunst und Geschicklichkeit; es wird endlich doch sich ergeben, und, gefangen durch die Kraft der Gnade und der Beredsamkeit, wird ein Jeder bekennen und sagen: „Der Prediger thut, was er thun soll, wir müssen auch thun, was wir thun sollen.“ Und das ist ja die Hauptsache! Nicht daß man einem Redner zuläuft, um ihn zu bewundern, sondern daß seine Worte wirken, indem man das Geraubte zurückgibt, böse Gelegenheiten meidet, daß man weint, erschrickt, sich fürchtet und bekehret. Die reuige Thräne eines verhärteten Sünders ist mehr werth, als der frohlockende Beifall einer ganzen Stadt. So beiläufig las ich in einem vergilbten Büchlein eines alten Jesuiten (Gisbert).

11.

Südliche Völker dürfen sich im Punkte des Affectes mehr erlauben. So z. B. erzielte Bischof Dupanloup an einem Sonntag 15,289 Frcs. für die nothleidenden Baumwollenweber, indem er durch folgende Anrede zu einer Sammlung für sie aufforderte. Er sagte: „Es ist jetzt nicht die Zeit der großen Reden, sondern der großen Werke. Ihr kennt das Unglück, für das ich heute vor Euch das Wort ergreife. Ein König, der bei uns einen tapfern und volksthüm-

lichen Namen hinterlassen hat, sagte eines Tages zu seinen Waffengefährten, die er kannte, wie ich Euch kenne: „Freunde, ich bin Euer König, Ihr seid Franzosen, dort ist der Feind, vorwärts!“ Keine andern Worte richte ich heute an Euch: „Ich bin Euer Bischof, Ihr seid Christen; wir haben keine Feinde aber bedrängte Brüder. Eilen wir ihnen zur Hilfe!“ — Darauf begann er die Sammlung, welche die erwähnte Summe einbrachte. — Auf ähnliche Weise benützte einst ein ital. Pfarrer am Gardasee die Macht bewegender Beispiele. „Wenn im Walde,“ so sprach er, „ein Räuber Euch begegnete und Euch mit dem Messer anfiele, sprechend: „Gut oder Leben,“ was würdet Ihr thun? Nicht wahr, Ihr würdet ihm geben was Ihr habt. Nun wohl denn, seht — hier ist der Räuber (zeigt auf das Crucifix), Euer Gut verlangt er für seine Armen, Euer Leben will er nicht, sondern Eure Seligkeit. Was wollt Ihr nun thun? Dem Räuber Eure Kostbarkeiten geben und Christus abweisen — zum ewigen Tod eurer Seele? Entscheidet Euch! Aber Ihr werdet sagen: „Der Prediger kann leicht reden, wir sollen unsere Ringe, Nadeln ꝛc. in den Beutel werfen — was opfert denn er?“ Sehet, da ist mein einziger Napoleond'or“ ꝛc. Die Wirkung dieser Ansprache war so groß, daß er in der armen Gemeinde 500 fl. sammelte. — Noch gewagter machte es jener Bußprediger, welcher die Zuhörer aufforderte als Zeichen ihres festen Entschlusses sich

zu bekehren die Hände emporzuhalten, und als dieß geschah und zahllose Hände in die Lüfte starrten, ausrief: „Haue sie ab, o Gott, denn ihre Bekehrung ist keine wahre“ u. s. w., worauf alle Hände wie auf ein Commandowort plötzlich verschwanden. — Solch sanguinische Emotionen vertragen die Deutschen nicht. Als einst gelegentlich einer Mission der Missionär über das Altarssacrament predigte und zu der üblichen Abbitte sich anschickte, sprach er von der Kanzel herab den Pfarrer des Ortes an, er möge das Allerheiligste aus dem Tabernakel wegtragen, die Sünder seien nicht werth es in ihrer Mitte zu besitzen. Der Pfarrer hatte die Instruction für die Gemeinde eine Fürbitte einzulegen. Als jedoch der Missionär nicht zu bewegen war nachzugeben, und Alles schluchzte, zupfte ein Bäuerlein den Pfarrer beim Rochet und sprach halblaut: „Herr Pfarrer, lassen's ihm's; morgen kriegens wieder eins.“

12.

Die Hauptsache bei einer Predigt ist die Nutzanwendung, d. h. die Schilderung des Einflusses einer religiösen Wahrheit auf das Leben. Die Nutzanwendung erhält ihre Kraft und Belebung durch die Beweggründe und Affecte; denn jene wirken auf den Verstand, diese auf das Gefühl, beide in inniger Verschmelzung auf den Willen. Nur so predigt man practisch. Der wohlerfahrne M. Sailer hielt dieß

für so wichtig, daß er den ganzen ersten Band seiner Pastoral der „praktischen Schriftforschung“ widmete, worin er zeigte, welch' eine Fülle von Nutzanwendungen in dem Worte Gottes verborgen liege, und wie gerade durch dieselben die Predigt zu einem Samenkorn werde, das in die Brust gelegt seiner Zeit Früchte bringt. Leider wird das Moment der Nutzanwendung und die ergreifende Einschärfung derselben vielfach vernachlässigt. Man deutet das Gute und Nothwendige einer Sache nur an, statt es zu urgiren. Man überläßt es den Zuhörern, die Wahrheit auf sich selbst anzuwenden, oder begnügt sich mit allgemeinen Ausdrücken, z. B. sie sollen an Christus sich anschließen, die Sünde bereuen, darüber nachdenken 2c. Allein das läßt der Zuhörer in der Regel fein bleiben, er hat keine Neigung dazu; und dann ist ja die beredte priesterliche Anwendung viel eindringlicher, als die eigene des Zuhörers. — Soll ferner die Anwendung wirken, so muß sie sich in Sache und Ton an die gegenwärtigen Zuhörer wenden, was auch oft übersehen wird; der Zuhörer soll nicht erst fragen dürfen: „Wen geht das an, was der Prediger sagt?“ sondern er soll sich denken: „Das geht mich an, der Prediger spricht zu mir.“ Gute Nutzanwendungen setzen daher Kenntniß des Herzens, des Volkes und besonders der Standespflichten voraus. — Es ist aber auch nicht gut, wenn die Ermahnungen gar zu sehr gehäuft werden; — das Getreide kommt nicht fort,

wenn es zu dicht gesäet ist; dagegen ist es sehr räthlich, dieselbe ergreifende Wahrheit öfters zu wiederholen, und bei einem entscheidenden Punkte länger zu verweilen. Eine Nutzanwendung ist gelungen, wenn sie das Resultat erzeugt, daß der Zuhörer in sich geht und fragt: „Was muß ich thun?" und — wenn er darnach handelt. — Ein hoher Herr sagte einst zu seinem Hofprediger: „Sie haben mich heute auf den Pelz getroffen." — „Leider", gab jener zur Antwort, „ich habe auf's Herz gezielt." — Diese specielle Beziehung der Predigt für ein gewisses Auditorium ist das Wirksamste. Wo dieser Wechselverkehr mit dem Zuhörer — dieser geistige Dialog — fehlt, da spricht man über die Köpfe zu den Pfeilern der Kirche, man spricht vor, aber nicht zu den Zuhörern; man hat Zuhörer, aber keine Theilnehmer; es fehlt ein Factor und somit das Product — die Wirksamkeit der Predigt ist gleich Null. Und doch gibt es so viele Prediger, die sich viel weniger mit den Zuhörern als dem Gegenstande befassen!

Viertes Kapitel.

Die Predigtform.

1.

Der Cultus der Kirche ist etwas vollendet Schönes, also soll es auch die Predigt sein. Die göttliche Wahrheit ist das Urschöne, daher kann die schöne Form einer Predigt nicht tadelnswerth sein. Aber nicht nur vom ästhetischen Standpunkte aus ist die Predigtform zu beachten, sondern auch vom logischen und psychologischen Standpunkte. Nur so wird der Prediger Herr seines Stoffes, wenn er wie ein Feldherr seinen Redeplan d. i. die gut disponirte Verkettung seiner Hauptgedanken übersieht und verwerthet. Auch in dieser Hinsicht ist M. Sailer ein Meister. Seine Predigten und Homilien sind so logisch geordnet und abgetheilt, und die Nutzanwendungen so natürlich daraus fließend, daß die Zuhörer wie von selbst daraufkommen; darum sind sie auch so leicht zu memoriren. — Wir wollen die Einzeltheile der Predigtform näher ins Auge fassen.

2.

Als Herold der Predigt erscheint zuerst der Text, welcher die frohe Botschaft des betreffenden Tages ankündigt. Er war in alten Zeiten nicht so gekannt, und ist erst seit der französischen Predigtmethode mehr in Uebung gekommen. Manchmal erscheint er allerdings wie eine Art Zwang, aber er hat auch sein Gutes. Ein passend gewählter Text macht einen vortheilhaften Eindruck auf Geist und Gefühl der Zuhörer, und es ergießt sich ein wunderbar geheimnißvolles Licht über die ganze Predigt, wenn in dem gewählten Texte das Thema und die Gliederung desselben angedeutet ist, und derselbe wie eine übernatürliche Erscheinung während der Predigt und am Schlusse — gleichsam gerechtfertigt wiederkehrt. — Zumal bei Gelegenheitsreden ist auf die Wahl des Textes weise Sorgfalt zu verwenden. Im Jahre 1860 wurde zu Rom ein päpstlicher Zuave, der einzige Sohn einer adeligen Witwe aus Belgien, begraben. Er hatte sich dem Dienste des hl. Vaters freiwillig gewidmet und war bei Castelfidardo gefallen. Bei der von den Verwandten veranstalteten Leichenfeier sprach ein Priester anknüpfend an die Stelle: „Filius unicus efferebatur matris suae“ (Luc. 7, 12) einige Trostworte. Die Worte des Textes machten eine electrische Wirkung. — Fehlerhaft ist es, wenn der Text in gar keiner Verbindurg mit der darauf folgenden Predigt

steht, oder wenn schwerfällige und abgerissene Texte (z. B. „et murmurabant“) gewählt werden. — Je nach dem Gebrauch der Gegend wird der Text nur deutsch, oder lateinisch und deutsch vorgetragen. Man nannte dieß einst „wetzen.“ Das lateinische Citiren hat etwas Ehrwürdiges, und bereitet die Aufmerksamkeit auf den deutschen Text vor, zumal ohnehin der Text wegen Geräusch und Kürze oft nicht verstanden wird. Ländlich — sittlich.

3.

Die Leute kommen zerstreut, träge, gleichgiltig in die Kirche; also sollen sie gelehrig, aufmerksam und geneigt gemacht werden, den Redner und den Gegenstand zu hören. Dieß zu bewirken, ist Zweck des Einganges. Insofern von dem ersten Eindruck unstreitig Vieles abhängt, verdient die Ausarbeitung des Einganges eine besondere Sorgfalt. Man bleibt gerne in der Predigt, wenn der Eingang anziehend ist. Viele Eingänge in Predigten sind zu leer, zu alltäglich, zu monoton; wieder andere zu weit hergeholt (von Adam und Eva); noch andere zu lang, so daß sie abschrecken; endlich auch zu allgemein gehalten, indem sie zu jedem Thema passen würden. — E. Veith hat sehr schöne und spannende Eingänge in seinen Homilien. — Originell war folgender Eingang Segneri's zu Fastenpredigten. Er begann: „Ich habe euch heute eine ganz neue und unerhörte Nachricht

mitzutheilen.“ Dann setzte er ab und schwieg. Alles horchte in Todtenstille. „Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben und hernach ist das Gericht, das ist die neue ganz unerhörte Nachricht, die ich euch zu geben habe.“ Und dann schwieg er wieder. Einige lachten, einige ärgerten sich. Als Alles ruhig war, sprach er sanft: „Verzeiht, l. Z., wenn ihr euch getäuscht fühlt; aber nein, nicht ich habe euch getäuscht, sondern ihr habt mich getäuscht; denn ich sah euer unordentliches sündhaftes Leben, eure Ausschweifungen, und da vermeinte ich, ihr wißt nichts vom Sterben; aber nun sehe ich, daß ihr es wohl wißt, aber ihr bedenkt nicht, was das Sterben und die Ewigkeit ist.“ Und er predigte dann ergreifend vom Tode. — Aehnlich machte es der hl. Bernard. Er begann mit der Frage: „Wer aus uns wird wohl selig werden?“ schwieg, und wiederholte die Frage — mit Thränen in den Augen, so daß Alle beim Eingange der Predigt schon tief ergriffen waren. — Doch darf der Eingang nicht absonderlich sein, wie bei jenem Pfarrer, der das Evangelium liest, Pfeife stopft, Feuer schlägt, fünfmal dabei „Verflucht“ sagt, und dann: „Das ist des Bauern Morgengebet.“

4.

Ein Thema muß in einer jeden Predigt sein, obwohl es nicht nothwendig ist, es auszusprechen. — An Stellung und Ausdruck des Thema erkennt man,

ob der Prediger seinem Gegenstande Meister geworden ist. — Es soll deutlich und ansprechend (interessant) sein. Gewöhnlich wird es in einem eigenen bündigen Satze vorgetragen. Man soll sich gut stylisirte Themate notiren; denn der präcise Ausdruck findet sich nicht immer sogleich, wenn man ihn braucht. Ein Geistlicher legte sich ein eigenes Sammelsurium von guten Thema's und Eintheilungen an, welches er gerne zu Rathe zog, wenn ihm die Fixirung des Thema schwer fiel. — In früheren Zeiten waren die paradoxen Themate beliebt, z. B. ein Kirchweihtractament — den Eheleuten eine gebratene Gans, den Witwen einen Hasen, den Jungfrauen eine Schüssel Schnecken ꝛc. (Spec. past. S. 367); oder ein Neujahrspräsent — die Lampe für die Priester, den Beichtstuhl für die Obrigkeit, die Orgel für die Eheleute, den Tabernakel für die Jungfrauen (Geschichte der kathol. Kanzelberedsamkeit der Deutschen, von Kehrein, 1843. II. B. S. 162). An etwas kurios klingenden Titeln ist vorzüglich P. Abraham a St. Clara fruchtbar. Wir möchten sie nicht zur Nachahmung empfehlen, obwohl manche Predigt aus P. Abraham in die jetzige Sprachweise eingekleidet, noch immer mit Nutzen angewendet werden könnte, wie z. B. die allegorische Predigt am Neujahrstag: „Der geistliche Schreibkalender für die Seele.“

5.

Das Thema wird in der Regel in Theile zerlegt. Die Franzosen lieben die Dreizahl, bei den Deutschen ist die Zweizahl üblich. — Manche Homileten sind gegen die Eintheilung, weil sie schwierig sei und das Feuer hemme, und weil auch die Alten nicht theilten. Allein abgesehen davon, daß die Alten doch auch mitunter abtheilten, so kommt durch die Eintheilung mehr Ordnung in das Studium, und es ist eine Art Zaum für das Sichzusehrgehenlassen. Auch zeigt die Erfahrung, daß die Zuhörer einen Vortrag mit bestimmter Eintheilung weit besser im Gedächtniß behalten, — wie dieß die Predigtauszüge der Kinder beweisen. In der Regel wird es gut sein, die Theile ausdrücklich anzukündigen; doch kann dieß auch unterbleiben, besonders wenn die Predigt zunächst das Gefühl anspricht und überhaupt von nur kurzer Dauer ist. — Bezüglich der Eigenschaften einer guten Eintheilung sind viele Homileten zu strenge, fast pedantisch. So fordert z. B. Lutz über ein Dutzend solcher Eigenschaften. Da müßte wohl so mancher Prediger mit dem Psalmisten rufen: „Domine, Domine, quis sustinebit?“ Warum z. B. soll man nicht auch in fragender Form die Eintheilung vorbringen? Manchmal erscheint dieß sogar empfehlenswerth; z. B. die neue Religion des Deutschkatholizismus 1. wie heißt sie? 2. was lehrt sie? 3. was verspricht sie? 4. was wirkt

sie? (Von P. Holzapfel.) Warum soll die Eintheilung nicht in Form der Antithese auftreten? — Es klingt daher wie eine Art Trostwort, wenn der Franzose Gisbert in seinem Handbuche über Beredsamkeit sagt: „Etwas Nachlässigkeit in der Eintheilung schade mitunter gar nicht.“ — Populär zu theilen verstand der alte Franziskaner Berthold von Regensburg. Er hielt einst eine Predigt: „Von den vier Stricken“ und sagte: „Wer sich vor den vier Stricken des bösen Feindes hütet, geht nicht verloren; diese sind 1. Unkeuschheit — für junge Leute. 2. Hoffart und Eitelkeit — für Frauen. 3. Geiz — für alte Leute. 4. Aufschub der Buße — für Alle.“ Das heißt interessant, erschöpfend, klar und steigernd eintheilen, welche Eigenschaften allerdings so manchen neueren Predigten fehlen. O es läßt sich von dem verschrieenen Mittelalter viel lernen. Alban Stolz schrieb zu den neu herausgegebenen Predigten des obgenannten Franziskaners eine eigene Vorrede, in welcher er dieselben den jetzigen Predigern empfahl. — Die Alten gaben auch die Regel: „Pauca puncta“, und man nahm es einst Sailer sehr übel, daß er in einer Predigt sieben Theile hatte; worauf Sailer witzig erwiderte: „Wenn der Apfel nur reif ist, ob er in 2, 3 oder 7 Theile getheilt werde, das sei Nebensache.“ Zugegeben. Aber jedenfalls erwecken zu viele Theile die unangenehme Vorstellung, daß die Predigt lange dauern werde. „Wohin so eilig?“ fragte ein Freund

den Andern, der eben der Kirchenthüre zueilte. „Ich hole mir Schlafrock und Nachtmütze," antwortete dieser. Der Prediger hatte nämlich seine Rede in 22 Theile zerlegt.

6.

Der Schluß ist die Krone der Predigt, — der Schlußstein im Gewölbe. Er ist wegen des Totaleindruckes wichtig, denn der letzte Eindruck bleibt, und es soll daher die volle Kraft der Rede hier concentrirt sein. Die ganze Peroration muß daher kurz und lebhaft sein, die Gründe müssen sich Schlag auf Schlag folgen, denn ein trockenes Recapituliren schwächt ab. In kurzen Anreden kann die summarische Zusammenfassung des Ganzen wegbleiben; doch soll das ergreifende Moment nie mangeln. — Man kann auf verschiedene Art den Schluß einleiten. Man schließt mit dem Hauptgedanken der Predigt, mit dem Texte, mit einem starken, lichtvollen Gedanken, mit kräftigen Aussprüchen, mit einem heilsamen Rathe, mit einer salbungsvollen Paraphrase eines Psalmes, mit einem Gebete. — Manche finden nie den Schluß, obwohl schon höchste Zeit dazu wäre. „Nur noch Ein Wort, nur noch Eine Bemerkung" haben sie — und kommen nie zu Ende; wie bei gewissen musikalischen Fugen im Credo — non erit finis. Das ist lächerlich und indiscret. — Das stereotype Wünschen des ewigen Lebens

läßt kalt. Ebenso das monotone „Lasset uns also“ —. Man erzählt, daß irgendwo ein Kirchendiener derart an diese Schlußform gewöhnt war, daß er mechanisch nach dem Wachsstock griff und sagte: „Jetzt aufzünden, der Herr Pfarrer „laßt“ schon.“ — Auch seltsame Schlußformen sind nicht zu empfehlen, z. B. „Zuletzt wird es heißen: Geld ist hin, der Himmel ist hin, Alles ist hin, ewig hin. Amen.“ Diese Worte erinnern zu sehr an das veraltete Volkslied: „O du lieber Augustin“ ꝛc. — In ähnlicher Weise darf man wohl auch folgenden Schluß eines sonst vortrefflichen Redners nicht billigen, der — von der Buße predigend — mit folgenden Worten endigte, in welchen er auf den Text: „Sohn, gib mir dein Herz“, anspielte: „Soll euere Buße eine wahre sein, so muß euer Herz anders werden; ja wenn ihr wollt, daß euer Opfer Gott wohlgefalle, so müßt ihr heute ohne Herz nach Hause gehen. Amen.“ Das ist barock. — Schön dagegen und frappant ist der fragende Schlußsatz: „Wer möchte nicht das wiedergefundene Lamm auf den Schultern des guten Hirten sein?“ Das ist ein liebliches Bild zum Andenken nach Hause. — Ein guter Freund von mir hielt Fastenpredigten, und schloß jede Predigt mit Versen. Einmal blieb er im Versbau stecken. „Mein Lebetag nie mehr“, sprach er zu mir, „ich war in tausend Aengsten als mir der Reim entfiel.“

— Ein alter Pfarrer apostrophirte jedesmal gegen Schluß des Sermons seine Zuhörer mit den Worten: „Wohlan dann, meine christlichen Zuhörer!“ daher man ihn in jener Gegend allgemein den „Wohlan dann“ zu nennen beliebte. — Variatio delectat.

Fünftes Kapitel.

Ausarbeitung der Predigt.

1.

Zur Ausarbeitung einer Predigt ist vor Allem nothwendig, mit einem frommen Blick auf Christus, über sich selbst und seine Zuhörer — über den gewählten Gegenstand nachzudenken. „Contemplata aliis tradere," nennt Thomas von Aquin predigen. Daher predigt unglaublich leicht, wer gute ascetische Bildung hat. Der berühmte Prediger Marc-Carthy kniete vor dem Crucifix oder lag mit dem Gesichte auf der Erde, bevor er sich zum Predigen anschickte, besonders wenn eine gewisse Leerheit und Trockenheit seine Seele erfüllte. — Auf solche Weise gelingt es am besten seinen eigenen Genius zu wahren, was sehr wichtig ist; denn die eigenen Gedanken lassen sich natürlicher verwerthen als die fremden. Der berühmte Bossuet bereitete sich Abends die Arbeit vor, stand Nachts auf, arbeitete etliche Stunden und schlief dann wieder. Manche arbeiten erst gut, wenn die Zeit drängt. —

Fremde Arbeiten darf man allerdings auch benützen, und diese gelehrte Industrie bietet so manche Vortheile; indeß soll man sich nie zum sclavischen Abschreiben und Plündern erniedrigen. Fleißige Geistliche legen sich ein Predigtrepertorium an, in welchem sie Lesefrüchte und Eigenes — nach gewissen Rubriken und Schlagworten geordnet — eintragen. Das ist ein homiletisches Californien.

2.

Regel muß immer bleiben, daß man Predigten schreibe und sie der Hauptsache nach memorire. Das Disponiren im Kopfe allein reicht regelmäßig nicht aus, und ist meistentheils dem Prediger und seiner Wirksamkeit schädlich. — Die meisten verunglückten Predigten entspringen aus vernachlässigter Meditation. Der Prediger verläßt sich auf sich selbst; der Heiland aber spricht: „Sine me nihil potestis." Sowie die Mütter jene Kinder am liebsten haben, die ihnen am meisten Sorge machen, ähnlich geht es mit den Predigtelaboraten. — Wie ängstlich genau concipirten die Coryphäen der französischen Kanzelredner ihre Predigten! Als man einst Bourdeloue fragte, warum er alle seine Predigten so genau aufschreibe, gab er zur Antwort: „Aus Ehrfurcht vor dem Worte Gottes." — Manche machen sich freilich die Vorbereitung auf die Predigt sehr leicht, indem sie dem Grundsatze huldigen: „Hilf dir selbst (durch Abschreiben einer Pre-

digt) und Gott wird dir helfen, müssen aber dafür so manche unangenehme Erfahrung erleben, wie das folgende wohl verbürgte Beispiel beweiset. — Ein Pfarrer hatte an dem Schankwirth seiner Gemeinde den bittersten Gegner, weil er die liederliche Wirthschaft im Bierhause, die irreligiöse Gesinnung und den Leichsinn des Hausherrn tadelte. Dieser ersann folgendes boshafte Mittel, um sich zu rächen. Er hatte nämlich herausgebracht, daß die Lieblingslectüre des Pfarrers „Mehlers Prediger und Katechet" sei. Eiligst bestellte er sich diese Monatsschrift, machte die Probe, und siehe da, der Herr Pfarrer predigte richtig, wie es in dem Büchlein stand. Wenn nun die Bauern kamen, um sich zum Gottesdienste mit einem kräftigen Trunke zu stärken, pflegte der Wirth zu sagen: „Wollt ihr wissen, wovon der Herr Pfarrer heute predigen wird? Hört nur an!" Und jetzt begann er mit parodirendem Pathos einige Sätze aus der Predigt vorzulesen, und sagte dann mit bissigem Hohn: „Seht, das ist des Pfarrers heiliger Geist!" Die blasphemischen Worte kamen wohl bald dem Seelsorger zu Ohren, und machten dieser Methode zu predigen ein Ende; aber damit war der böse Eindruck nicht verwischt, auch verstummte das Witzwort lange noch nicht: „Der Herr Pfarrer lasse die Predigten für sich in Baiern concipiren." — Ein ähnlich fatales Beispiel solch oberflächlicher Combinationsindustrie ist folgendes. Zwei intime Freunde, Col-

legen aus dem Priesterhause, wurden an demselben Tage ausgeweiht, und ihr Primiztag ward auf zwei unmittelbar nach einander fallende Feiertage anberaumt. Sie waren aus demselben Orte, und hatten sich zur größern Erbauung ihrer Freunde und Verwandten gegenseitig zu Primizpredigern eingeladen. Der eine Neomyst thronte auf der Session, sein neugeweihter Bruder in Christo bestieg die Kanzel und begann mit Salbung! Da wird dem Primizianten Weh' und Angst, daß man es ihm förmlich anmerkt, und was war die Ursache? Er hatte zum größten Unglücke wortwörtlich dieselbe Predigt nach derselben Eintheilung einstudirt; das trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne, aber zu ändern war das Mißgeschick nicht mehr; denn woher die Zeit zum Memoriren nehmen? So predigte er dann in Gottes Namen am andern Tage ganz dasselbe, und brachte nicht nur den Neocelebranten und die gesammte Assistenz, sondern auch alle anwesenden Gläubigen in die peinlichste Verlegenheit, denn besonders die sogenannten „Gefühlsblitzer" verlieren ihren Werth gänzlich, wenn man bemerkt, daß sie eben nur einstudirt sind. Solche Sachen sind gar sehr vom Uebel, und weisen nach, daß man bei Benützung von Predigtwerken nur mit der äußersten Vorsicht vorgehen müsse. — Ueberhaupt häufe man bei Abfassung einer Predigt nur nicht zu viel Predigtbücher um sich auf, um wie eine arbeitsame Biene bald dort, bald hier ein Klümpchen Honig oder Wachs

zusammenzutragen; es ist eine große Zeitverschwendung und wird doch ein Flickwerk daraus. E. Veith äußerte sich darüber:

„Er schrieb hinüber, herüber,
Ließ keine Spalte leer,
Die Augen gingen ihm über,
Das Thema war gar zu schwer.
Er schrieb darüber, darunter,
Und ward ihm das Herz so bang,
Die Sache wird immer bunter
Wo bleibt der Zusammenhang?“

3.

Zu einer guten Predigt gehört auch ein guter Styl. Eine niedrige und fehlerhafte Sprache erniedriget die Predigt und den, der sie hält. „Er hat ein Maulwerk wie unsereins“ sagte ein Bauer von einem solchen Prediger, von dem er sich mehr erwartet hatte. Manche vernachlässigen den Styl zu sehr, manche cultiviren ihn einseitig. Das Traurige dabei ist, daß man über die stylistischen Fehler des Predigers allerlei lächerliche Glossen macht, — natürlich hinter seinem Rücken. Wo ist der gute Freund, der uns auf derlei Fehler aufmerksam macht? O er ist Goldes werth, grolle ihm nicht. — Ein alter Pfarrer wiederholte gern die Redeformel: „Nämlich, dann hernach, natürlicherweise“ oft an sehr unpassender Stelle; ein jüngerer Pfarrer, der dem Fortschritt huldigte, sagte Aufseher statt Bischof, Selbster statt

Person; ein Dritter, der als gelehrt galt, sprach von dem göttlichen Paraclet, von der hl. Trias, von der Tentation des menschgewordenen Logos; ein Vierter schwärmte von wonnebetrunkenen Engeln, vom lispelnden Zaubergefunkel der Sternenpracht u. dgl. Alle diese verkennen die grammaticalischen, ästhetischen und oratorischen Eigenschaften des homiletischen Styles. Wohin mit den langen Perioden, bei deren Ende man den Anfang vergessen? — Der Grundcharakter der Predigersprache ist die Popularität d. i. eine verständliche, eindringliche und practische Sprache. Predigen ohne verstanden zu werden, heißt in die Luft reden. Die Bücher- und Kathedersprache paßt nicht für das Volk — das Volk kann nie Philosoph werden. Der Conferenzredner, der sein Publicum kennt, mag philosophisch reden, aber was soll der gelehrte Anstrich vor dem gähnenden Volke? Der hl. Chrysostomus, der ein Vorbild populärer Kanzelberedsamkeit für alle Zeiten ist, sagt: „Man soll das Volk zu sich erheben.“

4.

Um anzusprechen, soll die Darstellung allerdings auch gefällig sein, also nicht nachlässig, geschmacklos, gemein, platt, derb, pöbelhaft, affectirt; dann schön und wohlklingend (nicht holperig, schwerfällig). Man verlangt von dem Zuhörer Achtung für das Wort Gottes; ist es keine größere Sünde, wenn es der

Priester daran gebrechen läßt? „Quis mihi Herodoti linquam suppeditabit?“ klagte ein Gregor der Große. — Die Darstellung muß, um Eindruck zu machen, auch lebhaft und ergreifend, oder wie man zu sagen pflegt salbungsvoll sein. Es ist dieß die eigentliche Würze des Predigtstyls. Wie wichtig sind daher stylistische Uebungen, damit der Prediger seiner Sprache so mächtig werde, wie der Orgelspieler seines Instrumentes! — Um im Style Meister zu werden, erübrigt endlich noch eine wichtige und angenehme Arbeit, nämlich das Feilen der aufgesetzten Predigt. Cardinal Pallavicini pflegte zu sagen: „Er wisse nicht, welche Dinte besser angewendet sei, die, welche schreibe, oder jene, welche ausstreiche.“ Nur so bildet sich eine ausgeschriebene Feder und ein schöner oratorischer Styl. Nur mittelmäßige Köpfe und träge Naturen begnügen sich mit dem urwüchsigen Elaborate. Aber die Heiligen, haben sie nicht — ohne Rücksicht auf Styl und Feile — aus der Fülle des Herzens gesprochen? Allerdings, du magst es ihnen nachthun, wenn du ihre außerordentlichen Gaben besitzest; ansonst aber heißt es so viel als — Gott versuchen.

Sechstes Kapitel.

Heilige Beredsamkeit.

1.

Ein großer Fehler unserer Predigten ist, daß wir es mit der hl. Beredsamkeit zu leicht nehmen. Um ein tüchtiger Prediger zu sein, bedarf es mehr als die Durchlesung einiger Prediger und ein homiletisches Collegium; es bedarf der Begeisterung der Jugend, der ganzen Kraft des Mannes, und anstrengendes Studium durch Nachahmung und Uebung. Welche Mühe verwendeten auf ihre oratorische Ausbildung viele Kirchenväter, Bossuet, Massillon ꝛc. Die Rede ist eine Kunst, und die will erlernt werden, wie die Malerei und Bildhauerei. — Allerdings thut die Natur Vieles, aber — auch das Eisen ist ein Naturprodukt und bedarf doch der Glätte und Feile. In ähnlicher Weise führt das Studium der Rhetorik auf dem sichersten und kürzesten Wege zum Ziele der Redekunst. Die Regeln sind wohl anfangs lästig; aber man wendet sie später an, ohne an die Regeln

selbst zu denken. — Die oratorische Ausbildung ist gerade in unseren Tagen der Redefreiheit vorzüglich nothwendig; denn man erwartet von dem Prediger der Jetztzeit, daß seine Predigten den Stempel realer und formaler Gediegenheit an der Stirne tragen. Wie viele Mühe geben sich in dieser Beziehung unsere Gegner, was Styl und Vortrag betrifft; welche Eloquenz entfalten sie in der Presse, in Volksversammlungen, bei Gelagen, in Parlamenten! Sollen sich die Priester des Herrn von den Aposteln des Unglaubens beschämen lassen? Dürfen wir es zugeben, daß der profane Redner von seinem Tische oder Balcon aus mehr leiste und bewirke, als der Klerus, dessen heiliger Beruf das Lehramt ist, von der Kanzel? Gerade diese Concurrenz mit ungläubigen Rednern, die auf offenem Markte dem widersprechen, was in der Kirche geprediget wird, fordert um so mehr zum eifrigen Studium der hl. Beredsamkeit auf.

2.

Manche Geistliche pflegen sich emsig nach großen Mustern zu bilden. Obwohl dieß zu billigen ist, so soll sich doch jeder hüten, daß er nicht durch unvorsichtige Nachahmung gefeierter Prediger sein eigenes Talent erſticke. Fremdes läßt sich nur insoweit auf eigenen Boden verpflanzen, als dieser homogen ist. Nicht das harmonische Ebenmaß der Satzbildung, nicht der Glanz der Bilder, nicht die Gedankenschärfe macht die

wahre Beredsamkeit aus, sondern die wahre und natürliche, durch himmlische Salbung verklärte Aussprache und Mittheilung seines Innern an die Zuhörer. Beredsamkeit ohne Natur ist gar nicht denkbar. Jeder Prediger muß daher seine Eigenthümlichkeit und den Genius seiner Nation berücksichtigen. Der Deutsche liebt Einfachheit, Klarheit und Gemüthlichkeit; doch genügt heutzutage nicht mehr eine herzliche Lehre, eine einfache erbauliche Ermahnung, sondern man fordert auch classische Durchbildung. Daher ist das Lesen der alten und neuen Klassiker allen Predigern zu empfehlen. Nach diesen Mustern bildeten sich die größten Redner. Bossuet trug gerne nebst der Bibel einen Klassiker mit sich. Die Franzosen erheben den Demosthenes, die Italiener den Cicero — freuen wir uns (ohne zu streiten, wer den ersten Platz einnimmt), daß wir zwei solche Koriphäen besitzen. Woher hatten die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts ihre glänzende Beredsamkeit? Sie waren geschulte Rhetoren. Sollte man nicht mit Vorliebe ihre Homilien lesen? Gewiß, es ist eine Schande unter Predigerbibliotheken grau zu werden, ohne je einen Chrysostomus kennen gelernt zu haben. In diesem Sinne ermahnte Pius IX. in einer Anrede die Fastenprediger Roms: „Sie sollten mit Christus fleißig verkehren, heidnischen Redeschmuck vermeiden und gute Beispiele nachahmen.“

3.

— Beredsamkeit ist unmöglich ohne völlige Beherrschung des Stoffes. Wer den Stoff nicht beherrscht, muß zu viel auf die Stoffherbeischaffung denken. Junge Prediger sollen daher mehrere Jahre genau memoriren. Aber, sagt man, das Memoriren ist eine saure Arbeit, macht befangen, ängstlich u. s. w. Im Anfange allerdings, aber nach und nach kommt mehr Sicherheit in den Vortrag, wenn man sich allenfalls einige Abänderungen im Concepte gestattet, und dadurch wird der Vortrag frischer, unmittelbarer, schwungvoller, man predigt leichter und lieber. Der gute Erfolg des Eingangs gibt Muth für die ganze Predigt. Ich kenne einen Prediger, der vor jeder Predigt, die er genau memorirt hatte, fiebermäßig aufgeregt war; jedoch nach etlichen Sätzen war die Befangenheit vorüber, er vergaß seine Beklommenheit und predigte so leicht und natürlich, daß die Leute meinten, das Predigen mache ihm gar keine Schwierigkeiten, denn er rede sich ja so leicht. Die Mühe des Memorirens darf man nie merken, sonst ist die Predigt eine Schullection, und der Prediger kein Lehrer, sondern Schüler. Selbst bei Massillon, der mit geschlossenen Augen predigte, um nicht irre zu werden, störte es, wenn er nach dem Concepte griff, oder wie wir jetzt sagen: „vom Leder zog". — Das sclavische Memoriren der eigenen Predigt-Manuskripte, noch mehr aber das Ein-

keulen fremder Geistesprodukte hat den Nachtheil, daß sich der Prediger nie mehr zur Originalität erheben kann, und daß ihn ein entfallenes Wort, eine kleine Zerstreuung, außer Fassung bringt und ihm eine Predigt in seinen alten Tagen, wo das Gedächtniß schwindet, zur wahren Geistesmarter wird. — Ein Geistlicher memorirte in früheren Jahren Wort für Wort die langen Predigten aus einer alten Predigerbibliothek, und wurde im späteren Alter so gedächtnißschwach und denkfaul, daß er nur mehr Leonhards Evangelien-Erklärungen vortrug. — Ein Ordensgeistlicher, der selten predigte, kam so sehr aus dem eingelernten Concepte, daß er sich keines Wortes mehr entsinnen konnte, und in der Angst das Vater Unser, lateinische Texte, „den heiligen Vater Herodes" und andern Unsinn durch einander mischte, bis er abtreten mußte. — E. Veith schildert einen solchen Unglücksmann in folgenden Reimen:

„Er verlor den Faden und den Zwirn,
Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn,
Wie immer er sich quält, besinnt,
Es führt kein Weg durch's Labyrinth,
Sein Herz verstarrt in ödem Schrecken,
Er bleibt stecken."

4.

In England liest man die Predigten. Das ist allerdings bequem für den Prediger, aber sehr unapostolisch, und überdies einschlummernd für die Zu-

hörer. Im redseligen Deutschland dagegen empfehlen Viele den freien Vortrag. Ein noch junger Geistlicher sagte, daß ihm eine halbe Stunde genüge sich für eine Predigt vorzubereiten, er lese etwas und dann — punctum. Allein die Erfahrung lehrt, daß der gewöhnliche Fehler solcher Schwätzer gedankenarme Länge ist, nichts zu sagen von den mancherlei Unregelmäßigkeiten und Verstößen, zu welchen derlei Improvisationen führen. So sagte einst ein sich genial dünkender Mann: „Schrecklich war das Stöhnen der Todten und Verwundeten.“ Ein Anderer behauptete von der hl. Cäcilia, daß sie stark im Glauben, stark in der Hoffnung rc. war. Ein Dritter warnte vor dem Leichtsinne; denn Niemand sei sicher daß er sich Abends gesund niederlege und morgen todt aufstehe.“ Zu einem solch bequemen Prediger sagte einst Richelieu: „Diesmal dürfen Sie dem hl. Geiste nicht danken; denn für diese Rede sind Sie ihm keine Verbindlichkeit schuldig.“ Es ist eine Entweihung der Kanzel eine Predigt aus dem Aermel schütteln zu wollen. „Sehen Sie, wie er durch Schwimmen sich zu retten sucht“, sagte jemand von einem solchen Improvisator.

5.

Ein glückliches Benützen der Umstände ist schon zu gestatten, denn es ist ergreifend; aber dazu gehört eben Uebung und Geistesgegenwart. So sprach ein

Prediger, als es donnerte und blitzte, so daß man seine Worte nicht verstand: „Herr, wenn du redest, muß dein Diener schweigen.“ Die Wirkung des Augenblicks war groß. — Ein anderer Geistlicher erzählte in einer Sylvester-Abendpredigt die Geschichte eines Zügenglöckleins, mit welchem stiftungsmäßig 36 Schläge gemacht werden mußten. Zufällig wurde am Schlusse der Predigt die Zügenglocke geläutet. Da sprach der Prediger: „Hört ihr's? Jetzt ertönt die Zügenglocke, sie läutet dem sterbenden Jahre zu Grabe; bald hätte sie auch mir in diesem Jahre zu Grabe geläutet; aber um euerer vielen frommen Gebete willen hat der Herr über Leben und Tod mir das Leben geschenkt; ich danke Gott und euch; aber lasset uns jetzt miteinander beten, daß uns Gott heut oder morgen eine glückselige Sterbestunde verleihe; beten lasset uns für Alle, welche in diesem Jahre aus unserer Mitte geschieden sind, und für die das Zügenglöcklein zum Gebete aufgefordert hat.“ — Es war unverkennbar, daß die hierauf folgenden Vater Unser mit besonderer Andacht gebetet wurden, auch blieb diese Predigt insoferne nicht ohne Frucht, als man von da an beim Geläute der Zügenglocke viele, die es sonst nicht thaten, das Haupt entblößen und beten sah. (Linzer Quartalschrift 1862, S. 466.) — Das eigentliche Improvisiren ganzer Predigten ist aber sicher zu widerrathen. „Einmal“, sagte ein Cooperator, „habe ich's probirt; aber nie wieder, — das ganze

Hemd war naß.“ — Höchstens vorzügliche Geister, die zugleich Meister in der Meditation sind, mögen sich an eine solche Aufgabe wagen. So z. B. redete Zacharias Werner, der oft zum Predigen auf dem Lande eingeladen wurde, gewöhnlich aus dem Stegreif, nachdem er sich auf kurze Zeit in ein Zimmer eingeschlossen, und durch Meditation und Gebet auf die Predigt vorbereitet hatte. Einst begann er eine Kirchweihpredigt folgendermaßen: „Euer Pfarrer hat mich eingeladen am Feste des hl. Augustinus, der euer Kirchenpatron ist, hier zu predigen. . . . . Als ich eben zuvor von B. herübergefahren bin, war der ganze Himmel schwarz umzogen, man meinte schon jede Minute, der Regen wird folgen. Da kamen aber auf einmal heftige Windstöße daher, sie zerrissen gewaltig das Gewölk, die Wolken zertheilten sich, das blaue Firmament und die goldene Sonne wurden sichtbar, und seht Ihr, jetzt haben wir den schönsten, herrlichsten, sonnigsten Tag. So trüb und voll Wetterwolken, so schwarz und sündenumdüstert, so lichtlos und freudlos hat es einmal ausgesehen im Herzen des Augustin; es kam aber der Strahl der Gnade . . und aus dem Sünder ist einer der größten Heiligen der Kirche geworden.“ Und er predigte dann von dem Weg der Buße, auf welchem der Sünder zu Gott zurückkehren soll gleich Augustinus.

6.

Der Franzose Gisbert gibt in seinem Büchlein über Eloquenz genau an, welche Fehler ein christl. Redner zu vermeiden hat. Er sagt: Es gibt verschiedene Gattungen schlechter Redner, von denen man insoferne lernen kann, als man durch sie unterrichtet wird, was der gute Redner zu vermeiden hat. — Manche Prediger wollen für gelehrt gehalten werden, und füllen deshalb ihre Predigten mit großem Vorrath von seltenen, wissenschaftlichen, spitzfindigen Fragen. Es gab Zeiten, wo man lieber den Seneca und Plato als den hl. Paulus und Jesus Christus citirte. Dadurch brachte man die Pedanterie und Prahlerei mit Schulsachen auf die christliche Kanzel, und entheiligte sie dadurch, indem man (um mit der hl. Schrift zu reden) den Gläubigen, die um Brod baten, einen Stein darreichte. Die Hauptpflicht des Predigers ist ans Herz zu reden, und darin eine Liebe für Dasjenige zu entzünden, was die niedere Natur in dem Menschen verabscheuet, und einen Haß zu erwecken gegen das, was der Mensch nach seiner angebornen Neigung liebet und suchet. Nur allein in dieser Absicht soll man auf die Kanzel steigen — das übersehen Viele! — Andere Prediger suchen durch allerlei Kunstgriffe auf die äußeren Sinne zu wirken, und auf solche Weise die Zuhörer anzuziehen. Sie belustigen durch reizende Bilder, schimmernde

Redensarten, kurzweilige Erzählungen, pikante Einfälle, dreiste Behauptungen. Man läuft in solche Predigten wie in Schauspiele. Wer wird aber sagen, daß solche gute Prediger sind? — Auch die vor dem Spiegel einstudirten Actionen oder eine starke Stimme sind nicht das sichere Merkmal eines guten Redners; denn das hieße die Menschen durch bloße Aeußerlichkeiten, durch Stärke der Lungen zum Guten antreiben wollen. — Nicht der schöne Vortrag bekehrt den Sünder, sondern die Gnade, die in dem Worte Gottes liegt. — Der gute Redner bemüht sich vor Allem die christliche Wahrheit in das gehörige Licht zu setzen, indem er einen Hauptsatz von allen Seiten betrachtet; und nachdem er diese Wahrheit erklärt hat, so zeigt er weiter, wie schlecht dieselbe bisher sei ausgeübt worden. Seine Schilderungen dringen in den Geist und durchwühlen alle Falten des Herzens, sie entdecken ihm alle seine Gedanken und Bewegungen und malen sie ihm recht vor Augen, als wollten sie sagen: Siehe, das sollte man thun und das werde ich thun! Eine solche Vergleichung unserer Pflichten mit unseren Verletzungen derselben gefällt und erbaut, und zwar um so mehr, je gebildeter die Sprache ist, die der Redner spricht.

7.

Alban Stolz hält in seinem Kalender für Zeit und Ewigkeit (Jahrgang 1845) jedem Seelsorger eine

kurze beherzenswerthe Predigt in den Worten: „Eine Predigtzeit ist eine kostbare Saatzeit, eine heilige Stunde, wo man das Allerbeste, was man nur auftreiben kann, vorbringen soll. Wie machst denn du es auf der Kanzel? Hast du ein gut Gedächtniß und eine starke Stimm, und kannst du es auch aus dem Stegreif, und sagen die Leute, besonders wenn du auswärts predigest: Der kanns aber schön? Ich geb dir um all das noch nicht viel, und selbst wenn ein paar Weibsbilder mit dem Nastuch oder Schurz die Nase und die Augen wischen, geb ich nicht viel darum — so ein paar wässerige Weiberthränlein sind wohlfeil zu erjagen, und werden oft mehr zum Zeitvertreib herausgetröpfelt. — Vor Allem kommt es darauf an, ob du predigst, oder der heilige Geist aus dir; ob deine Predigt Menschengemächt ist oder Gottes Wort. Sieh, du solltest zu Hause allemal mit großem Ernst unsern Herr Gott fragen und bitten: Herr, was soll ich predigen? Lehre du mich den rechten Geist und das rechte Wort — und recht zudringlich ihn darum anflehen. Und dann wie ein geistiger Bergknappe lang und ernst graben im heiligen Wort Gottes und in der Seele, um Geld und Edelgestein an den Tag zu fördern — und dann sollst du hinauftreten auf die Kanzel, wie einer, der Gewalt hat, und die eigene Person daheim lassen, und nichts wollen als Gottes Ehre und Gottes Reich. Und wenn du dann dastehst im Namen des Herrn, und aus deinen Augen die

Liebe Gottes und die Menschenliebe funkelt in Kraft des hl. Geistes, wie aus zwei himmlischen Sternen — und wenn dann aus deinem Munde hervorströmt und wallet das Wort Gottes stark wie Feuer, wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert, und schärfer als ein zweischneidiges Schwert in die Seelen dringt, sieh, dann sagen die Leute nicht: „Das ist eine schöne Predigt gewest" und gehen dann heim und machen es wie sonst auch, sondern es ist ein Schauder die Leute angekommen, und Viele ein Schrecken, wie wenn es gedonnert hätte, oder wie beim Erdbeben, da Jesus starb, und sie gehen sehr ernsthaft, still und nachdenklich fort. . . . Sieh, du Pfarrer, oder was du sonst für einen Titel führst, wenn du alle Sonntag so predigen würdest, da würde es allmälig in deiner Gemeinde zünden und durchbrechen — und es wäre mit dem Reiche Gottes in deiner Gemeinde, wie wenn ein Weib Sauerteig nimmt und unter drei Scheffel Mehls vermengt, wodurch die ganze Masse durchdrungen wird."

Siebentes Kapitel.

Predigt-Vortrag.

1.

Was die Beleuchtung zum Bilde ist, das ist der Vortrag zum Predigtconcepte. Welch ein Unterschied herrscht zwischen einer gehaltenen und gedruckten Predigt! Von Christus sagte man: „Er lehrte wie Einer, der Macht hat." (Matth. 7, 29.) Von einer gedruckten Predigt sagte Diepenbrock, sie sei der zur todten Eisblume erstarrte lebendige Hauch an der kalten Fensterscheibe. — Diese Sorge für einen guten Vortrag verlangt auch die Ehrfurcht und Rücksicht auf den Stoff, den Zweck und die Zuhörer. Was letztere betrifft, so läßt sich fast jeder Zuhörer durch die äußere Erscheinung bestechen und durch den Vortrag für die Sache gewinnen. Es gab Heilige, die durch ihr Aeußeres bekehrten, wie Bernhard, Capistran, Canisius; sie predigten lateinisch, — und doch mit wunderbarem Erfolge, es war der hl. Zauber des Vortrags. Auf den Vortrag kommt also fast Alles

an. Eine Seite Rodriguez, gut vorgetragen, bringt mehr Wirkung hervor, als die schönste Kanzelrede von Bourdaloue oder Massillon, wenn sie saft- und kraftlos hergesagt wird. Freilich gehört auch dazu, daß der Vortragende selbst ein Gottesmann sei. — Wo die religiöse Begeisterung ist, da gibt sich die apostolische Beredsamkeit gewissermaßen von selbst — pectus est, quod dissertos facit. Das läßt sich nicht lernen. In den practischen Vorübungen mag ein würdiger Mentor auf etwaige Gebrechen aufmerksam machen; denn Fehler, die nicht frühzeitig gebessert werden, werden in der Regel gar nicht gebessert, und daher — so viele hölzerne Priester auf goldenen Kanzeln. Es ist zu bedauern, daß Seelsorger selten Predigten hören; denn dadurch verbleiben sie in ihrem gewohnten Geleise, hören und sehen nichts Besseres, und bilden sich daher auch wohl ein, sie predigen ohnehin vortrefflich; denn die Kirche ist ja besucht und Niemand hat sie noch offen getadelt. — Ja wohl; aber hast du auch gehört, was man hinter dem Rücken sagte? Ein Geistlicher kam einst in eine schöne Gegend, in der etliche Bauern weidlich über den Pfarrer schimpften. Als sie jenen gewahrten, entschuldigten sie sich und sagten: „Der Herr Pfarrer ist ohnehin sehr brav; aber so viele Unförme (Mißbräuche) hat er beim Predigen. Bald duckt er sich zusammen, bald fährt er in die Höhe, jetzt lächelt er höhnisch, dann macht er wieder lange Pausen, so daß er anderthalb

Stunden zu einer Predigt braucht — Alles beklagt sich daüber." — So geht oft eine stille Revolution durch die ganze Gemeinde, bevor der Pfarrer es merket. Würde man fremde Prediger hören und sehen, so könnte man so manchen Fehler verbessern.

2.

Nichts kommt so häufig vor als Nachlässigkeit der Aussprache. Das mag in der Unterhaltung hingehen, aber für den Vortrag kann es nicht gestattet werden. Die Maulfaulheit muß überwunden werden. Ein Prediger sprach etwas undeutlich: „Hierher, hierher, hier ist die Quelle des Lebens." Da sprach einer, der ihn mißverstanden hatte: „Das ist doch arg, jetzt schreit er sogar in der Kirche: Bier her, Bier ist die Quelle des Lebens." — Ein anderer Priester war ziemlich leise bei der Predigt. Da sagte ein Mütterchen beim Hinausgehen: „Ich weiß nicht, was der geistliche Herr hat; auf der Kanzel thut er, als hätt' er Koch im Mund, aber im Gasthaus hör' ich ihn von einem Dutzend heraus, da ist er hell und klar wie eine Trompete." — Zu einem guten Vortrag gehört auch eine gute Stimme, die Wohlklang, Kraft, Ausdauer und Biegsamkeit hat. Der sogenannte herzige Ton, sowie das Metall der Stimme ist eine Naturgabe, findet sich aber selten beisammen. Baßstimmen z. B. sind nicht herzig, obwol sie einen schönen Klang haben. Bei starken Tabakschnupfern

stellt sich der sogenannte Nasenlaut zuletzt immer ein. Gegen Heiserkeit helfen der Arzt, ein Schnupftuch, Ablegung der Maulfaulheit; aber nicht Zuckerln, Kaffeebohnen, Punsch oder gewaltsames Räuspern. — Die Stimme gewinnt an Stärke und Ausdauer — durch Uebung Wie man anhaltend gehen, schwimmen, arbeiten erst durch Uebung lernt, so auch anhaltend sprechen. Tritt Ermüdung im Sprechen ein, so hilft nur Ruhe. Die Pausen und der Gebrauch des Taschentuches, welcher zwar gerade nicht rühmenswerth ist, leisten dabei gute Dienste. Jedenfalls ist für einen Prediger die Stimme ein Kapital, und daher Alles zu meiden, was ihr nachtheilig sein könnte, besonders diätetische Excesse. — Ein Geistlicher verkühlte sich, achtete es nicht, und blieb sein Lebetag heiser. — Um schön zu sprechen, muß die Tonfarbe hinzukommen, d. i. die Anlegung des gehörigen Accentes. Monotonie und Isotonie sind gleich abscheulich. Der verschrieene Kanzelton ist jene eigenthümlich gedehnte Modulation des Tones, als ob zwei Noten auf einen Vocal kämen. Das Kind und das Volk singt in seiner Modulation, der Prediger als Mann spricht hochdeutsch — also ernst und würdevoll; das Hochdeutsch hat keine Melodie. Jedoch darf die Gränze der Schönheit nicht überschritten werden. Brüllen, Knirschen, Kreischen, Heulen — liegt jenseits der Gränze der Würde. Der Redner muß immer Herr seiner Mittel bleiben. Ein Strom, der immer gleich laut dahinrauscht, betäubt

oder schläfert ein. Ein Arzt sagte, er habe auf die Worte des zu sehr schreienden Predigers nicht achten können, aus Besorgniß, es möchte demselben ein Unfall begegnen. — Ein Pfarrer, der sehr schnell und polternd sprach, geiferte dabei so stark im Munde, daß man, wenn eben ein Sonnenstrahl auf die Kanzel schien, einen ordentlichen Sprühregen aus seinem Munde hervorgehen sah. Daher ereignete es sich einmal, daß ein zimperliches Kammermädchen der Gutsherrin, welche unter der Kanzel den Sitz hatte, bei dem Meßner sich beschwerte, daß der Pfarrer bei der Predigt so stark herabspritze, wodurch ihr seidener Hut Schaden litte. Der Pfarrer ließ ihr sagen, sie möge ein anderes Mal einen Regenschirm aufspannen. Jedenfalls etwas umständlich. — Der falsche Pathos in protestantischen Predigten — durch zu viele Betonung der Adjectiva gebildet — hat etwas Kaltes und Anwiderndes; paßt auch mehr für officielle Reden auf dem akademischen Katheder, als für die Kanzel. Wir würden den katholischen Priester bedauern, der ihn nachahmt. — Manche Prediger sprechen zu schmachtend, als bäten sie um Almosen; zu feurig, als wären sie galvanisirt; zu hastig, daher sie stottern; zu langsam, daher sie langweilen; zu keck — ist das apostolisch? zu schüchtern — o ihr arme Lämmchen! zu affectirt — wie widerlich und weibisch! — Wer lebhaft fühlt, was er spricht, hat den besten Regulator eines guten Vortrages.

3.

Die Würde ist das erste Erforderniß der äußeren Erscheinung des Predigers, wozu die kirchliche Kleidung sehr förderlich ist. — Würde ist Ruhe, aber nicht steife Unbeweglichkeit. — Große Beweglichkeit macht immer einen lächerlichen Eindruck, wiewohl das Auditorium eher mehr Lebendigkeit erträgt, als Trägheit. In der Haltung des Predigers soll eine Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit sichtbar sein. Selbstbewußtsein imponirt, Bescheidenheit gefällt. Verdrießliches Aeußere macht verdrießlich, Ziererei ist unerträglich. Manche verwenden auf die Action zu viel, manche zu wenig Sorgfalt. Die Action muß natürlich, wahr und würdig sein. Wer wie ein Automat agirt, bleibe lieber ganz unbeweglich. Wer wie ein Besessener sich geberdet, bleibe lieber herunten. — „Mutter, warum lassen sie den da oben nicht aus der großen Schachtel heraus?“ fragte ein Kind. — Das gewaltsame Schlagen auf die Kanzel geziemt sich nicht für den Verkündiger des Wortes Gottes — es erinnert zu sehr an die Bauern im Wirthshaus, die auf den Tisch schlagen. Höchstens, um schläfrige Zuhörer zu wecken, könnte man es entschuldigen. Dasselbe gilt vom Klatschen. — Mancher fährt auf der Kanzel herum, als wären seine Arme Windmühlflügel, so daß weder Evangeliumbuch, noch Biret und Sacktuch vom Herabschleudern sicher sind.

Ein Anderer hat nur zwei Actionen: die Hand aufwärts, die Hand abwärts. Ein Anderer stellt sich vor sein Publikum hin mit verschränkten Armen, aus welchen sich manchmal die fünf Finger hervorspreitzen. Wieder ein Anderer beschrieb Alles sehr pantomimisch; z. B. zog er bei der Schilderung des Schweißtuches der Veronica sein Sacktuch heraus (das eben nicht appetitlich anzusehen war) und breitete es vor seinen Zuhörern aus . . Noch einem Anderen passirte es, daß er statt eines Sacktuches einen — langen Strumpf hervorzog. — In der ästhetischen Tonmalerei soll man nicht zu naturtreu werden. Ein Pfarrer hüpfte, so oft er von hohen Dingen, z. B. von Bergen sprach. — Die Mienen sind das Zifferblatt des inneren Uhrwerkes. Wer mit mattem Blicke nur in den weiten leeren Raum hineinschaut der spricht auch eben nur in's Blaue hinein, sein Wort trifft die Zuhörer ebenso wenig, als sein Blick. Doch soll man in der Augensprache eher zu wenig, als zu viel thun, besonders als Anfänger. — Man vermeide das fortwährende Lächeln — es stört und sieht manchmal wie Spott aus. Die Bauern eines Dorfes waren über ihren Pfarrer bitterböse, weil er in seinen sonst guten Predigten öfter Pausen machte, in welchen er sie auszulachen schien. — Der Prediger wirkt durch die Natürlichkeit des Wortes, der Schauspieler durch die Kunst der Illusion; daher kann und soll der Prediger nicht bei diesen in die Schule gehen.

Ein Kanzelvirtuos ist in der Regel ein halber Kommödiant.

4.

Ein einstmaliger Pastoralprofessor brachte die Regeln für die Declamation und Action des Predigers in folgende freilich nicht ganz gut klappende Denksprüche:

Predige nicht singend, nicht wimmernd, nicht weinend, nicht heulend,
Nicht rauh, nicht schreiend, nicht träge, nicht eilend,
Verstümmle nicht Worte, nicht Sylben, nicht Sprache,
Fremdartiges Zieren sei nicht deine Sache.
Nie lasse gleich stark deine Stimme forttönen,
Du sollst auch das Zeitmaß, die Pausen recht kennen.
Gib Acht auf Accent, Modulirung der Töne,
Daß nie deine Rede an zwei sich gewöhne:
An Monotonie wie an Isotonie;
Ich mahne dich herzlich, die beiden, die flieh.
Populär sei dein Vortrag; im Namen des Herrn,
Sei herzlich, voll Würde, Gemeinheit laß fern.

Wahr, natürlich, angenehm, schicklich und anständig sei
Mienen- und Geberdenspiel, fern von Stolz und Heuchelei,
Nie agir' in Einem fort, in gleicher Art und Stärke.
Nie geh' Action voraus und nach dem Worte. Merke
Daß auch Auge, Haupt und Körper sich entsprechend wende,
Action betrifft die Haltung nicht allein der Hände.
Wenn die Rede anfängt, hat die Action noch nicht zu thun,

Laß die Hände frei vor dir hin auf dem Parapete ruh'n.
Erst nach mehren Sätzen kann die rechte Hand beginnen;
Nie doch leidenschaftlich schnell, als wärest du von
Sinnen.
Beide Hände, oft auch eine, werden mit verkünden,
Was der Mund durch lauten Vortrag bringt aus Herzen-
Gründen.

5.

Mitunter gibt es allerlei Störungen während der Predigt. Man verliere nie die Ruhe. Als einst auf dem Musikchor die Musiker die Instrumente stimmten, weil die Predigt etwas länger dauerte, rief der Prediger hinauf: „Meine Herren, jetzt habe ich das Solo." Sogleich war alles mäuschenstille. — Als einst bei einer Fastenpredigt die Leute gar sehr husteten und sich räusperten, erzählte der Prediger eine Geschichte, in welcher ein Dialog vorkam: „Wenn Ihr etwas weniger laut hustet, so können wir hören, was die Beiden miteinander sprechen." Sogleich waren Alle geheilt und horchten. — Ein Pastoralprofessor, der seine Schüler an Störungen gewöhnen wollte, schlich sich während des Vortrages zur Thüre und schlug sie mit Gewalt zu. Da er dies jedoch stereotyp vollzog, so wurde kein Schüler mehr irre dadurch. — In manchen Kirchen ist es üblich, daß der Prediger mit dem Glockenschlage endigen muß. Das ist ein Despotismus ohne Gleichen. Wer hat die Gewandtheit, den passenden Schluß sogleich zu

finden? Einem Prediger passirte es einmal, daß er die beiden Apostelfürsten als große Sünder im ersten Theile schilderte; im zweiten Theile wollte er sie rein waschen — da schlug die Glocke und er mußte aufhören. Eine saubere Festbescheerung! — Anstalten zu feierlichen Beleuchtungen während der Predigt soll man nicht dulden. — Beim Steckenbleiben ist ein Blick nach Oben das allerbeste Mittel. Ein Mann des Studiums und der Betrachtung wird immer etwas finden, was er aus dem Schatze seines Herzens mittheilen kann, ohne deshalb, wie ein gewisser Prediger, stets mit dem ägyptischen Joseph sich zu behelfen. — Das stotternde Wiederholen der letzten Worte nach Art der Schüler macht einen peinlichen Eindruck. Es ist sehr zu empfehlen, für solche Fatalitäten eine kleine Geschichte im Vorrath zu haben. „Wunderliche Leute!“ sagte ein Pfarrer, „wenn ich predige, schlafen sie; wenn ich stillschweige, werden sie aufmerksam und wollen hören.“

6.

Die Verkündigungen und gemeinschaftlichen Gebete nach oder vor der Predigt sind ein uralter Gebrauch, wodurch zugleich der Pfarrgottesdienst bedeutungsvoll in Beziehung zum sittlichen und socialen Leben der Gemeinde erscheint. In der josephinischen Periode wurde jedoch damit viel Mißbrauch getrieben, indem auch ganz weltliche Dinge (politische Ver-

ordnungen, Licitationen und dergl.) von der Kanzel aus promulgirt werden mußten. Was nicht auf die Kanzel gehört, gehört auch nicht in's Verkündbuch. Manchmal ist es auch besser, wenn ein anderer Priester als der von der Predigt Erschöpfte die Verkündigungen vornimmt.

Achtes Kapitel.

Prediger-Tact.

1.

Dem Prediger ist oratorischer Tact, Klugheit und Umsicht nöthig. Es ist tactlos, wenn so geprediget wird, daß in dem Zuhörer Glaubenszweifel auftauchen; z. B. alle Einwürfe anführen, ob es eine Hölle gebe? Es ist tactlos, wenn der Prediger zu grelle Formen wählt; z. B. ich werde beweisen, daß Christus kein Staatsverbrecher war. Es ist tactlos, die Zuhörer geringschätzig zu behandeln; z. B. daß man an ihrer Rechtsgläubigkeit zweifle; denn zu derbe Angriffe machen den Gegner eher störrisch als gelehrig. Es ist tactlos, wenn sittliche Schilderungen Aergerniß erregen. Ein Fastenprediger redete so über die Unkeuschheit, daß alle ordentlichen Leute voll Verlegenheit zu Boden blickten, während die Wüstlinge lachten. „Woher doch ein Mann, der der Welt abgestorben ist, derlei Sachen so genau kennt?" witzelten die Leute, und am nächsten Sonntag durften die

Töchter nicht mehr zur Predigt gehen. — Ein anderer Pfarrer predigte von den Mitteln, sich gegen die Unkeuschheit zu verwahren, schilderte aber die nächsten Gelegenheiten zu dieser Sünde so anschaulich, daß die jungen Bursche nach der Predigt sagten: „Jetzt wissen wir, wie wir es anstellen müssen.“ — Es ist tactlos, die Erfahrungen aus dem Beichtstuhl zu benützen, und keinen Unterschied zu machen zwischen öffentlicher und vertraulicher Ansprache. Es ist tactlos, das ganze Auditorium, eine ganze Gegend oder Ortschaft, einzelne Stände oder Personen verletzend zu apostrofriren, und alten Weibertritschtratsch auf die Kanzel zu bringen. Es ist tactlos, gegen fromme Ueberzeugungen loszuziehen, oder Abwesende abzukanzeln, was besonders bei mechanischer Benützung fremder Predigten zu geschehen pflegt, die für andere Auditorien verfaßt wurden. Ueberhaupt ist alles Sonderbare zu meiden; es stört die Erbauung, erscheint oft wunderlich, bizarr und bedenklich. Ein unkluges Wort ist wie ein in die Luft geschleuderter Stein — er ist außer der Gewalt des Werfenden. — Nichts ist widerlicher, als wenn Geistliche sich auf der Kanzel persifliren. Ein gelehrter Primizprediger schilderte den Segen eines würdigen Priesters für Kirche und Staat, malte aber die Schattenseite allzusehr aus: wie nämlich fast jede Ketzerei und Verwirrung in der Kirche von schlechten Priestern ausgegangen sei. Die Predigt erregte Aergerniß und verwischte den guten

Eindruck. — Selbst bezüglich der Gegner muß die Ironie sehr fein angewendet werden, wenn sie Gutes wirken soll. So sprach einst ein Prediger: „Man sagt, unsere Zeit sei im Glauben schwach; aber um Unsinn zu glauben, ist sie noch immer stark genug." — In America ließ ein Prediger seinen Hut herumgehen, um Almosen für irgend einen frommen Zweck zu sammeln. Als dieser leer zurückkam, sprach der Prediger: „er danke Gott, daß er in einer solchen Versammlung noch zu seinem Hute gekommen." Das paßt freilich nur für America./

2.

/Der gute Tact und Ton trägt sehr bei, die Herzen zu gewinnen. Manche Prediger verstehen es, gewisse günstige Umstände und Stimmungen geschickt und zeitgemäß zu benützen (z. B. ein Wort des Dankes und der Anerkennung), oder was zufällig im Verlaufe der Predigt vorgefallen, der Rede selbst anzupassen. Wer es nicht versteht, schweige lieber. — Bescheidenheit empfiehlt den Prediger, doch verräth es wenig Tact, um geneigtes Gehör zu betteln, mit seiner Unwürdigkeit sich zu entschuldigen, und vor den „hochschätzbaren Zuhörern" zu viel Weihrauch anzuzünden. Das etwaige Lob, das man den Zuhörern spendet, darf nie in Schmeichelei ausarten. Der hl. Chrysostomus lobte seine Zuhörer manchmal, um sie zum Guten anzuspornen; er lobte auch als Pres-

byter zu Antiochien seinen Bischof Flavius, als er auf einer Reise nach Constantinopel abwesend war. Die galanten Franzosen verpflanzten die eigentlichen Complimente auf die Kanzel. Es war nämlich in Frankreich Gebrauch, die königliche Familie eigens zu begrüßen, wenn sie an der Predigt Theil nahm. Solch ein Lob darf nicht künstlich herbeigezogen sein; eine vorübergehende Anspielung mit religiösem Ernste vorgetragen, dabei in geschmackvoll edler Fassung — am besten in Form eines Gebetes — mag an heiliger Stätte manchmal gerechtfertigt erscheinen. Als der selige Bischof Feigerle in Marseille einer Maiandacht beiwohnte, erwähnte der Prediger lobend des deutschen Bischofs, der so weit her komme und nun im Begriffe stehe, dem hl. Vater zu Rom seine Huldigungen darzubringen, und empfahl sich und seine Zuhörer dessen frommen Gebete. — Bei hohen und älteren Herren dürfen mehr Weihrauchkörner aufgelegt werden, besonders von jüngeren Priestern — senectutem honora. Die Franzosen übertrieben jedoch das Lob der weltlichen Herrscher. Selbst der ernste Bourdaloue nannte in einer Weihnachtspredigt den König Ludwig XIV. „den größten König, glücklicher als Augustus, in Folge seiner Tugenden (?) und heldenmüthigen Eigenschaften, die ihn über alle (?) Monarchen von Europa erheben“, und schloß dann seine Wünsche mit folgenden Worten: „Vergönne mir, o Herr, daß ich jetzt meine Predigt damit beschließe,

daß ich Ihm wegen deines göttlichen Schutzes Glück wünsche, und eben dasjenige zu Ihm sage, was einer von deinen Propheten zu einem Fürsten sagte: Herr König, du sollst ewig leben! (Dan. 3, 9.) Leben Sie, Sire, zum Troste Ihrer Unterthanen, und damit Ihr Ruhm den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen möge; oder vielmehr — weil Sie der Mann der rechten Hand Gottes (?) sind — so leben Sie, die Ehre und das Beste Gottes zu befördern. Leben Sie, damit Sie (als ein christl. König) das große Werk der Vereinigung der Kirche Gottes vollenden mögen. So werden Sie sich dadurch die ewige Seligkeit erwerben, die der göttl. Heiland der Welt verkündiget, und welche die Belohnung der Auserwählten ist, die ich Ihnen wünsche" rc. Allerdings vertragen die Franzosen etwas mehr in dieser Hinsicht, wissen es aber auch zarter auszusprechen, als wir Deutsche. Als einst ein Geistlicher um die Hofpredigerstelle in Wien competirte, und die übliche Probepredigt hielt, strich er dem sel. Kaiser Franz I. als dem „Titus des Jahrhunderts" so viel Honig um den Mund, daß der biedere Monarch, den alle Schmeichelei anwiderte, sich aus dem Oratorium entfernte. Natürlich bekam er auch die gewünschte Stelle nicht.

3.

Der Prediger soll die Aufmerksamkeit nicht auf seine Person wenden, weil das Ich sich in keiner

Beziehung hervorthun soll. Er kann wohl von sich selbst sprechen, jedoch mit Bescheidenheit und wie im Vorübergehen; besonders, wenn er in Alter und Würden steht. So mochte ein Bossuet von seinen grauen Haaren, ein Massillon von seinen Erfahrungen sprechen; aber ein ganz junger Prediger schweigt lieber von sich ganz und gar. Ueberhaupt soll das „Ich" nicht vorangestellt werden, z. B. ich werde euch beweisen, ich behaupte, ich will alle Gegner beschämen und dergl. — Ausnahmen müssen sichselbst rechtfertigen. So predigte z. B. Augustin Maria (der einstmalige berühmte Pianist Herman, der später convertirte und Carmelit wurde) im November 1853 zu Bordeaux über die Worte des Textes: „Mitten unter euch steht Einer, den ihr nicht kennt." Er sprach unter Anderm: „Ich habe die Welt durchlaufen und geliebt; Keiner ist dort glücklich. Um das Glück zu finden, habe ich Städte und Königreiche durcheilt, habe ich Meere durchschifft. Ich habe es gesucht in den erhabenen Schönheiten der Natur, ich habe es gesucht auf den Bällen, in den Salons, bei Festgelagen, in all' den Genüssen, die das Gold verschafft, in ungemessenem Ehrgeize, im Glauben an einen Freund — ach, wo habe ich es nicht gesucht! Und ich hab' es nirgends gefunden. Habt vielleicht ihr es gefunden dieses Glück? Fehlt euch nichts? Ach, ihr Alle antwortet mit euren Klagen. Wo bist du denn, o Glück! Sage mir, wo du bist, und ich werde dir Alles zum

Opfer bringen: Gesundheit, Vermögen, mein Leben, Alles, Alles für dich. Wie kommt es doch, daß so Wenige das Glück besitzen, während doch Alle dafür geboren sind? Das kommt daher, daß wir uns, während wir es suchen, durch Irrlichter täuschen lassen. . . Doch ich habe es endlich gefunden, ich; und seitdem ich es gefunden, weiß ich die Freude meines Herzens kaum mehr zu bemeistern. Ich bitte euch, nehmt Theil an diesem Uebermaße meiner Freude. Höret, wo ich es gefunden!" . . . Die Folge dieser Predigt waren mehrere Bekehrungen. Nie aber möge die Kanzel zum Tummelplatz einer gallsüchtigen Laune mißbraucht werden, um etwa die Angriffe auf die eigene Person oder auf sein Eigenthum abzuwehren, indem der Prediger sich als den unschuldig Verleumdeten und Verfolgten darstellt; das macht die Kanzel verhaßt und heißt sein Amt mißbrauchen.

4.

Homiletischer Tact ist besonders bei politischen Thematen nöthig. Angehörige des geistlichen Standes sollen zwar ihre Berufsthätigkeit nicht mit politischen Motiven versetzen, und die Pflicht besonnenen Maßhaltens stets im Auge behalten. Wo das Wohl der Kirche mitbetheiliget ist, kann er wohl auch das politische Element nicht ignoriren; doch soll er nie einer Partei dienen. Insofern ist es besser, daß es keine vom Staate anbefohlene Religion gibt; denn in der

Staatskirche sinkt der Geistliche zum puren Staatsdiener im schwarzen Rock herab. Die Politik auf der Kanzel hat der priv. landesfürstlichen Geistlichkeit keine besonderen Lorbeeren getragen; es ist aber ebenso wenig zu billigen, wenn der Geistliche sich zum Sprachrohre des erhitzen Volkes hergibt. Die Kanzel ist keine politische Rednerbühne. — Die Kirche verdammt energisch den Mißbrauch der Religion zur Schürung des Aufstandes, Prozessionen, Gebete, kirchliche Feierlichkeiten, Weihung von Dolchen, Pistolen ꝛc.; denn die Revolution ist ihrer Natur nach gottlos, wenn sie auch das Gewand der Engel des Lichtes annimmt, um die Arglosen zu berücken. Wenn aber Priester die Empörung von der Kanzel predigen, und sich mit dem Kreuz in der Hand an deren Spitze stellen, so ist dieß ein schwerer Schaden, der der Religion selber zugefügt wird. Die Kirche bekämpft die Verfolgung nie durch den Aufstand, sondern durch Dulden, Bekenntniß ihres Glaubens, Beharren auf ihrem Rechte und durch das Martyrium. Kein Priester kann daher im Zweifel sein, was er in derlei Fällen auf der Kanzel zu thun hat. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß in unserer jetzigen Zeit, wo die Presse zu einer Macht geworden ist, die das häusliche und öffentliche Leben des Volkes beherrscht, die großen Ereignisse der Welt, welche auf Staat und Kirche verderblich oder segensreich einwirken, auf der Kanzel nicht mit Stillschweigen übergangen wer-

den. **Welcher Sohn und Diener der Kirche könnte schweigen von den Schicksalen des großen Dulders,** Pius IX., von den versteckten und offenen Angriffen gegen die Kirche und ihre Institutionen? Welcher Priester, der sein Vaterland liebt und das legitime Herrscherhaus ehrt, das die Vorsehung über selbes gesetzt hat, wird nicht zuweilen, vom echten Patriotismus durchdrungen, die freudigen und erschütternden Ereignisse seines Vaterlandes besprechen? Wenn das Gift der schlechten Presse schon in seine Gemeinde gedrungen ist, und wenn man irreligiöse Schriften, z. B. lutherische Bibeln, Renan's Machwerke, aufrührerische Pamphlete eingeschmuggelt hat, so muß der Pfarrer zuweilen seine warnende Stimme dagegen erheben.

Neuntes Kapitel.

Arten der geistlichen Rede.

1.

Die geistliche Rede ist entweder Predigt oder Homilie. In den Predigten wird der Geist der kirchlichen Pericope durch Ausführung Einer ihrer Hauptideen gezeigt und eingeprägt; in der eigentlichen Homilie werden die bedeutendsten Puncte derselben in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge entwickelt und angewendet. In älteren Zeiten pflegte man größere Abschnitte der h. Schrift homilienartig zu erklären, wie die noch vorhandenen Schriften so mancher der größten Kirchenlehrer beweisen. Ob dies nicht auch jetzt noch geschehen könnte und sollte? Jedenfalls gehörten dazu gediegen exegetische Kenntnisse, ascetischer Geist und reife Meditation. Ohne diese Eigenschaften wird die Homilie Hin- und Herreden, welches langweilt und ermüdet. Die größten Homileten der Neuzeit (Veith, Förster, Ventura, Hirscher) sind uns darin mit einem guten Beispiel vorangegangen. Man

sollte ihre gedruckten Homilien studieren — denn sie zu halten ist oft unmöglich; wer sie aber studiert, wird den Nutzen davon bald selbst erfahren. Aus einer Homilie läßt sich ein guter Prediger erkennen.

2.

— Dogmatische Predigten haben irgend eine Wahrheit des Glaubens zum nächsten Gegenstande, um deren sittlich erweckende Kraft hervorzuheben, zu begründen und zu vertheidigen. Hirscher hat über diesen Gegenstand eine treffliche Broschüre veröffentlicht, und darin zugleich an Beispielen gezeigt, wie dankbar dogmatische Predigten sind. Die wahre und klare Darlegung ist zugleich die beste Polemik; denn sie schützt das Dogma und verletzet nicht. — In der jetzigen Zeit, wo der Indifferentismus so um sich greift, müssen derlei Predigten zugleich eine apologetische Richtung einhalten. Man hat die Erfahrung gemacht, daß bei einer geeigneten Behandlung der Glaubenswahrheiten die Kirche sich allmählich mehr mit Männern aus allen Ständen füllte, selbst mit solchen, die früher allem christlichen Leben ferne gestanden. Das Bedürfniß nach religiöser Ueberzeugung ist vorhanden. Es gehörte zu den großen Verirrungen einer nun überwundenen Zeit, daß das Dogma beinahe gänzlich von der Kanzel verdrängt wurde. Doch kann man auch hier einseitig werden; denn das bloße Dogmatisiren ist ebenso fehlerhaft, als

das bloße Moralisiren. Der sel. Thomas von Kempis sagt: „Die Dogmen sollen als Leitsterne aufgestellt, und durch diese die Wege erleuchtet und gezeigt werden, wie man Friede hier und Seligkeit jenseits suchen solle und finden könne". (I. 1.) — Durch einseitige Befassung mit dogmatischen Gegenständen erstickt das gemüthliche Element — die Beredsamkeit des Herzens. Eine Predigt ist weder eine theologische Vorlesung, noch eine philosophische Abhandlung. — Polemische Predigten sind höchstens angezeigt bei etwa auftauchenden Häresien, die den Glauben gefährden. So polemisirten die Kirchenväter gegen die Irrthümer ihrer Zeit. So hatte der sel. P. Holzapfel Recht, wenn er im J. 1848 eine Predigt wider den damals zu Wien sich ausbreitenden Deutschkatholizismus hielt; er prüfte den Namen, die Lehren, die Verheißungen und die Wirkungen der neuen Religion, und fand darin nur Betrug, Lüge, Blendwerk und Fluch. An der Schönheit und Erhabenheit der christlichen Wahrheit zerschmilzt jedweder Irrthum. Möchte dieser Wink besonders in paritätischen Gemeinden beachtet werden! Wo keine Veranlassung zur Polemik ist, meide man sie. Die groben Controverspredigten riefen in Deutschland gegenseitige Erbitterung hervor, während zur selben Zeit der milde Franz v. Sales Tausende bekehrte. Als der Cardinal von Cheverus († 1836) noch Bischof von Boston war, wurde er einige Male von den Protestanten selbst gebeten, ihnen Vorträge zu halten.

Der Gedanke, daß Paulus nicht nur vor den Christen, sondern auch in den Synagogen predigte, bewog ihn, diese Einladung anzunehmen, und er wählte dann jedesmal einen dogmatischen Satz, den er aber mit großem Tacte behandelte. So predigte er einst über die Worte: „Dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut". Er führte hierüber folgende drei Punkte aus: 1.) Die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im Altarssakramente ist der Glaubenssatz, der im Evangelium auf das Allerklarste ausgesprochen ist; denn die menschliche Sprache hat keinen deutlicheren Ausdruck als den obigen, um etwas auszusprechen; 2.) diese Gegenwart ist Gottes durchaus würdig; denn sie ist das rührendste Geheimniß der Liebe Gottes, und nichts ist Gottes würdiger, als seine Liebe zu den Menschen bis in's Unerfaßliche gehen zu lassen; 3.) der sittlichste Glaubenssatz; denn nichts zeigt dem Menschen mehr, in welch' hoher Heiligkeit er sich an Leib und Seele bewahren solle, als ein Geheimniß, durch welches er sich als den lebendigen Tempel Gottes erkennt. Diese Art, die katholische Glaubenslehre darzustellen, machte einen solchen Eindruck auf die Andersgläubigen, daß man sie beim Herausgehen aus der Predigt zu einander sagen hörte: „Wir hätten nicht gedacht, daß die Katholiken so starke Gründe für ihren Glauben hätten". (Schleininger, Predigtamt. S. 629.) — Dagegen ist der Protestantismus vom Hause aus mehr streitsüchtig, wie man dies alljährlich bei dem Reformations-

feste erleben kann. Der Katholizismus liebt — im Vertrauen auf seinen Felsenbau — den Frieden, und es ist daher entsprechender, vor dem allerheiligsten Leibe und Blute Jesu Christi mehr im Gebete seiner irrenden Brüder zu gedenken.

3.

Moralpredigten werden stets die allerwichtigsten Gegenstände des Predigers bilden, da ja die Heiligung des Menschen und somit Werke der Gerechtigkeit Bedingung des ewigen Lebens sind; doch sind Sittenlehren stets auf den Glauben zu stellen. Es genügt nicht zu sagen, was der Zuhörer thun soll; er soll einsehen, daß er es thun muß. Das Sittengesetz ist ja der Wille Gottes. Justus ex fide. Nur so ist es möglich, die Sünder zu erschüttern und Alle ohne Unterschied zu treffen; denn sonst sagen sie: „Der Prediger hat gut reden, er muß zanken, Alles ist nur eine Erfindung der Pf . . . . ." — Wer heutzutage nichts Anderes weiß, als den Leuten moralische Verpflichtungen vorzuhalten, wird sein Wort in den Wind säen. Sogar Napoleon sagte: „Moral ohne Dogma kommt mir vor wie eine Justiz ohne Tribunal". Die Moral darf jedoch nicht einseitig behandelt und verwässert werden, wie dies in der josephinischen Periode nur zu oft der Fall war, wo viele Moralpredigten, obwohl man sie die „reine Lehre Jesu" (!) nannte, mit-

unter den Geist schaler Sentimentalität und krankhafter Philantropie athmeten. — In neuerer Zeit hat sich Manches gebessert. Doch scheint man jetzt zu sehr in scharfe Geißelungen der Sünden und Fehler der Gläubigen den Werth der Predigt zu setzen und ihre Wirksamkeit darnach bemessen zu wollen. Dieß ist ebenfalls einseitig; denn wenn der Erfolg auch manchmal drastisch sein mag, nachhaltig wird er schwerlich sein — gleich dem Platzregen, der wohl viel Geräusch macht, aber nicht eindringt in den lechzenden Erdboden. Man sehe nur, wie liebenswürdig ein Thomas von Kempen, ein h. Franz von Sales, Fenelon, die Tugenden der christlichen Moral darstellen, so daß man nicht umhin kann, sich ihr zu weihen. Aus diesen Männern des Gebetes sprach die Gnade, der wahre Geist Jesu Christi. Die Rüge darf nicht abstoßen. „Sünder gewinnt man nur durch Sanftmuth und Nachsicht mit ihren Schwächen, durch Mitleid mit ihrem geistlichen Elend“, sagt der h. Vincenz von Paul. Alle Uebertreibungen schaden, denn sie werden mit Unwillen zurückgewiesen. Noch schlimmer ist es, wenn derlei Donnerworte eine Predigt hindurch dauern oder gar durch einen ganzen Cyklus von Predigten. (Siehe „Geistlicher Sturmbock.“) — Daß der Moralprediger an sich selbst zuerst die Moral darstellen müsse, liegt in der Natur der Sache. Von einem frommen Prediger, den die Leute gerne hören, verträgt man den Tadel lieber. In der geschickten Verbindung der

Strenge und Milde besteht eben der homiletische Tact, von dem oben die Rede war.

4.

Die Aufgabe der Prediger ist um so schwieriger geworden, seitdem die Zahl der falschen Propheten mit jeder Stunde zu wachsen scheint, und eine leidenschaftliche Verblendung und Begriffsverwirrung selbst unter denen herrscht, deren Stirn das Taufwasser benetzte. Da ist es zeitgemäß zu predigen, wie allein das Christenthum im Stande ist die Welt zu beglücken, und aus den gegenwärtigen Irr- und Trübsalen zu erretten. So hörte ich einst (am 1. Adventsonntag 1848) zufällig eine Homilie des gegenwärtigen Tübingerprofessors Dr. Zukrigl, als er noch Cooperator in der Leopoldstadt zu Wien war, worin er bewies, daß Christus gekommen und keine bessere Religion zu erwarten sei; denn a) Jesus lehrte für Alle (auch für das Volk) und gab b) die Kraft seine Lehre zu befolgen (Gnade); allen Bedürfnissen ist dadurch abgeholfen. Daher rc. — Das war zeitgemäß. — Heutzutage ist überdieß noch nothwendig, die Angriffe der Naturwissenschaften auf das positive Christenthum dadurch unschädlich zu machen, und die Uebereinstimmung der positiven Kirchenlehre mit den Resultaten der Forschungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Natur und Geschichte nachzuweisen. — Hand in Hand mit dem religiösen Indifferentismus

und der Glaubenslosigkeit geht in unserer Zeit überdieß ein grober Materialismus, der dem Menschen irdischen Besitz und Genuß als dessen höchste Güter erscheinen läßt und anstreben lehrt, endlich eine großartige sittliche Verwilderung bei einseitiger Verstandes-Cultur, sowie eine hoffärtige Auflehnung gegen jede von Gott eingesetzte Autorität. Da ist eine durchgreifende sittliche Reform nothwendig, welche vorzüglich durch die Wirksamkeit der Kirche als gottgesendete Bußpredigerin bedingt ist. — Will aber der Seelsorger auf eine erfolgreiche Weise auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde einwirken, so muß er auf der Höhe der wahren Bildung stehen, um als christlicher Apologet den aufgeblasenen Vielwissern zu imponiren, indem er ihnen den Beweis liefert, daß die christliche Glaubenslehre nicht nur nichts enthalte, was den Aussprüchen der menschlichen Vernunft widerspreche, sondern daß vielmehr die tiefsinnigsten Forschungen des menschlichen Geistes Zeugniß für die Wahrheit und Göttlichkeit des positiven Christenthums ablegen. — Auf solche Weise haben ausgezeichnete katholische Kanzelredner den modernen Unglauben mit seinen eignen Waffen bekämpft, den Glauben bekräftigt und die ethische Reform ihrer Zeitgenossen anzubahnen gesucht; denn ohne religiöse Ueberzeugung ist eine durchgreifende sittliche Umkehr zum Bessern oder ein christlich gerechter Wandel eine reine Unmöglichkeit. — Es wäre aber eine Verkennung, derlei Pre-

digten dort zu halten, wo das Auditorium nicht dazu qualifizirt ist. Als man einst den h. Chrysostomus aufforderte, gegen die Heiden zu predigen, antwortete er: „Ich werde es thun, sobald keine Christen mehr zu bekehren sind". — Und als im Jahre 1849 ein junger Prediger einem Bischof einen Band Zeitpredigten über „Freiheit und Gleichheit" verehrte, lobte zwar dieser die gute Absicht, fügte aber warnend hinzu: „Wir predigen oft über solche Leute, die nicht in der Kirche sind".

5.

Liturgische Predigten hört das Volk ungemein gerne. Mit welchem Interesse lauschen sie z. B. der Erklärung der Ceremonien der h. Messe, der Charwoche, der Kirchweihe u. dgl. Ist ja doch die Liturgie der sichtbare Ausdruck des unsichtbaren Inhaltes unseres Glaubens und seiner Früchte! In der Liturgie entschleiert sich gewissermaßen der erhabene Sinn der h. Geheimnisse des Christenthums, und findet die Andacht eine stärkende Nahrung. Gewiß würden viele Christen in der Kirche sich nicht so langweilen und zerstreuen, wenn ihnen die hehre Bedeutung des Gottesdienstes aufgeschlossen und ergreifend an's Herz gelegt würde; ihre Liebe zur Kirche und zu ihrem h. Glauben würde um so wärmer und freudiger werden, je mehr sie die Entfaltung des inneren Lebens der Kirche kennen lernten. Die Vernachlässigung der litur-

gischen Seite der Religion ist unstreitig ein Merkmal einer unkatholischen Richtung. Es ist jedoch nicht genug die Bedeutung des h. Ritus hervorzuheben, sondern es ist auch zu zeigen, was er wirke und in uns wirken solle. Ich hörte einst eine Predigt an den Bitttagen, in welcher die Procession mit ihren Gebeten, mit ihrer Ordnung und Eigenthümlichkeit besprochen wurde. Derlei Predigten sind geradezu unvergeßlich. — Auch die frommen christlichen Gebräuche, welche mit der Liturgie des Kirchenjahres mehr oder weniger in Verbindung stehen, sollten öfter behandelt werden. Prälat Scheiner schrieb darüber einen schönen Aufsatz in der Oesterreich. Zeitschrift für katholische Theologie. 1. Heft. 1851.

6.

Geschichtliche Vorträge haben nicht nur den Vortheil des Faßlichen, Anziehenden und Spannenden, sondern gewähren auch eine großartige, erhebende Anschauung der Religion und stellen dieselbe als göttliche Thatsache dar, gegenüber dem frivolen Wort des Unglaubens, daß sie Menschenerfindung sei; z. B. die Wege der göttlichen Vorsehung in der Führung des Volkes Gottes und der einzelnen Gerechten; der Zusammenhang der christl. Religion mit der geoffenbarten der ältesten Zeit des Menschengeschlechtes; das Leben Jesu Christi, die Gründung und Ausbreitung der h. Kirche u. dgl. — Zugleich bilden sie eine vor-

treffliche Vorschule zu dogmatischen Vorträgen, und geben Gelegenheit und Stoff zu den schönsten moralischen Anwendungen. — In solch großartiger Weltanschauung ergehen sich — als wahre Musterbilder in dieser Richtung — die meisten Hirtenschreiben Sr. Eminenz des Hochw. Herrn Cardinal Fürst-Erzbischofes von Wien, J. Othmar v. Rauscher. Thätig greift er mit geistiger Hand in die Geschicke Oesterreichs ein, tadelnd, warnend, ermuthigend, kräftigend, tröstend, je nachdem die Zeitläufte angethan sind, und Gottes Verhängnisse oder Zulassungen den Hirten auffordern, die Stimme zu erheben. Vgl. „Gefahr und Rettung", Hirtenschreiben, erlassen zu Wien am Feste des h. Namens Mariä, 9. Sept. 1866. Dieses Fest ist nämlich ein immerwährendes Denkmal eines Sieges, der Wien und Oesterreich der brutalen Gewalt der Türken gegenüber rettete. Der Autor pointirt die Verbindung des Festes mit der Gegenwart, nämlich dem abgeschlossenen traurigen Frieden Oesterreichs mit Preußen, und macht die Anwendung, wie Jeder an seinem Orte handeln solle, wobei die wunden Stellen des öffentlichen und Privatlebens geistreich besprochen werden; Alles zugleich mit einer schonenden Klugheit, die an Salomon III. Buch der Könige 8, 28 ff. erinnert. — In dem Hirtenschreiben „Der Staat ohne Gott" zeigt er das Gottlose und Widersinnige der Grundsätze, kraft derer die Losreißung des Staates von der Religion gefordert wird.

7.

Was die Festpredigten betrifft, so erwartet das Volk, in den jedesmaligen Inhalt des Festes eingeweiht zu werden — wird aber oft enttäuscht. Solch eine Enttäuschung schmeckt wie eine bittere Medizin; z. B. am Pfingstfeste eine Predigt über die böse Gewohnheit. Jedes Fest hat seinen dogmatischen Charakter, aus welchem der Prediger ein moralisches Hauptmoment deduziren soll. — Die Festtage der Heiligen geben Veranlassung zu Heiligenpredigten d. i. Lobreden, welche zur Verehrung und Nachahmung der Heiligen Gottes aufmuntern. Um eine seelenvolle Predigt über einen Heiligen zu halten, muß der Prediger sich selbst für den Heiligen begeistern, und dessen Charakter in ausgewählten großen Einzelzügen als Redner (nicht als Chronist oder Biograph) schildern. Sie sind ein dankbares Feld, das zu wenig benützt wird; zugleich haben sie einen poetischen Beigeschmack; denn in der katholischen Verehrung der Heiligen spricht sich die dankbare und enthusiastische Anerkennung ihrer Verdienste, wie der Glaube an Unsterblichkeit und Auferstehung aus. Durch sie wird der Himmel eine bekannte Heimath. Eine Heiligenpredigt aber, die auf alle Heiligenfeste taugt, taugt überhaupt nicht viel. Gemeinplätze sind ebenso zu vermeiden, wie Uebertreibungen und rhetorische Floskeln. Der sel. P. Holzapfel hielt eine treffliche Predigt

betitelt: „Mein Gott und mein Alles“, in welcher er diesen Spruch des h. Franz von Assisi auslegte, indem er zeigte, wie Gott all sein Besitz, all seine Freude, all seine Liebe, all sein Lohn war. Man bekam durch die Predigt ein ganz zutreffendes Bild des seraphischen Heiligen, das man nicht nur bewunderte, sondern nachzuahmen sich bemühte. Exempla trahunt. — Der sel. Dr. Ehrlich predigte einst als Gast am Allerheiligenfeste in einer einfachen Landkirche, und empfahl am Schlusse seiner Predigt das Lesen der Lebensgeschichten der Heiligen in folgender originellen Weise: „Es ist am heutigen Tage der Brauch, daß die Kunden von dem Bäcker, bei dem sie das Brod nehmen, einen sogenannten Heiligen-Stritzel erhalten. Nun habe ich euch auch seit mehreren Jahren das Brod des Himmels gebrochen, das Wort Gottes, das Evangelium Christi verkündet; es ist also billig, daß ich euch auch einen Heiligen-Stritzel gebe; das thue ich denn auch, indem ich euren Kirchenvätern dieses Legendenbuch der Heiligen übergebe, von denen es jeder ausleihen kann, der eine solche Lektüre sucht. Es ist ein Heiligen-Stritzel, an dem ihr und eure Kinder lange Jahre zu essen haben könnet, und Gott lasse es euren und ihren Seelen wohl bekommen zum ewigen Leben“. — Lobreden auf Maria sollen nicht blos Moralreden sein, sondern großartige Gemälde ihres Charakters und ihrer Bestimmung von der Geburt bis zum Tode; ihrer

hohen Begnadigung und demuthsvollen Erniedrigung und ihres Verhältnisses zu Christus und uns. Das ist allerdings nicht so leicht; selbst Massillon verzweifelte an einer Lobrede auf Maria. Das Magnificat gäbe dazu vielleicht den reichsten und passendsten Stoff. Bischof Rudigier von Linz hielt gelegentlich der Verkündigung des Dogma von der unbefleckten Empfängniß eine Predigt, in welcher er die Person Mariens schilderte: 1. sie ist Mensch und nur Mensch; 2. sie ist eine Erlösete Jesu Christi, nicht unsere Erlöserin oder auch nur Miterlöserin; 3. sie ist Mutter Gottes; 4. sie ist eine jungfräuliche Mutter; 5. sie hat in ihrem ganzen Leben keine Sünde begangen; 6. sie ist auch ohne Mackel der Erbsünde empfangen worden. — Gute Marienpredigten werden stets gerne gehört, und wenn sie gedruckt sind, fleißig gekauft, eben weil das Bedürfniß darnach groß ist.

8.

Christenlehren für Klein und Groß passend eingerichtet — erweisen sich als sehr nützlich. Es läßt sich darin oft mehr an den Mann bringen, als in Predigten. Ich kenne einen hochgestellten Dechant und Pfarrer, der es sich nicht nehmen ließ, die Christenlehren selbst zu halten; bald hatte er eine Masse Zuhörer. In Wien wurden die Nachmittagschristenlehren, die Niemand besuchte, in Abendpredigten verwandelt, und jetzt sind die Kirchen voll. Freilich

machte Einer die Bemerkung: „Abends könne man nicht predigen, weil es finster sei;" aber der war entweder eitel oder ein Zopf. — Christenlehren im Schimmer einer hohen Diction sind die sogenannten Conferenzen; denn was sind sie anders als gründliche Katechesen vor einem gebildeten Auditorium? — Derlei freie Religionsvorträge sind in Städten zur Winterszeit in geeigneten Stunden sehr wünschenswerth; nur müßten sie von Personen gehalten werden, die in Ansehen stehen und deren Wort sich durch Gründlichkeit, Klarheit, Menschenkenntniß, Geist und Geschmack, sowie durch Milde und Ruhe auszeichnet. Solche Reden wirken oft wie ein electrisches Licht; denn gerade die Gebildeten haben die wissenschaftlichen Beweise für die katholische Wahrheit nie so darstellen gehört. Frayssinous, Lacordaire, Ventura, Ravignan, P. Felix, P. Roh, P. Haßlacher, Wiseman, Veith ꝛc. haben sich glänzend darin versucht. In einer Stadt am Rheine wurden folgende Themata besprochen: „Religion, Dasein Gottes, Zweck des Menschen, Unsterblichkeit, Mosaische Kosmogenie, Einheit des Menschengeschlechtes, Ursprung des Bösen, Nothwendigkeit der Offenbarung, Messias, Erlösungswerk, Unfehlbarkeit der Kirche, Nothwendigkeit des Glaubens an die Kirche, Eucharistie, Beicht, Marienverehrung, Religion Sache des Mannes. — Man hat es auch versucht, derlei Conferenzen mit einer großartigen Retraite zu schließen — mit gutem Erfolge. Fast ist

dies das einzige Mittel, um der jetzigen gebildeten Männerwelt religiös beizukommen.

9.

Fastenpredigten sind besonders durch die Stimmung des Volkes und die ernste liturgische Zeit begünstigt. Der Zweck derselben ist, auf eine würdige Ostercommunion vorzubereiten. Man wählt ein Hauptthema, setzt es aber in Verbindung mit dem Leiden Christi. Die Werke E. Veith's sind hierin unerschöpfliche Fundgruben. — In Italien pflegt man Fastenprediger eigens zu verschreiben, die sich durch das ganze Jahr darauf vorbereiten können — sie müssen täglich (Samstag ausgenommen) predigen. — Die Persönlichkeit des Predigers ist nicht gleichgiltig dabei. So wird von einem französischen Prediger erzählt, der wegen seiner außergewöhnlichen Rednergabe immer eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft auch aus höheren Kreisen hatte. Einst hatte er sein Auditorium beinahe eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit warten lassen; endlich betrat er, sichtbar angegriffen, die Kanzel, um nachstehenden improvisirten Vortrag an die sichtlich ungeduldig gewordene Menge zu halten. (Es muß bemerkt werden, daß der Prediger unmittelbar vor der Predigt Zeuge einer höchst erschütternden Familienscene am Krankenbette eines braven, aber verarmten protestantischen Künstlers gewesen war.) Nachdem er dem Auditorium das Thema seiner Fasten-

Predigten angekündigt hatte, fuhr er fort: „Aber, sagt Ihr, wir erwarten das Brot des Wortes Gottes mit soviel Ungeduld. Warum wurde unser Eifer so auf die Probe gestellt? Gott führte mir eben eine Familie entgegen, welche das Brot der Mildthätigkeit erwartete; ein Kind, das neben seinem sterbenden Vater fast verhungerte; eine Mutter, die so unglücklich ist, daß sie an der göttlichen Vorsehung zweifeln wollte. Und aus eitler Achtung vor den Leuten hätte ich, ein Priester des Heilandes, mich von so großem Leide abwenden, und denen, die hungerten, nicht zu essen geben, die Trauernden nicht trösten sollen? Dieß sollte ich thun, um Euern Stolz nicht zu verletzen, Eure Ungeduld zu schonen? Fallt nieder auf Eure Kniee, Ihr Alle, und betet zu Gott um Verzeihung; Ihr schuldbeladenen Reichen, die Gott in seinem Zorne am Tage des letzten Gerichtes vielleicht hungrig vom Tische des Heiles weisen wird, o lasset doch auf Lazarus die Brocken Eures Mahles fallen, damit sich eine Stimme zu Euren Gunsten erhebe, wenn die Posaune des Rache-Engels in das Weltall den schrecklichen Ruf: das letzte Gericht, das letzte Gericht! verbreiten wird, vor dem die Todten erwachen, und die Schuldigen erbeben werden. — Wer von Euch wird es wagen, die Augen zu dem Vater und zu dem Sohne zu erheben, der zu Seiner Rechten sitzen wird? Wer von Euch wird antworten, wenn eine unbestechliche Stimme fragt: „Wo sind Eure guten Werke?“ Da werden

sich die Klagen, die Ihr nicht gestillt, die Schmerzen, die Ihr nicht gelindert, ob es gleich mit Eurem Ueberflusse geschehen konnte, um Euch erheben und rufen: „Wehe! Wehe!“ Dieser Ruf wird Euch folgen bis in die Hölle, wo der schlechte Reiche jammert. Er wird Eure Strafe sein auf ewig. — Beeilt Euch also, Eure Seelen zu retten, so lange es noch Zeit ist“ u. s. w. Er predigte kaum eine Viertelstunde, aber die Erschütterung war groß. — Es ist eine große Gnade, Fastenpredigten halten zu dürfen, und ein unverantwortlicher Leichtsinn, sie nicht zum Heile der Seelen nach Kräften zu verwerthen.

Zehntes Kapitel.

Casualpredigten.

1.

Casualreden sind äußerst mannigfaltig. Sollen sie wirksam sein, so muß der Redner das, was in der gegebenen Veranlassung für ihn vortheilhaft liegt, benützen, und auf ungezwungene Weise mit einer höheren Idee in Verbindung setzen. Das gibt der Rede Kraft und Würde. Die Casualrede soll ferner so eigenthümlich als möglich, gewissermaßen wie unmittelbar inspirirt sein; besonders sind feine Anspielungen von sehr glücklicher Wirkung. — Solche Predigten bleiben dem Volke unvergeßlich. So erklärte z. B. ein Prediger bei einer Primizpredigt den Primizkranz. Als er nach Jahren in dieselbe Gegend kam, wurde noch von dieser Predigt gesprochen, als wäre sie erst vor Kurzem gehalten worden.

2.

Kurze gelegentliche Ermahnungsreden (Paränesen) können an Gemeinden und an Einzelne gehalten

werden. Man ist dabei an keine Regeln gebunden, sondern sagt einfach, innig und kräftig, was man eben zu sagen hat, und sieht nur auf ein Ganzes. Sie haben oft mehr Wirkung als Predigten. Am häufigsten kommen sie bei Einweihungen, bei Wallfahrts- und Jubiläums-Prozessionen und bei Spendung der Sacramente vor. — So erklärte z. B. ein Geistlicher bei einer Haustaufe, wo das erste Kind glücklicher Eheleute im Beisein vieler Verwandten (darunter einige Aufgeklärte) getauft wurde, nachdem er mit einigen Worten das Glück der Familie besprochen hatte, die bei der Taufe vorkommenden Ceremonien. Die Folge davon war, daß Alle andächtig der h. Taufe beiwohnten. — Ein Priester copulirte einen Jugendfreund und sprach vor Ausspendung des Sacramentes von der Opferwilligkeit und Opferliebe in der Ehe. — Ein Pfarrer hielt die erste Kinder-Communion, und beantwortete die Frage: „Wie gehen die Neucommunicanten ihrem Heilande entgegen?" mit folgenden Puncten: 1) Mit einem Rosenkranze, 2) mit schönen Blumen, 3) mit weißem oder neuem Kleide, 4) mit einer brennenden Kerze. — In einer Stadt an der Donau wurde auf dem Thurm ein neues Kreuz aufgesetzt. Der Pontificant erörterte die drei Puncte: 1) Das h. Kreuz ward einst erhöht auf Calvaria, 2) es wird heute erhöht auf dem Thurme dieses h. Gotteshauses, 3) es soll allezeit erhöhet sein in unseren Herzen. — Als einst das Kreuz auf dem

Gipfel eines Berges eingeweiht wurde, zeigte der Priester, wie das Kreuz da oben weithin die Wahrheit predige: In Christo salus. Ein Blick auf das Kreuz oben lehre uns Frieden und Eintracht (in einer parität. Gemeinde), Geduld und Ergebung, Standhaftigkeit bei Versuchungen, Trost in Leiden und Trübsalen; das Kreuz auf dem Berge sei eine Art Golgatha, das uns auf die himmlische Heimath weist; der Heiland breite seine Arme aus — o lassen wir uns umfassen. Die Anrede machte allgemein einen sehr guten Eindruck, und es wird noch oft davon gesprochen. — Bei Einweihungsreden kann der Priester vorübergehend jener Personen ehrenvoll gedenken, die sich um ein frommes Werk besonders verdient gemacht haben, er kann ihnen Worte des Dankes weihen, oder Glück wünschen, er kann seine Hoffnungen aussprechen und mit einem herzlichen Gebete für das Wohl der Gründer eines guten Werkes, für dessen glücklichen Fortbestand schließen; z. B. „Gedenket heute im frommen Gebete aller Wohlthäter dieses Gotteshauses, insbesondere dessen, der vor Kurzem noch Euer Seelenhirt gewesen" ꝛc. — Die Kirche hält solche faßliche und vertrauliche Anreden hoch, wie aus mehreren Stellen des Rituale Romanum erhellet. Wenn man allenfalls in die Lage kommt derlei Anreden zu halten, so sagt einem in der Regel keine von den gedruckten zu, sondern man sieht sich gezwungen, selbst zu arbeiten — und das ist wohl auch das Rathsamste.

3.

Troſtreden werden zu halten ſein, wenn die Gemeinde von irgend einem ſchweren Unglücke heimgeſucht iſt. Der Prediger muß bei ſolchen Anläſſen die Heimſuchung Gottes als Segen darſtellen. Wenn alle Leute über das Unglück ſprechen und gegen Gottes Vorſehung murren, wie könnte der Seelſorger ſchweigen? Iſt es nicht ſeine heilige Aufgabe, Gottes Vorſehung anbeten zu lernen, ob ſie lohne oder ſtrafe? — Als irgendwo die Cholera ausgebrochen war, predigte Jemand über die Urſachen der Cholera, nämlich Glaube ohne Werke, Unwiſſenheit, Feiertagsentheiligung, unwürdige Communion, und zeigte ſchließlich, daß unſere Sünden gewiſſermaßen Gott zur Strafe nöthigen. Man erkannte die Wahrheit dieſer Worte, und ſie fielen auf gutes Erdreich. — In einer Stadt war eine Feuersbrunſt ausgebrochen. Die Noth war groß. Da predigte der Geiſtliche über das Unglück der Stadt und erzählte aus den Pfarr-Gedenkbüchern, wie die Stadt aus noch größerem Elend ſich ſtets zu neuer Blüthe erſchwungen habe. Das ermuthigte, tröſtete und half zugleich. — Zu den Troſtreden gehören auch die Grabreden, in welchen der Prieſter ſeine eigenen frommen Empfindungen und heilſame Worte der Ermahnung und des Troſtes ausſpricht. Das offene Grab und die ernſte Stimmung des Volkes begünſtigen derlei Reden. Die Proteſtanten halten

solche für gewöhnlich bei jeder Leiche; die Katholiken nur bei außergewöhnlichen Fällen, wenn nämlich die außerordentlichen Verhältnisse dazu Anlaß geben. Es nöthigt einem da das Wort gewissermaßen ab. Redet der Priester nicht in solchen Fällen, so eignen sich die Laien das Recht an, Grabreden zu halten, wie dies schon öfter vorgekommen und wohl nicht zu billigen ist. Wollen wir uns dieses Privilegium auch noch rauben lassen? — Es war eine Pulverexplosion, eine Tunnelverschüttung, ein Eisenbahnmalheur — Viele gingen zu Grunde — verdienen sie gar keinen Nachruf? — Ein Primiziant, eine Braut starb — zwei adelige Jünglinge ertranken — ein braves Schulkind verunglückte — bei einer Tanzunterhaltung kam es zu Schlägereien, in Folge deren Mehrere am Platze blieben u. s. w., sollte man darüber gar nichts Besonderes zu sprechen finden? — Als der edle Baron Thénard 1857 zu Paris starb, sprach der Pfarrer von S. Sulpice einige Worte gelegentlich der Leichenfeier, in welcher er die hohen Geistesgaben und edlen Leistungen des berühmten Hingeschiedenen hervorhob, indem er einzelne Züge aus dessen Leben anführte; z. B. „jeden Sonntag sah man ihn, Aug' und Herz auf sein Gebetbuch geheftet, inmitten der gläubigen Gemeinde dem Gottesdienste beiwohnen; er war keiner von Denen, die da sprechen: „Ich werde auf meinem Todtenbette beichten" . . . und wahrhaftig, es hat ihm zum Heile gereicht. Hätte er sich den gangbaren

Ansichten der Welt angeschlossen, wie sehr hätte er sich getäuscht; denn der Tod hat ihn mit Einem Schlag getroffen, ohne daß er dem Priester gegenüber, der an sein Lager eilte, ein Wort aussprechen konnte. Dank seiner christlichen Klugheit jedoch war er todesbereit; wenige Tage nur vor dem verhängnißvollen Schlag hatte er neuerdings in voller Gesundheit, demüthig wie der unbedeutendste Gläubige sein Gewissen in dem Bußgerichte gereinigt. Das, meine Herren, sind Thatsachen, die ich gerne laut ausrufen möchte, damit sie dem Hingeschiedenen zum Ruhme, den Ueberlebenden zur Lehre, und denen, die ihn liebten, zum Unterpfand seines ewigen Glückes gereichen mögen". Solche Worte sind mehr werth, als ein marmorner Grabstein; sie ehren den Todten und nützen den Lebenden. — Noch ein Fall möge erwähnt werden. Ein liebenswürdiges Mädchen starb in einem Institute. Der Katechet, welcher ihr im Sterben beistand, sprach nach dem Leichenbegängniß an die im Schmerz über den Verlust der lieben Freundin aufgelösten Institutsfräulein, einige Worte des Trostes und der Mahnung. Nach vielen Jahren wurde noch von dieser Rede gesprochen. — Zu viele Grabreden würden aber den Eindruck abstumpfen, und den Seelsorger manchen Verlegenheiten aussetzen. Bei vielen Begräbnissen ist Schweigen die beste Grabrede. — Verschieden von den Grabreden sind die feierlichen T r a u e r r e d e n, denen die Kanzel angewiesen ist. Solche Lobreden auf hohe

Verstorbene sollen deren (religiöse) Verdienste würdigen, aber nie in Schmeichelei ausarten. Der Form nach muß die Trauerrede vollendet sein; sie ist schlecht, wenn sie nicht vortrefflich ist. Die Franzosen, welche derlei Reden „une mélange du sacré et du profane“ nennen, besitzen darin eine wahre Meisterschaft. Als der bekannte römische General Lamoriciére starb, hielt der berühmte Bischof Dupanloup eine Leichenrede, welche ihren Höhepunct am Schlusse erreichte, wo er sprach: „Man sagt, die Welt werde durch Genie's geleitet; ich behaupte, daß sie durch Helden gerettet wird, und namentlich durch solche, deren Heroismus der Glaube erhöht. Der Glaube ist ein Feuer, welches die Seele umwandelt. Er senkt sich auf die Häupter der Frauen, der Männer und der Kinder hernieder, und macht aus ihnen Märtyrer, Apostel und Engel der christlichen Nächstenliebe. Er senkt sich in ein Soldatenherz, er schmilzt sein Erz, und vermag es den Marschallsstab von Frankreich mit dem Kruzifix zu vertauschen. Er senkt sich auch, ich fühle es, auf die erkaltenden Lippen des alten Mannes nieder, und entlockt ihnen noch Flammenworte. Er senkt sich in diesem Augenblicke auf eine Wittwe, auf Töchter, auf eine Mutter nieder und erfüllt sie mit Ruhm, Ergebung und Hoffnung. Er senkt sich auch auf Sie hernieder, meine Herren, und entreißt Sie einen Augenblick den Geschäften, dem Lärm der Welt, der Erde. Er badet ihre Augen in Thränen,

er erhebt sie in das reine Licht der für Gott vollbrachten Handlungen. Ich bitte Sie, diesem großen Manne nach seinem Tode einen letzten Sieg zu gewähren; ich bitte Sie, sich durch sein Beispiel besiegen zu lassen. Er ist nicht mehr da, nichts mehr ist übrig von ihm als sein Name, und auch meine Stimme wird bald verhallt sein. Aber wenn dieser Krieger die Menschenfurcht, die Weichlichkeit, den Neid, den Unglauben in Ihnen überwindet, wenn er Sie lehrt, die Ehre und das Kreuz zu lieben, so wird das sein schönster Sieg sein, und ich bitte Sie darum. Schwören wir, ihn nachzuahmen, ehe wir ihm nachfolgen. Mein Gott, erwecke an diesem Grabe für unser Land Soldaten, Bürger und Christen, würdig dessen, den unser Bedauern und unsere Achtung bis an die Schwelle Deiner ewigen Seligkeit begleiten".

4.

Strafpredigten sind bei vielen Geistlichen sehr beliebt — eine Folge des zu einseitigen Moralisirens. Man gewöhnt das „Greinen", und bringt es nach und nach zu einer Art improvisirten Virtuosität. Bekannt ist die Geschichte von einem Pfarrer, der während eines Versehganges den Besuch seines Bischofs erhielt. Der Pfarrer hatte eben seine Predigt für den nächsten Sonntag geschrieben — Alles in Ordnung; die letzten Worte des Conceptes lauteten: „Hier wird geschimpft". (Das Schimpfen schrieb

er sich nicht mehr, das ging von selbst). Der Bischof aber strich diese Worte aus und setzte dafür hin: „Hier wird weiter studiert". — Oft sind die Strafpredigten auch eine Folge der bösen Laune, des gekränkten Stolzes, der Ungeduld, der Zuträgereien und Aufhetzereien. — Die Folge derselben ist in der Regel: Widerwille, Indolenz und Verstocktheit, abgesehen davon, daß die Gemeinde in Verruf kommt, und der Prediger selbst sich mitunter lächerlich macht. Mit „Blut und Eisen" mag man Länder annectiren, aber nicht Seelen bekehren. — So sehr P. Abraham a S. Clara die Wahrheit sagte, so sehr mißbilligte er die abstoßende Härte und Strenge auf der Kanzel, und die hochmüthige Art mancher Prediger, die nur Verletzendes und Erbitterndes von der Kanzel herab zu sagen wissen. Er bemerkt: „Manches Redners Mund ist mehr ein Wespennest, als ein Bienenhaus, daraus anstatt des Honigs öfters Gift und Galle hervorfließt, und ein ganzer Schwarm Wespen und Hornissen den Zuhörern um die Ohren also herumsummen und brummen, daß man besorgen sollte, sie dürften ihnen in die Augen nisteln wollen, wie die Schwalben in Tobias Schlafgemach. Dergleichen die alten und jungen Kater und Ketzer, und andere stachlichte, spitzige und scharfe Scheer-Messer-Zungen-Krämer geistlichen und weltlichen Standes gewohnt waren und noch sind". — Es ist also kein großer Ruhm so zu predigen, daß die Leute zittern. Fahre so fort und

die Leute werden über Jahr und Tag dabei prächtig schlafen, wie die Hammerschmiede neben dem Amboß. Es ist auch keine beneidenswerthe Kunst, Jemand „herabzuputzen". — „Wessen Sohn ist er?" fragte Jemand, als ein junger Cooperator etwas zu derb in's Zeug ging. — „Eines Hauers". — „Ah darum ist er so grob", fügte er zu seinem besseren Verständniß hinzu. Manche Prediger scheinen aus demselben Predigermagazin zu schöpfen, wie einst M. Luther, der sich einmal äußerte: „Wenn ich wohl predigen will, muß ich zornig sein".

5.

Alles hat seine Zeit. Wenn man immer über die Donner Gottes predigt, wo bleibt das liebe Kindlein in der Krippe? Wer wird alle Speisen mit Essig und Oel zubereiten? Eine starke Lunge bekehrt nicht — man erschrickt und weiß nicht warum? — Es gibt einen Eifer der erbaut, und einen Eifer der zerstört. Das ist nicht der wahre Seeleneifer, der mit rastlosem Ungestüm die Welt, resp. die anvertraute Gemeinde vom Grund aus zu verbessern sich anschickt, und wenn es ihm nicht alsbald gelingt, entmuthigt die Hände in den Schooß legt. — Ein alter Dekan hatte das Sprichwort: „Ich hab' immer mehr erwartet, als erzankt". Und in der That verhärtet auch nichts so sehr das Gemüth, als fortwährendes Poltern und „Penzen"; denn Niemand läßt sich fromm

zanken, sowie kaum etwas so mitleiderregend ist, als jahraus jahrein lamentiren und klagen, daß es — trotz aller angewendeten und verschwendeten (?) Mühe und Sorgfalt nicht besser werden wolle. Der h. Franz von Sales gebrauchte das gute Wortspiel: „La verité, qui n'est pas charitable, procède d'une charitè, qui n'est pas veritable". — Am leichtesten überstürzt sich der jugendliche Eifer. Man getröstet sich zwar dabei mit dem „opportune, importune", welches der Apostel seinem Jünger Timotheus an's Herz legt; allein man übersieht dabei die Worte, welche der Weltapostel noch in demselben Verse beifügt: „Obsecra, increpa in omni patientia et doctrina". (II. Tim. 4, 2.) So entartet oft der Eifer und mündet in Bitterkeit aus, welche die Seelsorge in vielfacher Hinsicht verleidet. Wohl kühlt die unbarmherzige Erfahrung nach und nach den Eifer ab; aber damit geht nicht selten auch die ideale Anschauung des Lebens verloren, und der Schwung der Seele erlahmet. Glücklich daher, wer durch fremde Erfahrungen klug wird, und sich bittere Enttäuschungen ersparet! — In einem Orte war an einem Quatembertage Ball. Der Holzsalon fing Feuer, und drei Personen starben an Brandwunden. — Bei einer Hochzeit entstand Rauferei und zwei Burschen wurden schwer verwundet weggetragen. In beiden Fällen waren Strafpredigten angezeigt. — In vielen Fällen aber sind Strafpredigten nicht angezeigt, wenn es auch

dazu gelüsten mag. Z. B. einem Pfarrer wurden Zwetschken im Garten gestohlen. Am nächsten Sonntag eiferte er dagegen — wie lächerlich! — Ein reisender Geistlicher raisonirte über die frechen Uebertreter des Fastengebotes in einer braven Gemeinde, wo Niemand es übertrat — wie überflüssig! — Ein Priester hielt die Gastpredigt an einem Ordensfeste und hieb gegen die Klosterleute los — wie tactlos! — Ein Anderer entsetzte sich über das Tanzen — es wurde doch getanzt. — Wieder ein Anderer besprach die Ereignisse der Woche öffentlich wie ein Zeitungsschreiber — wie unpassend! — Ein Provisor kanzelte das Weibervolk ab und schloß mit der Ankündigung: „Das nächste Mal bekommen's die Männer". Die Kirche war aber leer — o herrliche Frucht seiner Predigt!! — Ein strenger Kaplan begann seine erste Predigt auf der neuen Station mit dem Gruße: „Euch ist ein übler Ruf vorausgegangen, aber ihr seid noch schlechter als euer Ruf" — wie dumm! — In einer anderen Landkirche ereiferte sich der Prediger über den Luxus, und redete von frechen Buhldirnen mit auffallenden Kleidern, als eben zwei Kammerzofen aus dem nahen Schlosse in die Kirche rauschten. Alle Leute sahen auf die zu spät Gekommenen, welchen diese Apostrophe zu gelten schien. — In kleinen Orten wird man leicht persönlich. So schimpfte in einem Krähwinkel ein Pfarrer über die schuftigen Wirthe, die in den lichten Tag hinein tanzen lassen.

Das traf nur Einen in der Gemeinde, der sich bei Gericht darüber beklagte. — So fühlte sich irgendwo ein Verwalter getroffen, weil der Prediger den reichen Prasser einen „gnädigen Herrn" (so wurde jener allgemein titulirt) genannt hatte. — In ähnlicher Weise beklagten sich einst die Barbier- und Apothekergehilfen, weil der Prediger einmal den arglosen Ausdruck gebraucht hatte: „Solch miserable Subjecte". — Wenn schon Jemand übrigens strafpredigen muß, so nehme er sich ein maßgebendes Muster an den Reden des h. Chrysostomus „in statuas"; dort spricht nicht allein der Ernst, sondern auch Schmerz und Milde. Schmähen über seine Gemeinde ist nie ehrenvoll.

6.

Nicht unsere Kunst und Kraft bekehret die Menschen, sondern die Gnade Gottes, welche stark ist in den Schwachen (II. Cor. 12, 9). Dies zeigt sich klar aus folgender Erzählung eines Pfarrers, der über die vielen unehelichen Geburten in der Pfarre bitterböse war. „Ich predigte", sagte er, „gegen das Laster, forderte auf zur Buße und Bekehrung des Herzens, schilderte die zeitlichen und ewigen Folgen des Lebens in der Sünde, und sah oft die Leute darüber weinen; allein das war eine ganz schnell vorübergehende Rührung. Ich forderte auf zum fleißigen Empfang der heiligen Sacramente, und suchte in ihnen ein Verlangen nach der Seligkeit im Himmel, und nach dem

Frieden eines wahrhaft christlichen Lebens zu erwecken. Einige wenige schickten sich an, die Sache anders und ernster zu nehmen; im Allgemeinen aber galt die Meinung, der neue Pfarrer nehme die Sache zu strenge, er kenne sich in der Zeit nicht recht aus; es sei nun einmal nicht mehr, wie es früher gewesen und könne auch nicht mehr so werden. — In dieser Lage drohte mir selber die größte Gefahr, nämlich in eine Herbe und Bitterkeit des Geistes zu verfallen. Selbst auf der Kanzel wurde ich nicht selten bitter, insbesondere wenn ich gerade recht widerwärtige Leute in's Auge faßte. Das Allerschlimmste dabei aber war dieß, daß ich immer mein Vorgehen für das rechte hielt und meinte, man sollte mit mir Mitleid haben, daß ich zu Leuten gekommen, an denen ich so gar keine Freude haben konnte. — Nun nahte das Frohnleichnamsfest, an welchem die Statuen der Muttergottes und der h. Mutter Anna bei der feierlichen Procession von 12 Jungfrauen getragen werden sollten. Da sich so viele nicht im Dorfe vorfanden, so stritt man darüber, ob man Schülerinnen oder fremde Mägde dazu verwenden sollte. Da kam mir der Gedanke: „Du läßt diesmal die Statuen gar nicht herumtragen", und ich verkündete am Dreifaltigkeitssonntage Folgendes von der Kanzel: „Den Streit wegen des Tragens der Statuen der Mutter Gottes und der h. Anna muß ich auch noch beilegen. Ihr wißt Alle, welch' ein unheilvolles Jahr wir heuer gehabt haben.

Wir sollten darüber weinen und nicht streiten. Das große Verderben in der Gemeinde, der Verfall sittlicher Zucht unter den Töchtern der Gemeinde ist die Ursache, daß wir nicht mehr zwölf Jungfrauen finden, die die Mutter Gottes tragen und begleiten können. Das kann der Reinsten und Heiligsten aus Allen gewiß nicht wohlgefallen. Sie kann keine Freude an uns haben, bis wir unser Elend einsehen und beweinen. Das wollen wir aber. Und zum Zeichen, daß wir es einsehen, wie sehr wir gefehlt haben, wollen wir uns auch bei unserer festlichen Prozession die Freude versagen, die Mutter-Gottes-Statue mit herumzutragen. Wir wollen uns dieß recht zu Herzen nehmen und damit anfangen, Buße zu thun. Und wir wollen, so lange wir leben, an das böse Jahr denken, an dem wir die Mutter nicht zur Prozession mitnehmen durften, damit nie wieder der alte Leichtsinn überhand nehmen möge. Es ist also beschlossen, das Tragen der beiden Statuen unterbleibt heuer ganz, und dafür wollen wir bitten, die Mutter Gottes möge uns den rechten Bußgeist erflehen durch ihre mächtige Fürbitte". — Während ich diese Worte wahrscheinlich recht unbehilflich redete, entstand ein Weinen und Schluchzen, das ich gar nicht verstehen konnte. Nicht blos Mädchen und Weiber, sondern selbst Männer weinten in hellen Thränen. — Ich hatte nichts anderes beabsichtiget, als den Zwist zu beenden und zu verhüten, daß nicht eine neue Gewohnheit aufkomme.

Bis über's Jahr wurden vier Mädchen aus der Feiertagsschule entlassen; da war's wieder möglich, daß die Statuen in der bisher beobachteten Ordnung von erwachsenen Jungfrauen des Ortes getragen werden konnten. Daß ich des dießjährigen geistigen Elendes gedachte, war fast zufällig, und daß diese Erinnerung einen solchen Eindruck machen könnte, wäre mir nicht beigefallen. Der Eindruck war aber nicht blos ein augenblicklicher während des Aufenthaltes in der Kirche. Die alten Leute ermahnten die jüngern auf dem Kirchwege, sie sollten dieß recht zu Herzen nehmen, und doch darnach streben, daß es wieder anders werde; denn es sei, wie der Pfarrer gesagt habe, jetzt wirklich recht herzlich schlecht. So sei es nie gewesen. Immer habe man ehrsame Jungfrauen im Dorfe gehabt, welche die Statue der Mutter Gottes tragen konnten, und man habe noch die besten auswählen können. Die Eltern redeten darüber zu Hause mit ihren größeren Kindern, und machten ihnen ernsthafte Vorstellungen. Alles jammerte, was doch das für eine armselige Prozession abgeben werde; es wäre am gescheidtesten, man nehme die Todtenfahnen mit zur Prozession; denn es wäre die allgemeine Trauer groß genug, und man habe Ursache dazu. Noch an demselben Tage kam ein Hausvater um den andern zu mir, mich zu versichern, es werde jetzt gewiß wieder besser gehen. Man wolle auch von Gemeinde wegen die Aergernisse abzustellen suchen, die es im

Dorfe gebe; ich möge ja doch den Muth und die Hoffnung nicht sinken lassen; es werde gewiß geholfen werden. Man lerne es einsehen, daß ich recht habe und man wolle mir beistehen. Einer dieser Männer bemerkte, das sei am letzten Sonntag bei der Verkündigung gar so sehr zu Herzen gegangen, daß ich so gelassen und gar nicht zornig die Sache vorgebracht hätte. Von dieser Zeit an war mehr Ernst an Jung und Alt wahrzunehmen, verderbliche Verhältnisse wurden gelöst, Aergernisse abgestellt, und ich hatte fortan recht aufmerksame Zuhörer in der Predigt und in der Christenlehre. Auch in der Kirche war es in vieler Hinsicht anders. Ich aber demüthigte mich vor dem Herrn, der dies Alles wirkte — ungeachtet meiner vielen Mißgriffe und meines bisherigen stürmischen Wesens, durch das ich leicht Alles hätte zu Grunde richten können". — Diese Mittheilung des Pfarrers erinnert an eine Erzählung von Clemens Brentano. Es sei nämlich einmal nach der Predigt ein Mann zum Pfarrer gekommen und habe ihn gebeten, seine Generalbeicht anzuhören; denn die eben gehörte Predigt hätte ihn so ergriffen, daß er jetzt ein ganz anderes Leben anfangen wolle. Als der Pfarrer ihn fragte, was in der Predigt ihm denn gar so sehr zu Herzen gegangen sei, antwortete der Mann: „Den allergrößten Eindruck haben auf mich die Worte gemacht: „Jetzt wollen wir übergehen zum zweiten Theile".

7.

Das Institut der Volksmissionen stammt von seeleneifrigen Priestern. Der h. Ignatius Loyola sendete seine Jünger aus, und was in Deutschland katholisch ist, verdankt man ihnen. Indeß war sein Augenmerk mehr auf Mission unter den Heiden gerichtet. Der eigentliche Stifter der Volksmissionen ist der heilige Vincenz von Paul. Der Gedanke entstand in ihm auf einem Versehgange, den er drei Stunden weit zu machen hatte. Er selbst hielt die erste Mission am 25. Juni 1617 in Folville mit außerordentlichem Erfolg. Darauf stiftete er eine eigene Congregation (Priester der Mission, Lazaristen), und hielt noch im 78. Jahre selbst Mission. Auch der h. Alphons Liguori wurde durch den Anblick des verwahrlosten Hirtenvolkes zu Missionen bewogen, und stiftete dafür die Congregation des allerheil. Erlösers 1732. — Wer will den Segen der Missionen leugnen? Die Erfahrung lehrt, daß gewisse Mißbräuche durch das Wort des gewöhnlichen Seelsorgers bisweilen gar nicht gehoben werden können, besonders wenn sich bereits Vorurtheile und Mißstimmung gegen denselben, oder andere mißliche Verhältnisse eingestellt haben; daß daher eine zeitgemäße Abwechslung durch neue Prediger nothwendig sei, um die Gemeinde geistig zu erneuern. So urtheilen die eifrigsten Seelsorger und erleuchtetsten Bischöfe. Die Volksmissionen sind

also eine Art Succurs der ordentlichen Seelsorge. Daß der Seelsorger durch die Missionen nicht verliere, ist in tausend Fällen erprobt worden. Wir wollen aber einen Seelsorger selbst sprechen lassen, der in seiner Pfarre eine Mission hatte abhalten lassen. Er schreibt: „O, wie getröstet kann der Seelsorger nach einer Mission in den Beichtstuhl und an's Krankenbett gehen! Die harte Eisrinde ist ja gebrochen, die vorher das Herz unzugänglich gemacht hatte. Die alten Schäden sind alle geheilt oder doch in der Heilung begriffen; junge und alte Zerwürfnisse und Mißverständnisse sind gehoben, die Feindschaften ausgesöhnt, der angerichtete Schaden nach Kräften gut gemacht, die Aergernisse entfernt; und wo vorher scharfe Mittel nichts halfen, da langen jetzt gelinde aus. Und welche Bürgschaft gewähren die Standesbündnisse für die Zukunft! Die meisten Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen entschlossen sich ja durch ein heiliges Bündniß, sich gegenseitig mit Gebet, Mahnung und Beispiel zu unterstützen, um die versprochene Ordnung in den Herzen, in den Häusern und der ganzen Gemeinde zu erhalten, die standesmäßige Keuschheit zu bewahren, die Sünde und Gefahren der Sünde ferne zu halten, in der Gnade zu verharren und im Guten immer zuzunehmen. Alljährlich ziehen an ihren Bundesfesten die Mitglieder derselben feierlich — ihren Fahnen mit den Vorbildern folgend, zum Gotteshause, um vor der h. General=

Communion laut ihre Bundesgelöbnisse zu erneuern, und beim h. Missionskreuze den Schwur aufzufrischen, den sie daselbst bei der Mission vor Himmel und Erde geschworen, und Aller im Gebete zu gedenken, denen sie die Gnaden der Mission zu danken haben. Ist die Lage eines solchen Pfarrers nach der Mission nicht beneidenswerth? Was also sollte einen Seelsorger noch abhalten können, seiner Gemeinde eine Mission zu halten, wenn er für sie eine solche für nothwendig hält?" — „Nun sterbe ich gerne", sagte ein anderer Seelsorger, „weil ich den Segen der Mission in meiner Gemeinde noch erlebt habe". — Zu Passau in Baiern besteht die löbliche Gewohnheit, daß alljährlich die ganze Charwoche hindurch eine vollkommene Mission abgehalten wird. Glückliche Stadt! Ich habe mich selbst im Jahre 1865 von dem großen Eindruck und der Beliebtheit dieser Einrichtung an Ort und Stelle überzeugt. Der H. H. Bischof ging mit aufopferndem Beispiele voran, und predigte am Charfreitag selbst über das Thema: „Jesus am Kreuze, unser Vorbild".

8.

Soldatenpredigten fordern oratorischen Schwung. Ein alter Feldsuperior stellte die Pastoralmaxime auf, daß Soldatenpredigten „kurz, dick und höchstens 23 Minuten lang" sein sollen. Wir wollen ihm hier nicht widersprechen. Beispielshalber möge

ein Fragment aus einer Soldatenpredigt eines deutschen Bischofs aus der neueren Zeit mitgetheilt werden. Der Bischof betete mit den Soldaten die Allerheiligen-Litanei und richtete dann folgende Worte an dieselben: „Es liegt mir noch am Herzen, euch, in Christo geliebte Soldaten! einige Worte der Ermahnung mit auf den Weg zu geben. Ich werde euch in aller Kürze einige Merkmale angeben, die der christliche Soldat an sich tragen muß, wenn er seinem Berufe entsprechen will. Der Soldat muß vor allem tapfer sein. Der Soldatenstand ist zu allen Zeiten ein höchst ehrenvoller Stand gewesen. Ihr sollet nun eueren Beruf im Lichte des Glaubens erfassen und als christliche Krieger in den Kampf ziehen und tapfer den Gefahren entgegentreten. Was ist aber vor allem nothwendig, um muthig dem Tode entgegengehen zu können? Nothwendig ist es, ein gutes Gewissen zu haben. Wer selbst ein Sclave der Sünde und des höllischen Feindes ist, für den ist es wahrlich Wahnsinn und Tollkühnheit, muthig dem Tode entgegengehen zu wollen, der ihn in einen Abgrund ewiger Qualen stürzt. Ich darf hoffen, geliebte Soldaten! daß ihr alle bereits euch mit Gott versöhnt und durch würdigen Empfang der hl. Sacramente euch zu diesem Zuge vorbereitet habt. Sollte aber noch einer unter euch sein, dem sein Gewissen den Vorwurf macht, daß er noch im Stande schwerer Sünde sich befinde, dann ermahne und beschwöre ich

ihn, daß er nicht säume, durch wahre Buße sich mit Gott zu versöhnen, und also mit gutem Gewissen und tapferem Herzen in den Kampf zu ziehen. — Der Soldat muß ferner gehorsam sein. Ihr müsset die Befehle euerer Obern treu und pünktlich ausführen, weil sie Gottes Stelle an euch vertreten und ihr um Gotteswillen ihnen Gehorsam schuldig seid. Wie viel mehr soll es euch also am Herzen liegen, die Gebote Gottes und seiner hl. Kirche treu zu erfüllen. Ihr seid christliche Soldaten, ihr seid katholische Soldaten! Lasset euch nicht beirren von den falschen Grundsätzen der Welt, sondern zeiget euch überall als wahre Diener Gottes und gehorsame Söhne der katholischen Kirche. — Der Soldat muß treu sein. Haltet mit unerschütterlicher Treue zu der Fahne, die euch vorangetragen wird und brechet nie den Eid, den ihr eurem Kriegsherrn geschworen habet. Vergesset aber auch nicht, geliebte Soldaten! daß ihr Kinder Gottes, und in der hl. Firmung zu Streitern unter der Fahne Jesu Christi geweiht seid. Haltet treu zu dieser Fahne und laßt euch nimmer durch Hohn und Spott derjenigen, welche die hl. Religion und Kirche lästern und schmähen, von dieser Treue abwendig machen. Fürchtet Gott und hütet euch vor feiger Menschenfurcht. — Der Soldat muß endlich wachsam sein. Es gibt im Kriege Wachen- und Vorpostendienste, wo es besonders darauf ankommt, wachsam zu sein und die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Er-

füllet also diese Pflicht, wo immer sie von euch gefordert wird, in dem bevorstehenden Feldzuge mit Sorgfalt und Treue! Nöthiger aber noch, geliebte Soldaten! ist euch eine Wachsamkeit im höheren Sinne des Wortes, eine Wachsamkeit über das Herz. Fliehet deshalb besonders die schlechten Gesellschaften, Reden und Lieder. Fliehet die Trunksucht und alles unreine Wesen! Versäumt es nicht, am Morgen und Abend euer Gebet zu verrichten und euch dem Schutz Gottes zu empfehlen. .... Wohlan, so ziehet denn unter dem Schutze des Allerhöchsten, geleitet von der Fürbitte der göttlichen Mutter, deren Banner schon so oft in den Schlachten christliche Krieger zum Siege geführt hat. Verehret auch ihr mit kindlichem Vertrauen Diejenige, welche unsere hl. Kirche als eine Helferin der Christen in jeder Noth uns zu verehren gelehrt hat." Hierauf folgte die feierliche Ertheilung des bischöflichen Segens. — Wie wichtig und einflußreich das Wort des Feldgeistlichen sei, haben im letzten Kriege die Preußen erfahren und die Oesterreicher — leider empfunden!

Eilftes Kapitel.

Der Katechet.

1.

Der Katechet ist im Grunde auch nichts anderes als ein Prediger; denn Katechetik und Homiletik sind nur Formen und Zweige eines und desselben Predigtamtes. Die Lostrennung der beiden Disciplinen in der Pastoraltheologie hat auch den Nachtheil, daß erstere als Nebensache erscheint. Und doch ist die Katechese nicht minder wichtig als die Predigt, ja vielleicht selbst schwieriger. Oder ist es etwa eine zu gewagte Behauptung, daß es mehr gute Prediger als gute Katecheten gibt? Die Ursache mag wohl auch darin liegen, daß in der Regel auf die Vorbereitung zur Predigt mehr Fleiß verwendet wird, als auf die zur Katechese. Aber ist die Katechese nicht ebenso nützlich und nothwendig als die Predigt? Ist die darauf verwendete Mühe nicht lohnender noch als bei der Predigt? Aus den Predigten gehen die Leute oft theilnahmslos und kalt fort; in der Katechese aber

haben wir die offenen Kinderherzen vor uns, in welchen der Same des Christenthums hundertfache Frucht bringen kann, abgesehen davon, daß gute Katechesen die Kinder fähig machen, einst die Predigt mit um so größerem Nutzen anzuhören. — Sie haben auch für den Prediger einen Vortheil, nämlich daß er sich an den natürlichen und mittheilenden Redeton gewöhnt, und Leichtigkeit des Ausdrucks erwirbt, so daß er vorkommenden Falls selbst ohne besondere Vorbereitung, oder wenn ihm etwa das Gedächtniß untreu geworden, fortzusprechen im Stande ist. Irgend Jemand sagte: „Die Gelehrten haben mich ungläubig, die Kleinen haben mich wieder gläubig gemacht".

2.

In der That, es ist etwas Großes um die Kleinen. Der Name eines Kindes ist der Ehrenname eines Christen, der zur Freiheit der Kinder Gottes durch die Taufe erhoben ward; und die h. Kunst stellt die Engel als Kinder dar, weil die unentweihte Jugend ein Abbild des engelreinen Lebens himmlischer Geister ist. Deshalb räumt auch die Kirche den Kindern den Ehrenplatz zunächst dem Presbyterium ein, und gleichwie einst der göttliche Kinderfreund trotz seiner Ermüdung sprach: „Lasset doch die Kleinen zu mir kommen", so sammelt auch der Seelsorger als Katechet die Kinder gerne um sich — in und außer der Schule, um sich in ihrem unschuldigen Kreise von

den Beschwerden seines Berufes zu erholen. Wie erquickend ist es nicht, die freundlichen Kindergesichter dem Katecheten von weitem zulächeln zu sehen! Welch' schönes Zeugniß geben die heranhüpfenden Kinder ihrem Katecheten, wenn sie ihn ehrerbietig aber voll Zutraulichkeit umringen, geschäftig die Ersten zu sein, um ihm die Hand zu küssen. Mit Freude und Stolz erzählen es solche Kinder zu Hause: „Ich habe heute dem Katecheten die Hand geküßt!" Nie und nimmer ist es daher klug die Hand zu entziehen, und die Kinder mit einem gezwungenen freundlichen „Laß nur gehen" abzuspeisen. Glücklich der Katechet, dem die Kinder die Hand küssen, doppelt glücklich er, denn er sieht den Samen seiner Lehre auf fruchtbaren Boden gefallen. Freilich sagt Mancher: „Diese schmutzigen Nasen"! Nun, so ermahne das Kind sich zu säubern, und dann reiche ihm die Hand. „Aber sie beschmutzen mir die Kleidung durch dieses Herandrängen". Ich denke, das freundliche Gesicht, der dankbare Handkuß und das zutrauliche Anschmiegen eines Kindes ist mehr werth als der theuerste Rock. — Einst beklagte sich ein ascetisch strenger Priester über die rohe Jugend seines Dorfes. Bei einem Spaziergange mit einem benachbarten Priester — es war Winter — sahen Beide, wie ein großer Theil der Dorfjugend sich mit Schlittenfahren, und auf einer Eisbahn munter unterhielt. Ihren Katecheten von ferne sehen — und Alles im Gallop davon laufen — war Eins. „Sehen Sie",

sagte er, „diese Bengeln; aber die sollen sich morgen in der Schule freuen; ich werde ihnen das Herumlaufen heraustreiben“. Ob er durch Schläge es dahin brachte, daß in Zukunft die Kinder ihm freundlich entgegen kamen? Kaum glaublich. — Manche Kinder sind wie ein Topf ohne Henkel, man weiß sie nicht anzufassen. Der liebevolle Katechet verzagt aber nicht, und seine psychologische Ausdauer führt oft überraschend zum Ziele. So wird von dem jungen Melchior Diepenbrock erzählt, daß ihm Jemand in seiner Jugend das Prognosticon stellte: „Du wirst etwas Großes oder ein großer Taugenichts“. Er hatte nämlich nebst muthwilligen Anflügen auch träumerische Stunden, mit unklarem Verlangen nach idealer Vollendung. Da kam einst der tiefe Menschenkenner M. Sailer in Diepenbrocks Familie, und sagte zu dem jungen Manne: „Wollen wir nicht spazieren gehen?“ Sie gingen — und diesem Spaziergang verdankt die katholische Welt einen der größten Cardinäle Deutschlands.

3.

Viele Kinder halten den Katecheten für etwas Höheres — Uebermenschliches, für einen, der von Gott gesandt ist, um die ungebildeten Kleinen über Gott, Jesus und den Himmel aufzuklären. Solche Meinungen schaden dem Katecheten nicht im Geringsten, und man sieht nur, was ein Kindesherz von einem Katecheten begehrt. An dem Katecheten ist es,

das Kind nicht frühzeitig um seinen lieblichen Glauben zu bringen. Sein Benehmen, sein Leben, Thun und Handeln soll ihn auszeichnen vor der Mitwelt. Das Kind soll die Tugenden, die es im Katechismus verzeichnet findet, plastisch an dem Katecheten hervortreten sehen. Wenn aber das Kind bei der Erklärung der Sünden, die jedes Katecheten Mund als Beleidigung Gottes darstellen muß, sich selbst sagen muß: „Diese und diese Sünde hat der Herr Katechet auch an sich, er beleidiget auch Gott", was soll man dazu sagen? Wir wollen keine Ideale; aber heilig und verantwortlich ist das Geschäft eines Katecheten; ihm sind nicht vergängliche irdische Schätze anvertraut, sondern Seelen, deren jede einen Himmel werth ist. Merke sich doch jeder Katechet gar wohl, daß die strengsten und unerbittlichsten Richter gerade die Kinder sind, weil deren reines Herz nicht die geringste Makel an Anderen übersieht.

4.

Ein guter Katechet muß heiteren Sinnes sein. Was will denn ein mürrischer Katechet mitten unter einer fröhlichen Kinderschaar? Freundlich trete er in die Schulstube, und lasse alle seine Sorgen und Launen draußen. Ein Pfarrer sagte: „Wenn mir die großen Pfarrkinder Verdruß machen, und ich an dem Resultate meiner Seelsorge fast verzagen möchte, so gehe ich zu den lieben Kleinen. Da thaut das

Herz wieder auf und versöhnt mich mit Gegenwart und Zukunft". — Unter den Kindern soll man jedoch keinen Unterschied machen. Es ist häufig bei Katecheten, daß sie in der Schule mehr mit den Mädchen zufrieden sind, als mit den Knaben, und es auch merken lassen. Ich erinnere mich noch aus meinen Kinderjahren (erzählte mir Jemand), daß ein Lehrer Backwerk in die Schule brachte zum Vertheilen für die braveren Kinder. „Aber ich werde Alles den braven Mädchen geben, die Buben bekommen nichts", sagte er, und so that er auch zum großen Erstaunen der Knaben, deren doch Einige sehr ausgezeichnet waren. Ich konnte schon damals als siebenjähriges Kind diese Handlungsweise des Lehrers nur tadelnswerth finden. — Daher mag Jeder wohl auf seiner Huth sein, daß er wirklich nach Verdienst urtheile, und nicht nach einem unbestimmten Zug des entgegengesetzten odischen Poles. Die Mädchen etwas härter zu behandeln, schadet gar nicht, weil es ein Reagens ist gegen die süße Verzärtelung derselben zu Hause, wo es oft heißt: „Geh weg, du garstiger Knabe, deine Schwester Ninna ist mir lieber — sieh', die ist schön und gut; oder: Du herziger Schatz, wie schön du in deinem neuen Kleide bist, dein Vater, wenn er heimkommt, wird dich bewundern und wird dich seinen Engel nennen" u. s. w. — Ein Knabe wurde einst gefragt, wann Christus vom Tode auferstanden sei? und bekam, weil er es nicht sogleich wußte, eine Ohrfeige. Der Knabe wird

sich wohl den Sonntag jetzt merken, aber auch die katechetische Ohrfeige. — In den dreißiger Jahren existirte in der ersten Klasse der Trivialschulen das Büchlein „der Erzählungen von guten und bösen Kindern". Es war uns Kindern sehr auffallend, warum in diesen Büchlein die Knaben fast Alle zu den schlimmen, die Mädchen fast sämmtlich zu den guten Kindern gerechnet wurden. Welch eine verfehlte Methodik!

5.

Wo die Liebe zu den Kindern ist (das mütterliche Herz), da ist das katechetische Amt nicht schwer zu verwalten. Die Liebe ist der Schlüssel zu den Herzen der Kinder und zu den Herzen der Eltern; sie macht alle Mühe und Arbeit gering und siegt über alle Beschwerden und Hindernisse, auch über die Schwierigkeiten der Kunst gut zu katechisiren. Paragraphe und theoretische Regeln genügen keineswegs. Es kann Einer Groß-Eminenz bei der theoretischen Katechetik-Prüfung verdienen, der als Practiker nicht einmal Dritte bekommen würde. Man verlangt von einem practischen Katecheten, daß er bei dem katechetischen Unterricht tüchtige Vorbilder nachzuahmen trachte, das Naturell der Kinder studiere, sich in die Denkweise der Kinder versetze, und nicht alles Kindliche als kindisch verwerfe, mehr in erzählender Weise, als lehrender Form den Kindern Begriffe beibringe, nachdem er

die Glaubens- oder Sittenlehre selbst so verdaut, daß dieselbe anschaulich vor dem Geistesauge steht. Viele Theologen sind nur deshalb schlechte Katecheten, weil sie sich als seriose Religionsprofessoren geberden. So nothwendig es übrigens ist, daß der Katechet den Kindern mit Liebe entgegen komme, so warnt doch Vater Jais auch davor, die Kinder zu kleinen Mäcenaten zu machen, und sie aus lauter Liebe zu verhätscheln. Das zeigt keinen Charakter, und wirkt demoralisirend auf die Schule ein.\

6.

Um mit Nutzen zu den Kindern zu sprechen, ist es nothwendig ein Kind zu werden und die Sprechart der Kinder zu lernen. Alle Künsteleien in der Methode sind vom Uebel. Vor lauter socratischen und acroamatischem Experimentiren lernen manche Kinder in der Schule nicht einmal beten. — Man erkennt den guten Katecheten an der Art und Weise die Fragen zu stellen. Ein Katechet fragte einst ein kleines Kind, wohin der Herr die ersten Eltern gesetzt habe? Nach einigem Zögern antwortete das Kind: „Auf einen Sessel". — Ein anderes Kind antwortete auf die Frage, was der Erzengel beim Eintritt in's Zimmer Mariens sagte? „Gelobt sei Jesus Christus". — Gute Frager zu stellen ist gewiß nicht leicht. Wer gut zu fragen weiß, kennt die Kinder. Aber die Phantasie der Kinder umgeht oftmals geschickt gestellte Fragen, und ertheilt eine Antwort, die man nie vermuthet

hätte. So z. B. katechisirte ein Katechet über den Begriff „allmächtig", und kam auf den Satz, daß nur Gott ohne Werkzeug und Stoff etwas hervorbringen könne. Alle Menschen, sagte er, brauchen um zu arbeiten und dadurch sich ihr Leben zu erhalten, Werkzeug und Stoff; ohne diese beiden kann der Mensch nichts arbeiten, sich daher auch kein Geld verdienen. Durch Beispiele wurde dieß klar gemacht, und dann fragte er: „Nun, wer gebraucht kein Werkzeug, keinen Stoff?" Die Antwort lautete: „Der Bettler". — Eine nicht minder schätzenswerthe Kunst ist es, dem Kinde durch Mittelfragen dreinzuhelfen, und derlei unerwartete Antworten weiter zu benützen, ohne sich aus Context und Ruhe bringen zu lassen. — So erzählte einst ein Katechet vom Leiden Christi, und vom Hingange Jesu zum Calvarienberge, der außerhalb der Stadt Jerusalem war, „wie z. B." sagte er, „wir auch einen Calvarienberg haben da draußen beim Linzerthor. Also Kind, sag mir, wo ist Christus mit dem Kreuze hingegangen?" Antwort: „Beim Linzerthor hinaus". Ein anderer Katechet erzählte den Kindern die Reise der heiligen drei Könige und ihre Ankunft in Jerusalem beim Könige Herodes. Er fragte hierauf das eben Erzählte ab. Auf die Frage: „Zu wem gingen die heiligen drei Könige in Jerusalem?" wollte er, da das Kind die Antwort nicht fand, dreinhelfen und sagte: „Zum Hero — nun zum Hero" — — Die Antwort des Kindes lautete: „Zum Herr Rober-

storfer". Der Herr Roderstorfer war ein in jenem Orte allgemein bekannter Schweinhändler.

7.

Mache keine Sprünge im katechetischen Unterricht. Manche reden vom lieben Jesukinde, ohne vom Paradiese gesprochen zu haben. Man setzt oft bei den Kindern zu viel voraus. Würde der Katechet die Kinder für ungebildeter halten, so würde er nicht so sehr über Unkenntniß und Mißverständniß zu klagen haben und viele lästige Wiederholungen vermeiden. Gott ist doch unbestreitbar der beste Katechet; und siehe, er verwies, wenn er von der Ankunft seines Sohnes sprach, stets auf den alten Bund. Auf ähnliche Weise macht der Katechet die Gottheit Christi, dessen Opfer und den ganzen neuen Bund faßlich und begreiflich. Je mehr die Kinder den Fall des ersten Adam verstehen, desto mehr werden sie die Gottesthat des zweiten Adam, die Jesu Christi, begreifen. — Wie man aber jetzt mit Dampf die Gegenden durchfliegt, ebenso mancher Katechet den Katechismus. Die natürliche Folge davon ist, daß die Kinder sich nichts merken. Der Verstand der Kinder will Zeit und Muße haben, um die göttlichen Wahrheiten aufzufassen. — So mancher bequeme Katechet betrachtet den Katechismus für seinen Alles enthaltenden Bädecker. Er begnügt sich, wenn die Kinder nur Alles ohne Beistrichauslassung hersagen können; die

Erörterung bleibt ihrer Phantasie überlassen, wie die Staffage einer Gegend, von der es im Bädecker heißt: „Hier steht ein Schloß auf reizendem Hügel". Dann wissen aber auch solche Kinder nicht mehr und nicht weniger, als jene Dampfreisenden mit dem rothledernen Buche unter dem Arme. — Auch die Verschiedenheit der Katechismen, und der beständige Wechsel in Hinsicht der Form und Ordnung der abzuhandelnden Lehrgegenstände nach eigenen Ansichten, führt zu vielen Unbequemlichkeiten und selbst nachtheiligen Folgen für den Unterricht der Jugend. Alte Leute wissen noch viele Zeilen ihres alten Canisius wörtlich zu recitiren, während fähige Schüler, mit denen man jetzt bei Prüfungen glänzt, kaum aus der Schule ausgetreten, auf Fragen des Katechismus nur mehr dürftig zu antworten wissen. Woher kommt das? Man hat vor lauter Besorgniß, recht rationell und systematisch-logisch bei der Beibringung der himmlischen Lehre unseres Heilandes zu verfahren, nicht die gehörige Zeit auf die Einprägung des Katechismus in das Gedächtniß verwendet, besonders, seitdem die Volkslehrer, die lauter Professoren sein wollen, die Memorirung des Katechismus dem Katecheten allein überlassen.

8.

Wie wichtig es sei, die Begriffe wahr und deutlich beizubringen, beweist folgendes Beispiel. Ein

Katechet nahm einst die sieben Hauptsünden durch. Er erklärte die Hoffart, fragte, wer im alten Bunde dieser Sünde sich schuldig machte, wie die entgegengesetzte Tugend heiße, und wer sich bestrebte, diese Tugend sich anzueignen? So auch bei allen andern Lastern, deren entgegengesetzte Tugenden immer angegeben werden mußten. Bei dem Laster des Geizes wurden als Beispiele Giezi und Judas angeführt. Wie heißt, wurde weiter katechisirt, die entgegengesetzte Tugend? — „Freigebigkeit". — Nenne einen Freigebigen im alten Bunde. — „Abraham — Abigail". — Und im neuen Bunde? — „Martha". — Wer noch? — Die überraschende Antwort lautete: „Der Räuberhauptmann Grasel". — Warum denn der? — „Er nahm den geizigen Reichen das Geld, und theilte es unter Nothdürftige aus". Dieser Katechet, (so klärte sich die Sache auf), hatte nämlich einst von diesem Grasel unter Anderem auch die ebenerwähnte Thatsache erzählt, und damit beweisen wollen, daß auf der Erde der schlechteste Mensch auch scheinbar gute Handlungen ausüben könne. Dem Kinde prägte sich aber die Tugend der Freigebigkeit ein. Der Katechet vergaß leider der Erklärung des Begriffes „freigebig" beizufügen, daß man nur von dem gerechten (aber nicht gestohlenen oder geraubten) Gute freigebig sein, und dadurch Gott wohlgefällig werden könne. — In unserer aufgeklärt sein wollenden Zeit soll Alles und Jedes auch bis in's kleinste Detail den Kindern erklärt

werden. Indeß hat jedoch Alles seine Grenzen. Was liegt daran, daß Kinder den einen oder andern Ausdruck nicht oder nur nothdürftig verstehen? Wozu brauchen die Schüler eine in's Detail gehende Erklärung über die Worte des englischen Grußes: „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes?“ Es genüge zu sagen: Jesus wird so genannt, weil Maria ihn geboren hat. Warum er aber deßhalb so genannt werde, dieß zu erklären ist nicht nur überflüssig, sondern auch durchaus unstatthaft. Ein Katechet erklärte es einst so: „Wie der Baum die Früchte auf seinen Aesten trägt, so trägt Maria als Mutter das Jesukind auf ihren Armen, darum werde er die Frucht ihres Leibes genannt“. — Nun auch gut, wem's beliebt. — Kinder setzen ohnehin mit ihren gründlichen Fragen mitunter selbst große Leute in Verlegenheit. So hörte einst ein Kind, daß die Mutter im Wochenbette liege. „Was ist das, Vater, das Wochenbett“? fragte das Kind. „Nun“, antwortete der vernünftige Vater, „das sagt man deßhalb, weil die Mutter wahrscheinlich ein paar Wochen wird das Bett hüten müssen“. Für den Augenblick genügte die Auskunft, das Kind hatte seine Neugierde befriedigt, obwohl später, als der Vater erkrankte, und ein paar Wochen das Bett hütete, das Kind gleich Auskunft geben konnte, mit der Antwort: „Der Vater liege im Wochenbette“, worauf natürlich wieder ganz ruhig geantwortet wurde: „Das sage man nur von der

Mutter ganz allein". Hiermit war der fragliche Gegenstand freilich noch nicht zur Genüge gelöst; doch ist das Kind unterdessen ohnehin älter geworden, und mag sich die Frage selbst beantworten. Das Glück ist, daß Kinder mit jeder Antwort bald zufriedengestellt sind; daraus folgt aber nicht, daß man ihnen ein X für ein U machen soll. Jedenfalls hat der Katechet ungeziemend gesprochen, wenn über Ein Wort die Unschuld das Auge senkt.

9.

Um den Kindern Tugenden und Laster in plastischen Gemälden vorzustellen, ist nichts so geeignet, wie die biblische Geschichte des alten Testamentes. Was z. B. kann der Katechet nicht Alles von Kain erzählen, diesem Verächter Gottes, diesem gleichgiltigen Mörder seines Bruders! Wie abscheulich steht dieser Bösewicht vor den Augen der Kinder, und wie liebenswürdig dagegen erscheint ihnen der Bruder Abel! Wie verständlich und so zu sagen handgreiflich zeigt sich der Neid in den Brüdern des Joseph, der Zorn in Esau, der Vorwitz in Cham, die Lüsternheit in Putiphars Frau, der Dieb in Achan, die Eitelkeit in Jezabel, die Schmeichelei in Aman, der Fraß und die Völlerei in Nabal, der Ungehorsam in Adam und Eva, die Lüge in den beiden Richtern, welche Susanna beschuldigten, die Vermessenheit in Saul, die Streitsucht in Goliath, die Trägheit in den Mitschülern

des Daniel, die Schadenfreude in Jonas u. s. w. — Dem Kinde ist nicht sowohl das Laster, sondern vielmehr der Träger des Lasters vor Augen, und die kommende Gottesstrafe entschwindet nicht seinem Gedächtnisse. Wie fürchterlich ist der strafende Gott des alten Bundes, und doch wie lieblich und freundlich, wenn er belohnte! Die hehren Tugendgestalten des alten Bundes z. B. Abel, Seth, Samuel, Susanna, Joseph, Abraham, Abigail, Isaak mahnen eindringlich zur Tugend. Diese alten ehrwürdigen Gestalten bilden den festen Unterbau des Erziehungs-Gebäudes, und dem neuen Bunde ist es vorbehalten, in dem Gange des katechetischen Unterrichtes das Werk zu krönen und zu vollenden.

10.

Zwischen einem älteren Pfarrer und einem jungen Kaplan entspann sich folgender Dialog über die Opportunität, die Schuljugend in den höheren Classen auch mit den Gegensätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre bekannt zu machen. Der Aeltere sprach: „Nie ist es erlaubt, Jemanden einen Irrthum zu lehren oder mit etwas bekannt zu machen, was gegen die Wahrheit ist. Experto crede Ruperto. Es war eine Zeit, wo man in der Schule die Religion so behandelte, daß man Einwürfe und mithin Irrthümer und Unwahrheiten in den Unterricht mit einflocht, und sammt der Widerlegung einstudieren ließ.

Jedermann machte aber an sich und an Andern die traurige Erfahrung, daß der Irrthum, der Einwurf blieb, und die Widerlegung vergessen wurde, indem die verderbte menschliche Natur stets geneigt ist, das Böse eher als das Gute zu behalten. Diese Art und Weise, wie manchen Ortes die Religionswissenschaft in neuerer Zeit vorgetragen, und mit allen Einwürfen, und diese beredt und witzig aufgeputzt, vorgeleiert wurde, ist Schuld an dem Indifferentismus". — Darauf entgegnete der Kaplan: „Herr Pfarrer, entschuldigen, wenn ich widerspreche. Vielleicht mag es zu Ihrer Zeit nicht so nothwendig gewesen sein, in der Schule die Gegensätze des katholischen Glaubens zu besprechen; aber gegenwärtig, wo die religiösen Confessionen einander gleichgestellt sind, halte ich einen katechetischen Unterricht darüber für absolut nothwendig. Denken Sie nur, die Kinder kommen als Schüler und noch mehr später in gefährliche Gesellschaften, zu größeren, verdorbenen Kameraden, als Lehrlinge zu verschieden gesinnten Meistern und Gesellen, als wandernde Gesellen in Gegenden anderer Glaubensbekenntnisse, als Soldaten zu mannigfachen Nationen und Charakteren, als Landleute in Berührung mit verbildeten, übelgebildeten Stadtbewohnern und verkommenen Residenzlern, in Gasthäusern und Kneipen zu den schnödesten ernst- und scherzhaften Gesprächen; sie sehen die vielen Beispiele von Irreligiosität, Gleichgültigkeit, Sünden, Leidenschaften, Lastern in den

verschiedensten und täuschendsten Gestalten, sie hören kecke Großsprecher mit Leichtigkeit, Unbefangenheit und Meisterschaft über religiöse Sachen wie ein Evangelium reden, und mit scheinbarer Theilnahme, mit feinem oder gröberem Spotte neue Glaubens- und Sittenlehren predigen, was Alles in ihrem frommen, compendiösen Schul-Katechismus nicht darinnen stand. Da ist nun Herkules am Scheidewege; er kennt das Verführerische nicht, kann es im Augenblicke nicht widerlegen, hält es für wahrscheinlich oder gar für wahr, und folgt nur zu leicht dem blendenden Scheine des Irrlichtes. Wer nun schon früher darauf vorbereitet ist, die falschen Lehren kennen und auch widerlegen gelernt hat, der hat die passenden und nothwendigen menschlichen Waffen, um Glauben und Sitte zu vertheidigen". — Hier unterbrach der Pfarrer den Kaplan, indem er sprach: „Da müssen Sie, wenn Sie consequent sein wollen, den Kindern alle Häresien expliziren." — „Nicht doch", entgegnete der Kaplan. „Für unsere Gegenden halte ich nur als practisch, die vorzüglichsten Lehrabweichungen des Protestantismus zu kennen, theils weil man jetzt häufiger, als früher mit solchen zusammentrifft, theils auch, weil die Protestanten eine eigene Sucht haben, das Gespräch auf Religionswahrheiten zu lenken und darin ihre Stärke zu zeigen. — Einst beklagten sich junge Männer bei einem Geistlichen, daß sie wegen ihres katholischen Glaubens von allen Seiten angegriffen

würden. „Wehrt euch", versetzte der Geistliche. „Ja, wenn wir es nur immer könnten", antworteten Jene, „die Protestanten machen uns Einwürfe, die wir nie gehört haben". Daraus ergibt sich, wie wichtig es sei, daß junge Leute etwas eingehender die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche studieren, damit sie, wie der Apostel sagt, von ihrem Glauben Rechenschaft geben können. Besonders wichtig erscheint dieß in der Nähe von Pastoraten, Fabriken, in Städten und bei Solchen, die in die Fremde ziehen. — Natürlich muß die Beibringung mehr indirect und vorbauend sein. So z. B. nachdem die katholische Lehre von allen Seiten beleuchtet worden, stelle ich an den Schüler die Frage: „Wenn dir nun Jemand unterkäme, der sagen würde . ., was würdest du ihm antworten?" Und nachdem der junge Mann aus dem bereits Gehörten und Gesagten sich selbst die Antwort gegeben, füge ich bei: „Es gibt solche Leute — da, dort — sie heißen — so, so", damit er in den eventuellen Kampf mit mehr Siegeshoffnung treten könne. — Das gebe ich übrigens gerne zu, daß eine kurz gefaßte, die Sache deutsch nennende, den Nagel auf den Kopf treffende katechetische Behandlung solcher Parthieen schwieriger, als ein gelehrtes lateinisches Compendium größerer wissenschaftlicher Werke sein wird".

11.

Was nützt aber der beste Unterricht, wenn das unschuldige Herz verdorben wird? Kinder sind leicht verführbar, weil sie unerfahren, unwissend und vorwitzig sind, und die bloße Begierde bei ihnen vorherrscht. Es ist daher die Aufgabe des Katecheten, alles Schädliche und Gefährliche aus dem Kinderkreise zu entfernen. Wie kann man Kinderbälle und Theaterbesuch von Seite der Kinder billigen? Der gewiß nicht engherzige Aesthetiker Vischer beschrieb in seinen „Kritischen Gängen" (I. 63) die Theater Wiens, und schildert darin unter anderm die Frivolität gewisser Possen mit ihren stinkenden Witzen und schmierigen Zoten. Was ihn aber am meisten anwiderte war, daß immer auch ganz junge Leute unter den Zuschauern waren. „Man mache sich", sagt er, „eine Vorstellung, wie die Phantasie eines zum Jüngling reifenden Knaben oder eines zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Aug' und Ohr solche Dinge sieht und hört". — Und das nennt man „fröhliche Sinnlichkeit"! Da darf man sich wohl nicht wundern, wenn das Sprüchlein sich erfüllt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". — Herumziehende Schauspieler suchen nicht selten bei ihren Vorstellungen hie und da Schulkinder als Statisten 2c. zu Hilfe zu nehmen. Dem widersetze sich der Katechet auf's Nachdrücklichste, und mache

auch die Eltern aufmerksam auf die daraus entstehenden nachtheiligen Folgen.

12.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Katecheten ist die Vorbereitung der Kinder auf den Empfang der h. Sacramente der Buße und des Altars. Ein würdiger Pfarrer sagte: „Ich beginne den Vorbereitungs-Unterricht mit der ersten Fastenwoche, und setze ihn 6—8 Wochen fort. Hiezu wird täglich eine Stunde länger in der Schule geblieben, und zu diesem Unterricht werden außer den Erstcommunicanten auch jene Schüler versammelt, welche zur ersten h. Beicht zu führen sind. Dadurch werden die Erstbeichtlinge schon im Voraus auf die Heiligkeit der ersten h. Communion, und auf das hohe Glück aufmerksam gemacht, das auch sie in Bälde genießen sollen; die Erstcommunicanten aber üben sich dabei in der Erforschung des Gewissens und in dem, was zur wahren Buße gehört“. — Ein anderer Pfarrer: „Ich versammle meine Vorbereitungsschüler in der Woche vor dem weißen Sonntag alle Tage um mich, und halte mit ihnen eine Art geistlicher Exercitien; die Zeit geht bei Belehrung, Betrachtung, Erzählung aus dem Leben der Heiligen, Fassung guter Vorsätze und Gebet unglaublich schnell dahin. Diese Verfahrungsart ist, wie ich aus Erfahrung weiß, vom besten Erfolge begleitet“. — Wann den Kindern der Empfang der

h. Sacramente zu gestatten sei, muß der Katechet beurtheilen, und er darf darin keineswegs dem Andrang unvernünftiger Eltern nachgeben. Denn was soll es nützen, Kinder ohne Verständniß zur h. Handlung zu führen? Ein Knabe beichtete aus dem Beichtspiegel: „Habe ich gelogen? Habe ich unreifes Obst gegessen?“ — Als einst eine Mutter ihren etwas leichtfertigen Knaben nach der ersten h. Beicht fragte, was er sich im Beichtstuhle gedacht habe, antwortete dieser: „Ich beobachtete die lange Nase des Beichtvaters“. — Die erste Beicht, und noch mehr die erste h. Communion soll doch einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck in der Seele des Kindes hervorbringen; daher lieber später, als zu früh. Doch nicht zu spät. Durch ein zu spätes Einführen in dieses Heilmittel beraubt sich der Seelsorger selbst der schönsten Gelegenheit, auf die Kinder recht eindringlich einzuwirken. — In manchen Gegenden Mitteldeutschlands scheint das Letztere der Fall zu sein, indem man dort die erste Communion der katholischen Kinder der protestantischen Confirmation an die Seite stellt, und dadurch jene aus ihrer heiligen Stille und Einfalt vielfach in den Bereich weltlicher Eitelkeit zieht. (Vgl. Cartons aus dem deutschen Kirchenleben von Beda Weber. 1858. S. 243 ff.) — In einem Erlasse des H. H. Bischofs v. Ketteler wird eigens aufgetragen, daß die Kinder ein Gebetbuch in Händen haben, und es gut gebrauchen lernen sollen, weil sie sonst zerstreut und

andachtslos in der Kirche weilen; auch wird darin der Wunsch ausgesprochen, daß die Kinder in den letzten zwei Jahren vor der ersten h. Communion alle Monate beichten sollen. — Je gründlicher der katechetische Unterricht war, desto kürzer kann die Communionrede beim Altare sein, in welcher besonders das Ehrenvolle, das Gnaden- und Freudenreiche dieses Tages hervorgehoben werden soll. Wer ist an solchen Festtagen glücklicher — der Katechet oder die Kinder?

13.

Die Kirchenkatechesen (Christenlehren) erweisen sich als besonders wichtig und heilsam für die heranwachsende Jugend. In diesem Alter drohen der gläubigen Unschuld die meisten Gefahren. Wie sollte der Katechet diese Gelegenheit nicht mit Freude ergreifen, um Jünglinge und Jungfrauen im Guten zu befestigen und so zu verhüten, daß die zarten Pflanzen nicht verdorren? — In Italien besteht eine eigene Bruderschaft (genannt doctrina christiana), welche die liebe Jugend eifrig unterrichtet und aus dem Katechismus examinirt. Obwohl diese Einrichtung viel Gutes hat, so scheint sie doch weniger für deutsche Verhältnisse zu passen. — Ein störendes Element in den Kirchenkatechesen sind mitunter die muthwilligen Lehrjungen. Doch dagegen gibt es ein leichtes Mittel. — Als einst sich ein Katechet beklagte, daß er sich nicht mehr zu helfen wisse, weil die Lehrjungen es in

der Christenlehre zu arg trieben, rieth im Jemand, etliche katholische Gesellen als Polizei aufzustellen; und siehe da — es herrschte seitdem die größte Ruhe und Ordnung. — Ueberhaupt muß der katechetische Unterricht mehr in Uebung der Religion übergehen, oder besser gesagt: Unterricht und Uebung sollen in jeder Katechese miteinander verbunden werden.

Zwölftes Kapitel.

Die Schule.

1.

/ Wenn der Seelsorger das kirchliche Lehramt treu verwalten will, so kann ihm die Schule d. i. Unterricht und Erziehung in derselben nicht gleichgiltig sein; denn der Einfluß der Kirche beschränkt sich nicht einzig und allein auf den Religionsunterricht, sondern sie hat auch darauf zu sehen, daß in den übrigen Gegenständen nichts vorkomme, was den Wahrheiten der Religion und den Pflichten des Christen entgegen ist. Im Namen der Kirche und zum Heile der Kinder wird er daher den fleißigen Schulbesuch fördern, dahin wirken, daß die Schüler in den vorgeschriebenen nützlichen und nothwendigen Kenntnissen gut und zweckmäßig unterrichtet werden. Die Wirkungen eines schlechten Schulunterrichtes empfindet Niemand mehr, als der Seelsorger. — Zudem ist die katholische Schule nicht bloß Lehranstalt, sondern auch Erziehungsan-

stalt; wie könnte ihm also gleichgiltig sein, welche Kenntnisse und wie sie den Kindern beigebracht werden? Je mehr man in unsern Tagen über Verfall der Religion und Sittlichkeit klagt, desto wichtiger ist es, die Erziehung der Jugend zu überwachen, daß diese im Glauben erstarke und ihn auch durch die That im Leben bekräftige. Und je mehr heutzutage immer von allgemeiner Volksbildung gesprochen und geschrieben wird, desto mehr muß sich auch der Seelsorger angelegen sein lassen, die Volksschule nach Kräften zu pflegen und zu heben. Es stünde traurig, wenn die Geistlichen selbst ihre Stellung zur Schule und Erziehung bagatellmäßig auffassen und ausfüllen würden! — Man sagt freilich, die Geistlichen verstehen nichts von Kindererziehung, und ein Zeitungsschreiber entblödete sich nicht, schwarz auf weiß drucken zu lassen: „Leute, die es für Sünde halten, Kinder zu bekommen, sind unfähig, Kinder zu erziehen". Welch blühender Unsinn! Consequent müßten diejenigen, deren Streben es ist, recht viele Kinder zu bekommen, die besten Erzieher des Menschengeschlechtes sein; ein Mann etwa, der an demselben Tage ein Kind von seiner Frau und von seiner Maitresse taufen läßt, wäre der beste Pädagog!! Der bekannte Philanthrop Rousseau, dessen Abhandlung über die Erziehung so gelobt wird, schickte all seine Kinder — trotz seiner Erziehungsmaximen — in das Findelhaus und erschoß sich aus Verzweiflung, weil seine Concubine

den Hausknecht mehr liebte, als ihn. Das sind pädagogische Bajazzostreiche./

2.

Der Hochmuth der modernen Volksschulmeister will den Pfarrer überflüssig machen. Alle Geistlichen werden von ihnen als Männer des Rückschrittes, alle Schulmeister für Männer des Fortschrittes erklärt, als ob Kirche und Schule wie zwei feindliche Lager gegenüber ständen. Daher auch das Feldgeschrei: Trennung der Kirche von der Schule. Die Liberalen verstehen darunter, daß man die Aufsicht und Verwaltung der Volksschulangelegenheiten gänzlich der Geistlichkeit entziehen, und sie weltlichen Händen anvertrauen solle. Nun ist aber Zweck der christlichen Volksschule unzweifelhaft: der gesammten Jugend die Grundlagen zur geistigen und bürgerlichen Ausbildung zu ertheilen, und dabei deren allseitige Erziehung nach Kräften zu fördern. Die Schule soll das junge Blut zu Menschen und Christen heranbilden; das Erste ist Pflicht des Staates, das Zweite Wirkungskreis der Kirche. Darum haben Staat und Kirche gleiches Anrecht auf die Schule, und können in diesem Anrecht nichts feilschen lassen. Wer diesen Gesichtspunkt verrückt, der sucht ein zweites Centrum im Cirkel. So weit es sich also um die Ertheilung des Religionsunterrichtes in der Schule handelt, kann von einer sogenannten „Trennung der Schule von der

Kirche" ohnehin keine Rede sein, (obwohl es den Anschein hat, als fände man heutzutage für alles Mögliche Zeit in der Schule, nur für Religion nicht). Was nun die Ueberwachung oder das „Aufsichtsrecht" über die Schule betrifft, so steht selbst im Lande der Freiheit im eminenten Sinne des Wortes, in der Schweiz, das sittliche und religiöse Leben und Wirken der Schule eines Kirchensprengels unter der nächsten Aufsicht und Leitung des Pfarramtes. In der in jeder Gemeinde bestehenden „Schulpflegschaft" führt der Pfarrer in der Regel den Vorsitz, und erstattet seinen Bericht an den betreffenden „Schul-Inspektor" (Schulrath) oder an die höheren Schulbehörden. Nirgends in der ganzen Schweiz ist die Volksschule reine Gemeindeangelegenheit; sie ist wohl eine Staatsanstalt und als solche steht sie unter der Oberaufsicht des Staates; allein auch in der höchsten Behörde des Staates, im „Erziehungsrathe" (Ministerium) ist der Kirche ihr Einfluß auf die Schule dadurch gesichert, daß in den meisten Kantonen einige Mitglieder des Erziehungsrathes aus der Geistlichkeit gewählt werden müssen. Wo ist da eine Trennung? Es ist für den denkenden Schulmann wahrhaft betrübend zu sehen, wie die heiligsten Interessen der menschlichen Gesellschaft aus Unkenntniß oder Unverstand, oder einem gedankenlosen Nachplappern dünkelhafter Phrasen in Frage gestellt werden. — Aber bestehen nicht in Nordamerica religionslose Schulen? Allerdings, aber

es ist auch eine constatirte Thatsache, daß die dortigen Katholiken die Kosten nicht scheuen, um eigene katholische Pfarrschulen zu gründen und zu erhalten, ja daß sogar nichtkatholische Eltern sehr oft ihre Kinder lieber in katholische Schulen, als in die Staatsschulen schicken. Und muß denn unser europäisches Schulwesen par force nordamericanisirt werden? — Schon im Jahre 1845 äußerte sich der Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit in seiner drastischen aber wahren Weise: „Wenn ich der Teufel wäre, und die Leute wählten mich in der Verblendung zu ihrem Landstande und schickten mich zur Hauptstadt, so würde ich eine Motion machen, die der Hölle am meisten Kundschaften und den größten Profit brächte, nämlich: man solle die Schule von der Kirche trennen und gänzlich losmachen, die Schule soll nichts mehr mit der Religion, und die Religion nichts mehr mit der Schule zu thun haben. Eine Schule solle hinfüro nur noch eine Fabrik sein, wo den Kindern die Köpfe zurecht gerichtet werden, damit sie recht pfiffig werden für die Welt und Alles lernen, was Geld einbringt; statt der Pflichten aber, mit welchen einen die Religion plagen will, solle man in Zukunft nur die Rechte des Volkes lehren; man solle daher statt des Katechismus die Verfassungs-Urkunde in der Schule auswendig lernen lassen. Dieweil aber die Geistlichen dafür meistens keinen Sinn haben, so gehöre den Geistlichen keine Aufsicht über die Schulen;

Das wissen und wollen die, welche die Schulreform betreiben, sehr bestimmt. In den Schriften Diesterwegs und vieler seiner Schüler wird oft und unumwunden die ganze christliche Erziehung bekämpft, und es zur höchsten Aufgabe der Schule gemacht, die Kirche zu untergraben. Es gebe nur eine Vernunftreligion und Naturreligion, die müßten die Schulmeister lehren, eines Klerus bedürfte es so wenig wie einer Orthodoxie. — Dieselbe Tendenz kennzeichnet viele Lehrerversammlungen. Auf der 14. allg. deutschen Lehrerversammlung in Mannheim (Mai 1863) erntete ein Herr Krebs den ungeheuersten Beifall, indem er rief: „Wenn ihr eine deutsche Schule, deutsche Lehrer und ein deutsches Volk wollt, dann müßt ihr die Schule vom Joch des Klerus befreien". Das ist die Sprache von 1793. Merkwürdig! Die Geistlichkeit ist überall von der Staatsgewalt übermeistert und bevogtet, von der freien Presse geläßtert und verleumdet. Sie befindet sich überall in einer beweinenswerthen Defensive, und doch schwatzt man noch immer von hierarchischer Bevormundung, von einer furchtbaren geheimen Macht des Jesuitismus. Die wirkliche Macht ist lediglich in den Händen der Kirchenfeinde, d. h. des liberalen Despotismus und des despotischen Liberalismus. — Wenn je die Kirche den Völkern einen Zwang angethan, so geschah es doch immer nur, um Gottes Gebote aufrecht zu erhalten. Die moderne Gesetzgebung aber übt eine weit ärgere Tyrannei im

Namen eines gottfeindlichen Principes aus. Es gibt keine größere, unausstehlichere Rechthaberei und brutalere Gewaltthätigkeit, als die der sog. Fortschrittsmänner; denn sie greifen nicht nur in die Rechte der Kirche, sondern auch in die der Familie ein. Dieselben Rabulisten, die das Volk für den Souverän erklären, aus des Volkes Willen alle Macht herleiten, daher auch alle Gesetze dem Volkswillen dienstbar machen wollen, sprechen dem Volk wieder alle und jede Freiheit ab, und wollen den Eltern sogar wehren, über ihre eigenen Kinder zu verfügen. Fromme Eltern sollen unterthänig zusehen müssen, wie ihre Kinder durch die Schulmeister systematisch entchristlicht werden! — Wahrlich es ist hohe Zeit, daß so ungemessene Ansprüche auf ein bescheidenes und natürliches Maß zurückgeführt werden. Wozu brauchen die Bauernkinder in Dorfschulen einen Unterricht über den trojanischen Krieg u. dgl., wozu eine Bibliothek, eine zoologische Sammlung, ein Herbarium, einen botanischen Garten, ein Laboratorium, eine Sternwarte rc.? Der einfache Dorfschulmeister soll und darf kein Professor sein. — Bei einer Schullehrerprüfung sollte ein Schüler die berühmtesten Helden des trojanischen Krieges hersagen, und als er den Hauptthelden der Trojaner nicht zu nennen wußte, flüsterte ihm ein anderer „Hector" zu, worauf jener frischweg „Hecker" rief. Alles lachte darüber. Die Sache ist aber gar nicht lächerlich, sondern die Examinatoren sind tadelns-

werth, daß sie darauf geriethen, Bauernkinder in Dorfschulen über den trojanischen Krieg unterrichten zu lassen. — Das Landvolk will von allen diesen bedenklichen und kostspieligen Neuerungen nichts wissen, und es beschwert sich mit Recht, daß der Friede in der Gemeinde so oft durch das übermüthige Aufbegehren des modernen Schulmeisters gegen den Pfarrer gestört wird. Und wozu bei so vielen jungen Leuten Hoffnungen erwecken, die doch nie in Erfüllung gehen können, und ihren Ehrgeiz entflammen, wo ihrer doch nur eine bittere Enttäuschung wartet? — Das gemeine Volk, welches zur Handarbeit aufwächst, bedarf unstreitig eines geringeren Maßes des Schulunterrichtes. Es ist grausam, Kinder der Taglöhner und Bauern, welche nichts anders als Knechte und Mägde, Taglöhner, Feldarbeiter, Bauern und ländliche Hausfrauen werden sollen, täglich sechs Stunden lang in die Schule zu schicken, und dadurch der Vorbereitung für ihren eigentlichen Beruf zu entziehen, während sie in der Schule Dinge lernen, die ihnen für ihren Beruf gar nicht nöthig sind. Will man es denn wirklich dahin bringen, daß es keinen Deutschen mehr gebe ohne Brille?

4.

Die Schule ist die verkehrte Welt geworden, wie man sie auf den alten Nürnberger Bilderbogen sah. Von Seiten des Lehrers beileibe kein unsanftes Wort,

viel weniger ein Schlag; dem Schüler dagegen ist Alles erlaubt. Die roheste Unart und Bosheit wird von manchen Eltern sogar für Genialität gehalten, und soll jedenfalls als Jugendstreich Entschuldigung finden. Wenn der Lehrer ihn zu strafen wagt, müssen Protocolle über Protocolle aufgenommen werden, damit die Menschenwürde in dem jungen Bösewicht ja gewahrt, und dem künftigen Staatsbürger nicht zu nahe getreten werde. — Democratie in der Schule heißt aber so viel, als den Bock zum Hüter des Gartens bestellen. — Wirksam gegenüber den Unarten, Bosheiten und Frechheiten verdorbener Buben ist allein die Ruthe. Die Engländer sind das freieste und stolzeste Volk der Erde und doch (ebendeßwegen) herrscht in ihren Schulen das Prügelsystem. Die englischen Lords, Staats- und Seemänner würden nicht so gut zu befehlen wissen, wenn sie nicht hätten so gut gehorchen gelernt. Zucht ist die Schule wahrer Mann- und Ehrenhaftigkeit, Zuchtlosigkeit ist die Schule des Gegentheils. — Wenn aber schon gestraft werden muß, so überlasse der Pfarrer die Execution nicht dem Lehrer, sondern entsprechender einem anderen braven Manne. — An einem Orte übte der Todtengräber das Prügelamt. Da sagte ein einfacher Bauer: „Herr Pfarrer, wenn Sie mein Kind strafen wollen, so habe ich nichts dagegen; aber um das bitte ich, daß Sie mein Kind durch den immer betrunkenen Todtengräber nicht mehr schlagen lassen“.

Der Bauer hatte Recht. Strafen sollen bessern, und daher soll der Strafende moralisch sein. Das Kind sieht nicht in den Schlägen nur das Werkzeug eines Anderen, sondern den Strafenden. Das Ehrgefühl eines Kindes aber soll man nie verletzen. — Man muß die Kinder eben als Kinder behandeln. Die kirchlichen Jugendfeste, z. B. Nicolaus mit dem Tuch voll Geschenke und der ihn begleitende Knecht Rupprecht, der die bösen Kinder abschreckt, haben gewiß mehr auf die Sittlichkeit der Kinder gewirkt, als alle Basedow-Pestalozzischen Vernunftpredigten. — Beim Strafen kommt sehr viel auf die Methode an. In einem Institute befand sich ein Kind, das in seiner Bosheit trotzte und tobte. Der Katechet wies es auf das Beispiel Jesu hin; — „der war Gott" antwortete das heftige Kind. Auf das Beispiel der Heiligen — „ich bin kein Heiliger". — Wie es denn heute beten könne: „Vergib uns unsere Schulden" u. s. w. — „Das lasse ich aus". — Zur Strafe mußte das Kind fasten. Nachmittags kam es sehr fügsam und sagte: „Mich hungert". — Ein äußerst zuwideres Geschäft ist das Bestimmen der Schulprämien für die bravsten und fleißigsten Kinder. Da wollen gemeiniglich die lieben Herren Eltern auch eines eben nicht fleißigen Kindes eine Belohnung demselben gewahrt wissen, und weh dem Lehrer und Katecheten, wenn dasselbe Kind leer ausgeht. — Manche Eltern bringen sogar dem Katecheten Prämien für ihre Kinder,

weil sie meinen, es sei eben nur der Mangel an Geld schuld, daß nicht alle Würdigen, wozu sie natürlich ihr eigenes Kind auch ohne allen Grund rechnen, gebührend belohnt werden. — Manche Eltern sind höchlich erzürnt, daß ihre Kinder nicht die Ersten herabgelesen wurden. „Mach' dir nichts d'raus", schrie eine erzürnte Mutter öffentlich in der Schule dem weinenden Kinde zu. — Bei solcher Methode würde das Wort Veiths sich erproben: „Wo allzuviel ausgezeichnet werden, da wird der Niederste der Höchste". — In einem Mädcheninstitute war es Sitte, daß die bravsten Zöglinge ein Kreuz an einem blauen Bande als Auszeichnung tragen durften. Ein sehr befähigtes aber schlimmes Mädchen konnte es nie zu dieser Ehre bringen. Nun war einmal ein hoher Besuch angesagt und letzteres Mädchen — aus guter Familie — sollte eine Anrede halten. Alles wäre in der Ordnung gewesen, nur die Auszeichnung fehlte. Das ging dem Mädchen so zu Herzen, daß es bitterlich weinte und die besten Vorsätze faßte. Schluchzend kam es — auf Eingebung des Katecheten — zur Vorsteherin und bat um die Auszeichnung. Als diese sich weigerte, fiel das Mädchen auf die Kniee und bat mit aufgehobenen Händen: „Sie möge ihr die Auszeichnung nur leihen — für diesmal". Die Vorsteherin mußte lächeln und ließ sich erweichen, hatte aber dafür die Freude, daß das schlimme Mäd=

chen sich seitdem auffallend besserte, und seinen heftigen Charakter mehr beherrschte.

5.

Man will aus den Schulen alles confessionelle Gepräge entfernen. Allein wohin soll es führen, wenn der kleine Weltbürger kein anderes Gesetz, als seinen eigenen Willen erkennt, wenn er die Gebote Gottes als Aberglauben und die Stimme des Gewissens als Altweiberfurcht verlacht? Wohin — wenn der confessionslose Lehrer die Naturkunde nach Vogt und Moleschott, und die Religionslehre nach Bruno Bauer und Feuerbach tradirt? Denke man sich nur ein ganzes Volk in der Schule des Unglaubens erzogen — welch' ein schauerlicher Abgrund öffnet sich da vor unsern Blicken! Das wäre doch sicher nichts anderes, als ein successiver Abfall vom Glauben in Masse, gleich bei den Kindern begonnen. Und das soll Fortschritt und Civilisation sein? In Frankreich war das Alles schon da — man denke nur an das Ende des verflossenen Jahrhunderts; will man das tragische Beispiel nachmachen? Kann das in dem wohlverstandenen Interesse der Schule liegen? Wird ein derartig gesinnter Lehrer nicht jede Gelegenheit ergreifen z. B. bei der biblischen Geschichte, bei der Naturgeschichte, ja sogar bei Rechnungsexempeln, den Kleinen den Glauben ihrer Eltern lächerlich zu machen,

und das, was der Seelsorger in einigen Stunden der Woche mühsam aufgebaut hat, wieder niederzureißen? Wird nicht ein solcher Vielwisser mit mitleidigem Hohne auf den Pfarrer, den starren Dogmatiker, herabsehen und sich als den einzigen Lichtträger in der Gemeinde betrachtend, den staunenden Bauern den ganzen Kram seiner Afterweisheit auf der Bierbank beibringen? Wird er nicht bei dem öffentlichen Gottesdienste eben so den Aufgeklärten spielen? — Welche Saat der Zwietracht würde in so mancher friedlichen Landgemeinde emporwachsen, wenn der Laienpädagog das, was der Katechet in einigen Stunden des Religionsunterrichtes aufbaut, in den andern Unterrichtsstunden wieder niederreißt! Das arme Kind selbst würde ein Spielball der widersprechenden Meinungen und Ansichten seiner Lehrer werden, nie feste Grundsätze erlangen; das jugendfrische Gemüth würde bald dem Zweifel und dem Religionsindifferentismus verfallen, und allen den leidigen Folgen, die bei der angebornen Neigung zum Bösen daraus entstehen. Oder ist es nicht so? Wir brauchen als Volksschullehrer keine Pestalozzi's und Hegel's — wir brauchen redliche, vom christlichen Geiste durchwehte Schulmänner, welche mit Berufstreue und Lehrgeschicklichkeit (Methodik) die ersten Elemente des Wissens den Kindern beizubringen, und sie, soweit ihr Wirkungskreis reicht, zu verständigen, religiös sittlichen Menschen heranzubilden (oder vorzubereiten) verstehen. — Die

unparteiische Welt- und Kirchengeschichte lehrt, daß die Volksschule von der Kirche gegründet worden ist, und längst unter der Leitung und Erhaltung des Kirchensegens reich wirkte und blühte, bevor sich der Staat seiner Aufgabe, auch das Volksschulwesen zu heben, zu unterstützen und zu beeinflussen, bewußt wurde. Jetzt aber, wo sich der Staat in der Sorgfalt für die Schule mit der Kirche theilt, sollen auch beide vereint für dieselbe zusammenwirken. — Man sagt zwar, die Schule sei mündig geworden, sie bedürfe der Beaufsichtigung der Kirche nicht. Aber bei der Schule kann von einer Mündigkeit keine Rede sein. Es wechseln immerwährend die Individuen und die Heranbildung und Erziehung muß immer von Neuem beginnen. Diese eingebildete und sich aufblähende Mündigkeit, verbunden mit dem Rufe nach Freiheit der Schule von der Aufsicht der Kirche erinnert unwillkürlich an jene Fabel, wo die Frösche mit großem Geschrei einen König von Jupiter begehrten. Da warf er in ihren See ein Stück Holz. Erschreckt durch das Geräusch duckten sich anfangs die Frösche, wurden aber durch die Unthätigkeit ihres neuen Königs frech, kamen endlich herbei, setzten sich auf seinen Rücken, bespieen und verlachten ihn. Einen andern König wollen wir haben, schrieen sie, und da gab ihnen Jupiter eine Wasserschlange. Diese schlich sich leise zu ihnen, packte und verzehrte einen nach dem andern. Jetzt schickten sie im Geheim eine Deputation zum

Jupiter und baten um Emanzipation von der Wasserschlange. Allein Jupiter gab ihnen den malitiösen Bescheid: Ihr habt ja einen energischen König gewollt — und entließ sie.

6.

Der tüchtige Schulmann Lucas schrieb eine feurige Philippica gegen den Schulzwang, den er ein Stück moderner Tyrannei nannte. Er behauptet „der Staat übe durch den Schulzwang eine nie dagewesene Tyrannei aus, und verletze das Recht der Eltern, der Gemeinden und Confessionen, indem er ihnen die Kinder gewaltsam nimmt und in einer Weise unterrichten läßt, die ihnen nicht frommt, die eine Menge von Eltern nicht wollen, und die den Staat am Ende selbst gefährden. In der That hat der ganze Schulzwang eine christusfeindliche Tendenz — freilich unter dem Aushängeschild der Humanität und Bildung. Wenn Eltern klagten, ihre frommen Kinder würden in der Schule systematisch entchristlicht, so hieß es: „Das ist eben Befreiung, Führung aus dem Dunkel in's Licht". Merkwürdige Freiheit, die nicht duldet, daß die Kinder etwas anderes lernen, als was die Partei (des Fortschrittes) will. Man ist doch sonst allen Monopolen entgegen. Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit, Preßfreiheit, Gewissensfreiheit, Associationsfreiheit werden als unveräußerliche Volksrechte gepriesen, nur das A B C und das Gebetbüchlein und das

Einmaleins muß in Ketten und Banden liegen bleiben! Nicht einmal an das Tabakmonopol können unsere Liberalen denken, ohne sogleich dreimal nießen zu müssen; nur das Schulmonopol (des Staates, mit Ausschluß der Kirche) allein soll ein Noli me tangere sein." — Wir müssen dem Schulmanne Recht lassen. Uebrigens hat aber ein vernünftiger Schulzwang (in guten christlichen Schulen) bei lethargischen Eltern auch sein Gutes, besonders auf dem Lande, wo die Kinder oft zum Viehhüten und Kinderwarten benützt werden, oder auch in Städten und Märkten, wo man die Kinder in Fabriken verwendet, und gegen einen kargen Wochenlohn gänzlich der Schule, und damit der eigentlichen Erziehung entfremdet. Von Solchen wird die freie Schule als identisch mit Freiheit des Schulbesuches genommen. Allerdings kämen wir so den aufgeklärtesten Ländern Frankreich und England etwas näher, wo laut statistischen Tabellen 15 Millionen nicht lesen und schreiben. Auch eine schöne Gegend!

7.

Als Gegengewicht gegen die geistige Ueberanstrengung der Kinder in der Schule hat man in neuerer Zeit die Turnübungen eingeführt. In der That, es ist dies nothwendig, wenn unsere schulverhockten Jungen nicht zu Staatshämorrhoidaren werden sollen. Die Turnübungen sollen die Gewandtheit und

Anstelligkeit der männlichen Jugend fördern; denn leider erstreckt sich die Weichlichkeit, Schlaffheit und Verzagtheit auch schon auf einen großen Theil der niederen Stände. Ein Schweizer, Namens Guillaume, schrieb ein gutes Buch über die Gesundheitspflege in Schulen, worin treffliche Winke stehen. Wir wollen nur einige Stellen daraus mittheilen. Er sagt: „Selbst die Schulhäuser lassen nicht selten viel zu wünschen übrig. Hin und wieder sind sie zu feucht, was schädlich auf die Gesundheit der Kinder wirkt. Selten ist die Heizung rationell. Das Kind am Ofen glüht, das Kind am Fenster friert. Die Reinigung der Luft in Schulzimmern ist das wichtigste Erforderniß. Es gibt ein Schulmiasma, d. i. eine dumpfe, von unangenehmen und ungesunden Gerüchen erfüllte Luft, die man beim Eintritt merkt. Auch der Staub ist in Schulzimmern ebenso schädlich als derjenige, welcher in gewissen Fabriken erzeugt wird, und nach und nach schlimme Lungenzufälle verursacht. Ein in's Zimmer fallender Sonnenstrahl überzeugt von der erschreckenden Menge des Staubes, selbst wenn die Schüler während einer Stunde möglichst ruhig sich verhalten. Von nicht geringer Bedeutung ist auch die Beleuchtung; am schädlichsten ist das Doppellicht von zwei entgegengesetzten Seiten her. Fast noch verderblicher, als das Einathmen des Schulmiasma ist das unbequeme, unnatürliche und viel zu lang ausgedehnte Sitzen der Schulkinder, das berüchtigte Schulhocken.

Der Schulkropf (dicker Hals) ist ein Krankheitszustand, der durch die freisitzende Stellung verursacht wird, und der (so häufig er auch bei Kindern vorkommt) bis jetzt fast unbemerkt geblieben ist. Sehr oft sind die Bänke zu hoch, oft ist auch die Entfernung von der Bank zum Tisch zu groß. Die eigentliche Unnatur beginnt im Lehrplane. Das Hocken der armen Kinder fängt jetzt schon mit dem 6. Jahre, oft noch früher an — Alles der sog. Volksbildung zu lieb. Und was die Jugend alles verdauen soll: Lateinisch und Griechisch, Archäologie, Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik, Naturgeschichte, Geographie, neuere Sprache, Literaturgeschichte, Philosophie ꝛc. Man soll doch nicht mehr fordern, als die Natur leisten kann; sechs Stunden täglich sind schon zu viel. Dazu noch die Haus- und Strafaufgaben, z. B. eine schlecht geschriebene Zeile bis morgen hundertmal abschreiben ꝛc. Ist das pädagogische Vernunft? Sollte man Schulpedanten, die dergleichen dulden, nicht lieber in ihrem eigenen Dintenfaß ersäufen?"

8.

Von großem Belange ist es, daß der Seelsorger mit dem Schullehrer auf gutem Fuße stehe. Beide können sich gegenseitig ihr Wirken erleichtern und erschweren. Ich kannte einen Pfarrer, der den Lehrer seiner Pfarre als bevorzugten Freund behandelte — es war eine Freude, in ihrer Mitte zu sein. Ich habe

aber auch von Geistlichen gehört, welche den Lehrer — besonders in der Kirche, wenn dieser zugleich Meßner war — wie eine Art Hausknecht tractirten. Daß solche Lehrer keine besondere Sympathie für den Klerus hegen werden, ist begreiflich. Solch ein Benehmen ist mehr als tadelnswerth. Es geschieht ohnehin genug von Seite des Zeitgeistes, um den Lehrerstand der Kirche zu entfremden; wollen wir dazu noch mithelfen? — Ein zwölfjähriger Bub erklärte: „Von Alledem, was der Herr Pfarrer im Religionsunterricht sage, glaube er nicht das Mindeste; der Schullehrer habe ihm das Alles ganz anders ausgelegt". Auf die Einwendung, daß der Herr Pfarrer anderer Meinung sei, gab der Bub zur Antwort: „Die Pfarrer wissen wohl, warum sie dies Alles sagen". — Man hofft sich weiß Gott welche Wunder von einem confessionslosen Pädagogium. Wir fürchten, daß es, wie die Schullehrerseminarien, zu viel versprechen und zu wenig leisten wird. Ein glaubensloser, und folgerecht unsittlicher Lehrer übt einen verderblichen Einfluß auf die Moralität und Religiosität in einer Gemeinde, vielleicht verderblicher noch, als das Aergerniß eines lauen Priesters. — Uebrigens ist es schon wahr, daß eine bessere Ausbildung und Dotirung des Lehrerstandes sehr zu wünschen ist, und daß Staat, Kirche und Gemeinde, die alle bei der Schule gleich interessirt sind, dazu beitragen sollten. Gegenwärtig sind wirklich viele Lehrer patentirte Hungerleider. Viel-

leicht war es ein Solcher, der einst bei einer öffentlichen Prüfung, wo einige stiftungsmäßige Belohnungen an die bravsten Schüler ausgetheilt wurden, sagte: „Dieser Knabe ist wegen seines Fleißes ganz ausgekleidet worden“. Der arme Schlucker dachte wahrscheinlich an sich selbst — par nobile fratrum. — Viele gelehrte Schulmänner, Professoren und Zeitungsschreiber scheinen keinen rechten Begriff von den Verhältnissen eines Schullehrers zu seinem Pfarrer auf dem Lande zu haben. — Das Verhältniß des Dorf-Pfarrers zu seinem Lehramtskollegen, dem Schullehrer, ist gewöhnlich ein inniges und freundschaftliches. Und wenn hie und da dieß Verhältniß getrübt wurde, und Störungen und Reibungen stattfanden, so war gewöhnlich kein Theil ohne Schuld, und es war nur Folge der menschlichen Unvollkommenheit. Allein würden solche Verstöße ausbleiben, wenn die Schule eine Staats- oder Gemeinde-Anstalt werden sollte? — Nicht nur die beständige Wechselwirkung, in welcher Lehrer und Seelsorger in Schule und Kirche zu einander stehen, auch schon das gesellschaftliche Bedürfniß führt sie zusammen, besonders in Dörfern, wo gebildete Gesellschafter sehr wenig zu finden sind. Es muß daher auch dem Pfarrer daran gelegen sein, im freundschaftlichen Verhältnisse zum Schullehrer zu stehen, und sich das einsame Leben zu erheitern. Und wirklich zählt der Staat in jedem Stande, besonders aber im Lehr- und geistlichen Stande zahlreiche, durch

Brauchbarkeit und Gelehrsamkeit hervorragende Schullehrersöhne, welche ihre erste wissenschaftliche Vorbildung nebst dem fleißigen Bemühen ihrer Väter irgend einem Landseelsorger zu verdanken haben, und noch auf ihrer weiteren Laufbahn durch einige Zeit von einem geistlichen Gönner, der die Mittel dazu besaß, unterstützt wurden.

9.

Endlich hat man auch die gewöhnliche Verbindung des Schuldienstes mit dem Meßnerdienste als ein Uebel bezeichnet, das beseitiget werden müsse. Man sagte: Die Stellung des Lehrers als Meßner, Organist oder Chordirigent bringt eine Art Abhängigkeitsverhältniß vom Pfarrer mit sich, was mit seiner Autonomie nicht zu harmoniren scheint, indem es ihn zum Diener der Geistlichkeit macht. Das Ansehen des Lehrers vor der Gemeinde leide dadurch, indem er zu einer Art Kirchendiener vor der Welt und der Gemeinde herabgesetzt werde; endlich seien auch Pflichtencollisionen gar nicht zu vermeiden, daß nämlich der Lehrer bei eifriger Ausübung des Meßnerdienstes etwas vom Unterricht in der Schule versäume. — Allein abgesehen davon, daß die Dienstverrichtungen des Meßners solche sind, die einst den Klerikern in den niederen Weihen übertragen waren, so wird er dadurch gewiß weniger herabgesetzt, als wenn er den Schreiber oder gar den Spielmann der Gemeinde

macht. Wem könnte man eher in einem Dorfe die heiligen Gefäße, die Kirchenparamente und die Handhabung der äußerlichen Gottesdienstordnung anvertrauen, als dem verständigen, ordentlichen Lehrer. Auch bietet gerade die Zugabe des Meßnerdienstes dem Schullehrer eine erwünschte Aufbesserung seiner Lage, und dient zugleich als ein neuer Beweis dafür, daß die als stiefväterlich gesinnt verschrieene Klerisei auf die bessere Dotirung des Lehrers nicht vergessen hat. Ursprünglich, als die Kirche noch im vollen Besitze ihres Eigenthums war, ging die Dotirung der ältesten Pfarrschulen theils von ihr, theils von den katholischen Patronen aus, die Gemeinden halfen durch Zuweisung von Naturalien oder Grundstücken und durch Vermächtnisse nach. Die kirchlichen Synoden in allen Jahrhunderten, besonders seit dem 16. Jahrhunderte verordneten, daß wo möglich der Organisten-, Küster- oder Meßnerdienst und bestimmte Stolgebühren dem Pfarrschullehrer zufallen sollten. Würde aus den Fassionen der Schullehrer das, was ihnen aus dem Meßnerdienste, und aus den Stiftungen und den Stolgebühren zufließt, abgezogen, ach, wie erbärmlich und kümmerlich wäre da mancher Landschullehrer bestellt, er müßte am Hungertuche nagen. Wie vielen Landschullehrern ist von der Pfarrkirche der Genuß von Kirchengrundstücken entweder unentgeltlich oder um einen geringen Pachtzins eingeräumt. Ohne diese, aus kirchlichen Titeln fließenden Einkünfte würde

der Lehrer ganz vom guten Willen der Gemeinde abhängen, ob sie ihm gestattet, durch die Uebernahme verschiedener Gemeindeämter seine kargen Einkünfte zu vermehren. — Damit soll nicht geläugnet werden, daß die Lage mancher Landschullehrer, besonders in den armen Gebirgsgegenden, sehr drückend ist, gemäß dem Ausspruche eines Schriftstellers: „Das Erdenloos eines Schulmeisters heißt: Leiste und trage Vieles, nimm wenig Dank und noch weniger Geld dafür ein". — Noch erbarmungswürdiger ist das Loos der Gehülfen oder Unterlehrer, denen manchmal von dem Prinzipale ein Lohn von 30—50 fl., nicht ausreichend für die Kleidung, zugewiesen ist, und der dabei größtentheils den Schul- und Meßnerdienst zu versehen, und noch dazu hie und da die Verrichtung eines Hausknechtes zu übernehmen hat. Aber eine Verletzung der Wahrheit ist es, wenn man behauptet, die Geistlichkeit, der bisher die unmittelbare Aufsicht über die Schulen zustand, hätte dazu stillgeschwiegen, hätte nicht in Wort und Schrift auf diese bedrängte Lage der Lehrer aufmerksam gemacht, und durch Rath und That zur Erleichterung derselben nach ihrem beschränkten Wirkungskreise beigetragen. Wie viele Akten der Schuldistriktsaufseher und Konsistorien mögen seit Jahren in den Registraturen vergilbt, und von Staub und Würmern verzehrt worden sein!

Dritter Theil.

Das Priesteramt.

Erstes Kapitel.

Der Liturg.

1.

Eine Form des Cultus, welche die Idee der Erlösungsgnade nicht blos sichtbar darstellt, sondern zugleich vermittelt, ist für den an die Außenwelt angewiesenen Menschen nothwendig. So gut Gedanke und Wort, Seele und Leib miteinander in Verbindung stehen — ohne Eins und dasselbe zu sein, ebenso auch die Idee der Gottesverehrung und die äußere Form derselben. Zwar bilden sich die Aufgeklärten ein, aller Cultformen (die sie leere, geistlose und todte Ceremonien schelten) entbehren zu können; aber gerade sie hängen oft mehr als sie selbst glauben, an den Formen. Wie umständlich sind z. B. die Freimaurer bei den sog. Einweihungen in ihren Orden; wie selbstgefällig stolzirt so Mancher mit dem rothen oder blauen Band im Knopfloch, der über eine Muttergottesmedaille auf der Brust mitleidsvoll lächelt! Sie wissen nicht, was sie thun. Wer gegen Ceremonien

schimpft, greift sein eigenes Menschenbild an, das ja auch nur der sichtbare Ausdruck des Ebenbildes Gottes ist. Die ganze Schöpfung ist ein Symbol; auch Poesie und Musik sind nur Ceremonien, um das Unaussprechliche in's Bewußtsein der Menschen zu bringen. — Kaiser Joseph wollte zwar viele Cultformen abschaffen, z. B. Lichter, Festtage, Wallfahrten ꝛc.; aber es ging nicht. Er selbst mußte seine Verordnungen, die gar nicht beachtet wurden, widerrufen, und lenkte ein, je älter er wurde. An einem Weihnachtsfeste brannten in der Kapuzinerkirche zu Wien mehr als sechs Kerzen am Altare. Als Kaiser Joseph — auf seine diesfällige Verordnung sich berufend — darüber sich indignirte, erlaubte sich ein Kapuzinerpater zu antworten: „Majestät, als Sie geboren wurden, strahlte unsere Kirche in einem Lichtmeere von vielen hundert Kerzen; sollten wir zu Ehren der Geburt des Königs der Könige nicht mehr als sechs Kerzen anzünden dürfen?“ Der Kaiser wendete sich lächelnd ab mit den Worten: „Es ist halt der P. Pollhammer“ (so hieß der allbeliebte Kapuziner). — In einer Kirche zu A. wurden dem h. Nicolaus Buch und Aepfel aus der Hand genommen, weil alles Brandstifterische in Folge der josephinischen Polizeigesetze aus den Kirchen entfernt werden sollte. Der arme Heilige sieht seitdem so aus, als ob er Denjenigen den Schopf beuteln wolle, die ihn so zustutzten. Man sollte alle Gegner der Cultformen zu diesem h. Nicolaus auf

Besuch schicken. — Aber die Formen sind alt! Ja wohl, und das eben macht sie ehr- und glaubwürdig. Sie verleugnen ihren Stammbaum nicht, gleich der Eiche, deren Ringe mit ihr in stets neuem Ansatze wuchsen. Die Kirche hält auch im Cultus am Alterthümlichen fest, sie steht über den Zeiten, bewahrt aber mit Sorgfalt das ihr anvertraute Heil. Fideicommiß der vorigen Jahrhunderte. Gerade darin liegt eine große Pädagogik. Die Engländer hängen mit Zähigkeit und Stolz an ihren alten Einrichtungen, weil sie Zeugen von dem, in ferne Jahrhunderte hinaufreichenden Alter des Staates sind. Der katholischen Kirche aber nimmt man es übel, daß sie an ihren alten Einrichtungen festhält. Das ist ungleiches Maß. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Alle nichtkatholischen Liturgien sind neue Fabrikate; man weiß, wer sie gemacht hat. Die katholische Liturgie dagegen ist nicht gemacht, sondern gewachsen, — ein Product der Geschichte. Auch erfreut sie sich der universellsten Anerkennung; denn der Lebensbaum der römisch-katholischen Liturgie überschattet die ganze Erde. 760 Diöcesen unter 900 des Erdenkreises bedienen sich ihrer. Während der nie volksthümlich gewordene griechische Cultus versteinerte, und der protestantische zur doctrinellen Trockenheit einschrumpfte, übt der altkatholische Cultus noch immer eine solch anziehende Kraft aus, daß die Engländer fürchteten, ihr Kronprinz könnte katholisch werden, als er 1859 auf fünf

Monate nach Rom reiste. Bekannt ist der Ausspruch Friedrich II.: „Die Reformirten behandeln Gott als ihren Unterthanen, die Lutheraner als ihres Gleichen, die Katholiken als Gott". — Wie sollte das Studium dieser Liturgie den katholischen Priester nicht lebhaft interessiren!

2.

Durch die Ordination wird der Priester eigens zum Dienste Gottes — zum Liturgen — geweiht. Kraft des im Sacrament der Priesterweihe empfangenen Charakters hat er in besonderer Weise Theil an dem Priesterthume Jesu Christi; doch ist und bleibt der Liturg immer nur ein Werkzeug, wodurch Jesus Christus die Gnade spendet. Daher hängt auch der Werth und die Kraft seiner Amtshandlungen nicht von seiner persönlichen Beschaffenheit ab, gleichwie der Sonnenstrahl nicht verunreinigt wird, wenn er durch die Pfütze dringt. — Würde und Werth des Priesters sind wohl zu unterscheiden. Die Würde erlangt der Priester durch die Weihe, den Werth durch sein Leben und Mitwirken mit der göttlichen Gnade. Aus eben diesem Grunde übertrifft auch das Priesteramt an Würde und Heiligkeit das Lehramt. Vor dem Ueberwiegen der übernatürlichen göttlichen Einwirkung verschwindet beinahe die menschliche Thätigkeit. Darum nennt man auch die Seelsorger vorzugsweise Priester, obwol sie auch Lehrer und Hirten sind. Welch

hoher Unterschied ist doch zwischen einem geweihten katholischen Priester und einem protestantischen Pastor! Im Predigtamte mögen sie sich allenfalls als Collegen betrachten, niemals aber in liturgischer Hinsicht. — Diesem streng priesterlichen Charakter soll auch die äußere Erscheinung des Liturgen entsprechen, und es gilt ganz vorzüglich ihm, was der h. Apostel schreibt: „Conversatio nostra in coelis" — der Wandel des Priesters muß erhaben sein über die Welt und ihre Lust (Philipp. 3. 20). Dieses Erhabensein deutet die priesterliche Vollkommenheit an, und eben diese setzt die jungfräuliche Enthaltsamkeit voraus. Wer das reinste Opfer des jungfräulichen Leibes Christi darbringt, soll durch Reinheit des Leibes und Geistes glänzen wie der Diamant unter den Edelsteinen. Der Prediger mag verheirathet sein, der Priester — als Opferer — bringt auch dieses Opfer. Der beweibte Priester ist getheilt in seinem Berufe, und daher wird auch Rom nie in die Priesterehe willigen. Das Unheil in der Kirche ging in der Regel von solchen Priestern aus, denen die Opferidee des Priesterthums entschwunden. Der Kirche sind ihre offenen Feinde nicht so gefährlich, als diejenigen ihrer Diener, welche ihr Heiliges hinabziehen in's Triviale, und die Ideen, an die sich nur Andacht knüpfen sollte, so recht handwerksmäßig, wie Leder behandeln, das der Schuster über den Leisten schlägt. Der Priester geht verloren, der Handlanger bleibt.

3.

Alle Priester in der ganzen Welt sollen in gleicher Weise die liturgischen Handlungen verrichten. Sollen! Geschieht es auch wirklich? Hier liest einer die h. Messe so laut, daß es in der ganzen Kirche hallt; dort siehst du einen anderen kaum die Lippen bewegen. Dieser gibt mit dem hochwürdigsten Gute den sacramentalen Segen und spricht dabei, ich weiß nicht welch' willkührliche Worte; Jener betet wohl das Brevier, aber das „kleine Gfrast" der Versikel und Responsorien überspringt er. — Dort liest einer die Messe mit Inclinationen, Benedictionen und einer Masse Actionen ad libitum; hier macht einer eine Genuflexion mit einem so sonderbaren Knix, daß sein Körper förmlich zur Gestalt eines lateinischen S sich verbiegt, und das Knie auf der Treppe wie auf einer türkischen Trommel poltert, während knapp daran einer genuflectirt wie ein Stehaufmännchen der Berchtesgardner Drechsler. — Ein Priester, der die Communion austheilte, verstümmelte in Schnelligkeit die Worte dergestalt, daß die Gläubigen nichts hörten als: „O Herr, ich bin nicht — gesund". — Ein anderer Priester fand in der Pfingstvigilie nicht sogleich den Introitus und sprach daher: „Quaesivi et non inveni, et amplius non quaeram; Kyrie eleison" etc. — Wie? Gibt es denn in liturgischen Dingen eine Willkühr des Einzelnen? Allerdings sind nicht alle

Cultformen im Werthe gleich; aber der gute Diener ist auch im Kleinen getreu. Das Volk fühlt das sehr gut durch, und verehrt jene Seelsorger am höchsten, die wahrhaft fromme Priester sind. Jemand machte eine Wallfahrt. Als er ankam, wurden in der Kirche mehrere Messen gelesen. Ein Geistlicher brauchte ziemlich lang, und benahm sich sehr andächtig und anständig. „Zu dem gehst du beichten", sprach zu sich selbst der bußfertige Pilger. — An einem abgelegenen kleinen Orte war Feuer ausgebrochen. Der Cooperator des Ortes eilte an die Unglücksstätte, um zu helfen; da erblickte er ein halbverbranntes Schwein, das fürchterlich litt, und aus Barmherzigkeit tödtete er es. So natürlich diese Maßregel im Falle der Noth war, so anstößig erschien sie den Bauern. Zufällig hatte der Pfarrer eine ehegerichtliche Amtshandlung, und beeidete zu diesem Behufe öffentlich am nächsten Sonntag seinen Cooperator als Schriftführer. Als die Bauern diese seltene Function sahen, sagten sie untereinander: „Der Pfarrer hat heute den Cooperator absolvirt, weil er beim letzten Feuer ein Schwein abgestochen". Seien wir froh, daß das Volk von den Priestern eine solche Meinung hat!

4.

Ein Hauptbindemittel der Einheit in der katholischen Kirche ist die Sprache, in welcher der Liturg seine Functionen verrichtet. Die Cultussprache der

katholischen Kirche ist nämlich die lateinische, und wird es aus Pietät für Rom immer verbleiben. Es ist dieses Joch ein wahrhaft sanftes und süßes für die ganze katholische Welt, wovon sich Jedermann überzeugen kann, der ein Bischen in der Welt herumkommt. Die lateinische Sprache ist aber nicht nur die plastische Darstellung der Einheit der Kirche, sondern zugleich auch ein mysteriöser Nimbus, welcher dem religiösen Gefühle entspricht und dem Cult eine gewisse lyrische Wärme und Pietät verleiht. — Es ist daher ein untrügliches Zeichen eines abgeschwächten kirchlichen Geistes, wenn gegen die lateinische Kirchensprache remonstrirt wird (Deutschkatholizismus — traurigen Andenkens). Wo das Studium dieser Sprache von den Theologen vernachlässiget wird, kommen allerlei Inconvenienzen, ja selbst Entweihungen vor. So sang z. B. ein Geistlicher: „tanto mergo", statt tantum ergo; ein Anderer sprach beim Einsegnen der Leiche: „de terra blasphemasti" (statt plasmasti) me"; ein Dritter hatte deutsche Vespern eingeführt, und stimmte an einem Semiduplex die ersten Sylben der ersten Antiphon an dem Feste eines Confessor non pontif. an, laut rufend: „Herr, fünfe" (domine quinque). Und das soll erbaulich sein? — Der alte Einwurf, daß dem Volke die todte Sprache unverständlich sei, ist leicht widerlegt. Dem Verständniß von Seite des Volkes kann durch gute Bücher und Erklärungen in deutscher Sprache (lin-

gua vernacula sagt das Trid. sess. XXIV.) nachgeholfen werden. Versteht übrigens das Volk die Handlungen, so kann es mit dem Priester vollkommen die h. Messe feiern. Ein protestantisches Fräulein wohnte tiefergriffen einer katholischen Messe bei, ohne ein Wort lateinisch zu verstehen. — In einem Badeort redete die Frau eines protest. Predigers einer kathol. Frau zu, dem prot. Gottesdienst beizuwohnen. Letztere sagte zu unter der Bedingung, daß erstere dann auch die kathol. Messe mit ihr besuche. Die Protestantin wohnte das erste Mal einem kathol. Gottesdienste bei, und äußerte sich sehr erbaut darüber. — Wo die fromme Stimmung vorhanden ist, da ist die rechte Grundsprache des Gottesdienstes für Volk und Priester.

5.

„Soll man die Psalmen, die im Rituale enthalten sind, bei Functionen lateinisch oder deutsch beten?" fragte einst ein Cooperator seinen Pfarrer. Dieser antwortete: „Ich habe in meinen Dienstjahren, die ich in verschiedenen Stationen zugebracht, verschiedene Praxis erfahren; hier werden sie lateinisch gebetet, dort deutsch. Was meine Meinung betrifft, so bleibe ich bei dem lateinischen Recitiren der Psalmen 1. weil die Kirchensprache überhaupt lateinisch ist; 2. weil die Psalmen, deutsch gebetet, oft nicht zum Verständniß der Zuhörer gelangen und minder andachterweckend sind, als wenn sie lateinisch gebetet

werden, wo der hehre Klang der lateinischen Sprache schon gute Stimmung verbreitet. Betrachten Sie nur einmal den Psalm Miserere. Wie erhaben ist er in seinem lateinischen Ausdrucke! Uebersetze ich nun beispielsweise folgenden Vers: „Tunc acceptabis sacrificium justitiae, oblationes et holocausta, tunc imponent super altare tuum vitulos“, so wird es heißen: „Dann wirst du annehmen das Opfer der Gerechtigkeit, Gaben und Brandopfer, dann wird man Kälber auf deinen Altar legen“. Wie wunderlich klingen die letztern Worte „Kälber“ u. s. w. bei einer Leiche! Jungen Leuten könnte sogar das Lachen kommen. Die Ursache aber, daß ungebildeten Christen mancher deutsche Vers der Psalmen, oder der Propheten, oder der geheimen Offenbarung so wunderlich klingt, ist die, weil jeder dieser angeführten Verse seine Erklärung braucht. Beim einfachen Vorlesen ist diese nicht möglich. Die orientalische Anschauung der Dinge und die Bildersprache der Orientalen ist unserer deutschen Ausdrucksweise, und unseren Anschauungen schnurstracks entgegen. Darum, wenn es von den Rubriken nicht ausdrücklich gefordert wird, daß dieß oder jenes in der Muttersprache gesprochen werden solle, so bleibe ich bei dem lateinischen Recitiren der Psalmen“. So schloß der Pfarrer, und wir geben ihm vollkommen Recht darin.

Zweites Kapitel.

Heilige Zeiten und Orte.

1.

Die heiligen Zeiten sind jährlich wiederkehrende Evangelisten. Das Osterfest beherrscht als höchstes das ganze Jahr, gleichwie das Priesteramt das höchste ist auf Erden. Daher klingen an allen hohen Festtagen Töne aus der Ewigkeit durch die Seele, und erfüllen sie mit geheimnißvoller Weihe. O möchten doch alle Seelsorger ihre Gemeinden in den Geist des Kirchenjahres immer tiefer einführen, daß sie das Leben der Kirche geistig mitleben, damit Staat und Familie immer mehr vom Geiste des Christenthumes durchdrungen werden! Wo man die kirchlichen Festtage ignorirt, ignorirt man das Christenthum. Alle Religionen haben ihre Festtage, sie sind ein Bedürfniß und eine Wohlthat zugleich. Die katholischen Feste tragen überdieß noch das Gepräge sittlicher Freudigkeit, gleich fern von heidnischem Epicuräismus und jüdisch-puritanischem Pharisäismus. — Die heiligen

Zeiten sind im Kirchenkalender verzeichnet, der in keinem katholischen Hause fehlen darf. Dieser Almanach des Himmels bringt das Diesseits in geistigen Verkehr mit dem Jenseits; denn jeder rothgedruckte Feiertag ist ein Wegzeiger zum Himmel.

2.

Der Feiertag in jeder Woche ist der Sonntag, der Tag der Auferstehung des Herrn. Ihm liegt die großartige Idee zu Grunde: „Jesus lebt und stirbt nicht mehr; Jesus lebt und wir mit ihm“. (Röm. 6, 9.) Die tiefere oder flachere Auffassung dieser Idee bildet den Barometer der kirchlichen Gesinnung eines Volkes. Wo der „Tag des Herrn“ zum Werktage, zum Lusttage, zum privilegirten Sündentage geworden ist, da ist der Glaube und die Hoffnung einer sittlichen Auferstehung zur balsamirten Mumie eingeschrumpft. — Sowie einst der Glaube an die Auferstehung Christi — durch die Apostel verkündet — die jüdische und heidnische Welt zu Einem lebendigen Hause Gottes umgewandelt hat, so soll, kann und wird ein ähnliches Wunder der Gnade in den Herzen der Christen erneuert werden durch die lebendige, in jeder Woche wiederkehrende, und die Welt durchhallende Predigt von der Auferstehung des Herrn, und diese Predigt ist ja eben der Sonntag. „Nehmt dem Menschen den Sonntag“, sagt Montalembert, „und er verthiert“. — Die wahre Sonntagsfeier verlangt

Ruhe und Beschäftigung. Ruhe von jeglicher Anstrengung, die blos auf die Zwecke des irdischen Lebens Bezug hat; Beschäftigung des Geistes mit Gott und göttlichen Dingen, also die Theilname an den feierlichen Handlungen des innern und äußern Gottesdienstes, welche die eigentlichen Geschäfte des Sonntags bilden, und zwar des ganzen, nicht des halben Sonntages. Oder vermag der weltliche Diener, der einem Herrn einen kleinen Dienst erzeigt, zu sagen: „Er habe ihm einen Tag gedient?" Es wäre ein zu kühner Tropus. Was ist aber das für ein Tropus, wenn man den Gottesdienst am Tag des Herrn auf eine halbstündige Messe beschränkt? Der für den Dienst des Herrn eifernde Priester wird daher auf eine würdige Sonntagsfeier großes Gewicht legen. Das gute Beispiel des Seelsorgers und Ermahnungen unter vier Augen nützen da oft mehr, als öffentliches Polemisiren. — In die Pfarre N. war vor mehreren Jahren ein Fabrikant aus X sammt Familie eingewandert. Dieser Mann war derart in sein Geschäft versenkt, daß er an Wochentagen keine Zeit fand, seine Wohnung ausweißen zu lassen; er wählte den Sonntag dazu. Weberstühle, Tische, Bänke und andere Geräthe wurden vor dem Hause aufgestellt und gereinigt, während die Maurer die Wohnung von innen und außen auf neuen Glanz herzustellen suchten. Es war eben Spätgottesdienst, als der jetzt bereits verstorbene Pfarrer zu diesem Hause kam und nicht

wenig staunte, als er das sonst in der ganzen Pfarre ungewohnte Treiben bemerkte. Die Hausfrau reinigte eben vor dem Hause Geschirre. Auf die Frage des Pfarrers, warum sie denn an einem Sonntage diese Arbeit angestellt hätten, gab selbe zur Antwort, daß sie an Wochentagen keine Zeit dazu haben, daß sie es auch in X so gethan und gesehen haben. Der Pfarrer machte ihr hierüber nur einige freundliche, kurze Bemerkungen, und erzählte später mit sichtlicher Freude, daß von derselben Stunde an diese Verletzung der Sonntagsfeier unterblieb. — Bisweilen darf man nicht einmal ein Wort verlieren, und man kann eine Verletzung der Sonntagsfeier beseitigen; ein ernstes, gewichtiges Beachten des Thun und Lassen der Pfarrkinder führt schon manchmal zum gewünschten Ziele. So bemerkte einst ein Pfarrer, daß man an Sonn- und Feiertagen schon Vormittag lärmendes Kegelspiel trieb. Er machte sich auf, ging auf den Fußweg, der zunächst der Kegelbahn vorbeiführt, blieb öfters stehen, und sah mit gewisser Neugierde auf den Ort des Lärmens, gleich als wollte er alle die kennen lernen, die da zum Spiele sich eingefunden hatten. Er machte es nur an zwei Sonntagen so, und hatte seitdem über eine solche Sonntagsfeier-Verletzung nicht mehr zu klagen; das Uebel war gehoben, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre. — Ein anderes hieher gehöriges Beispiel wurde oben (S. 28) erzählt.

3.

Die altkatholischen Gebräuche im Laufe des Kirchenjahres haben für das Gemüth etwas tief Ergreifendes. Die aufgeklärten Polizeigesetze haben zwar selbe mit Stumpf und Stiel auszurotten gesucht, aber es will ihnen nicht ganz gelingen. Die Kirche sollte nur noch ein Hörsaal für die Predigt bleiben, und die Predigt eine philosophische Vorlesung sein. Alles, was zur Einbildungskraft und zum Gefühle sprach, galt als Aberglaube oder als todtes Ceremoniell. Indeß hat sich doch vieles im Volk erhalten, und Manches wird sogar in unsern Tagen wieder hergestellt und neu eingeführt. Wie viele gute alte Sitten wahrten einst die Sittlichkeit. So z. B. wurde der Brautkranz bei einer unverdorbenen Bevölkerung hoch in Ehren gehalten, und durfte von Keiner getragen werden, die ihn nicht verdiente. Das Sittengericht, welches die ländliche Bevölkerung unter sich übte, unter herkömmlichen uralt geheiligten Formen, schützte vor Unzucht ungleich viel mehr, als alle moderne Schulbildung und Gesetzgebung. Nicht das Volk verlangte die Abschaffung jener alten Gebräuche, sondern der aufgeklärte Despotismus und Liberalismus, der unter dem Schein der Humanität in die Rechte und Sitten des Volkes bedenklich eingriff. — Welch feierlich freudige Stimmung herrscht ferner bei einem Feste! Ich erinnere nur an die beliebten

Roratemessen in der Morgendämmerung, an die idyllischen Weihnachtskrippen, an den hellbeleuchteten Christbaum, an den ernsten Besuch der h. Gräber in der Charwoche, an die freudekündenden Ostereier, an den lauten Glaubenstriumph der majestätischen Frohnleichnamsfeier, an die heiteren Feste der Kirchweihe, an die poetischen Marienfeste und die Festtage der Heiligen, die wie Edelsteine in der Krone des Kirchenjahres vertheilt sind. Wer wagt den sittigenden Einfluß solcher Feste zu bestreiten? Man hat zwar ebenfalls Miene gemacht, sie abzuschaffen; aber wer kann etwas Besseres dafür geben? Wo das kirchliche Leben die Seele leer ausgehen läßt, da ist große Gefahr, daß diese Leerheit anderswo Abhilfe suche und in die Hände von Sectirer führe, wie die Zeitungen von den Muckern und Mormonen erzählten. Auch die — der gewaltsamen josephinischen Aufklärungsperiode folgenden — Excesse der pietistischen Pöschlianer und Boosnianer sind noch in trauriger Erinnerung. Die zeitausnützende Industrie hat dafür das Proletariat geschaffen, und läßt dem zum Leibeigenen herabgesunkenen Arbeiter kaum noch den Sonntag. Wie viel humaner dachte doch die Kirche, welche die vielen Festtage zuließ, um die einstmaligen Frohndienste zu erleichtern! Die aufgeklärte Polizei hat die kirchlichen Volksfeste auszurotten gesucht; ist aber die Volksmoral seitdem weniger lax geworden?

4.

Die katholischen Kirchen haben etwas geheimnißvoll Erbauendes, und unwillkührlich zum Beten Einladendes. Die sanfte Athmosphäre des Weihrauches, die heilige Ruhe, die immerleuchtenden Lampen, die mystische Majestät des Baues erhebt den Geist und erfüllt das Gemüth mit heiligen Eindrücken. Man fühlt darin die Nähe Gottes, von welcher wärmende Strahlen ausgehen. Wer kann da unberührt bleiben? Es klingt sehr wahrscheinlich, was von englischen Protestanten erzählt wird, daß — wenn sie einmal recht andächtig beten wollen, sie eine katholische Kirche besuchen. — Einst kam ein protest. Fräulein aus Norddeutschland nach Wien, und wohnte mit seinen Eltern in der Nähe der Schottenkirche. Sie hatte noch nie eine katholische Kirche gesehen, und die Neugierde lockte sie dahin, besonders wenn die Glocken zum Gottesdienste riefen. An einem Nachmittag huschte sie hinein in die Kirche, als eben Alles auf den Knieen lag, indem vom hellbeleuchteten Altare aus der sacramentale Segen gegeben wurde. Sie war tief ergriffen. Seitdem kam sie öfter in die Kirche; der Zufall spielte ihr katholische Bücher in die Hände, welche ihre protestantischen Vorurtheile widerlegten; ein Geistlicher vollendete das Werk der Gnade, und sie wurde trotz alles Widerstrebens der Eltern katholisch; gegenwärtig wirkt sie segensreich als Klosterfrau in America. Was

gab den ersten Anlaß zu ihrer Bekehrung? Ein Kirchenbesuch. — Der geistig nicht ganz verkrüppelte Mensch will und muß anbeten. Das fehlt den protestantischen Kirchen; denn eine protestantische Conferenz im J. 1857 erklärte selbst: „Es sei gar keine Anbetung bei ihnen, und daher seien so viele Uebertritte zum Katholicismus". — „Wie arm und wie dunkel ist es hier", sagte eine Italienerin, als sie in Weimar keine katholische Kirche fand.

5.

Deshalb ist es nicht zu billigen, wenn katholische Kirchen den Tag über verschlossen werden. Solche Abgeschlossenheit paßt nicht für ein katholisches Gotteshaus, in welchem der Herr wirklich und wesenhaft auf dem Altare wohnt und auf seine Kinder wartet. Oder sollen unsere Kirchen gleich den Bureaux geschlossen werden, sobald der Dienst zu Ende und die Beamten nach Hause gegangen? Der gelehrte Humboldt sagte von den protestantischen Kirchen: „Das beständige Verschließen unserer Kirchen hat etwas Trübes". — Man sucht sich wohl hie und da mit der Unsicherheit wegen Diebstählen oder Profanation zu entschuldigen. Eitle Ausrede! In Tirol stehen die Kirchen während des ganzen Tages offen, und man hört nichts von derlei Excessen. In abgelegenen Kirchen könnte ja durch geeignete Vergitterung Vorsorge gegen Verunehrung getroffen werden. Ich kenne eine

hübsche Friedhofkapelle, welche nach ihrer Rehabilitirung der Diebe wegen verschlossen gehalten wurde. Da erbarmte sich endlich eine fromme, christliche Frau, und ließ vor dem Altare ein Eisengitter spannen; seitdem ist die Besorgniß vor den Dieben beseitigt, und so manches Vaterunser wird für die Seelenruhe der Verstorbenen in dieser Gottesacker-Kapelle gebetet. — Den Schlüssel zur Kirche soll der Pfarrer verwahren aus mehreren Gründen. Einst kam irgendwo ein Versehgang aus. Der Pfarrer wollte in aller Eile in die Kirche, um das heiligste Sacrament zu holen; siehe da — es fehlten die Schlüssel. Nun wurden Boten ausgeschickt; die Zeit verstrich und die Gefahr war sehr nahe, daß der Schwerkranke ohne Empfang der Sacramente dahinscheiden könnte. Der Pfarrer gerieth in große Angst. Endlich wurde der Dienstbote des Schullehrers gefunden, und zum Glück erreichte man noch den Sterbenden vor seinen letzten Augenblicken. „Das darf mir nimmer geschehen" — sagte der Pfarrer zu sich, las dem Meßner derb die Leviten, und bestellte sich ein zweites Paar Kirchenschlüssel, die immer in seiner Verwahrung blieben. — Ein anderer Pfarrer sah einst Abends nach, und fand die Kirchenthür offen — der musicirende Meßnergehilfe hatte auf's Schließen vergessen. Er machte nun selbst den Ostiarius, obwol er beim Empfang der niedern Weihe an diese Ausübung seines Amtes kaum gedacht hatte. — Domage rend sage, sagt der

Franzose, und der bedächtige Deutsche: Vorsicht schadet nicht./

6.

Kirchhöfe sind gleichfalls geweihte Orte und sollen daher in Ehren gehalten werden. Aus der Verehrung der Verstorbenen kann man auf die Bildung eines Volkes schließen. Der grüne Blumenschmuck unserer Friedhöfe symbolisirt die tröstliche Hoffnung der Auferstehung. Auch die Grabmonumente sind ein passender Schmuck für die Friedhöfe, wenn sie nur nicht allzuoft bloße Schaustellung menschlicher Eitelkeit wären! — Dem Friedhofe geziemt Ruhe und Frieden, so daß die zu den Gräbern Wallenden in ihrem Gebete nicht gestört werden. Es ist daher nicht zu billigen, wenn die ausgelassene Jugend auf den Friedhöfen, die um die Kirche herum liegen, ihre Spiele treibt; auch das ist nicht passend, wenn der Weg zu den pfarrlichen oder schullehrerischen Wirthschaftsgebäuden über den Ruheplatz der Todten führt, und letzterer voll Ziegel- und Holzstöße, oder voll Stauden und Disteln ist. Noch schlimmer aber ist es, wenn man den Friedhof selbst als Düngerstätte benützt, auf demselben Gras, Kartoffel und Zwetschkenbäume pflanzt und zu diesem Behufe die Grabhügel ebnet. Wo solche Gesinnung herrscht, darf es nicht wundern, wenn Kühe und Gänse auf den Friedhöfen weiden. Die Orientalen haben einen Fluch: „Möge

ein Hund dein Grab besudeln". Nun — und auf den Christengräbern?! Schon öfter konnte man bemerken, daß nicht bloß Hunde und andere Thiere den Kirchhof und die Kirchenmauer besudeln, sondern daß dieß selbst an der Kirchenmauer ganz in der Nähe des Allerheiligsten — — von gläubigen Christen geschieht. Ist es schwer zu errathen, wie diesem Unfuge abzuhelfen sei? — Ein Meßner hatte Klee auf dem Friedhofe gebaut, und bekam davon eine schöne Ernte. Einige Leute beschwerten sich darüber, daß nämlich beim Kleemähen auch die Blumen, die man auf die Gräber gepflanzt, unter der Sense fielen, man wolle mit den Blumen nicht die Kühe des Meßners füttern. — Wieder ein anderer Meßner hatte Obstbäume auf dem Friedhofe gepflanzt; ein Witzbold bemerkte darüber: man habe nicht einmal im Grabe mehr Ruhe, sondern müsse noch als Stoff für Obst herhalten. Der Pfarrer ließ die Bäume umhauen. — Ueberhaupt, was Friedhofzierde betrifft, gehen die Meinungen auseinander und man würde gut thun, das „juste millieu" einzuhalten. Einige wollen den Friedhof wie in einen Garten umwandeln (ziemlich türkischer Anhauch); Andere wollen gar nichts Grünes im Friedhof gelten lassen, und sehen den Kirchhofklee mit scheelen Augen an. Eine dritte Partei sagt wieder: Alle sollen froh sein, wenn auf dem Friedhofe Gras wächst, weil dadurch die Ausdünstung des Friedhofes eine minder schädliche wird, und die zarten Graswur-

zeln eine gute Decke gegen Gasausströmungen darbieten. — Es ist natürlich, daß die Gräber mit ihren Zierden vor der grausamen Sense des Meßners geschützt werden müssen; es ist natürlich, daß gegen eine Cypresse oder Trauerweide vom katholischen Standpunkt nichts eingewendet werden kann, vorausgesetzt, daß sie keinen nothwendigen Platz wegnimmt; was die Meinung von der Nützlichkeit der Grasdecke betrifft, so überlasse man deren Entscheidung den Aerzten.

7.

Die Censur ist wohl abgeschafft; aber der Pfarrer ist seiner Stellung nach dennoch gezwungen, sie manchmal zu üben, weil er über Alles verantwortlich ist, was sich in seinem Territorium in religiöser Hinsicht ereignet. Wer billigt z. B. die Inschrift an einem Friedhofsportale: „Hier ist der Ort der Müden?“ Ist diese Aufschrift christlich? Oder wem gefallen die halbheidnischen Grabmonumente mit den Amors, Niobes und anderen mythologischen Ausgeburten? — Wie schön und bedeutungsvoll hingegen ist das einzige aber vielsagende Wort „Resurrecturis“ als Aufschrift eines Leichenhofes in Tirol! Wie echt christlich, wie trostreich, und doch ernst und erschütternd für die, welche auferstehen werden! Werden sie auferstehen zum ewigen Leben, oder zum ewigen Tode? — Doch sei man nicht gar zu kritisch. Einige Geist-

liche wollen z. B. sogar das Wort „Asche“ nicht auf Grabmonumenten dulden, weil diese an die heidnische Urne erinnere. Allein, so lange es einen Aschermittwoch gibt und die Asche feierlich geweiht wird, mag man wohl auch jene Inschrift gelten lassen. Jedenfalls aber nimmt sich folgende Inschrift höchst komisch aus, um nicht mehr zu sagen, welche auf einem Grabmonumente eines in der Nähe von Mödling befindlichen Friedhofes zu lesen ist. Sie lautet: „Hier ruhet — zu des Mannes größtem Leidwesen — im 24. Lebensjahre verstorben — eine Tochter Eva hinterlassend — die theure Gattin N. verblichen am ... — Ehre noch ihrer Asche“. — In einem andern Friedhofe in der Nähe Wien's ist auf dem Grabsteine einer Frau eine Gans abgebildet, die ihre Jungen unter ihren Flügeln birgt (sollte wahrscheinlich ein Pelikan mit seinen Jungen sein). Darunter ist die Inschrift: „So war sie!“ — Viele der schönsten Bau-Denkmäler voriger Jahrhunderte wurden vernichtet, und was die Zopfzeit nicht mitnahm, zerstörte der illuminatistische Fanatismus, indem er zugleich den Heiligen jede Schmach zufügte. Kirchen wurden in Magazine und Kasernen verwandelt, und die Stelle des Hochaltars oft geflissentlich entweiht (z. B. als Beschälungslocal). Als ein Jude das aufgehobene Kloster Andechs in Oberbayern, in welchem die Aufhebungscommission vandalisch selbst gegen die Fürstengruft gewüthet hatte, kaufen wollte und sogar

die Frechheit hatte, den König Max Joseph um die Erlaubniß zu bitten, den Namen eines Freiherrn von Andechs annehmen zu dürfen, entgegnete ihm der König: „Weißt was, Jud, Podex sollst heißen, aber nicht Andechs“. Auch eine Kritik!)

Drittes Kapitel.

Kirchenschmuck.

1.

Die h. Kunst ist eine Tochter der Kirche und hat die Bestimmung, das Göttliche und Heilige in der Form des Schönen darzustellen. In Folge dieser engen Verbindung von Kunst und Religion begreift sich der ethische Zauber, welchen das Schöne ausübt. Die ästhetische Seite des Cultus ist keineswegs gering zu schätzen, und es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß das Studium der kirchlichen Kunst bei den Theologen wieder mehr Anklang findet. Nur so kann die der Kirche entlaufene Tochter zur Kirche zurück geführt werden, wenn die Geistlichen wieder Verständniß und Einfluß auf die Kunst gewinnen. Ein hochstehender Laie sprach darüber mit großer Anerkennung, daß jetzt in vielen bischöflichen Seminarien eigene Vorlesungen über kirchliche Kunst gehalten werden. Der practische Nutzen dieses Studiums ist mit Händen zu greifen. Welches Unheil wurde schon durch die Ueber-

tünchung gothischer Denkmale und sogenannte Restaurationen angerichtet! — Ein Pfarrer meinte einst in einer Gesellschaft, in welcher von Baustylen gesprochen wurde, seine Kirche sei im byzantinischen Style gebaut und sein Thurm sei italienisch. — Es wurde viel darüber debattirt. Ein Kunstverständiger, der die fragliche Kirche schon gesehen, aber den Pfarrer in seiner Illusion nicht stören wollte, wurde später befragt, wessen Meinung er sei? Da antwortete er: „Mit den Baustylen ist es eine eigene Sache; man soll nicht so leicht damit herumwerfen, als wären es Bratwürste. Es gehört ein gebildeter, feiner Sinn, ein kunstgeübtes Auge dazu, um den Styl, entkleidet von seinen Zubauten und Verzierungen, bei einer Kirche herauszufinden. Uebrigens, was Ihre Frage betrifft, meine Herren, so kann ich Ihnen zum Troste sagen: Mit dem byzantinischen Style ist es mit jener Kirche nichts. Sie ist im 15. Jahrhundert erbauet, der Thurm noch später, mit letzterem sind sie stecken geblieben, und haben ein plattes Dach mit einer goldenen Kugel aufgesetzt — die Kirche hatte viel durch die Zopfgeister zu leiden“ u. s. w. — Es ist daher sehr räthlich, etwaige Restaurationen an kirchlichen Gebäuden und noch mehr allfällige Neubauten zu verschieben, bis man einen tüchtigen Künstler als Sachverständigen darüber consultiren kann. In irgend einer Stadt sollte der Thurm an einer gothischen Pfarrkirche neugebaut werden. Schon hatte der Plan, auf

welchem ein sogenannter Knödelthurm prangte, beinahe seine Genehmigung von der ganzen Bürgerschaft erhalten, als zum Glücke noch zu rechter Zeit ein kunstverständiger Priester und Professor der kirchlichen Kunst Einsprache dagegen that. Der Thurm wurde nun im Octogon aufgeführt, und ist ein wahrer Schmuck des Kirchengebäudes, so wie der Stadt. Pfuscherei kann nie Zierde sein. — Ein Pfarrer machte den Vorschlag, statt der kostspieligen Grabdenkmäler, welche nach wenigen Jahren wieder verwittern, einen Altar, ein Fenster, ein Gemälde u. dgl. in der Kirche herzustellen, wodurch der dabei angebrachte Name des theuren Verstorbenen auf ganz andere Weise verewigt würde, indem er in den Herzen aller Besucher und Beschauer eines solchen Werkes, besonders aber in den Herzen frommer Beter in der Kirche lebendig erhalten würde. Eine solche Verherrlichung des Gotteshauses wäre für die Seele des Verblichenen, und für die ganze Gemeinde nützlich, für die Hinterbliebenen eine Ehre. Leider dürften derlei poetische Projecte an den vielen profanen Förmlichkeiten scheitern, welche bei Ausführung eines solchen Werkes einzuleiten und einzuhalten sind.

2.

Der schönste Kirchenschmuck ist unstreitig die Reinlichkeit. Staub und Schmutz sind eine Schande für das Haus Gottes. Ein Pfarrer fand die Kirche

bei seinem Antritt des Pfarramtes ungemein verwahrlost. Da seine ziemlich deutlichen Bemerkungen nichts halfen, so gürtete er sich einige Samstage hindurch selbst die Schürze um, und fing an die Kirche in allen ihren Räumen mit dem Staubbesen zu säubern. Als dies in der Pfarre bekannt wurde, schickten an den nächsten Samstagen einige Männer ihre Weiber, damit der Herr Pfarrer nicht ein Amt bekleiden dürfe, das sich für ihn nicht schicke. Seitdem wurde die Kirche regelmäßig gescheuert und ist jetzt ein Muster der Reinlichkeit. „Ich gehe seitdem viel lieber in die Kirche", hörte man die Leute sprechen. — In England bestehen eigene Vereine unter den jungen Leuten, welche abwechselnd dafür sorgen, daß die Kirche im Schmucke der Reinlichkeit erhalten werde. — Ganz vorzüglich ist die besprochene Eigenschaft bei der Kirchenwäsche und den h. Gefäßen nothwendig. Der Ritualist Gavantus wünscht, daß das Corporale und die Albe beiläufig alle Vierteljahre, das Purificatorium und Humerale alle acht Tage gewechselt werde; selbst auf die Fußbekleidung des Priesters, der zum Altare gehen will, reflectirt er, indem er den Wunsch ausdrückt, daß in der Sacristei sich stets eine Bürste (scopula) vorfinden möge. Die beste Zeit zur Reinigung der h. Gefäße ist die Charwoche; doch ist die gründliche Reinigung complicirter Gefäße lieber dem Techniker zu überlassen. — Eine ebenso liebliche als wohlfeile Zierde der

Altäre in den Kirchen sind die Blumen. Manche wollen nur natürliche Blumen am Altare dulden, und der gelehrte Canonicus Bock sagt sogar: „Habe man keine natürlichen Blumen, so brauche man gar keine". Allein nicht ein Jeder ist in der Lage, wie jener Pfarrer auf der hohen Alpe, sich die verschiedenen Blumen selbst zu ziehen, um das ganze Jahr frische Blumen in der Kirche zu haben, abgesehen davon, daß die künstlichen Blumen im Ceremoniale Clemens VIII. eigens gebilliget sind. Nach unserm Urtheile sollen Kunst und Natur zur Verherrlichung des Gottesdienstes nach Kräften beitragen. — Damit soll aber theatralischen Künsteleien, wie Transparenten u. dgl. nicht das Wort gesprochen werden. — In einer Domkirche wurde der Schluß der Maiandacht gefeiert, als zufällig etliche Funken auf das mit farbigen Steinen transparent erleuchtetete Quadrat fielen, in welchem der Name Mariens dargestellt war, die sich schnell dem grünen Reisig mittheilten, welches das transparente Bild umrahmte. Das Prasseln des dürren Reisigs erschreckte Kinder und Weiber dergestalt, daß sie wie bei der tragischen Katastrophe zu St. Jago zu jammern und schreien und laufen anfingen, obwohl nicht eine Spur von Gefahr für Menschenleben, und selbst für die Kirche vorhanden war. Etliche Geistliche und beherzte Männer löschten in ein paar Minuten den ganzen Brand, während der fungirende Domherr das hochwürdigste Gut auf den Altarstufen knieend in den

Händen hielt. Als die Flamme gelöscht war, wurde die Mai-Andacht mit dem Segenliede wie gewöhnlich geschlossen. Die aus der Kirche gelaufenen Leute hatten aber indeß die ganze Stadt in Allarm versetzt, so daß der Thurmwächter anschlug, und Alles zur Kirche eilte, wo aber außer dem zur Hälfte verkohlten Reisig nichts zu sehen war. Jedenfalls läßt sich die Erfahrung aus dem Unfalle ziehen, daß künstliche Transparente sich weniger zum Altarschmuck eignen, als die natürlichen Blumen, wie sie der Blüthenmonat Mai zur Hand gibt.

3.

Manche kirchliche Geräthschaften befinden sich hie und da in einem bejammernswerthen Zustande. Die Meßkännchen zeigen einen gelblichen Ansatz oder schartige Denkmale. Der Blumenvorrath ist ein Hohn auf die Blumenwelt. Die Leuchter sind voll Wachstropfen. Statt Blumentöpfen sieht man pensionirte Champagnerflaschen. Die Statuen sind blessirt. Die Beichtstüle und Betstüle sind voll Speichel und Spinnweben. Das Bahrtuch und die Teppiche sind von Mäusen zerfressen. Das Taufsalz befindet sich in einer zerbrochenen Cafétasse. An dem Taufwasser-Kessel setzt sich Grünspan an. Desgleichen an den Oelgefäßen. Der Speisbeutel ist total zerknittert, und mit Oel getränkt und getüncht. — Soll ich noch weiter aufzählen? Thatsachen mögen sprechen. Ein

fremder Geistlicher kam einst in eine Dorfkirche und wollte celebriren. Da die Zeit drängte und man für den Gast nicht festliche Paramente herrichten konnte, so begnügte er sich mit den eben vorhandenen. Doch was sah er? Das Meßbuch war halb zerrissen; der Kanon stark abgegriffen und hie und da durchlöchert, als wenn Mäuse daran genagt hätten; die Bänder waren so kurz und schmal, daß sie zum Umschlagen bei den Orationen gar nicht mehr taugten. Die weiße Wäsche hatte eine Isabellfarbe; das Humerale und die Albe waren verknittert und vermorscht. Als er das Cingulum umgürtete, risch! da lag ein Ende desselben in seiner Hand. Nun wollte er das Kreuz der Stola küssen, fuhr aber jählings zurück, meinend, es habe ihn etwas gestochen; die nähere Betrachtung zeigte, daß die Silber- oder Goldfäden, woraus das Kreuz gemacht war, aufgetrennt waren und wie Nadeln emporstarrten, mithin die Lippen verletzten. Endlich kam die Planeta, ausgefranzt und halbzerrissen. Er begann die Messe. Beim Offertorium gewahrte er die dünne an den Fingern anklebende Hostie und fürchtete sich im Vorhinein bei dem Gedanken, wie er mit einer solchen Hostie aufwandeln würde, die sich wie ein Fragezeichen biegt. Das Kelchtuch war noch naß vom vorigen Tage. Doch genug. — Man wird vielleicht sagen, das sei nur an einem Wochentage gewesen. Aber ist das eine Entschuldigung oder eine Anklage?

4.

Mit manchen kirchlichen Gewändern wird viel Willkühr getrieben, z. B. mit dem priesterlichen Chorrock, genannt Rochett. Wie sind dieselben oft so zierlich und vielfältig geglättet, gedreht, gedrechselt, gefaltelt, mehr feiner Spitz als Linnenzeug, daß Eitelkeit und Koketterie bei jeder Falte herausguckt. Und dann wieder bei minder wichtigen Ceremonien, wie gleichen sie oft einem ärmlichen Hemd — kurz, kaum die Lenden erreichend, ohne Besatz, ohne Besäumung! Halte auch hier die Mittelstraße; nur keine Hoffart, keine weiblichen „Minauderien" im Gewande, sondern ernst wie dein Gesicht sei auch die liturgische Bekleidung. Erscheine nie allzuärmlich bei Versehgängen. Das gläubige Volk hat scharfe Augen, und Bemerkungen dazu wie bitteres Laugensalz. — Es ging einmal ein Priester im ungewaschenen, fadenscheinigen Rochette und halbzerfetzter Stola mit dem Sacramente zu einem Sterbenden. Da hörte man von Jemand, als das Hochwürdigste vorübergetragen war, sprechen: „Unser geistlicher Herr und ein Haderlump müssen mit einander Suppe gegessen haben!" (sic!) — Noch eine Bemerkung ist hier am Platze. Sonst gibt es nur in der Welt einen Mummenschanz! Wenn man aber in dieser oder jener Kirche mit betrachtenden Augen steht, so entdeckt man allerlei, was an Mummenschanz erinnert, z. B. das Jesukindlein als Statue

à la mode gekleidet wie ein Mädchen; die heil. Jungfrau in Seidenkleidern, mit Crinolins und Schnürleibchen, mit fliegenden Schmachtlocken und warum nicht gar mit ungarischem Hütlein sammt Schwungfeder! Es ist dies eine höchst unwürdige Verzierung. — In einer Diöcese zog ein jüdischer Paramentenschneider herum, der, mit Empfehlungen versehen, sich voll künstlerischen Selbstbewußtseins in die Pfarrhöfe einzuführen wußte. Er verstand es mit scheinbarer Kunstfertigkeit, alte Meßkleider zu zertrennen und unter dem seichten Vorwande sie zu reinigen, die besseren Stoffe auszuziehen, das edle Metall auszubrennen und durch blendenden Fabriksschund zu ersetzen. — Wie viel werth- und kunstvolles Kirchengut wird so durch Unkenntniß, Gutmüthigkeit und schlecht angebrachte Sparsamkeit vertrödelt und verschleudert! Wenigstens sollte man doch fremde Leute vor Allem um ihre Legitimation fragen./

5.

Die Landleute haben großen Gefallen an derben Bildern; z. B. der leidende Heiland mit Blut überronnen &c. Doch dulde man keine Carricatur, welche Gebildeten Anstoß erregt. Als einst ein Städter solch ein Crucifix eines Dilettanten, das den Marktplatz zierte (?), sah, äußerte er sich gegen seinen Begleiter: „Sehen Sie nur diese Adernstränge wie

Peitschenstiele, noch dazu an Orten, wo keine Adern sind; der Nabel ist wie eine Scheibe auf der Schießstätte mit ihren runden Kreisen; die Haare sind wie ein breiter Filzfleck ꝛc. So manches Christusbild scheint zu sprechen: „Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun". — Doch nicht nur Landleute begehen derlei ästhetische Sünden, sondern auch Hochgebildete, wenn auch in anderer Richtung. So z. B. wurde für eine Patronatskirche ein neues Altarbild angeschafft. Der adelige Patron ließ einen Maler kommen, welcher eine h. Margaretha auf die Leinwand pinselte, die auf ein Haar einer der Comtessen im Schlosse ähnlich sah. Als der Bischof zur Visitation kam, weigerte er sich das Bild zu weihen. — Ein Pfarrer hatte die Idee, sich selbst im Porträt als Heiliger (!) auf den Altar zu stellen! O sancta —. Sein Nachfolger degradirte ihn. — Ein renommirter Künstler malte sein bildschönes Töchterlein als — ich weiß nicht welche — h. Kirchenpatronin. Einst kam ein Bekannter in die Kirche, und rief angesichts des Bildes laut: „Das ist ja die Lilli!" Wir aber rufen: Nemo ante mortem beatus. — Unbegreiflich ist es, wie trotz aller Verordnungen und Vorsichtsmaßregeln sich in manchen Kirchen Bilder finden, die nicht bloß die Grenzen der Aesthetik, sondern auch der Schicklichkeit weit überschreiten; z. B. das Martyrium der h. Agatha, die gymnastischen Stellungen nackter Engel mit dummen Gesichtern u. dgl. Hinweg damit. Bilder

sollen die Stelle der Bücher für Jene vertreten, die nicht lesen können, wie Papst Gregor sagt. Daraus folgt, daß Bilder keine Mißverständnisse veranlassen sollen, wie dies einst bei einem Altarbilde der h. Martha der Fall war. Der Künstler hatte die h. Martha dargestellt, in der einen Hand ein Küchenmesser, und in der andern ein Paar Hühner haltend. Unter dem Bilde stand: „Nur Eines ist nothwendig!" Die Kinder legten in ihrer Einfalt diese Worte so aus: „An einem Huhne sei es schon genug". — Die Sorgfalt des kunstsinnigen Priesters erstreckt sich selbst auf die Martersäulen, Kreuzwege, Feldkreuze ꝛc. Ein windschiefes Kreuz, eine halb vermoderte Säule, ein mit halbem Leibe in der Luft flatternder Christus ꝛc. wirft einen Schatten auf den apathischen Pfarrer und macht einen traurigen Eindruck. Auch soll nichts Unwürdiges, Verzerrtes, Anstößiges geduldet werden, wie z. B. „Wer dieses Bild mit Andacht ansieht, gewinnt zweimal tausend Jahre Ablaß". Risum teneatis! — An sinnigen Feldkreuzen erkennt man ein katholisches Land. Auf dem Oetscherberge, der ganz Oesterreich beherrscht, steht ein einfaches Crucifix, zu dem alljährlich eine Procession pilgert zur Danksagung, daß dessen nächste Umgebung von der Cholera befreit blieb. Dieses Kreuz mit bunten Alpenblumenkränzen geschmückt, spricht schöner zum empfänglichen Herzen, als die schöne Aussicht, deren sich der Bergbesteiger erfreut.

6.

Der sogenannte „alte Plunder" in kirchlichen Rumpelkammern ist nicht außer Acht zu lassen, es finden sich manchmal Sachen von Kunstwerth vor. Es soll daher nichts vertrödelt, sondern vielmehr aufbewahrt und gesammelt werden; z. B. alte Bilder, Rahmen, Gefäße, Bücher, Schlösser, Gitter, Beschläge, Deckel, Schnitzwerke, Statuen, Manuscripte u. s. w., um daraus nach und nach ein Diöcesan-Museum entstehen zu machen, in welchem die jungen Theologen den Sinn für Kunst, und die Leistungen unserer Vorgänger durch unmittelbare Anschauung studieren könnten. Viele Geistliche sind der Kunst ganz fremd, und doch ist die Kunst eine Tochter der Kirche. In den unterirdischen Katakomben in Schmerzen geboren, wurde sie von Mönchen gegen die Fanatiker des Bildersturmes vertheidigt und in Klöstern gefördert. Päpste erklärten die kirchliche Architectur als ein verdienstliches Werk, und stets hing die Blüthe und der Verfall der Kunst mit der Blüthe und dem Verfall des kirchlichen Lebens auf's Innigste zusammen. Ein Diöcesan-Museum würde nicht nur das Geheimnißvolle der kirchlichen Kunst wieder mehr schätzen und lieben lernen, sondern auch die schon oben berührten Vorlesungen über kirchliche Kunst ungemein fördern. An-

fangs wird man freilich über die Paupertät des Diöcesan-Museums allerlei Glossen machen; aber wer nie anfangt, bringt es auch nirgends weiter. In magnis voluisse sat est — ist hier nicht anwendbar. Oder doch?!

Viertes Kapitel.

Das Meßopfer.

1.

Der Mittelpunkt alles katholischen Gottesdienstes ist das h. Meßopfer. Von der hohen Weihe dieses hochheiligen Opfers ist die Kirche so durchdrungen, daß sie es ein „tremendum sacrificium" nennt. Welche Würde und Heiligkeit geziemt sich aber auch für den Priester, der das h. Meßopfer darbringt, und wie nothwendig ist es, diese glaubensvolle Gesinnung durch Meditation und Exercitien öfter zu erneuern, daß der tägliche Umgang mit dem Heiligen ihn nicht gleichgiltig lasse. „Wie glücklich", sagte Jemand von einem jungen Priester, der bald nach seiner Primiz starb, „daß er nur Eine Messe vor Gott zu verantworten hat". Der h. Johann v. Kreuz sagt, daß unandächtige Messen ein guter Markt für den Teufel seien. Ein Apostat gestand: „Ich habe unwürdig celebrirt, und wer das thut, dem ist Alles möglich". Von einem braven Priester sagte einst

Jemand: „Er liest Messe wie ein Prälat". Von einem minder braven hieß es einmal: „Er liest Messe wie der T . . ." — Welche Andacht kann derjenige haben, der vom Bette unmittelbar zum Altare lauft? — Eine Frau, die eben zur Kirche ging, stieß an der Ecke mit dem Kooperator zusammen, der, weil schon zusammengeläutet war, mit eiligen Schritten, die Knöpfe des Talars noch zusammennestelnd, zur Sakristei stürzte. Als Entschuldigung sprach der Eilige: „Ich bin gerade aufgestanden". — Wo ist hier die praeparatio ad Missam? Hätte dieser geschilderte Seelsorger nicht alle Ursache, mit dem h. Ambrosius zu beten: „Doce me servum tuum indignum, tantum tractare mysterium ea reverentia et honore, ea devotione et timore, quibus oportet et decet"? — Ein privatisirender Priester las alle Jahre nur dreimal — an den drei höchsten Festen — Messe, und auch da am Weihnachtsfeste nur Eine Messe. Man wunderte sich darüber. Als er aber plötzlich mit einer Frau verschwand, und im Auslande apostasirte, wunderte sich Niemand mehr. — Ein alter Pfarrer verkündete einst: „In dieser Woche sind keine Messen, weil keine bezahlt worden sind." Ach, wo ist da die priesterliche Gesinnung hingekommen? — Ein Priester theilte, als er zum Hochamte aus der Sakristei hinausging, zu beiden Seiten Rippenstöße aus, um die Leute, die am Eingange standen, hinwegzuschaffen. Mit welcher Andacht mag derselbe

celebrirt haben?" Da kann man wohl mit dem Papst Benedict XIV. die Frage aufwerfen: „Num Sacrificat, an insultat?"

2.

Um für den so heiligen Act der Messe die möglichste Geistessammlung zu bewahren, ist es nicht rathsam, vor derselben Briefe zu schreiben oder zu lesen, oder zerstreuende Gespräche zu führen. Unschuldige Zerstreuungen können zwar den besten Menschen treffen. So wird z. B. erzählt, daß einst ein Priester mit drei Biretten zur h. Messe hinausging; eines hatte er am Haupte, das andere auf dem Kelche, das dritte in der Hand. Es wurde zum Glück von Niemand bemerkt, und darum geschah auch kein Aergerniß; nur die Ministranten kicherten, als auf das Meßbuch drei Biretten gelegt wurden. — Ein anderer geistlicher Herr, ein starker Tabakschnupfer, der immer die Dose in der Hand hielt, klopfte sein mea culpa! statt auf der Brust, auf seiner Tabaksbüchse. — Noch ein anderer (gelehrter) Herr verneigte sich gegen den assistirenden Kleriker beim letzten Einschenken, indem er verbindlichst sprach: „Ich danke Ihnen." — Die volle Aufmerksamkeit und Geistessammlung soll sich auf die ganze Meßhandlung, und auf die kleinsten Details derselben erstrecken; denn es gibt allerlei üble Angewöhnungen und Unformen, die sich nach und nach einschmuggeln, wenn man kein auf-

merksames Auge auf sich hat, und die normgebenden Meßrubriken nicht wenigstens einmal alle Jahre durchlieset. — Ein Priester trug den Kelch zum Altare, als wollte er ein Kind schaukeln; bei jedem Schritte ward der Kelch hinaufgehoben und herabgelassen — zur Ergötzung der Anwesenden. — Ein sparsamer Pfarrer war so sehr auf das Wohl der fabrica ecclessiae bedacht, daß er nach dem letzten Dominus vobiscum regelmäßig dem Küster zuzurufen pflegte: „Kerzen auslöschen"; ein anderer Herr Collega blies sie beim letzten Evangelium selbst aus! — Die Geistessammlung findet ihren Abschluß im kurzen Receß nach der Messe, was gewiß erbauender auf die Gemeinde wirkt, als wenn der Priester sogleich nach der Messe aus der Kirche eilt, als ob sie über ihm zusammenstürzte.

3.

Ordnung im Gottesdienst ist eine Hauptsache. In einer Pfarre kamen die Leute stets zu spät. Der neue Pfarrer ging mit dem Glockenschlag zum Altare, und siehe, es dauerte nicht lange, so kamen die Leute zur Stunde und noch früher. — Ein anderer Pfarrer ließ zusammenläuten und die Leute schonungslos warten, bis er am Altare erschien; und was war die Folge? Die Kirche leerte sich immer mehr. — Nichts ist aber anklagender für den Pfarrer, als ein schlecht besuchter Pfarrgottesdienst. Das Auslaufen in

fremde Pfarreien hat außerdem noch allerlei Uebelstände. In der fremden Pfarrei erscheinen sie als Gäste und als Fremdlinge, während der Seelsorgspfarrer die h. Messe für seine Pfarrkinder applicirt; zu Hause haben sie ihre eigens angewiesenen Plätze, während sie hier Andern den Weg verstellen. Letzteres hat freilich ein Naturdichter ironisch belächelt, indem er folgendes Epigramm dem greinenden Herrn Pfarrer zuschickte:

„Warum laufen die Bauern so gern zur Kirche in die Stadt?
Weil dort die Höflichkeit der Herren uns Platz gelassen hat!“

Ein seeleneifriger, und für einen erbaulichen und pünktlichen Gottesdienst sorgender Pfarrer wird seine Pfarrkinder leicht beisammen behalten. Mit Schimpfen und Drohen wird es nicht gelingen. Das Tridentinum ist in dem berührten Punkte liberaler als so mancher Pfarrer; denn jenes mißbilligt das Fernbleiben von der eigenen Pfarrkirche nur, wenn es „ex contemptu“ geschieht.

4.

Man hört von Seite der Laien öfter die Klage, daß sie nicht andächtig der h. Messe beiwohnen können und nicht wissen, was sie während derselben thun sollen, daß sie ihnen zu lang dauere, daß sie die lateinischen Klänge nicht verstehen ɀc. Daraus

folgt, daß der Priester die ihm anvertraute Gemeinde in das Verständniß der h. Messe einführen soll, damit sie dem Priester am Altare folgen, und sich mit ihm im Geiste vereinigen könne. Veranlassung dazu bietet sich sowohl in der Schule, als auf der Kanzel. Gebildeten kann man auch ein deutsches Missale mit einem deutschen Directorium (in England lernt man lieber gleich lateinisch) in die Hand geben; wenn sie die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, macht es ihnen große Freude. — Was die zu lange Dauer des Gottesdienstes betrifft, so sind manche Pfarrer etwas rücksichtslos gegen ihre Pfarrkinder. Diese haben gewiß Grund zur Klage über die Länge des Gottesdienstes, wenn der Prediger zum Vorbeter wird, der nach geendigter Predigt außer der Abbetung der drei göttlichen Tugenden noch eine obligate Anzahl Vaterunser sammt dem Glauben betet, und damit noch nicht zufrieden, eine ganze Litanei von Privat-Bitten beginnt, zu welchen die ganze gläubige Gemeinde mitroboten muß. Soll das Liebe zum Gottesdienste und Andacht erwecken? — Aber es ist einmal so eingeführt. Item — das Heidenunwesen war auch einmal eingeführt, bis das Christenthum erschienen ist. — Was das andächtige Beiwohnen der h. Messe betrifft, so kann man derselben betend, singend und still beiwohnen. Unstreitig ist eine Gemeinde mit stummer Andacht — sich in die Messe des Priesters empfehlend — ein mehr katholischer Anblick, als

eine Gemeinde im Gesang und lautem Gebet. Uebrigens hat auch der deutsche Volksgesang bei der h. Messe, von einer gottseligen Gemeinde gesungen, etwas Rührendes. Nur soll einige Abwechslung dabei stattfinden; denn Jahr aus, Jahr ein dasselbe Meßlied, ohne den Unterschied der kirchlichen Zeiten zu beobachten, herabsingen und herableiern zu lassen, ist recht unklug — es befördert den Mechanismus und die Andachtslosigkeit. — Noch viel betrübender wirkt es auf ein katholisches Gemüth, wenn die Orgel allein ertönt, und in den leeren Hallen den Gesang ersetzen muß! — Mancher glaubt freilich schon mehr als genug gethan zu haben, wenn er am Sonntag beim Gottesdienst aus voller Kehle mitschreit, ohne auch nur ein Vaterunser zu beten. Diese verderbliche Aeußerlichkeit verdrängte die alte Innerlichkeit. Zum Glück ist man seit einiger Zeit wieder eingelenkt. Das Bedürfniß nach guten Gebetbüchern stellt sich immer lebhafter ein, und in dem Maße die Christen sich gewöhnen, beim Gottesdienste wieder recht zu beten, wird auch eine wahre innere Religiösität ihr Herz erfüllen. Namentlich werden sie auch wieder anfangen, das betrachtende Gebet nach ihren Verhältnissen zu üben, wozu sie in den ideen- und glaubensarmen Gesangbüchern weder Stoff noch Anleitung fanden. Ein kirchlich approbirtes Diöcesan-Gesang- und Gebetbuch würde beiden Bedürfnissen entsprechen.

5.

Zu den lieblichsten Priester-Erinnerungen gehört unstreitig die Feier der Primizen. Niemals zeigt es sich mehr, wie tief die Idee des katholischen Priesterthums im Herzen des katholischen Volkes wurzelt, als bei dieser Gelegenheit. Die kirchlichen Vorschriften sind darüber ganz allgemein; deshalb herrscht in verschiedenen Diöcesen ein verschiedener Gebrauch. Allerdings haben sich hie und da arge Mißbräuche eingeschlichen, weshalb jüngst in einer deutschen Diöcese verordnet wurde, daß alle Primizen am Sitze des Bischofs gehalten werden müssen. — Dem Volke würde um solch heilige Familienfeste doppelt leid sein. Welch fromme Aufregung durchzieht ein ganzes Thal, wenn eine Primiz im Anzug ist! Wie viele Freudenthränen werden geweint, wenn ein Sohn, ein Bruder, ein Mitschüler am Altare steht, wo ihm beim ersten h. Opfer (wie der h. Chrysostomus sagt) die Engel des Himmels mit ihrer Gegenwart assistiren? Hinweg mit den Mißbräuchen! Bewahret aber die alten Gebräuche, von denen wir beispielsweise nur einen erwähnen. Bei Primizen ist es üblich, daß ein Mädchen in weißen Kleidern dem Primizianten vorangeht, eine geflochtene Blumenkrone, den sogenannten „Primizkranz" tragend. Es ist wirklich nicht einzusehen, wie und warum Manche darin etwas Anstoßerregendes finden? Es ist doch gewiß sehr harm-

los, wenn das Schwesterchen des Primizianten, ein Kind, dem die Rosen der Unschuld auf den Wangen lächeln, diesen Ehrenkranz dem lieben Bruder an seinem Ehrentage vorträgt, und dieses Symbol ist gewiß sprechender und bezeichnender, als ein noch so gut gesetzter Panegyrikus. Ein Kranz ist das Symbol, das die Kirche den Märtyrern verleiht, und von einer Krone spricht der Apostel Paulus als Endziel der Gerechtigkeit. Wer ist mehr verpflichtet, nach dieser Himmelskrone zu streben, als der Priester? Wessen Leben heischt mehr Entsagung, Aufopferung, und wenigstens ein unblutiges Martyrium, als das des Priesters? Der Kranz aus zarten weißen Blumen gewunden, ist ein Symbol der Jungfräulichkeit, und sollte dieses dem verweigert werden, der das Gelöbniß der Jungfräulichkeit heilig und ewig gelobt hat? Wenn es überhaupt schlimm ist, an alten Gebräuchen zu rütteln, so ist es insbesondere nicht ohne böse Folgen in heiligen und kirchlichen Dingen. Bevor man etwas Besseres gibt, behalte man das Gute. Das Gute ist der Feind des Schlechteren. — Es ist auch nichts Tadelnswerthes, daß der Kranz bis zu den Altarstufen getragen wird; denn die Kinder sind von der Kirche stets dem Presbyterium zunächst aufgestellt worden, es sind ihre Lieblinge. Daraus folgt allerdings keineswegs, daß man zu einer Primiz eine kleine Legion von weißgekleideten Jungfrauen brauche, oder daß man die Nächstbeste zur Ehre einer „Kranzel-

jungfrau" erhebe. Es scheint die Sitte und der Anstand zu fordern, daß diese Stelle von den nächsten Anverwandten des Primizianten, und zwar eher von jüngeren als älteren Personen zu besetzen sei. Wo sich aber vielleicht in der genannten Persönlichkeit Eitelkeit, Gefallsucht, Koketterie und Affectation offenbaren würden, da bleibe sie lieber ganz hinweg. Ein Pastor im nördlichen Deutschland hing einst einer Frau, die communiciren wollte, sein Taschentuch um das zu tief ausgeschnittene Oberkleid — er that es im richtigen Gefühle des Schicklichen. Wer sich dem Altare nähert, dem geziemt die Züchtigkeit. Die Person aber, welche an die jungfräuliche Reinheit und Opferwilligkeit des Priesters mahnen soll, darf nicht durch Schamlosigkeit prangen. Darum: Trau, schau, wem! — Der Primizkranz wird hie und da beim Offertorium auf den Kelch gelegt und somit — in allerdings sprechender Form — als ein Opfer auf den Altar gebracht, gleichwie z. B. bei Ordinationen eine Kerze geopfert wird. Doch möge dieß stets und nur durch Priesterhände geschehen. Die weiblichen Krinolins haben am Altare nichts zu schaffen. — Vielleicht erklärt sich dadurch die Sitte, daß in Tirol ein Knabe die Stelle der „Kanzeljungfrau" beim ersten Opfer des neugeweihten Priesters ersetzt, wie mir jüngst Jemand mittheilte. Es läßt sich dagegen nichts Stichhältiges einwenden — ländlich — sittlich.

6.

Einige Mißbräuche bei Primizen sollen hier nicht verschwiegen werden. Bekanntlich gibt der Neomyst den h. Segen zuerst den Priestern, dann den Laien. Bei Priestern ist der Friedenskuß gebräuchlich. Ein gewisser Primiziant küßte aber nicht nur diese, sondern auch seine Verwandten — ich weiß nicht, bis zu welchem Grade. In der Kirche hörte man ein mehrfaches Gekicher über diese Freigebigkeit am unrechten Platze; es steht aber geschrieben: „Wehe dem, der Aegerniß gibt." — Dasselbe gilt auch von den mit Primizen in der Regel verbundenen weltlichen Gastereien u. dgl. Es liegt allerdings nahe, sich bei erfreulichen Veranlassungen in geselligen Kreisen zu einigen, und so wird man es den Gästen des Primizianten nicht verargen können, daß sie, nachdem sie den Geist befriedigt, auch den Körper laben wollen, und an einer einfachen Tafel sich gemüthlich zusammenfinden. Natürliche Heiterkeit und Herzlichkeit mögen das Mahl würzen, welchem der Primiziant präsidirt; er freut sich mit den Freuenden. Aber eine Art heiliger Atmosphäre, der Reflex des Erstlingsopfers, hält ihn auch hier umflossen, und zum Beweise, daß ihm das Geistige höher steht, als jedweder irdische Genuß, ist er gerne bereit, die feierliche Vesperandacht zu halten, und wohl auch Einzelnen aus dem Volke den heiligen Segen zu spenden, wenn er

darum bittlich angegangen wird. Am Primiztage muß das Priesterherz die Probe bestehen, ob es opferwillig sei. — Die Kirche sah sich öfter genöthiget (wie Amberger in seiner Pastoraltheologie schreibt), ihre Stimme zu erheben, ja strafend einzuschreiten wider Mißbräuche, die sich bei der Primizfeier eingeschlichen; und man kann sich daher nicht auf eine entgegengesetzte Gewohnheit berufen. Man sollte aber in der That auch nicht glauben, daß der neugeweihte Priester es über sich bringe, er, der heute mit apostolischer Gesinnung und im Geiste der Kirche das erste Mal das eucharistische Opfer dargebracht, und sein erstes Auftreten als Diener Gottes durch Verbreitung himmlischen Segens geheiliget hat, daß er, sage ich, es über sich bringe, diesen unvergeßlichen Tag durch profane, unheilige, sündhafte Erinnerungen zu beflecken. Hast du in der Ordination nicht den Muth gewonnen, etwaige Zumuthungen weltlich gesinnter Verwandten, die mit den Anforderungen der Kirche im Widerspruche stehen, bescheiden aber kräftig abzuweisen? — Wenn der erste Priestertag durch eine Sünde entweiht ist, was ist für die Zukunft zu hoffen?

Fünftes Kapitel.

Die Eucharistie.

1.

Die psychologische Sehnsucht nach der unmittelbaren Nähe Gottes wird in der katholischen Kirche am meisten befriedigt, da im allerheiligsten Altarssacrament Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen ist als wahrer Gott und Mensch. Die h. Eucharistie ist die Sonne im katholischen Glauben und Leben, das Herz der katholischen Kirche, von dem aus Blut und Leben in alle Glieder sich ergießt. Daher reifen auch vor dem Allerheiligsten große Entschlüsse, und viele Bekehrungen finden dort ihren Anfang oder Abschluß. Der ehemalige Jude (jetzige Carmelit) Hermann, der bei einer Maiandacht in Paris die Orgel spielte, wurde ganz ergriffen und zu Boden gebeugt, als der Priester den feierlichen Segen gab. — Das katholische Volk geht am liebsten in den Gottesdienst, wenn das Allerheiligste ausgesetzt ist. Die sog. Segenmessen, welche aus der Zeit

datiren, wo der Glaube an das h. Altarssacrament erschüttert wurde, bestehen in Deutschland zu Recht und sollen daher erhalten, aber nicht noch mehr vervielfältigt werden. — Man eifert manchmal gegen die oftmalige Aussetzung des hochwürdigsten Gutes — wir meinen mit Unrecht. Diese Frage läßt sich ohne Erwägung der besonderen Umstände ebensowenig apodictisch beantworten, als die Frage der oftmaligen resp. täglichen Communion und Celebration. Das Beste ist: den bestehenden Gebrauch fruchtbringend machen.

2.

Wenn Unterthanen ihre Freude über ein glückliches Ereigniß im Staate, ihre Dankbarkeit für eine von ihrem Herrscher erhaltene Gnade durch einen äußeren Act an den Tag legen wollen, beleuchten sie ihre Gebäude und verleihen ihrem Orte einen Festschmuck. Wer möchte es daher nicht ganz natürlich finden, daß sich auch die Katholiken des Lichtes bedienen, um ihrer Freude, Dankbarkeit und Opferwilligkeit dem göttlichen Heilande gegenüber Ausdruck zu verleihen; wer möchte es ihnen verargen, daß sie vor seiner Wohnung hier auf Erden ein stättes Licht unterhalten, welches ihnen schon von fern den heiligen Ort bezeichnet, dessen Helle sie abmahnt von den Wegen böser Finsterniß, und dessen aufwärts steigende Flamme ihr Herz zum Himmel führt. Wahr-

lich, es ist ein sprechendes Symbol unseres beseligenden Glaubens — die ewige Lampe vor dem Allerheiligsten mit ihrem magischen Lichtschimmer. Es gab zwar Judasseelen, welche dieses Lichtlein vor dem Tabernakel eine Verschwendung nannten, und es ist auch charakteristisch, daß jüdische Colporteure bei katholischen Pfarrern ein Geschäftlein mit neu erfundenen Spardochten zu machen suchen. Wie viele Flammen brennen in Gassen und Straßen, in Theatern und Ballsalons, ohne daß Jemand über Verschwendung klagt; ja in einem einzigen Zuchthause kostet die Beleuchtung vielleicht in einem Monat mehr, als in einer katholischen Kirche das ganze Jahr; und selbst diesen armseligen Tribut will man dem Herrn des Himmels und der Erde entziehen?

3.

Die Besuchung des Altarssacramentes ist eine ganz natürliche Folge dieses festen katholischen Glaubens. „Was machst du denn in der Kirche so lange?" wurde ein Landmann gefragt, der ohne eine Lippe zu bewegen seinen Blick von dem hellerleuchteten Altar, auf dem das Allerheiligste exponirt war, nicht abwendete. Naiv antwortete der Landmann: „Ich sehe Ihn an, und Er sieht mich an." Eine sinnreiche Antwort. Gewiß, dieser unverwandte Blick auf die h. Hostie hat etwas Beruhigendes, Friedengebendes, Heiligendes. — Als einst die Bauern sich

bei dem visitirenden Bischof W. beklagten, daß ihr Pfarrer das Sanctissimum im Ciborium, nicht in der Monstranze aussetze, und der Bischof sie belehrte, daß es ja im Grunde dasselbe sei, entgegnete der Sprecher: „Ja wohl, bischöfliche Gnaden; aber wenn wir an dem Hause, in dem der Herr Pfarrer wohnt, vorübergehen, thut keiner was dergleichen; aber wenn der Herr Pfarrer sich beim Fenster sehen läßt, zieht jeder den Hut ab". Der Bischof mußte lachen und den Bauern Recht geben. — Man kann fest behaupten, daß die Besuchung und Anbetung des hochwürdigsten Gutes der Maßstab für das kirchliche Leben in der Gemeinde sei. Da kommen sie, die Vornehmen und Niedrigen, und knieen auf dem nämlichen steinernen Boden in stiller Betrachtung versunken. Wo sollte auch das arme Herz lieber Almosen suchen, als an dieser Pforte? Wo könnte sich das kalte Herz besser erwärmen lassen, als an dem Feuer der Liebe, das im Tabernakel für uns Alle glüht? Darum laßt nur, ich bitte Euch, die Kirchen offen, und gönnt den Gläubigen den freien Blick auf den Tabernakel, in dem der Herr Himmels und der Erde thront. Die andächtigen Besucher des Allerheiligsten sind die besten Wächter desselben. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die ewige Anbetung des allerh. Altarssacramentes in einzelnen Diöcesen Tag und Nacht geübt wird. Als man die Bewachung des Sanctissimum Hunden anvertrauen mußte, ist Martin Luther gekommen.

4.

Der Empfang und die Ausspendung der h. Eucharistie soll dem so heiligen Acte geziemend, also erbaulich sein. Manchmal ist Gedränge bei dem Empfang der h. Communion. Da soll Jemand sein, der Ordnung macht. Nie aber ist es zu billigen, wenn der Geistliche selbst, der die h. Hostien austheilt, in greinender oder wohl gar scheltender Weise Ordnung commandirt. — Von einem Geistlichen, der mit tabakschmutzigen Fingern abspeiste, und dadurch Eckel verursachte, war schon oben die Rede. Im Rituale heißt es ausdrücklich: „Lotis prius manibus.“ — Manchmal schnappen die Leute nach der h. Hostie, oder glotzen mit den Augen empor, oder hüllen den Kopf so ein, daß man kaum den Mund sehen kann; derlei Unfüge müssen bei Gelegenheit der Osterlehren besprochen werden, um sie abzustellen. Am sinnvollsten ist unstreitig die h. Communion unter der Messe, wenn nicht etwa Hindernisse entgegenstehen. — Ist Jemand krank, so wird die h. Eucharistie zu dem Kranken ins Haus getragen. Solch ein Versehgang ist ein doppelt ernster Gang, und es sollen daher alle irdischen Nebengedanken auf selbem beseitiget werden. Dieser Ernst fehlte einem Pfarrer, der auf dem Versehgange dem Schloßverwalter begegnete, und mit ihm ein Gespräch aufschlug, nachdem sie sich gegenseitig mit einer Prise Spaniol erquickt hatten. Wie

erbauend dagegen ist ein Versehgang, wie ihn ein Bewohner des sog. Waldviertels in Niederösterreich beschreibt. Er sagt: „Wenn wir an einem Wochentage zu ungewöhnlicher Stunde die Glocke der Dorfkapelle läuten hörten, so zogen sämmtliche Dorfbewohner im geordneten Zuge betend dem Priester entgegen, der das heiligste Sakrament zu einem schwer Kranken trug. Während des Segengebens lag Alles auf den Knieen, und der Priester zog vor der knieenden Schaar vorüber, während der Fahnenträger mit dem Meßner vorausging; die ganze Menge folgte betend nach bis zum Hause, wo der Kranke sich befand, und verharrte, während der Priester hineintrat, laut betend vor dem Hause. Die Dorfglocke, welche immer einer der nächsten Anverwandten des Kranken läutet, verstummte, der Kranke erhielt den letzten Trost. — Bei Ertheilung der h. Communion und der letzten Oelung trat Alles, was Platz hatte, ins Zimmer, uud blieb voll Andacht auf den Knieen. Nach Beendigung der h. Handlung richtete der Priester Trostesworte an den Kranken — aber auch einige passende Worte der Erbauung an die Umstehenden, und empfahl den Kranken und sich ihrem Gebete." — Dieses Entgegenkommen und feierliche Begleiten mag wohl auch außer dem Waldviertel statt haben — es mag an manchen Orten auch im Waldviertel noch nicht dahin gekommen sein, diese gewiß fromme Sitte einzuführen oder wieder herzustellen; — gut, sehr gut und erbaulich wäre es,

wenn man es überall finden möchte. — Aber man weiß eben nicht immer, was anderwärts geschieht; daher darf es Einen nicht Wunder nehmen, wenn an so manchen Orten, besonders in den Städten der Priester so ganz vereinsamt einherzieht mit dem Heilande, und obwohl der Meßner die Glocke rührt und obwohl die Speiseglocke ruft, doch nur Wenige, oft auch Niemand das Sakrament begleitet. — Nur Muth jedoch. Mit herzlichem Zureden bringt man es gewiß dahin, daß wenigstens Etliche das Sakrament begleiten. In einer gewissen Stadt, wo man diesen „Brauch“ nicht kannte, nahm sich ein einfacher schlichter Handwerker, der in der Fremde gelernt hatte, wie es anderwärts aussieht, den Muth, das Sanctissimum zu begleiten. Alles machte große Augen, man staunte, man lachte, man spöttelte und witzelte, — doch siehe, bald schlossen sich, als wieder ein Versehgang war, noch andere an, denen insbesondere die Schulkinder mit gutem Beispiele vorangingen, und nun lachte Niemand mehr über eine ehrwürdige heilige Sitte. — Ein Curat trug das Sanctissimum zu einem Kranken in der Stadt. Da bemerkte er einen jungen Menschen, der sich nicht rührte. Der Curat herrschte ihm zu: „Hut ab, niederknieen.“ Jener blieb in seiner Stellung, worauf ihn der Curat durch einen Polizeimann arretiren lassen wollte. Es gab hintennach allerlei Verdrießlichkeiten; denn der Beanstandete war ein Protestant.

5.

Das allerheiligste Sacrament wird nach kirchlichen Vorschriften in einem verschlossenen Tabernakel aufbewahrt. Da durch die Pforte des Tabernakels der göttliche Heiland ein- und ausgeht, so soll sie eines gewissen Schmuckes nicht entbehren. Der Würde des allerheiligsten Sakramentes wäre das Bild der Kreuzigung Christi, oder das seiner glorreichen Auferstehung am entsprechendsten. Durchaus unstatthaft ist es, die Thür mit andern Altargegenständen so zu verstellen, daß sie von den Gläubigen nicht gesehen werden kann. — Ebenso wäre es höchst unpassend, den göttlichen Heiland innerhalb der rohen Bretterwände wohnen zu lassen; daher das Innere des Tabernakels wenigstens mit seidenem Stoffe ausgeschmückt werden soll. Hinsichtlich der Farbe dürfte die weiße den Vorzug haben, weil sie die Farbe des allerheiligsten Sakramentes, und dem ohnehin dunklen Innern des Tabernakels als die hellste die entsprechendste ist. Das Corporale, auf welches die heiligen Gefäße zu stehen kommen, wird am besten über den ganzen Boden auszubreiten sein, und es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß dasselbe stets rein und von gutem Stoffe sein soll. — Ein Hauptaugenmerk ist noch auf die Sicherheit des Tabernakels zu verwenden, weil bei dem modernen Streben nach Geld auch die heiligsten Gegenstände vor der ruchlosen Diebeshand nicht mehr sicher sind. Vor Allem ist dringend zu empfeh-

len, daß das Tabernakel mit einem guten Boden versehen ist, welcher mit dem Altare in so festem Verbande steht, das ein Wegnehmen des Tabernakels ohne Anwendung von Gewalt nicht stattfinden kann. Ebenso wird eine starke Thür, die in festen Angeln ruht, viel zur Sicherheit beitragen. Die Kirche hat streng geboten, das Tabernakel stets sorgfältig zu verschließen, den Schlüssel niemals auf dem Altare liegen zu lassen, sondern denselben gut zu verwahren. — Um einer Corruption der Gestalten des hochheiligen Sakramentes, und so einer schweren Beleidigung gegen dasselbe vorzubeugen, muß eine öftere Erneuerung der heiligen Eucharistie stattfinden. — An welchem Tage die Erneuerung vorgenommen werden soll, bleibt dem Ermessen des Priesters anheimgestellt; vielleicht erscheint der Sonntag deßhalb als geeigneter Tag, weil er an diesem Tage die übrigen Partikeln an die Communikanten austheilen kann. Bei der Erneuerung der Hostie in der Monstranze, die ebenfalls vorgeschrieben ist, darf dieselbe nur im Nothfalle in Stücke zerbrochen, niemals aber von einem andern Communikanten als dem Priester consummirt werden. Endlich sollen die zu consekrirenden Hostien stets frisch, also kaum über vierzehn Tage alt sein, und um dies, wie auch das Gebot, daß sie aus reinem Weizenmehl anzufertigen sind, leichter möglich zu machen, würde die Anfertigung derselben in den Klöstern von den reinen Händen gottgeweihter Jungfrauen eine löbliche

Einrichtung sein, wie auch einstens die Hostienbrode unter frommen Psalmengebeten in den Klöstern bereitet wurden.

6.

Die erste Kindercommunion soll sich durch eine besondere Feierlichkeit auszeichnen. Selbst der Erwachsene, um so mehr noch das Kind, hängt am Aeußeren, und alles, was mit mehr Feierlichkeit verbunden ist, prägt sich tiefer in die Seele ein. Wird nun bei der ersten h. Communion alles so kurzweg und ohne weitere Umstände abgethan, wie bei der Communion der Erwachsenen, so wird der Eindruck in der Seele des Kindes gar schwach sein, und in kurzer Zeit wieder ganz verlöschen. Und doch ist es höchst wünschenswerth, daß der junge Christ einen bleibenden Eindruck davon empfinde, und sich sein Leben lang darüber freue. Man darf also gewiß nicht zu wenig thun. — Den etwaigen Bedenklichkeiten wegen Auslagen, zerstreuenden Aeußerlichkeiten u. s. w. entgegnete ein eifriger Pfarrer mit folgenden Erfahrungen aus seiner Praxis: „Vor mehreren Jahren traf sich's, daß unter den Erstcommunikanten ungewöhnlich viel Arme waren. Ich dachte an diese Kleinen, wie sie selbst an ihrem höchsten Freudentage ihre Armuth doppelt fühlen würden, wenn sie neben den Festkleidern ihrer Mitschüler ihr armes Röcklein sehen würden. Ich brachte dies in einer Frühlehre vor die Gemeinde. Und siehe da! der Herr segnete das Wort

für die Armen, und schon in der nächsten Stunde kam ein Brief und brachte einen Beitrag, und später kam ein Meister und bot seine Kleiderarbeit unentgeltlich an, und bald kam die, und bald der, und so war ich in kurzer Zeit im Stande, 10 Knaben und 2 Mädchen vom Fuß bis zum Kopf vollständig zu kleiden. Unvergeßlich wird mir die freudige Rührung und das herzliche „Vergelt's Gott" bleiben, als ich diese Kleider den armen Kleinen austheilte, mit der Mahnung, für ihre Wohlthäter zu beten . . . Ich ward in diesem Frühjahr zu einem 13jährigen Mädchen gerufen, um ihr die h. Sterbsacramente zu reichen. Beim Eintritte in die Krankenstube war das Erste, was mir in die Augen fiel, ihre Communionkerze; sie brannte auf dem Tische, der mir zum kleinen Altar diente. Nach verrichteter h. Handlung ging ich zur Kranken, um sie zu trösten. Als ich auf ihre Communionkerze hinzeigte, und sie an den Tag und die Freude erinnerte, die sie und ich mit ihr hatte, als sie diese Kerze zum ersten Mal trug, da brach ihr das Herz und mir die Stimme, und das Schluchzen ward so allgemein, wie ich noch keine zweite Scene derart erlebte. Die Folgerung ergiebt sich von selbst... Ich sage nur: Es ist gewiß, daß man der Feier der ersten h. Communion, was Rührung und Eindruck betrifft, die Hälfte nimmt, wenn man ihr dergleichen Aeußerlichkeiten entzieht." — Ein ähnliches Beispiel, wie oben, erzählte mir einst ein Seelsorger. „Ein

der Schule bereits entwachsenes Mädchen war am Sterben. Von christlicher Mutter erzogen, war sie in Frömmigkeit und lauterer Unschuld großgewachsen. Ihr gottergebener Sinn offenbarte sich auch in der Todesstunde, auf welche sie sich gefaßten und frommen Muthes vorbereitet hatte. Sie war in fremdem Hause, als sie zum Sterben kam. Da sie das Herannahen des Todes fühlte, begehrte sie ruhigen, aber freudestrahlenden Angesichtes, man möge unter ihren Habseligkeiten die Kerze hervorsuchen, die sie bei der ersten h. Communion am Altare erhalten. Höchst ergreifend war die herzliche Andacht der sterbenden Jungfrau, deren letzte und im Angesichte des Todes unversiegbare Freude die Erinnerung an die erste h. Communion war. Die Communionkerze versüßte als Sterbekerze den Tod, und bot Anlaß zu heilsamer Rührung aller Anwesenden.“ — Man lasse übrigens die Kerze vielleicht erst unmittelbar vor oder besser nach der h. Communion anzünden, weil sonst die Kinder ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Kerze — auf das Tropfwachs richten oder sich damit verunreinigen, und manche Mädchen mit ihrem Flitterwerk von Kleidern vielleicht sogar Gefahr laufen, sich die Kleider anzuzünden.

Sechstes Kapitel.

Sacramente und Sacramentalien.

1.

Die Siebenzahl der h. Sacramente ist im Organismus des christlichen Lebens und dessen Beziehungen zur Kirche begründet. Wie aus sieben Röhren strömt das Wasser der Gnade den Gliedern der Kirche zu. — Wenden wir uns zunächst zu dem ersten und nothwendigsten aller Sacramente, zur Taufe. Die so sinnigen Taufceremonien haben nur einen Sinn, wenn die Taufe in der Kirche stattfindet. Daher sind die Haustaufen nur ausnahmsweise gestattet; auch wäre es entsprechend, gerade wegen dieses Umstandes bei Haustaufen eine kurze Ansprache vor Beginn der Function zu halten. In der Kirche predigt das ehrwürdige Gebäude; wer predigt aber im Locale der Wöchnerin? Ein junger Geistlicher mußte einst eine Haustaufe in Gegenwart eines gläubig sehr gemischten Publicums vornehmen; er erklärte kurz den Sinn der lateinischen Gebete und versetzte dadurch alle

Anwesenden in eine ernst-andächtige Stimmung. — Wenn zur Winterszeit im Pfarrhofe getauft wird, so sollte wohl auch ein entsprechendes Locale dafür hergerichtet werden — kein tabakgeräuchertes Zimmer oder gar etwa die Meierstube. Auch an die Pathen ist ein freundliches Wort am Schlusse der liturgischen Handlung gut angebracht, und enthielte es auch gar nichts anderes, als daß sie für eine christliche Erziehung Sorge tragen sollten. Ein wahrhaft christlicher Taufpathe läßt z. B. gewiß nicht seinen Clienten in jüdische Dienste treten. — Daß ein Protestant nicht Taufpathe eines katholischen Kindes sein könne, ist so selbstverständlich, daß es wahrhaft unbegreiflich ist, wie man darüber sich nur beklagen kann. — Ein strenger Herr Pfarrer war so engherzig, daß er kein uneheliches Kind taufen wollte, weil er die Schande dem Taufbuch ersparen wollte. Aber was kann denn das arme Geschöpf dafür? Ist es nicht ohnehin genug gestraft, daß es keinen ehelichen Vater hat? Willst du ihm auch den geistlichen Vater im Himmel mißgönnen? — Ein anderer Pfarrer auf dem Lande liebte es, den Kindern jene Taufnamen zu geben, welche eben im Directorium vorkamen, so daß in der schlichten Gebirgspfarre ganz noble Euphemia's, Afra's, Gervasius, Pancratius, Hyacinthus und Crispinianus existirten. — Einst kamen Bauersleute zur Taufe und stritten unter einander, wie sie die Zwillingsbuben heißen sollten. Als der Pfarrer es merkte, so rieth

er ihnen — in Anwandlung eines patriotischen Gefühles, da eben das Namensfest Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph war — den einen Buben Franz, den andern Joseph zu taufen. Mit Freude wurde der Vorschlag angenommen. Als sie zu Hause der Wöchnerin Bericht erstatteten, schlug diese die Hände über den Kopf zusammen und lamentirte: „Einen Seppel" haben wir ja so schon." Und sie mußten sogleich umkehren zum Pfarrer, daß er ihn „umtaufe". — Es geschieht in manchen Gegenden, daß bei Taufen unehelicher Kinder ledige Personen, in der Regel Weibspersonen, Pathenstelle vertreten. Es liegt aber darin ein, wie ich meine, nicht allzu gering anzuschlagendes Moment zur Abschwächung des Sittlichkeitsgefühles in einer Gemeinde in Bezug auf Keuschheit. Dies veranlaßte einen Pfarrer, seinen Pfarrkindern anzukündigen, daß, sollte der traurige Fall sich ereignen, daß ein uneheliches Kind zur Taufe gebracht werden müßte, nur eine verehelichte Person Pathe sein dürfe. — Ich sagte, es leide die Achtung vor der Keuschheit, wenn eine ledige Person Pathe sein darf eines unehelichen Kindes. Ist sie nämlich eine Person von gleicherweise unehrbarem Wandel, so verdient sie ohnehin die Ehre nicht, Pathe zu sein, was nur sie und ihres Gleichen im Schlechten bestärken müßte; ist die Person ehrbar, wie leicht kann solche Gevatterschaft für sie ein Stein des Anstoßes werden! Und dann frage ich, was soll sie thun? Soll sie der un-

ehelichen Mutter Glück wünschen zur Geburt ihres Kindes? Das kann sie nicht, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Oder soll sie der Gefallenen einen Vorhalt machen? Dazu fehlt ihr in der Regel die nöthige Autorität. Das aber kann eine sonst ehrbare, verehelichte Person, und soll es thun, und der Seelsorger soll sie dazu sogar auffordern der Kindesmutter zu sagen: Blos aus Barmherzigkeit gegen das Kind, das keine Schuld trägt an seinem Dasein, habe ich das christliche Werk übernommen; du aber bereue deinen schweren Fehltritt, und bessere dich!

2.

Die Firmung wird am besten an der Gränze des Kindes- und Jünglingsalters empfangen. Der junge Mensch soll sich des unauslöschlichen Merkmals wohl bewußt sein. Daß der Firmungsunterricht sehr wichtig ist, weiß jeder Katechet, und wir wollen darüber kein Wort verlieren. Wie eindringlich ist die Confirmationsfeier bei den Protestanten! Bei ihnen hängt damit der Eintritt in die Welt zusammen, was aber andererseits den Uebelstand hat, daß die Confirmirten seit jenem Ereignisse mit ihrem Pastor in nur wenige oder auch gar keine Beziehung mehr kommen. — Es ist ein gutes Zeichen, wenn das katholische Volk eine Sehnsucht nach der Ankunft des Bischofs hat, daß er die Kinder firme. Und es ist gewiß ein rührender Anblick, wenn man die Schaar der Neu-

gefirmten, den neuen Zuwachs der streitenden Kirche erblickt. O daß die volle Erkenntniß der Bedeutsamkeit dieses Sacramentes überall vorhanden wäre! — „Was ist denn die Firmung"? so fragte man einst einen ziemlich erwachsenen Firmling. Dieser aber hatte einmal etwas vom Blasiussegen gehört, und antwortete schnell; „Die Firmung ist gegen das Halsweh". — Leider kommen gelegentlich der Firmung auch allerlei Mißbräuche vor. Oder wie soll man es anders nennen, wenn nach geschehener Firmung der Pathe seinen Firmling ins nächste beste Gasthaus führt, und ihn dort an einem Fasttage mit Fleischspeisen traktiren läßt? Heißt das auch den Glauben standhaft bekennen und nach solchem leben? Oder wenn er ihn zur Unterhaltung ins Theater schleppt?

3.

Die letzte Oelung wird in Städten oft zu lange verschoben, auf dem Lande dagegen oft zu früh ertheilt. Sebastian Brunner nannte die Versehgänge zu solchen Gebildeten, die den Geistlichen nur rufen lassen, um auf den Partezettel die übliche Formel drucken zu lassen: „geistliche Todtenschau". Eine Frau stellte sogar einmal das Ansinnen an den Geistlichen, dem bereits kalten Leichnam nur „ein bischen" die letzte Oelung zu geben. — Von den beruhigenden Wirkungen dieses Sakramentes weiß jeder Seelsorger zu erzählen. Wie die h. Sacramente, also auch die

letzte Oelung, bei verschiedenen Anlässen zu ertheilen sei, muß natürlich zuvor eingeübt werden. — Ein Pastoralprofessor zeigte einst seinen Schülern, wie man die letzte Oelung zu spenden habe. Er legte sich auf eine Bank, stellte sich, als wäre er im Fieberparoxysmus und packte den Schüler. Dieser aber ließ sich nicht beirren, sondern packte den Pseudokranken und warf ihn tüchtig nieder. „So ist's recht", sprach der Professor.

4.

Die Ehe hat einen sacramentalen Charakter in der katholischen Kirche, und der Seelsorger wird daher darauf sehen, daß derselbe in jeder Hinsicht gewahrt werde. Im Missale befindet sich eine eigene Votivmesse „pro sponsis," gewiß ein deutlicher Fingerzeig! Sagt ja schon Tertullian: „O Glückseligkeit der Ehe, welche das Opfer bestätigt." Und doch werden so viele Trauungen Nachmittags abgehalten! — In der Salzburger Erzdiöcese ist es eine altherbrachte Uebung, daß vor der Einsegnung der Ehe den Brautleuten das römisch-katholische Glaubensbekenntniß in der Wohnung des Pfarrers feierlich abgenommen wird. In manchen Diöcesen müssen die Brautleute ihre feierliche Willenserklärung dreimal wiederholen, in Ungarn sogar beschwören. — Auch allerlei Gebräuche finden sich bei Einsegnung der Ehe, die eine sinnige Bedeutung haben. In Böhmen wird auf die

ineinander geschlungenen Hände eine Rose gelegt — wohl zur Erinnerung, daß es keine Rose ohne Dornen gibt? Der Ring — als geheimnißvolles Zeichen der Unzertrennlichkeit — findet sich fast überall. In Steiermark ist der sogenannte Johanniswein üblich, allerdings etwas sonderbar beim Altare! Das Glas, aus welchem die Brautleute sich zugetrunken, wird zerbrochen. — Der priesterliche Ehesegen, welcher während der h. Messe (nach dem Pater noster und Postcommunio) ertheilt wird, ist eine große Begünstigung und Auszeichnung jungfräulicher Bräute und darf daher nicht gesprochen werden, wenn die Braut schon einmal verehelicht war. — Wo ein wahrhaft kirchlicher Sinn die Gemeinde belebt, werden auch die bei Hochzeiten mitunter vorkommenden Excesse vermieden werden. Daß die Brautleute den jährlichen Gedächtnißtag der Vermählung andächtig feiern, ist der beste Glückwunsch an dieselben von Seite des Seelsorgers.

5.

Die Kirche ist eine Segensanstalt, und sie übt die von Christus überkommene Segensgewalt durch die Sacramentalien. Die zwei Angelpuncte der Menschengeschichte — Sündenfall und Erlösung — sind darin in einer Form ausgeprägt, die ebenso schön als bewundernswerth und zugleich eine lautredende Protestation gegen den geistigen Hochmuth unserer Zeit ist,

der den Schöpfer und die Erlösung ignoriren will. — Während den jüdischen und heidnischen Segnungen oft die schauerlichsten Flüche und Verwünschungen zur Seite gehen, erscheint im christlichen Cult als einzig förmliche Verwünschung der Exorcismus (denn die Excommunication ist mehr Drohung). Durch die Segnungen und Weihungen der Kirche wird das ganze Leben des Menschen geheiligt und verklärt, und selbst die bewußtlose Natur in das ursprüngliche und normale Verhältniß gesetzt; daher sie auch an vernunftbegabten und vernunftlosen Creaturen vollzogen werden. Die spöttelnde Aufklärung feindet sie freilich als menschliche Erfindungen an; aber die Bedeutung derselben für das christliche Leben und ihr wohlthätiger Einfluß auf die sittliche Vervollkommnug läßt sich nicht leugnen. — Die Sacramentalien üben aber nicht nur einen wohlthätigen Einfluß auf die sittliche Vervollkommnung des Empfängers aus, sondern zugleich auch einen heiligenden Einfluß auf deren Ausspender. Jede Weihe und Segnung ist für den Priester eine lebendige Predigt. Vos estis sal terrae! ruft z. B. das geweihte Salz dem weihenden Pfarrer zu; die geweihte Kerze, die sich selbst verzehrt im Dienste des Herrn, welch ein lebendiges Vorbild ist sie für den Priester! Die Ausübung der Weihegewalt verhindert, daß der seeleneifrige Pfarrer verbauere; denn die Sacramentalien heiligen und vergeistigen den Geistlichen. Das tiefere Verständniß der

Sacramentalien wird endlich beim Geistlichen eine größere Liebe zur Kirche und eine treuere Anhänglichkeit an dieselbe zur Folge haben. Es ergiebt sich aber auch daraus, daß die Erklärung derselben ein ebenso reiches als lohnendes Feld für Erbauung und Belehrung der Pfarrgemeinden ist. — Vor der priesterlichen Segnungsgewalt beugen sich selbst solche, die nicht katholisch sind. Wie viele Protestanten sinken in die Kniee, wenn der heilige Vater urbi et orbi den feierlichen Segen ertheilt! In Lithauen und Ostfriesland wendet sich die Bevölkerung nicht an den protestantischen Prediger (von dem sie behauptet, daß er vom Weihen nichts verstehe), sondern an den katholischen Priester, daß er durch seinen Segen ein Uebel abwende, und bei schwerem Unglück macht sie Geschenke an katholische Kirchen. Auf der Insel Rhodus sah ich sogar Lampen vor dem Bilde der h. Othilia in der katholischen Kirche, zu welcher die Türken das Oel spenden. Woher wissen sie, daß es in der Ordination heißt: „sacerdotis et benedicere?“ — Unter gläubigen Katholiken wird der Priestersegen hochgeschätzt; Beichtkinder und Familienväter bitten um denselben, weil sie eben in dem Priester den Stellvertreter Christi erkennen. Bei dem Segen eines Neugeweihten sagte ein Mütterlein: „Der thut gut, der ist frisch.“ Das Sprichwort ist bekannt, daß man ein Paar Schuhe zerreißen solle, um den Segen eines Primizianten zu erhalten.

6.

Das Weihwasser wird sowohl für den gottesdienstlichen als häuslichen Gebrauch — als eine symbolische Sühnung — verwendet, und soll in keiner katholischen Haushaltung fehlen. Ein Pfarrer tupfte gelegentlich seiner Krankenbesuche so lange auf den leeren Weihbrunnkessel, bis er eines Tages gefüllt war. Mitunter tupfen aber auch Laien vergeblich in den mit Spinnenweben umzogenen Weihbrunnkessel in der Wohnung des Geistlichen. Was ist beschämender? Da darf es dann wohl auch nicht wundern, wenn das Weihwasser in der Kirche etwas schmutzig ist — oculos habent, et non vident. — Die selteneren Benedictionen im Laufe des Kirchenjahres, wie z. B. Kerzen-, Aschen-, Palmweihe, Weihe der Osterkerze und des Taufwassers soll man stets früher überlesen, und die Ceremonie auch dem Volke erklären, daß es lebendig mitwirke und theilnehme; sonst gleicht die Ceremonie einem entblätterten Baume. — Die Segnungen für den häuslichen Gebrauch haben sich im Mittelalter etwas zu sehr vermehrt, und manche sind noch jetzt hie und da üblich; z. B. der Wettersegen, Segen gegen Schlangen, Mäuse, Würmer 2c. Was nicht im römischen Rituale enthalten ist, soll man mit Vorsicht gebrauchen. Man hat derlei Segnungen oft als puren Aberglauben erklärt — wir denken mit Unrecht.

7.

Die Aussegnung der Wöchnerinnen sollte immer nur in der Kirche stattfinden, weil sonst dieser Culthandlung der größte Theil ihrer so schönen und tiefen Bedeutung genommen wird. Die Frauen (auch die vornehmen und reichen) müssen sich eben bequemen, zu thun, was Maria, die h. Muttergottes, auch gethan hat. Wer aber mit seinem Kinde in die Kirche zu kommen sich nicht herbeilassen will, soll es dem Pfarrer nicht verargen, wenn er die Aussegnung im Hause verweigert. Nur ganz besondere Gründe und Zeit- und Ortsverhältnisse könnten eine Ausnahme von dieser Regel räthlich erscheinen lassen. — Wenn heutzutage manche Frauen sich über diesen Gebrauch geringschätzig hinwegsetzen, so ist dies ein bedenkliches Zeichen. — Die kirchliche Hervorsegnung der Wöchnerin ist eine Ehrenbezeugung, welche nur der unbescholtenen Mutter gebührt. — Eine Mutter, welche zugibt, daß ihre leiblichen Kinder nicht in der katholischen Religion erzogen werden, kann ebensowenig vorgesegnet werden, als eine uneheliche Mutter. Einige Geistliche wollten für letztere einen eigenen Ritus einführen mit blauer Stola, Psalm Miserere u. dgl. Allein abgesehen davon, daß es keinem Geistlichen zusteht, einen eigenmächtigen Ritus einzuführen, so sähe ja dies einer öffentlichen Buße ähnlich, und solche sind abgethan. Entsprechender handelte jener Pfarrer,

der uneheliche Mütter zur Vorsegnungszeit zu sich kommen ließ, ihnen ihren Fehler vorhielt, sie zur Beicht und Buße ermahnte und mit heilsamen Ermahnungen entließ. — Die kirchliche Verordnung, daß die Vorsegnung nicht zu frühe geschehe, ist heilsam für Mutter und Kind. — Ob eine Ansprache die liturgische Handlung begleiten soll, wird von Umständen abhängen; jedenfalls aber müßte sie etwas sinniger sein, als jene schon früher erwähnte eines sonderbaren Herrn Pfarrers, der bei der Vorsegnung der Wöchnerinen die Stola zum Kusse hinzuhalten pflegte, um sie dann in die Kirche einzuführen. Ein junges Weib, das zum ersten Mal Mutter geworden, und in dieser Ceremonie noch keine Uebung hatte, kam eines Tages zur Vorsegnung in die Kirche und der Pfarrer reichte ihr die Stola zum Kusse. Da diese aber den Ritus nicht verstand, so neigte sich der Pfarrer lispelnd zum Weibe und sagte: „Küssen". Das Weib antwortete verlegen: „Wen?" — Der Pfarrer replicirte — die Stirne krausziehend —: „Die Stole".

8.

Die Einsegnung der Todten ist ein alter kirchlicher Gebrauch, der auf dem Glauben an die Auferstehung und an die Würde des menschlichen Leibes beruht. Nur hatte die Begräbnißfeier in der ältesten Kirche einen mehr freudigen Charakter als die jetzige;

nannte man doch den Sterbetag sogar dies natalium (Geburtstag — für den Himmel). Die Leiche wird beim Hause oder in der Kirche eingesegnet; es ist aber eine schöne Sitte der Pietät und Humanität, die Leiche bis zum Grabe zu begleiten. Man nennt dies auch die „letzte Ehre" erweisen, was fortschrittlich bald so ausgelegt werden wird, daß Jemand einen gallonirten Bedienten absendet, daß er einen Kranz mit „regrets" auf das Grab des Verstorbenen wie eine Visitkarte lege; denn was hat solche Ehrenbegleitung ohne Gebet für eine Beziehung zum Jenseits? — Unsere industrielle Zeit will sich zwar auch insoferne dem Heidenthum nähern, daß es von der Einsargung und Beerdigung aus Sparsamkeitsrücksichten nichts wissen will; allein solche Annäherung an's Heidenthum wird kaum einen Anklang finden unter gläubigen Christen. Schon Kaiser Joseph verbot Särge aus Holz zu machen und verordnete, die Leichen mit frischem Kalk im Grabe zu bedecken; doch er zog selbst noch seine Befehle zurück. In neuerer Zeit hat sich dagegen (zu Wien) ein Joseph von Arimathäa-Verein gebildet für christliche Bestattung der Armen, weil diese nämlich oft nackt in eine Grube geworfen wurden, wie ein gefallenes Pferd. Auch eigene pompes de funèbres sind entstanden, um allerlei Mißbräuchen zu begegnen, welche manchmal bei Leichenfeierlichkeiten stattfinden sollen. Wir denken, daß nicht die Kirche, sondern die Eitelkeit der Leute

die verschiedenen Conductclassen eingeführt hat; insofern ist allerdings das Sterben etwas theuer, aber ich weiß doch keinen Fall, daß eine Leiche ohne Einsegnung begraben worden wäre, weil dafür nicht bezahlt werden konnte. — Mitunter werden bei Leichenbegängnissen Lieder gesungen, deren Text von protestantischen Gebet- und Liederbüchern hergenommen ist; oder auch so veraltete, daß sie nicht mehr in die Zeit taugen, z. B.

„Kaum in die Welt geschmecket,
Liegt er schon hingestrecket“.

Die Friedhoffrage hat in neuerer Zeit viel zu sprechen gemacht, und jedenfalls zur Hebung des confessionellen Bewußtseins beigetragen. Man muß es selbst begreifen, daß es sich nicht schicke, Jemand gegen seinen Willen mit kirchlichen Segnungen lästig zu fallen. Wer die Kirche im Leben nicht kennt und ehrt, kann nicht verlangen, daß diese ihn im Tode ehre. In L. verweigerte einst ein protestantischer Pastor einem ungläubigen Protestanten das Begräbniß, was eine gute Wirkung hervorbrachte. — Der Katholik hat ohnehin seine positiven kirchlichen Vorschriften, die ihm zur Richtschnur dienen sollen. Dies schließt keineswegs schonende Klugheit und kluge Schonung der Angehörigen des Verstorbenen aus. — Zu T. erhenkte sich ein Mann, der als Flucher, Säufer und Ungläubiger bekannt war. Der Pfarrer ließ ihn sogleich in die Todtenkammer zum Seciren bringen. Der Arzt wollte

ihn zwar für unzurechnungsfähig erklären, mußte aber doch endlich nachgeben, und so wurde die Leiche zur bestimmten Stunde ohne Geläute und ohne Einsegnung eingegraben. Zum Schlusse wurde für alle Verstorbenen ein Gebet gemeinschaftlich verrichtet.

Siebentes Kapitel.

Gebet.

1.

Das Gebetbuch des Priesters ist das Brevier. Es bildet gewissermassen den Harfenklang zum Missale, beide accordiren harmonisch zum Preise Gottes und zum Heil der Gemeinde. Wo eines oder das andere vernachlässiget wird, da ist Disharmonie im Leben des Priesters. Allerdings ist das Breviergebet ein vielfaches Einerlei, aber der Gehorsam gegen die Kirche heiligt es. Ja, wer den Geist Christi hat, der muß vielmehr wünschen, daß die wunderbare Einheit, die das vorgeschriebene Breviergebet unter den Geistlichen in der ganzen Welt bewirkt, in eine allgemeine Einigkeit aller Gläubigen übergehen möge. — Nur die zeitverschwenderischen Geistlichen klagen über Zeitverlust beim Psalmengebete. Christus hat nicht das viele Gebet, sondern nur das Vertrauen auf viele Worte im Bittgebete getadelt. Gerade die eifrigsten Priester sind in der Pflicht des Brevierbetens aus Gehorsam

gegen die Kirche am strengsten. Der sel. Bischof Wittmann sagte, daß er um so gesammelter das Brevier betete, je mehr er von innen und außen zu leiden hatte; und ein renommirter Schriftsteller sagt: „Wer das Brevier nicht betet, betet überhaupt nichts". — Allerdings enthält das Brevier so manche schwierige und schwerverständliche Stellen; allein wie die Lerche weder für sich allein, noch auch für den Menschen allein singt, sondern zumeist für Gott, der sie zum Singen gemacht hat, wenn sie auch selber nicht weiß, was sie singt, so ist es auch mit manchem Officium der Kirche; Gott versteht und erwägt es, und die Intention der Kirche und die Salbung des Gemüthes gibt Bedeutung und Kraft dazu. Daher hatte jener Theologieprofessor vollkommen recht, der seinen Schülern „Bibel und Brevier" immer und immer an's Herz legte. — Ein Geistlicher reiste durch Italien. Als er im Gasthofe Abends das Completorium betete und darüber einschlief, schlug ihm das Brevier zu, wobei er eine kleine Viper tödtete, deren Biß sein Leben in Gefahr gesetzt haben würde. Ja, ja, „Bibel und Brevier" — mit diesen beiden Waffen überwinden wir die Welt.

2.

Zwischen zwei Landpfarrern entspann sich einst gelegentlich eines nachbarlichen Besuches folgendes Breviergespräch:

Pfr. A.: „Sie scheinen, lieber Freund, von mir zu denken, daß ich kein Liebhaber des Gebetes und der frommen Lesung sei. Gott behüte! Ich weiß gar wohl, daß der Priester ein Mann des Gebetes sein müsse. Ich unterlasse gewiß nie mein Morgen- und Abendgebet, ich lese täglich ein paar Kapitel der Bibel, ich lese in manchen erbaulichen Andachtsbüchern, z. B. in einigen Schriften des heil. Augustin, in der Nachfolge Christi, in der Philothea des heil. Franz von Sales, in den Schriften eines M. Sailer, Dr. Veith ꝛc. Nur bin ich ein Feind von allzu lange dauernden, immer wiederkehrenden mündlichen Gebetsformeln, wodurch der Eine große Zweck des Gebetes, die Erhebung des Geistes und Gemüthes so leicht verloren geht. Das beständige Aufsuchen und Herumblättern bei dem Breviergebete trägt wahrlich nicht zur Sammlung des Geistes bei."

Pfr. B.: „Ich stelle, mein Werther, Ihre bewährte Frömmigkeit nicht in Abrede. Aber ich halte dafür, daß unsere weise Mutterkirche der Schwachheit der Beter nicht zweckmäßiger hätte zu Hilfe kommen können, als durch dieses Gebet- und Erbauungsbuch, wodurch sie Alles übertroffen hat, was wir in dieser Beziehung aus unserm oder Anderer dürftigen Verstande, und oft so trockenen Herzen herholen können. Es kann keinen lieblicheren Wechsel des Inhalts geben, der alle Geistesermüdung ausschließt, als diesen reichen Gehalt und diese mannigfaltige Zusammensetzung aus

Stellen der heil. Schrift, aus den Schriften der Väter, aus der Geschichte der Kirche, aus christlichen Hymnen und Gesängen, und aus so kurz gefaßten und doch so erhabenen vielsagenden Gebeten. Der Lesung in den Schriften solcher Geistesmänner, wie Sie vorhin angeführt haben, wird durch das Breviergebet nicht Abbruch gethan. — Was Sie von der Zerstreuung sprachen, welche das Aufsuchen und Herumblättern bei der Recitirung des Officiums verursache, so wird dieselbe bald durch das aufmerksame Lesen der Rubriken, und durch die tägliche Uebung, die sich dem Gedächtnisse einprägt, aufhören. Wenn wir den Gläubigen das Gebet als eines der vorzüglichsten Tugend- und Gnadenmittel anempfehlen: „Zu beten ohne Unterlaß", und wir ließen uns durch Bequemlichkeit oder Vergnügungssucht verleiten, die Flamme des priesterlichen täglichen Gebetes auslöschen zu lassen, handelten wir da nicht als echte Pharisäer-Genossen? Wenn wir den Gläubigen die Gebote der Kirche als Gebote Christi darstellen, und sie zur Beobachtung der Kirchengebote unter dem Verluste der Seligkeit verpflichten, und wir setzten ein Kirchengebot bei Seite, welches wir bei der heil. Weihe heilig zu halten gelobten, wären wir da nicht pharisäisch gesinnt? Legten wir Andern nicht Lasten auf, die wir selbst mit keinem Finger berühren wollten? „Melior est obedientia, quam victimae."

Pfr. A.: „Ihre Beweisführung zugegeben, wäre

es denn nicht für den einzelnen Kleriker erwünschter, und sein Geistes- und Herzensgebet belebender, wenn ein nach dem Muster des Breviers eingerichtetes Lese- und Andachtsbuch in seiner Muttersprache geschrieben, ihm gereicht würde?"

Pfr. B.: „Die Absicht, warum die katholische Kirche ihren Dienern nur ein in ihrer Sprache verfaßtes Andachtsbuch darreichte, konnte keine andere sein, als dieselbe, aus welcher sie in ihrer Weisheit und in ihrem Streben nach Einheit für gut fand, bei ihrem erhabenen Gottesdienste, bei der Feier des eucharistischen Opfers; und bei den übrigen sakramentalen Handlungen die lateinische Sprache beizubehalten. So wie der Priester in allen Zonen der Erde in derselben Sprache den Opferdienst verrichtet, so kann er, aus was immer für einem Menschenstamme entsprossen, seine Stimme mit der seiner Brüder zum Lobe und zur Verherrlichung des höchsten Wesens in Einer Sprache überall vereinigen. Stellen wir uns vor, wie andachtsstörend wäre für uns ein Gebetbuch in der deutschen Sprache des 16. oder 17. Jahrhunderts, oder gar des Mittelalters. Wie viele Auflagen und Verbesserungen des Styles müßten alle Jahrhunderte mit unserm Brevier vorgenommen werden?"

Pfr. A.: „Allein, mein Lieber, ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich in meinem Alter, wo das Gedächtniß abnimmt, und bei dem Mangel an Uebung, der lateinischen Sprache so ziemlich entwöhnt bin, daß

mir der Sinn vieler Psalmen, die Bedeutung der in das poetische Metrum gezwängten Hymnen, und die mystische Sprache der Kirchenväter in manchen Lektionen ziemlich unverständlich ist, daher der Geist nicht immer mit der Sprache übereintrifft und ich nicht mit dem Apostel sagen kann: „Psallam spiritu, psallam et mente“. (I. Cor. 14, 15.) Folglich fürchte ich den Vorwurf des Herrn bei dem Propheten zu verdienen: „Dies Volk ehrt mich blos mit dem Munde und mit den Lippen, sein Herz aber ist weit von mir.“ (Isai 29.)

Pfr. B.: „Ich gebe es Ihnen zu, daß wir, vermöge unserer ungenügenden Sprachkenntniß nicht immer in den Sinn dieser gottbegeisterten schwungvollen Lieder des a. B. einzudringen vermögen, daß uns der mystische Sinn einzelner Lektionen nicht immer einleuchtet, und daß wir die poetischen Hymnen nicht immer wortgetreu wiederzugeben im Stande sind. Allein, gewiß besitzt jeder Priester eine vom h. Stuhl approbirte Bibelübersetzung, oder liest die Schriften hochgebildeter Männer, wie eines Schegg, Veith, Thalhofer, welche die Bedeutung und die ganze Fülle des andachtsvollen Schwunges, und die Tiefen der göttlichen Weisheit, welche in den Psalmen enthalten sind, darstellen. — Ihre Besorgniß wegen des Unwerthes des Breviergebetes, weil man nicht immer vermöge der Schwachheit des Geistes in den vollen Sinn der ausgesprochenen Worte einzudringen ver-

möge, wird gehoben durch die Güte des allwissenden Gottes, der das Lallen des Kindes versteht, und durch die Nachsicht der Mutter Kirche, die, wenn die aktuelle Aufmerksamkeit manchmal fehlt, mit der virtuellen sich begnügt, die sich bestrebt, bei der Aussprache des mündlichen Gebetes den Geist auf Gott und den heiligen Gedanken und Affecte hinzurichten, welche durch die Zeichen der Buchstaben ausgedrückt werden. Beten und Betrachten ist ja nicht unser, ist Gottes, ist des heiligen Geistes Werk, der uns, wie er die heiligen Schriften eingab, auch ihr Verständniß eröffnet, der die Trockenheit des Geistes, die uns manchmal ergreift, zu entzünden vermag, daß uns das Herz aufglüht in heiliger Flamme, wie dort den Jüngern in Emaus".

Pfr. A.: „Wenn nach Ihrer Aeußerung das Brevier ein so unübertroffenes Andachtsbuch für Priester abgibt, wie kommt es denn, daß fromme und gelehrte Männer der älteren und neueren Zeit manche Fehler und Gebrechen gegen die Zeitgeschichte und die Chronologie, erdichtete oder nicht authentische Legendengeschichten, so manche, wenig zur Erbauung dienende Schriftabschnitte und allegorische Auslegungen und Homilien der Väter als minder passend hinwegwünschten, und noch andere, was Stoff und Form betrifft, vorzunehmende Veränderungen und Verbesserungen wünschten und vorschlugen?"

Pfr. B.: „Wohl mögen im Brevier Begeben-

heiten vorkommen, welche einigen Wenigen nach dem Maßstabe einer strengen historischen Kritik nicht ganz begründet scheinen. Allein für's Erste werden diese Begebenheiten allerdings doch auch von glaubwürdigen Schriftstellern erzählt, und vielleicht ist es nur ein unerklärlicher Umstand, der wegen großer Entfernung von Zeit und Raum unserem Verständnisse entrückt ist, und zu irgend einem Bedenken Anlaß gibt. Zudem werden diese Begebenheiten nicht als unfehlbar gewisse Erzählungen dargestellt, und die Kirche ist in ihrem Ausdrucke ungemein vorsichtig, indem sie öfters durch ein „ut fertur" den Unterschied der Zuverlässigkeit der Begebenheiten und Thatsachen zu erkennen gibt, und das Wahrscheinliche von dem als unumstößlich Begründeten wohl zu unterscheiden weiß. Immer aber hat man in der katholischen Kirche gesorgt, daß Akten von bewährten Autoren verfaßt, gelesen werden. Das eben Gesagte gilt eben auch größtentheils von den wunderbaren Begebenheiten, welche in den Lebensbeschreibungen der Heiligen erzählt werden. Wenn die größten und heiligsten Männer der Kirche das Breviergebet nie unterlassen, sondern mit großem Eifer und heiliger Freude verrichtet haben, so können wir Pygmäen im Vergleiche mit diesen Geistesmännern nur mit dem heil. Augustin sprechen: „Wider das, was die ganze Kirche anerkennt und beobachtet, noch vernünfteln und streiten wollen, ist Hoffart, ist Unsinn ohne Gleichen." Ep. 118.

Pfr. A.: „Nein, das will ich auch nie; ich bin so sehr von Ehrfurcht vor den tausendjährigen Institutionen unserer Kirche durchdrungen, daß ich auch im Breviergebete das heil. Opfer des Gehorsams erkenne, das mir der weihende Bischof in den Worten auferlegte: „Accipe jugum Domini, jugum enim ejus suave est, et onus ejus leve." Ich danke Ihnen, Herr Nachbar, für Ihre freundliche Zurechtweisung. Nur Eines möchte ich noch erwähnen, daß es doch besser wäre für die ohnehin vielbeschäftigte Seelsorgsgeistlichkeit das Brevier etwas zu verkürzen, oder noch besser, um allen Gewissensscrupeln vorzubeugen, sie davon zu dispensiren."

Pfr. B.: „Sie scheinen mir, Herr Nachbar, die Länge des Breviergebetes doch zu hoch anzuschlagen. Trägt der seeleneifrige Priester die Beschwerden der Kanzel, des Beichtstuhles und des Krankenbesuches, die doch gewiß viel bedeutender sind, mit apostolischer Resignation, so ist er gewiß auch geneigt, das Opfer des Gebetes, wenngleich mit einiger Selbstverläugnung in Betreff der nächtlichen Ruhe oder der Erholungsstunde zu bringen. Er hält sich so an das Sprüchlein der alten Eremiten, welches sie häufig in ihren Zellen angeschrieben hatten: Nunc lege, nunc ora, nunc cum fervore labora; sic erit tibi hora brevis, et labor ipse levis. — Papst Pius VI. hat einem deutschen Geistlichen, der ihn wegen Ueberladung mit Geschäften um Dispens vom Brevier bat,

geantwortet: „Haben denn Sie mehr zu thun, als ich? Und doch finde ich täglich noch Zeit, mein Brevier zu beten."

An dieses Zwiegespräch knüpfen wir einen practischen Rath eines Seelsorgers: „Man mache sich einmal die angenehme Mühe und ziehe aus allen Lectionen, Hymnen und Antiphonen die anziehendsten Stellen heraus und ordne sie; es gibt dies eine herrliche Aehrenlese von schönen Aphorismen aus der Dogmatik, Moral, Exegese und Ascetik, die man bei Predigten vortrefflich verwenden kann." Kurz, wir halten es mit dem S. 456 erwähnten Theologieprofessor: „Bibel und Brevier". Psallite, .. psallite sapienter.

3.

Wie der Priester im Breviergebete, so möchte auch das Volk sein volles Herz vor Gott ausreden lassen. Verstünde das Volk lateinisch und wäre es so geschult, wie zur Zeit der Kirchenväter, wo die Psalmen von den Hirten auf dem Felde gesungen wurden, so gäbe es wohl auch für das Volk kein besseres Gebetbuch, als das Brevier; denn musterhafter als die Kirche kann Niemand beten. Allein da dem nicht so ist, so muß es sich mit Gebetbüchern behelfen. Ein Gebetbuch ist um so besser, je analoger es dem Breviergebete eingerichtet ist. — Ach, welche Gebetbücher sind oft in den Händen der Gläubigen! Es ist vielleicht kein Buch schwieriger zu verfassen, als ein

Gebetbuch. Wie flach sind die rationalistischen Gebetsformulare in so manchen Gebetbüchern für „Gebildete"! Jeder Jude kann sie beten in seiner Synagoge. Da ist die Rede vom „höchsten Geiste" in einer weltschmerzlichen Blumensprache à la Zschokke, nach dem bekannten Grundsatz: „Wir glauben all' an einen Gott — Christ, Heide, Jud und Hottentott". In einem derartigen Gebetbuche las ich buchstäblich: „Segne, o Herr, den Fleiß der Menschen, daß sie vor Allem sich selbst zu bilden und vollkommen zu machen bestreben. Lenke ihren Verstand auf nützliche (!) Unternehmungen und ihr Herz auf gemeinnützige (!) Handlungen" (etwa auf einen Brückenbau wegen der Betrunkenen). Man merkt es derlei Gebeten an, daß sie fabrizirt wurden; es ist darin eine gekünstelte Kanzleisprache, eine Art Denkschrift, vorgetragen dem Allmächtigen. — In der freien Schweiz hat man gar einmal den Ausdruck: „schrecklicher Gott" von Staatswegen gestrichen. Wir möchten alle derartigen Gebetbücher aus der theologischen Literatur streichen.

4.

Noch eine Bemerkung über das laute Beten in der Kirche. Das gemeinschaftliche Gebet ist durch den gemeinschaftlichen Gottesdienst bedingt, und die vornehme Theilnamslosigkeit an demselben ist ein schlimmes Zeichen. — Aber wie wird es manchmal verrichtet! So schleuderisch, so gedankenlos, so lärmend,

— man glaubt in einer Judenschule zu sein. Ein Gebet ohne Andacht ist kein Gebet, eher eine Beleidigung Gottes. Mancher Pfarrer verzweifelte schon an der Möglichkeit, eine bessere Ordnung im gemeinschaftlichen Gebete einzuführen. Um verrottete Uebelstände abzustellen und einen besseren Gebetsmodus einzuführen, muß mit den Kindern der Anfang gemacht werden; die sonoren Kinderstimmen werden bald durchdringen, und den rechten Tact und Ton angeben. Durch die Kirche und Schule wirkt man am besten für die Ordnung in der Andacht (z. B. das volksthümliche Rosenkranzgebet, die drei göttlichen Tugenden u. dgl.). So lange man nicht mit Pausen beten lernt, so lange betet man gedanken- und herzlos. Legen wir aber die Hand auf's Herz: wie werden oft von den Geistlichen selbst die Psalmen recitirt! — Vorerst soll der Seelsorger selbst richtig und würdig vorbeten gelernt haben. Der rechte Gebetston kommt aus der Tiefe des Herzens, und ist fern von aller Affectation, voll inniger Wärme bei äußerer Ruhe.

Achtes Kapitel.

Gesang und Musik.

1.

Der Gesang ist ein in Poesie umgesetztes Gebet; es sprechen sich darin die religiös bewegten Gefühle in einem gewissen Rhythmus aus, fern von allem Didactisch-Doctrinären. Unvergleichlich schön sind die katholischen Lieder — so einfach und innig, so zart und würdevoll. Die protestantischen Gesänge sind zu reflectirend. Je älter die Lieder sind, desto mehr athmen sie die Freude an der Bekehrung, und das Vertrauen im christlichen Glauben. Im Mittelalter herrschte die mystische Vertiefung in die Geheimnisse des Glaubens und die Süßigkeit der Gottesminne vor. Je näher der Reformation, desto mehr drängt sich die Ahnung einer schweren Zukunft und eine Art kriegerische Begeisterung hervor. Noch später mischt sich der Cultus des Genius in den Cult Gottes ein, bis endlich sogar rationalistische Spielereien sich eindrängten, die wohl dem Geist des Jahrhunderts, aber

nicht dem Geiste der Kirche entsprachen, z. B. die sentimentalen Tropen:

Mein Mund, der fleußt zu jeder Zeit
Von süßem Sanftmuthsöle;

oder:

Komm, mein Liebster, laß dich küssen,
Laß mich deiner nicht mehr missen.

oder:

Komme mit dem Gnadenhammer,
Klopf an meine Herzenskammer.

oder wohl gar:

Wirf mich Sündenlimmel
In deinen Gnadenhimmel.

Im vorigen Jahrhundert suchte man den josephinischen Geist durch Lieder dem Volke einzuimpfen; im 19. Jahrhundert scheint sich die Häresie des Nationalismus durch sog. Nationallieder sogar in den Cultus der Kirche einzudrängen.

2.

Das Volk hat ein Recht der Theilnahme am Kirchengesang, wie am Kirchengebete. Bei uns in Deutschland hat sich der deutsche Volksgesang bei der h. Messe eingebürgert, was nicht nur nicht unerlaubt, sondern weit löblicher ist, als die kunstgerechteste Kirchenmusik. Der Seelsorger soll daher auf Herstellung und Unterhaltung eines guten Kirchengesanges hinwirken, und allen geistlosen Mechanismus ferne halten. Ein gewisser Pfarrer, der zugleich ein tüch-

tiger Musiker war, unterzog sich selbst dieser Mühe, indem er die Kinder und Erwachsenen im reinen und vollständigen Aussprechen des Textes der Lieder, und im Einhalten der Melodieen einübte, und nach Umständen selbst allgemeine Proben abhielt. Für Festtage übte er eigene Sängerchöre ein, damit auch durch den Gesang der Charakter der Festtage hervortrete. — Wer kein Musiker ist, kann doch den Lehrer oder Organisten wenigstens aufmuntern und moralisch unterstützen, daß er die approbirten kirchlichen Gesänge mit der Schuljugend fleißig und richtig einübe. Einfache vierstimmige Messen erscheinen Sachverständigen als das Entsprechendste; denn nur Vocalmusik ist und bleibt echte Kirchenmusik. — „Bei uns singen die Leute nicht," meinte ein Pfarrer. — „O, probiren Sie es nur", antwortete ein anderer. „Wo in der Kirche Niemand singt, da gibt es meistens heimlich schlechte Lieder". — Jemand, der einer Mission in einem Strafhause beiwohnte, erzählte, wie tiefergreifend es war, als die Sträflinge die Worte des Meßliedes sangen: „Verstoß mich nicht von deinem Angesicht — keine Seele geht verloren unter deiner Huth".

3.

Wie der Gesang, so übt auch die Musik eine geheimnißvolle Macht aus, selbst auf rohe Gemüther; denn es liegt in den Tönen ein unbesiegbares Heimweh nach einem verlorenen Paradiese. — Der Zu-

stand der Kirchenmusik läßt aber Manches zu wünschen übrig, sowohl hinsichtlich der Tonstücke, die aufgeführt werden, als hinsichtlich der dazu verwendeten Kräfte und Mittel. Das Gotteshaus soll nie zum Concertsaal werden. Es ist Sache des Seelsorgers zu wachen, daß keine unkirchlichen, profanen, um nicht zu sagen heidnischen Gesangstücke zur Aufführung kommen. Die meisten Arien, Duetten und Instrumentalsoli, welche so häufig die Einlagen zu den Messen bilden, stören die Andacht. Die Eitelkeit des Individuums drängt sich da in den gemeinschaftlichen Gottesdienst vor. — Ebensowenig sollen Bombardon, Flügelhorn, Klappentrompete ꝛc. bei kirchlichen Musikaufführungen im Gotteshause in Gebrauch kommen. Oder soll die Musik der Zukunft selbst in die Kirche sich eindrängen? Laßt doch um Himmelswillen alle diese Gurgelseiltänzereien und Purzelbäume mit der Stimme sammt der türkischen Instrumentalbegleitung den Opernhäusern. Wie lächerlich ist es, wenn Jemand im Credo singt: „venturi — turi — turi — saeculi — culi — culi — i — a — amen". — Figuralmusik fordert auch eine hinreichende Zahl von musikalischen Kräften und Mitteln, welche auf dem Lande selten vorhanden sind. Ein Schullehrer mußte als Factotum drei Instrumente zugleich handthieren: Orgel, Trompete und Pauke. — Ein Anderer verwandelte den ganzen Musikchor in eine Menagerie, und stieß mehr „Sacramente" und Flüche aus, als Noten gefehlt wurden, nichts

zu sagen von den Schopfbeuteln, die er nebenbei noch austheilte. — Aber selbst in Städten, wo doch mehr musikalische Kräfte zu Gebote stehen, geschehen mitunter unglaubliche Dinge. Was soll man dazu sagen, wenn eine Theatersängerin für eine Kirche engagirt wird, oder wenn eine Jüdin die Lamentationen der Charwoche einem christlichen Volke — zu dessen größerer Erbauung vorsingen muß? Und welche Unzukömmlichkeiten stehen damit in Verbindung? Zu Neujahr 1867 sang eine berühmte Opernsängerin ein Offertorium in irgend einer Kirche zu W. — famos. Die Kirche war voll von Leuten, die fast Alle dem Altar den Rücken kehrten und lautlos horchten. Kaum aber hatte die Sängerin geendigt und der Priester stimmte die Präfation an, war die Kirche plötzlich und mit großem Geräusche — leer!! Das ist mehr Scandal als Erbauung! Sängerinnen gehören überhaupt nicht auf den Chor; denn mit ihnen kommt die Eitelkeit und das Sinnesgelüste Erregende hinauf; brachte doch ihnen zu lieb ein Regens chori sogar einen Spiegel oben an. — Ein Pfarrer war strenge dagegen. Als man ihm entgegnete: „Aber dieses Mädchen hat eine Stimme wie ein Engel", antwortete er: „Und wenn sie eine Stimme wie ein Erzengel hätte, sie darf nicht hinauf". — Der Pfarrer muß auch hier den censor castigatorque minorum (musicorum) machen und das Aergerniß in der Gemeinde abstellen. Der erste Verdruß ist stets besser als der letzte. — In einem

Circular des Generalvicars von Rom ddto. 18. Nov. 1856 wird allen Musikdirectoren, wie überhaupt den Sängern und Musikern die Pflicht eingeschärft, sich jedes lauten Gespräches oder Geflüsters zu enthalten, und sich stets zu vergegenwärtigen, daß sie sich im Hause des Herrn befinden und die Aufgabe haben, durch ihre Productionen die göttliche Majestät zu verherrlichen./

4.

Die Kirchenmusik muß, um sich zu retten, zu den alten Meistern zurückkehren und vor Allem jede profane und sinnekitzelnde Effecthascherei meiden. Während ein alter Mönch nach abgehaltener Meditation sich zur Orgel setzte und seine Inspirationen vortrug, setzt sich so ein moderner Schulmeister-Musiker hin, und präludirt die Reminiscenzen irgend eines Walzers, die ihm von dem letzten Balle noch geblieben sind, oder er nimmt die Noten einer Oper (etwa Stradella, Robert der Teufel ꝛc.) und schreibt darunter „Tantum ergo". — Soll man also alle instrumentale Musik aus der Kirche verbannen? O nein. Alle Künste sollen den Herrn loben und preisen. Die Musik ist auch ein Kirchenschmuck, wie die Stickereien und Vergoldungen, daher der Choralfanatismus keine Billigung verdient. Die heitere Freude des Katholicismus will an hohen Festtagen sich geltend machen. Es gibt Gegenden, die sehr gut katholisch sind, trotz

musikalischer Hochämter. „Das ist wie ein Gebet", sprach Jemand zu einem Violinsolo. Und Mozart antwortete einem steifen Protestanten: „Ihr versteht das nicht, wie selig sich die Communicanten bei dem Agnus Dei preisen, und wie die Musik diesen sanften Frieden im Benedictus ausdrückt". — Man soll die Sinnlichkeit nicht fördern, aber auch die Langweile nicht. Es soll das Kirchenjahr mehr berücksichtigt werden mit seinen ernsten und freudigen Eindrücken, und von diesem Standpunkte aus hat Alban Stolz ganz recht, daß er für die sog. Pastoralmessen eine Lanze bricht (Sem, Cham, Japhet. S. 303. 124). Auch darf die Musik die private Erbauung nicht ganz verdrängen; deshalb schweigt sie während der Wandlung; und wenn etwa ein sentimentaler Geck eine Arie à la: „So leb denn wohl, du stilles Haus" präludirt, so gebt ihm den Abschied, wie er's begehrt und verdient. — Ueberhaupt soll das ehrwürdige Orgelinstrument ehrwürdig behandelt werden. Man darf nicht erst nach Italien reisen, um Orgelmißhandlungen zu hören. Ich will nicht vom stümperhaften Spielen sprechen, wohl aber von den Schnörkeln und gequetschten Trillern und Läufen, von den zwecklos verlängernden Zwischenspielen und Präludien, die wie ein Klangchaos dahineilen und heulen. Die Orgel ist kein Concertinstrument und die Kirche kein Concertort. Zum Orgelspiel gehört ein sittiger Ernst. Ein kirchlicher Orgelspieler bewirkt durch sein edles

und tiefsinniges Spiel drei Viertel der Andacht, indem er durch Musik den Gefühlen der Gemeinde Ausdruck gibt, und manche starre Herzen zum Umschwung der Gesinnung bringt. Die majestätischen Klänge der Orgel stimmen die Gefühle feierlich.

Neuntes Kapitel.

Volksandachten.

1.

Die Andachten der Kirche sind die legitimen Folgen ihrer Lehren; jene blühen, wo diese im Geiste des Volkes Wurzel gefaßt haben, und umgekehrt verwelken sie, wo man die Lehren der Kirche geringschätzt. Laue Katholiken sind stets Feinde der Volksandachten, wahrscheinlich deshalb, weil sie so ergreifend auf die Massen einwirken. — Die Kirche gestattete von jeher den Volksandachten eine freiere Bewegung; daher auch die Erscheinung, daß sie zu verschiedenen Zeiten wechselten, ein Beweis, daß in dem katholischen Volksleben keine Stagnation ist. So hatte man im 13. Jahrhundert die Andacht des kostbaren Blutes und die Rosenkranzandacht, im 15. Jahrh. die Andacht zum h. Joseph, im 17. Jahrh. die Andacht zum h. Herzen Jesu, im 19. Jahrh. die Andacht der unbefleckten Empfängniß Maria. Viele dieser Andachten sind eine Art Genugthuung für die

Beleidigungen und Beschimpfungen, welche Gott selbst von Katholiken angethan werden. Wer kann es berechnen, wie viele Seelen durch das Gebet eines andächtigen Volkes gerettet, wie viele Todsünden weniger begangen werden! Obgleich die Ausübung dieser Andachten nicht nothwendig zur Erlösung ist, so ist sie doch ein trefflicher Thermometer des geistlichen Zustandes einer Zeit und einer Gemeinde; und eine Abneigung gegen dieselben ist ein Beweis, daß die Seelenstimmung nicht im Einklang mit dem Geiste der Kirche steht. Wenn man diesen Maßstab anlegt, so urtheilt man über Vieles richtiger. Was war z. B. der Jansenismus in Frankreich, der sich gegen die Andacht zum h. Herzen Jesu so energisch erhob, anders als eine systematische Verschwörung gegen die katholische Kirche, ein Complott gegen Rom? Und war etwa der Josephinismus in Deutschland etwas anderes, da er einen Krieg gegen alle Volksandachten unternahm, alle Bruderschaften abschaffte, und alle Andachten verbot, die nicht in den Rubriken der Kirche streng festgesetzt waren?

2.

Damit ist angedeutet, wie der Seelsorger über Volksandachten denken soll. Der h. Ignatius Loyola zählt unter den Kriterien, an welchen man erkennen mag, ob man mit der orthodoxen Kirche fühlt oder nicht, folgende auf: Würdiges Sprechen über Reli-

quien, Verehrung und Anrufung der Heiligen, weiter über Wallfahrten, Indulgenzen, Jubiläen und andere Andachten dieser Art. Es ist daher nicht leicht denkbar, daß ein katholischer Seelsorger eine Opposition gegen die Andachten des Volkes mache; wohl aber wird es nothwendig sein, dieselbe zu überwachen und zu führen. Es wird ihn freuen, wenn er bei den Laien Unterstützung in seinen Gebeten, findet, und ihn aneifern, wenn ihm allenfalls im Anblicke der vielfachen Aergernisse der Muth nahezu entsinken möchte. — Andachten sollen nie in Andächteleien ausarten. Schon deshalb ist es gut, wenn der Seelsorger die Zügel stets in seinen geistlichen Händen behält. Je mehr sich eine Andacht an den kirchlichen Gottesdienst anschließt, desto katholischer ist sie. Winkelandachten, die mit Ignorirung der Kirche sich selbst genügen, enden stets bedauernswerth. Die goldene Mittelstraße ist auch bei den Volksandachten einzuschlagen. — Ein Pfarrer wurde von den Gemeindegliedern um eine Betstunde ersucht, weil ein Regen für die Feldfrüchte sehr nothwendig sei. Der Pfarrer ging zum Fenster und sprach dann zu den Andachts-Candidaten: „Ist umsonst, der Barometer steht zu hoch.“ — Ein anderer Pfarrer erlaubte den Leuten, die ganze Charfreitagsnacht in der Kirche beim h. Grabe zuzubringen. — Beide Pfarrer verfehlten den Mittelweg; nur konnte sich Letzterer auf eine plausible Weise entschuldigen, indem er sagte: „Bei der Duldung der großen

Excesse der jetzigen Sittenlosigkeit habe er diesen kleinen Exceß weiblicher Frömmigkeit dulden wollen''. Darum keine Uebertreibung; ebensowenig als mechanische Einförmigkeit in Sachen, welche die Kirche der freien Bewegung überläßt; die Uniformsjacke paßt nicht für Volksandachten, weil eben das Volk in verschiedenen Ländern verschieden ist. — Unstreitig würde es zur Hebung der gesunkenen Religiosität sehr beitragen, wenn auch die höheren Stände an den Volksandachten theilnehmen würden. Ein Adeliger reiste eigens auf seine Besitzung, wenn das Patrocinium der Pfarrkirche gefeiert wurde. Das Volk wußte dieß zu schätzen, und der adelige Herr stieg im Ansehen, während er sich mit dem Volke in dessen Andacht auf gleiche Linie stellte.

3.

Wie poetisch und wie beliebt beim Volke ist die Maiandacht! sie hat in kurzer Zeit eine allgemeine Verbreitung gefunden. Die Wälder geben dazu frisches Reisig, die Felder und Wiesen die Erstlingsblüthen zum Schmucke der Himmelskönigin, und selbst in der ärmsten Gegend gibt es fromme Seelen, die zur Beleuchtung gern einige Kerzen beisteuern. Ein Pfarrer erzählte mir, daß die Leute geradezu wetteiferten und traurig weggingen, als es hieß: „Eure Kerzen können nicht mehr angezündet werden". Alle entgegenstehenden Schwierigkeiten, wie z. B. Feldar-

beiten, Beschwerden für den Seelsorger, Armuth der Kirche, ungelegene Abendstunde u. dgl. werden mit einer Leichtigkeit beseitigt, als wären sie gar nicht vorhanden. Soll das den Seelsorger nicht freuen, wenn er sieht, wie bei dem ersten Zeichen der Glocke Groß und Klein zur Kirche eilt, um Maria zu preisen? Und wenn Einer oder der Andere ihm die Hand küßt, und sagt: „Wir danken Ihnen, Herr Pfarrer, daß Sie uns diese Andacht kennen gelernt haben; werden wir sie künftiges Jahr auch wieder haben?" Ist das keine Entschädigung für seine Mühe? — Allerdings kann die Maiandacht in einer Landkirche nicht ebenso abgehalten werden, wie in einer Kathedrale. Ein einfacher Landpfarrer fing an, die Maiandacht auf folgende Weise in seine Pfarre einzuführen. Er schmückte einen Altar mit dem Bilde der seligsten Jungfrau Maria mit natürlichen und künstlichen Blumen, und ließ eine Lampe durch alle Stunden des Tages vor demselben brennen. Während der h. Messe wurde ein Marienlied gesungen, hierauf eine kurze Betrachtung gehalten und der Segen gegeben. Anfangs brannten nur zwei Kerzen beim Marienbilde, mit jeder Woche wurde die Beleuchtung, welche die Pfarrgemeinde selbst besorgte, stärker. — Ein anderer Pfarrer wählte den Abend als passender für seine Pfarrgemeinde, und lud auch manchmal einen oder den anderen Nachbargeistlichen zu einem kleinen Vortrage ein. — Jedenfalls ist es besser, der Geistliche nimmt selbst Theil

an der Andacht, als daß er die Leute Maiandacht in der Kirche halten läßt, während er spazieren geht. — In Landgemeinden ließe sich die Maiandacht auch bei einer Mariensäule abhalten; wenigstens läßt sie sich mit Blumen schmücken, wie man dies manchmal mitten im Walde an Feldkreuzen erblickt./

4.

Es ist dem gläubigen Bedürfniß ganz entsprechend, daß das Heilige die Kirchenmauern durchbricht und in's Leben hinausdringt, um wenigstens vorübergehend das Geräusch der Erde zum Schweigen zu bringen. Daher sind auch Processionen und Wallfahrten bei dem katholischen Volke beliebt, und machen selbst auf Andersgläubige einen tiefen Eindruck. Ich wohnte einst einer Auferstehungsprocession in einer paritätischen Gebirgsgemeinde bei. Als wir mit den jubelnden Fähnlein singend und betend durch die Schneemauern wallten, sahen von den Höhen herab entblößten Hauptes einige Protestanten zu, bedauernd, — daß so etwas bei ihnen nicht sei. — Ein ähnlich malerischer Anblick sind die Wallfahrten zu Gnadenbildern oder an heilige Orte. Wie poetisch ist solch eine Pilgerrast im Walde, wo Einige knieen, die Anderen lagern — das Kreuz in der Mitte! Man lernt da einen ganzen Tag beten, erfrischt die Seele, die erquickend aufathmet, indem sie sich von den irdischen Banden und Sorgen des alltäglichen Lebens auf kurze

Zeit losgelöst fühlt. Es liegt im Menschengeiste ein unzerstörbarer Wallfahrtstrieb, trotz aller Maßregeln kurzsichtiger Polizeimänner. Man findet es begreiflich, daß die Leute in entfernte Badeorte und zu Industrieausstellungen reisen, man billigt die Schützenzüge, die Sänger- und Turnerfahrten mit ihren obligaten Zweckessen; warum soll man dem katholischen Volke nicht auch seine Wallfahrten gönnen? Laßt doch auch dem armen Volke seine Poesie! Indem die Kirche diese Wallfahrten als nützlich und verdienstlich erklärt, will sie zugleich, daß nicht etwa abergläubische Meinungen und Mißbräuche aufkommen, daß die Reinheit der Sitten bewahrt werde und dieselben für die Gläubigen fruchtbringend und segensreich gemacht werden. — Ein wachsames Auge soll der Seelsorger auf die Vorbeter haben. Diese sind oft sonderbare Käuze. Nicht nur, daß Manche aus ihnen sich recht gut zahlen lassen, nicht nur, daß sie oft ihre durstigen Kehlen weit über das Maß hinaus befriedigen — welche Anreden (Begrüßungsreden, Urlaubsreden) werden da von Manchen derselben gehalten! Eine Revision dieser Reden und auch Lieder von Seite der Seelsorger ist dringend angezeigt. — Ein Vorbeter stimmte einst ein Vaterunser für alle abgestorbenen (!) Seelen und für (!) unsern Herrgott an!! — Manchmal glauben bei Wallfahrts-Aus- oder Einzügen auch solche weibliche Wesen sich unter die Zahl der weißgekleideten Jungfrauen mit dem grünen Jung-

frauen-Kränzlein mischen zu dürfen, deren Leben nichts weniger als jungfräulich ist, und die nur die Wallfahrt mitmachen, weil der Reiz des Außergewöhnlichen sie anzieht. Ein solches Mädchen weinte bittere Thränen der Reue, als sie die Muttergottes-Statue tragen mußte. — An Spöttern über heilige Gebräuche hat es zu keiner Zeit gefehlt. So hatte einst ein gemüthlicher Herr die Wallfahrt nach Maria Zell mitgemacht, und daselbst steirische Jungfrauen mit fliegenden Haaren in die Kirche einziehen gesehen. Dieses „Fliegende" gefiel ihm nicht, und in seinem Groll schrieb er folgende Tagesnotiz in sein Buch ein:

„Heute hast du gesehen die fliegenden Haare der Jungfrau'n,
Und die Kröpfe dazu, liegend am Halse in Ruh'."

— Psychologisch interessant ist 1. das Sprichwort: je näher den heiligen Gnadenorten, desto schlechtere Christen; 2. daß gerade solche Katholiken gegen die Wallfahrten sind, denen der Weg in ihre Pfarrkirche zu weit ist, und 3. daß manche Geistliche darüber lamentiren, daß sie an Gnadenorten angestellt sind, ja daß man eine Anstellung an einem Gnadenorte sogar als eine geistliche Strafstation betrachtet. Unstreitig hatte jener Pfarrer eine andere Psychologie, der in seiner Naivetät meinte: „Nur ein kleines Wunder wünschte er sich für seine Pfarre". Geistliche an Wallfahrtsorten können viel Gutes und Böses stiften; denn man kann von ihnen wie von den Aposteln

sagen: „Exivit sonus eorum in omnem orbem terrarum“. Belege dafür? Ein von einer Wallfahrt zurückkehrender Pilger erzählte, daß daselbst etliche Geistliche mit den Wallfahrern im Wirthshause saßen, und von dort — nachdem man sie dreimal geholt hatte — sogleich in den Beichtstuhl gingen. Aber, (meinte der Pilger), die Leute hatten nicht recht Lust, bei ihnen zur Beicht zu gehen, obwohl der Zudrang groß war. Ein Mann sagte sogar: „Geht nicht hin, der redet immer von der Hölle, und vergißt auf's Kreuz.“ — Eine weibliche Person kehrte ganz verwirrt von einer Wallfahrt heim, mit dem Vorsatze, nie mehr zu wallfahrten, denn der Geistliche, bei dem sie gebeichtet, habe sich solcher Ausdrücke und Fragen bedient, die sie nicht einmal ihrer intimsten Freundin mittheilen könne und wolle. — „Geht zu Hause beichten“, schnarrte ein Wallfahrtspriester einen Mann an, der von weit hergekommen war, um eine ordentliche Beicht einmal abzulegen. Ist das nicht härt gesprochen? Wozu bist du denn Priester? Ein Ordensmann soll so sprechen können? Kaum glaublich./

5.

Eine beliebte Andacht des Volkes ist auch der Besuch des h. Grabes in der Charwoche. In Deutschland seit Jahrhunderten eingebürgert, würde es dem Volke sehr weh thun, wenn man sie ihm entzöge. Allerdings ist diese Andacht in Rom nicht üblich, aber

deshalb geht allen Deutschen, welche die Charwoche in Rom zubringen, etwas ab, sie fühlen — was in Rom selten ist — Heimweh. Als Papst Pius VI. gelegentlich seiner traurigen Reise an den Hof des reformatorischen Kaisers Joseph II. die Ostern in Wien zubrachte, und den Apparat der heiligen Gräber in der Charwoche erblickte, sagte er einfach: „Romae non sic"; aber er schaffte die heiligen Gräber nicht ab, sondern besuchte sie zur großen Erbauung des Volkes. In Rom kennt man allerdings den Ritus des heiligen Grabes nicht, aber das Rituale Romanum ist auch nicht derartig präceptiv für die katholische Welt, wie das Missale Romanum. Warum sollte es auch der Idee des Charfreitages oder Charsamstages widersprechen, wenn den Gläubigen an diesen Tagen Anlaß und Gelegenheit geboten wird, zu den Füßen des eucharistischen Heilandes speciell jener Opferliebe in Anbetung zu gedenken, in seiner nächsten und unmittelbaren Nähe betrachtend, in dieser Opferliebe, die auch jetzt noch sein Herz bewegt, sich zu versenken? Gewiß kann man ja auch die adoratio Sanctissimi als eine Erinnerung an den Kreuzestod nehmen, insoferne uns Christus im heiligsten Sacramente ein Andenken an seinen Tod hinterlassen hat, und die sogenannte Auferstehungsfeier als einen Triumphzug des im heiligsten Sacramente angebeteten Siegers über Tod und Hölle, insoferne er uns in demselben ein Unterpfand unserer eigenen Aufer-

stehung gegeben hat. Daß aber die Gläubigen an diesen Tagen bei ihrer adoratio Sanctissimi speciell des Todes Jesu gedenken, die memoria passionis mortis et sepulturae begehen, den Erlöser im statu exinanitionis und nicht im statu gloriae sich vergegenwärtigen sollen, sagt ihnen nachdrucksamst der Schleier vor dem Allerheiligsten, sowie der eigenthümliche Ort der Exposition und deren Ausstattung. — Was die Errichtung und Ausschmückung des heiligen Grabes betrifft, so sind alle schauspielartigen Scenerien, Coulissen, Auferstehungsmaschienen u. dgl. unbedingt zu entfernen; denn solcher Theatertand ist schon an und für sich zu profan, und verstößt auch gegen directe Bestimmungen der Rubriken, welche überhaupt bei jeder Exposition des Sanctissimum alle beweglichen Bilder beseitiget, unbewegliche aber verhüllt wissen wollen, damit die Andacht der Gläubigen einzig und allein auf das heilige Sacrament gerichtet werde. Höchstens Engelsstatuen mögen eine Ausnahme machen, da die Engel in so nahen Beziehungen zum heiligen Grabe stehen. Auch Blumen, Kränze, natürliches Grün, bilden einen passenden Schmuck des Grabes des Herrn, das ja in einem Garten gelegen war; nur sollen sie nicht auf, sondern neben den Altar gestellt werden. Da die Beleuchtung einen besonderen Reiz der heiligen Gräber bildet, so sollen in dieser Beziehung dem Verschönerungssinne keine Grenzen gesetzt werden, nur

möge das Beleuchtungs-Arrangement von christlichem Geiste geleitet werden, und nicht den Charakter einer profanen Theaterbeleuchtung annehmen. — Der sel. Hofprediger Mercy in Stuttgart sagte über das mit bunten Glaskugeln beleuchtete hl. Grab Christi: „Die Vornehmen und Reichen in großen Städten haben ja auch wohl öfter im Jahre ihre bunten Illuminationen; lasse man auch dem Volke Einmal des Jahres diese Freude, zumal dadurch die Andacht befördert und somit Gutes gestiftet wird. Solch' sinnliche Vorstellungen machen uns Tod und Grab minder schrecklich". — Wir schließen uns daher vollkommen der Ansicht eines bewährten Ritualisten (Dr. Thalhofer) an, der schreibt: „Was uns noch mehr, als die historischen, juridischen und inneren liturgischen Gründe **für** die heiligen Gräber zu sprechen scheint, ist die **Pietät**, mit welcher unser gläubiges Volk an ihnen hängt. Es wäre in der That eine schwere Prüfung für den kirchlichen Sinn des Volkes, und zugleich eine unnöthige, durch nichts zu rechtfertigende Härte, wenn man ihm die heiligen Gräber nehmen wollte, und der Schaden, der daraus erwachsen würde, wäre unberechenbar. Anderthalb Vormittagsstunden abgerechnet, würden dann unsere Kirchen den ganzen Charfreitag über leer stehen, während sie jetzt den ganzen Tag über von andächtigen Besuchern des heil. Grabes wenn nicht voll, so doch sehr besucht sind. Allerdings werden die heiligen Gräber selbst auf dem

Lande am Charsamstag ungleich weniger zahlreich besucht, als am Charfreitag, und zwar aus verschiedenen nahe liegenden Ursachen. Uebrigens ist die Zahl der Besucher auch am Charsamstag nirgends so gering, daß eine Aussetzung des Allerheiligsten nicht gerechtfertigt erschiene. Wo die Stunden der Anbetung vor dem heiligen Grabe nach den Hausnummern gehörig vertheilt sind, finden sich gewiß auch zur ungelegensten Tagesstunde hinreichend viele Anbeter ein; denn wo noch ein bischen frommer Sinn vorhanden ist, betrachtet man es als Gewissenssache, das heilige Grab zu besuchen. So scheinen also die heiligen Gräber sammt Allem, was die Ritualien hierüber vorschreiben, in Deutschland nicht blos auf Duldung Anspruch machen zu dürfen, sondern längst zu Recht zu bestehen, weshalb ein Ansuchen an den apostolischen Stuhl um fernere Duldung derselben als überflüssig erscheint."

Zehntes Kapitel.

Meßnerei.

1.

Man hat sich schon öfter und mit Recht beklagt, daß in den meisten Pastoralhandbüchern nichts über die Meßner (Küster, Sacristan) erwähnt werde, da sie doch in der Kirche die für den Seelsorger wichtigsten Männer sind. In der That ist ein braver Meßner, der treu und redlich die pfarrlichen Sorgen theilt, eine schätzenswerthe Persönlichkeit. Leider sind aber solche sehr selten. Viele von ihnen offenbaren eine allzugroße Vertraulichkeit mit unserm Herrgott, wie wenn sie beide alte Kameraden wären, und spielen sozusagen fast die Herren der Kirche. Andere haben eine gewisse absonderliche Liturgie, und eine ganz seltsame Interpretation der kirchlichen Vorschriften. Kommt nun ein neuer Priester an eine Pfarre, der diesen Schlendrian abstellen will, so wird er als ein „ultramontaner“ Neuling und Neuerer bezeichnet. Im Folgenden sollen einige Daten zusammengestellt werden,

welche zugleich beweisen sollen, daß die Sünden der Meßner meistens zugleich die Sünden der Geistlichen sind./

2.

In einer Domkirche befand sich ein Meßner, der tagtäglich in der Sacristei seine Morgentoilette machte. Nachdem er die Kirche geöffnet hatte, begab er sich zu dem marmornen Waschbecken, bei welchem die Priester vor und nach der Messe das Lavabo zu nehmen pflegen, und fing an, sich zu waschen, zu pusten und räuspern, und nachdem er sich gehörig gestriegelt hatte, ordnete er mit dem Kamm seine Haare 2c. Manchmal kam ein Priester dazu und — ärgerte sich; aber alle schwiegen dazu, und so setzte er seine Praxis immer fort. — Ein anderer Herr Meßner betrachtete sich dergestalt als Herrn der Kirche, daß er seinen Schmalzvorrath hinter dem Altar aufbewahrte. — Ein Dritter fegte den Boden der Kirche mit Weihwasser. — Ein Vierter lud seine Bekannten in den freien Stunden zu sich, um sich mit Conversation sammt Zubehör die Zeit zu vertreiben. — Ein Fünfter schämte sich, einen Chorrock anzuziehen und produzirte sich im schwarzen Frack am Altare. — Ein Sechster — doch halten wir inne mit dem Zählen; wir wollen lieber in der Erzählung von Thatsachen fortfahren.\

3.

Manche Seelsorger stehen mit ihrem Meßner auf zu freundschaftlichem, andere auf gespanntem Fuße. Eines Morgens kam der Kaplan eines Ortes in die Sakristei, um sich zur Messe zu bereiten. Da neigte sich zu seinem Ohr der Meßner, wartete ihm mit einer Prise auf und sprach: „O schade, daß Sie gestern so früh fortgegangen sind; nach Ihnen ist es erst recht lustig geworden. Da sind die Karlsbadermusikanten gekommen, da ist getanzt worden und zuletzt ist Punsch gekommen, o es war recht löblich!" Wird dem Herrn Kooperator diese Rede in der Sakristei löblich vorgekommen sein? Ist der Geistliche nicht selbst Schuld, wenn die Meßner ihn beim Anziehen der Paramente stören? In einer Sakristei stand mit goldenen Lettern im blauen Felde geschrieben: „Deus audit et videt omnia". — Die wortkargen Engländer drücken sich noch kürzer und Allen verständlicher mit der Aufschrift aus: „Silentium". — Manche Geistliche sind wieder zu wortkarg, zu schroff und mürrisch, entladen wohl auch ihre üble Laune bei kirchlichen Functionen auf den armen Schullehrer oder Meßner, wenn dieser allenfalls gegen die Prosodie verstößt und docĕbo, intercedīte ꝛc. singt, oder wenn in einem Winkel ein Spinnengewebe übersehen ist. — Allerdings verstimmt es viele Geistliche, daß die jungen Schulgehilfen mit einem solchen Hoch-

muthsspiritus aus den städtischen Seminarien auf das Land kommen, daß man es ihnen sehr ansieht, wie zuwider ihnen die Sakristei und Alles, was damit zusammenhängt, ist. Solche Meßner sind lau und flau; und doch traut man sich oft nicht, sie zu zu rügen. — Ein junger Kooperator machte seinen ersten Versehgang mit einem Meßner, welcher — total besoffen war. Draußen in freier Luft erst fing der Weingeist in ihm tüchtig zu wirken an — er pendelte mit seiner Laterne hin und her — die Leute liefen zusammen, um den Segen zu bekommen. Aber um Gotteswillen — welche Situation für den Priester mit dem Allerheiligsten, als auf einmal der Meßner das Uebergewicht bekam, der Länge nach in den Koth fiel und die Laterne auslöschte! Der Geistliche kniete sich nun auf offener Straße nieder und wartete, bis gewiß durch Gottes gnädige Fügung der Betrunkene sich erhoben hatte, und nun wie nüchtern in das nächste Haus eilte, um das Licht anzuzünden. Der Fall hatte ihm seinen Rausch hinweggenommen! Merkwürdig, aber wahr!

4.

Sprich mit dem Meßner ein ernstes Wort. So sind z. B. die Meßkleider nicht wie eine Rolle alter Musikalien zu behandeln; man darf sie nicht zusammenlegen, wie ein Stück Wäsche, sondern sie müssen in gestreckter Lage bleiben, die Spiegel nach außen ge-

kehrt, oder sie müssen auf Hölzer aufgespannt werden. — Dulde keinen Schlendrian in der Sakristei. Die Kirchenwäsche verlangt eine besondere Sorgfalt; was man an Waschgeld erspart, geht durch den nagenden Staub und Schmutz verloren. Reinlichkeit ist vor Allem nothwendig. Leider geben sich manche Meßner damit nur geringe Mühe. Einer von der letzteren Gattung ließ das ganze Jahr hindurch die Buben ohne Aufsicht in der Kirche handthieren, die mit den Staubbesen in dem heiligen Orte herumliefen, allerlei Schabernak trieben, und dann den Staub in einen Winkel zusammenkehrten, bis es endlich dem Pfarrer gemeldet wurde, der dann „Staubaus" machte. Derselbe Meßner pflegte einmal im Jahre den großen Staubbesen in die Hände zu nehmen, setzte seine großen Brillen auf, und fuhr mit dem Besen gravitätisch einigemale am Plafond der Kirche hin und her — und fertig war er mit seinem Geschäft; aber das Geld für das Reinigen der Kirche steckte er honigsüß lächelnd in seine Tasche. — Wem das Reinlichkeitsprincip nicht gegeben ist, dem ist es auch nicht leicht beizubringen. Ein Kirchenvater war ein starker Schnupfer, aber ein Feind der Seife. Darum erinnerten auch seine Finger, was Farbe betraf, an einen Neger aus Afrika. Was war die Folge? Der Herr Pfarrer mußte jedesmal, so oft ihm der Kirchenvater das Velum reichte, seufzen ob der Unbild, die dem letzteren geschah. Die Eindrücke der Finger

mit den schwarzen Spuren waren auf demselben zu sehen. Zum Glücke kam dieser Kirchenvater fort, sonst hätte der Pfarrer zur Schonung der Wäsche ihn von diesem Amte suspendiren müssen. — Ein Meßner suchte immer kreuz und quer im Wäschkasten, wenn irgend ein Stück begehrt wurde, fluchte innerlich, wenn er es nicht gleich fand, warf in der Hast Alles durcheinander, so daß ein „Gräuel der Verwüstung" zu schauen war. Es wäre sehr gut, wenn man manchen Meßner in eine weibliche Schule schicken könnte, damit er Reinlichkeit, Ordnung und Milde kennen lernte. — Da klagte ein Geistlicher seinem Herrn Nachbar, er wisse gar nicht, wie es komme, daß, wenn er am Sonntage oder an einem Feste die Kanzel verlasse, er so rauhe Hände habe, obgleich sie Morgens gut gewaschen worden. „O suchen sie", war die Antwort des Herrn Nachbars, „hier nicht nach geheimnißvollen Gründen, es sind einfache Staubgründe; Ihr Herr Meßner hat mit seinem Besen die Kanzel vergessen, und darum die Bescheerung. Ich kann Sie versichern, es geht Ihnen nicht allein so; auf vielen Kanzeln könnte man das Beispiel Jesu Christi nachahmen, und die Sünden Anderer im Staube (des Parapets) aufschreiben, insbesonders die Sünden des Meßners". — Ein Meßner klagte sich einst seiner Vernachlässigung der Kirche im Beichtstuhle an. Der Geistliche, welcher die Buße „pro qualitate criminis" auflegen wollte, gab ihm zur

Buße, die Stufen des Altares (die besonders schmutzig waren) selbst zu reinigen. Seitdem klagte er sich nicht mehr über jene Unterlassungssünde an.

5.

Manche Pfarrer überlassen dem Meßner gewisse Einkäufe und Besorgungen. Nun ist allerdings der Arbeiter seines Lohnes werth; aber es ist doch auch nicht zu billigen, wenn die Kirche betrogen wird, und wenn kirchliche Vorschriften umgangen werden. So blieb irgendwo trotz milder und oftmaliger Ermahnungen die Kirche durch die ganze Nacht hindurch finster, und erst am Morgen — kurz vor der Messe — wurde das „ewige Licht" angezündet. Da übernahm der Pfarrer selbst die Besorgung der Lampe, weil alle Worte und Rügen bei den Meßnerleuten fehlschlugen, und seitdem brannte nicht nur das ewige Licht Tag und Nacht, sondern es zeigte sich sogar noch eine Ersparung am Ende des Jahres. — „Ich weiß nicht, warum gar so viel Wachs in meiner Kirche verbraucht wird; meine Herrn Nachbarn haben einen viel niedrigeren Conto als ich", klagte einstens ein Pfarrer seinem Freunde, der ein gewitzigter Mann war, und fragend die Antwort ertheilte: „Wo liegt dein Wachs?" — „In der Sakristei, in einer Lade". — „Versperrt?" — „Nein". — „Puh! glaubst du nicht an das Geschlecht der zweibeinigen Kirchenmäuse?" — „Ha, du zündest mir ein Licht an; richtig, so wird es sein.

Ich werde deine Warnungen benützen". — Von dieser Zeit an, seitdem das Wachs in der Lade versperrt ist, und das Tropfwachs fleißig gesammelt wird, ist der Konto niedriger. — Welche Nergeleien sind oft wegen des Opferweines zu ertragen! Erstens, daß man guten Wein (de vite) bekommt, und nicht zu theuer; zweitens, daß dabei keine Unterschleife geschehen; drittens, wie diesem Letzteren abzuhelfen ist. Am besten ist es, wenn der Pfarrer den Opferwein in eigene Regie nimmt. Wer Ohren hat zu hören, der höre./

6.

Auch das Glockenhaus und die Läuterbuben müssen beaufsichtiget werden. Die Jugend liebt die Turnübungen, insbesonders im Glockenhause, und wenn viele Stränge zu Grunde gehen, so sind diese equilibristischen Uebungen der läutenden Jugend daran Schuld. Der Pfarrer soll dafür sorgen, daß rechtes Maß im Läuten eingehalten werde. Nicht zu kurz und nicht zu lange soll das Geläute dauern. Das Gebetläuten muß seine Pausen haben, und schaut der Meßner nicht darauf, so muß der Pfarrer darauf sein Augenmerk richten und alle Unfüge hintanhalten. — Der Meßnergehilfe in N. hatte gegen Bezahlung die Pflicht auf sich genommen, die Thurmuhr täglich aufzuziehen. Da aber der Gang auf den Thurm beschwerlich war, so unterließ er oft das Aufziehen

und wenn dann der Pfarrer fragte, was es mit der Uhr sei, war regelmäßig die Antwort: „Es muß ihr etwas fehlen, sie geht nicht". Eine geraume Weile ging dieser Mißbrauch so fort, bis man dem Pfarrer von anderer Seite erklärte, die Thurmuhr sei neu und von einem renommirten Meister gemacht, es fehle ihr nichts anderes, als daß sie nicht regelmäßig aufgezogen werde. Auch wurde erläuternd hinzugefügt, daß der Gehilfe faul und lau sei, daß er sein Geschäft oft den Schuljungen überlasse, die in ihrem Unverstand der Thurmuhr nur schaden u. s. w. Da nahm der Pfarrer den Gehilfen in's Verhör, erklärte ihm, daß von nun an die Uhrschlüssel im Pfarrhofe zur bestimmten Stunde abzuholen und wieder abzuliefern seien, daß kein Schuljunge auf den Thurm dürfe, und bemühte sich selbst von dieser Zeit an öfters zu der Uhr hinaufzusteigen. Das Resultat dieser Bemühungen war, daß nun die Uhr geht und daß ihr nichts fehlt.

7.

Auch bei dem kleinen Meßnervolk der Ministranten gibt es mitunter allerlei beklagenswerthe Mißstände. Obwohl zum h. Dienste auserwählt, sind sie oft die allerschlimmsten unter den Schlimmen. Als ein ehrbarer Bürger einst sein Söhnlein in deren Gesellschaft sah, sagte er verwundert: „Auch du unter den Hallunken?" Man achte darauf, daß nur wohl-

gesittete und ordentlich instruirte Knaben den heiligen Dienst versehen. Das Ministriren soll als eine Art Belohnung und Ehrensache, als Auszeichnung behandelt werden. Dann sollen die Ministranten öfters wechseln. Ich kannte eine Pfarre, an welcher 12 Vor- und 12 Nachministranten existirten, so daß man nie in Verlegenheit kam und ein h. Wetteifer im guten Vorministriren entstand. Natürlich muß auch eine zweckmäßige Instruction vorausgehen. (Spielen, reden, schreien in oder bei der Kirche ist nie zu dulden.) Die kleinen Ersparnisse mag man ihnen zusammenlegen; doch sollen sie nicht des lieben Geldes wegen am Altare dienen. Von einem solchen Zehent steht nirgends etwas geschrieben. Ich habe Gegenden getroffen, wo kein Meßner und Ministrant etwas annahm, und Kirchen, in welchen der Bub vom Altare weglief, um sein Ministrirgeld zu holen. — Das Ministriren-Lernen soll der Geistliche dem Lehrer nicht allein überlassen. Ein Katechet befolgte folgende Praxis. Täglich nach dem Vorbereitungs-Gebete zum Unterrichte ließ er alle Kinder die Ministratur langsam, deutlich, richtig, betont aussprechen und abbeten. Dadurch lernten nicht nur diejenigen auf leichte Weise die Ministratur, welche zum Ministriren bestimmt waren, sondern auch alle übrigen wußten nun, was der Priester und Ministrant am Altare beten, was ihnen natürlich auch noch erklärt wurde. — Das Ministriren soll kein Monopol Weniger sein; denn

sonst hat es allerlei Uebel im Gefolge. Es ist jedenfalls eine schwere Aufgabe bei mehreren Messen hintereinander zu dienen; denn das muß die Andacht vermindern, ermüden und zu dem kauderwälschen Schlendrian beim Respondiren verleiten. Unbegreiflich, daß Geistliche das nicht bemerken, die doch selbst oft gleich davon laufen, wenn sie mit einer Messe fertig sind. — Auf dem Lande herrscht mitunter der tadelnswerthe Gebrauch, daß die Meßner und Ministranten (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) bei der h. Messe, bei Versehgängen, Leichenbegängnissen 2c. in ihren Profangewändern erscheinen. Wie unanständig und unwürdig ist es am Altare mit schmutzigen, zerrissenen Kleidern und Schuhen zu erscheinen. Ministranten sollen einen Talar von rother oder blauer Farbe und ein weißes (!) Chorhemd tragen. Es ist eine wahre Hungerleiderei, wenn man bei diesem Gegenstande Sparsamkeit üben will. So findet man manchmal nur ein Stück von einem Talar für den Ministranten, d. h. einen Rock, der um die Hüften gebunden wird, an dem somit das Ober- oder Leibstück nebst den Aermeln fehlt. Bei solcher Bekleidung trifft manchmal, wenn die Haften oder Schnüre zu locker sind, oder ein dünnleibiger Ministrant den für ihn zu weiten Rock nicht gebührend verengern kann, das Spektakel ein, daß während des heil. Dienstes dem Ministranten der Rock vom Leibe zu den Füßen fällt, und er so im Chorhemde allein dasteht — mit

seinen oft fadenscheinigen Beinkleidern, in Folge dessen die Verwirrung bei ihm, und das Gelächter bei der zuschauenden lieben Jugend kein Ende nimmt. Was nöthig ist, kann man nicht überflüssig machen. Das kirchliche Kleid gehört in die Kirche, daher soll weder ein Ministrant in seinem Röcklein in's Wirthshaus geschickt werden, noch ein Meßner in seinem Staate Queu machen. Sapienti sat.

Eilftes Kapitel.

Der Beichtvater.

1.

Das katholische Beichtinstitut entspricht dem Bedürfniß des Herzens. „Wie glücklich seid ihr Katholiken", sprach eine protestantische Dame zu einer katholischen Freundin, „daß ihr beichten könnt". Es ist begreiflich, daß die gläubigen Protestanten, wie Harleß, Kliefoth 2c. die Privatbeicht wieder einführen wollen; doch sie stoßen auf vielfache Opposition — ein Beweis, wie ungemein schwer, ja unmöglich die Einführung der durch Menschen aufgetragenen Ohrenbeicht wäre. Selbst Luther konnte nicht umhin, indirect den Segen der Beicht einzugestehen, indem er in einer Predigt sagte: „Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich die Beicht nicht erhalten hätte". — In dem Namen Beichtvater liegen alle Eigenschaften desselben enthalten. Wie der Vater für sein leibliches Kind sorgt mit Aufopferung, Geduld, Liebe, Ausdauer, heilsamer

Strenge und würdevoller Autorität, so sorgt der geistliche Vater für seine Beichtkinder. Es sichert aber auch nichts mehr die Dankbarkeit, als eben diese geistliche Vaterschaft. Ich kannte einen einfachen Klostermann, dem die ganze Stadt das Geleite zum Grabe gab, obwohl er durch nichts sich hervorgethan hatte, als durch Eifer im Beichtstuhle. Welch ein unberechenbarer Segen läßt sich aber auch im Beichtstuhle stiften! — Man hat schon öfter die Erfahrung gemacht, daß Ordensmänner als Beichtväter mehr gesucht sind, als Weltpriester wahrscheinlich deshalb, weil jene der Welt mehr abgestorben sind, als diese. Die h. Theresia klagte sehr über die Beichtväter ihrer Zeit, und suchte jahrelang nach einem Seelenführer. „Halbgebildete Beichtväter", schreibt sie, „haben meiner Seele großen Schaden gethan; aus Erfahrung bin ich zur Einsicht gekommen, daß es besser ist, wenn sie tugendhaft und von heiligen Sitten sind, und gar keine als geringe Bildung haben". Das römische Rituale fordert von dem Beichtvater drei schwerwiegende Eigenschaften: Bonitas, scientia, prudentia. Es schweigt von der charitas, weil sich diese bei dem Beichtvater von selbst versteht; denn (sagt der h. Ignatius Loyola): „Willst du eine Seele retten, so mußt du sie vor Allem von deiner Liebe überzeugen". Ein Beichtvater ohne Liebe gleicht einem Wundarzt, der nur mit Höllenstein und Salz äzt, und nicht linderndes Oel in die Wunden gießt. Ein Blaustrumpf

erzählt zwar in der Zeitschrift „Ausland", daß er in einem gebirglichen Wallfahrtsorte neben dem Beichtstuhl einen Prügel gefunden habe, mit welchem der Beichtvater seine Pönitenten maßregelte!! Wie geduldig ist doch das Papier. Was würde der Blaustrumpf erst sagen, wenn er die virga (das Symbol der Jurisdiction) bei den Beichtstühlen in den drei Hauptkirchen Roms erblickte!

2.

Ein unvergleichliches Muster eines eifrigen Beichtvaters war der h. Franz von Sales. Er gab sich ganz und gar dieser Uebung hin, einzig von der Noth derer geleitet, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Alle Sonn- und Festtage nahm er alle Beichtkinder, so viel ihrer auch kommen mochten, ohne Unterschied und Ansehen der Person mit gleicher Liebe und Milde auf; ja fast schien es, als ob er die Armen zärtlicher behandelte, als die Reichen und Wohlgestalteten, und er sagte: „Hier eben habe die Liebe ihren Wirkungskreis". Er ließ seinen Büßern volle Zeit und Muße, sich recht zu erklären; nie drängte er sie. An manchen hohen Festen mußte er die Beichten oft Tag und Nacht hören; „diese Tage", sagte er, „sind für mich Goldes werth". Oft beweinte er mit den Büßern ihre Sünden, und behandelte sie so freundlich, daß sie sich vor ihm in Thränen ergossen. Wenn er erkannte, daß man sich aus Scham oder Furcht nur

schwer herbeiließ, in der Beicht sich mitzutheilen, suchte er auf alle Weise das Herz zu öffnen und das Vertrauen zu mehren. „Bin ich nicht ein Vater", sagte er, und zwar so lange, bis man mit „Ja" antwortete; und dann: „Willst du mir nicht gern Alles sagen? Gott erwartet, daß du dein Herz öffnest; er hat die Arme offen, dich zu empfangen. Siehe, ich bin hier an Gottes Statt, und du schämst dich vor mir? Gehe ich von hier hinweg, so bin ich ein Sünder, und wenn du alles mögliche Böse gethan hättest, so würde ich doch nicht darüber erstaunen". Nach der Beicht sprach er herzliche Worte, wie z. B.: „O wie theuer ist mir deine Seele und Alles, was sie mir erklärt hat! Die Engel freuen sich jetzt, und ich wünsche dir mit ihnen Glück; aber dafür mußt du auch Gott und mir recht versprechen, daß du nicht mehr umkehren willst". Er gab sehr kleine Bußen und sagte: „Willst du nicht gerne thun, was ich dir sagen werde"? und legte dann ein mündliches Gebet auf, das man leicht sprechen konnte. Er sprach wenig in der Beicht; was er aber sagte, rührte das Herz mehr als die längste Rede, und man verließ ihn mit großem Muth und Gottvertrauen. Er liebte es sehr, daß man in der Beicht klar, einfach und natürlich war, und verlangte von seinen Büßern, daß sie auch die Triebfedern und Beweggründe, durch die sie zur Sünde gekommen, deutlich anzeigen sollten, weil sie außerdem nie recht gereinigt werden könnten. Mit

dieser unvergleichlichen Sanftmuth öffnete er die verschlossensten Herzen, nahm alles Böse aus ihnen, das darin war, und legte den Grund zu guten Neigungen und Vorsätzen. In seinen Reden war er sehr deutlich, klärte auf der Stelle die Zweifel und Bedenken des Gewissens auf, und flößte dadurch eine vollkommene Sicherheit und Ruhe ein. Wer kann die große Zahl jener Personen angeben, welche durch ihn in der christlichen Vollkommenheit gefördert wurden? Einst machte er eine Reise von mehr als 60 Stunden, um die Beicht eines guten Alten zu hören, der ihm durch einen seiner Freunde den Wunsch ausgedrückt hatte, daß er nur ihm beichten wolle. So viel galt dem Heiligen eine einzige Seele. Sein weltbekanntes Büchlein „Philothea" verdankt ja auch dem Umstande sein Dasein, daß eine tugendhafte Seele ihn um eine Anleitung zum gottseligen Leben ersuchte, so daß er also gleich den Aposteln in Briefen fortsetzte, was er im h. Bußgerichte mit der Gnade Gottes begonnen. — Aus der neueren Zeit haben wir ein ähnliches Vorbild an dem schlichten Pfarrer Vianney, von dem sein Biograph erzählt: Man darf sagen, daß Vianney, insbesondere seit die Pilgerfahrten nach Ars begonnen, sein Leben im Beichtstuhl zubrachte. Von den 18 bis 20 Stunden, die er täglich arbeitete, wurde die Arbeit im Beichtstuhl nur unterbrochen durch die h. Messe, Brevier und durch eine s. g. Mahlzeit. Man weiß, wie anstrengend gerade der

Beichtstuhl ist, und kann daher nicht begreifen, wie Kraft, Kopf, Geist und Leib dieß ertrugen. Man stand die Nacht hindurch Wache, um nur an seinen Beichtstuhl zu gelangen. . . . Es mußten Leute aufgestellt werden, um Ordnung zu halten. Man machte eine eiserne Sperre, damit der Eine nach dem Andern komme. Um 6 Uhr las er die h. Messe, nach derselben benedicirte er die Gegenstände, welche man gesegnet wünschte, und nahm dann zu Hause etwas Milch zu sich. Darauf folgte die Beichte der Männer, deren er 30 bis 40 bis gegen 10 Uhr absolvirt hatte, worauf er seine Arbeit unterbrach, auf flachem Boden in der Sakristei kniete, und die kleinen Stunden des Breviers betete. Daran reihten sich die Beichten kranker und schwacher Personen. Um 11 Uhr hielt Vianney seine Katechese auf einer kleinen Kanzel. Darnach ging er unmittelbar in's Pfarrhaus, um das Mittagsmahl einzunehmen, wobei die eingelaufenen Briefe gelesen wurden. Er machte dann wohl einen Gang in's Waisenhaus, ohne sich jedoch zu setzen. Kam er zur Kirche zurück, so fand er dort zwei undurchdringliche Reihen, die sich während seiner Abwesenheit gebildet hatten. Hier betete er erst knieend die Vesper und hörte dann bis 5 Uhr Beichte, ging dann in die Sakristei, um weiter Beichte zu hören. Die größte Zahl der Pilger legte eine Generalbeichte ab. Man denke sich diese Anstrengung! Er war sehr kurz; aber seine Worte trafen die Sache

und hatten Segen. Er war sehr wohlwollend und gegen Sünder äußerst gütig, bequemte sich aber auch den Charakteren an und hatte, wie es Heiligen überhaupt eigen ist, eine äußerst feine Unterscheidung der Geister. Keiner verließ den Beichtstuhl, der nicht die Ansicht gewonnen hätte, er habe sich seiner besonderen Aufmerksamkeit erfreut.

3.

Wie himmelweit verschieden ist das Benehmen eines Priesters, der — bevor er in den Beichtstuhl geht — mit dem Meßner über die politischen oder lokalen Neuigkeiten plaudert, und nach dem Gottesdienste mit seinen Beichtkindern im Wirthshause zusammentrifft! Da wird es wohl auch in der Verwaltung des Bußsacramentes manche Mängel absetzen. Ein Beispiel möge genügen. Zu einem armen Mädchen hatte einst ein Pfarrer eine Provisur zu machen. Es war schwer krank, ohne Hoffnung zu genesen, und verschied auch am dritten Tage darauf. Der Kaplan begrüßte sie mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" Wie erstaunte er aber, als er keine Antwort vernahm. Er wiederholte die Worte in der Meinung, man habe ihn nicht vernommen, aber — das gleiche Schweigen. Es stellte sich nun heraus, daß die Kranke nicht beichten wolle; auf viele herzliche Fragen des Kaplans antwortete sie — die hellen Thränen in den Augen: „Ich war sonst, Gott sei

mir gnädig, ein braves Kind, ich habe nie eine Kommunion versäumt; aber vor drei Jahren war ich in der Pfarre N. beichten; Gott weiß es, ich habe nach meiner besten Einsicht und mit aller Demuth des Herzens meine Sünden bekannt. Da fuhr mich der Beichtvater mit rauher Stimme an, und gab mir einen abscheulichen Namen. An diesem Tage habe ich nicht kommunizirt, und die Ruhe meines Herzens ist seitdem entschwunden; ich haßte von diesem Augenblicke an alle Priester, habe auch seither nicht mehr gebeichtet, und will es auch jetzt, da ich am Eingange der Ewigkeit stehe, nicht mehr thun! Gott helfe mir". Dem Kaplan rann es wie Eis über den Rücken, als er dieß vernahm; er raffte all' seine Geistesstärke und Geduld zusammen, um diese Seele von ihrem Hasse zu befreien und mit Gott zu versöhnen. Nach langen Mühen gelang es ihm, und mit den Sterbsacramenten versehen verschied das Mädchen. Nachdenkend ging der Kaplan nach Hause und sprach erschüttert zu sich selbst: „Gott im Himmel, was vermag ein einziges Wort! Custodiam vias meas, ut non delinquam in lingua mea".

4.

Es charakterisirt einen Priester, wenn er gerne in den Beichtstuhl geht. Das Sitzen im Beichtstuhle ist eine stille Mahnung zur Buße und eine Erleichterung für fromme Seelen, daß sie ihre Andacht verrichten

können. Wie die apostolischen Fischer stundenlang warteten, bis ihnen der Fischfang gelang, so auch der Priester im Beichtstuhle. Ein eifriger Klostergeistlicher sagte einst: „Für gewöhnlich kämen nur lauter kleine Weißfischlein, wenn er in den Beichtstuhl sitze, manchmal gehe aber auch ein tüchtiger Hecht in's Netz, und da sei seine Freude um so größer". — Die Krisen der Seele lassen sich nicht nach Concurstagen bestimmen, oder nach bestimmten Amtsstunden. Man muß den Leuten das Beichten erleichtern und sie öfter freundschaftlich (in Predigten) dazu einladen. Als in W. kraft eines bischöflichen Befehles, daß tagtäglich in den Frühstunden ein Priester im Beichtstuhle zu erscheinen habe, ein Kaplan saß, ohne daß sich ihm Jemand näherte, fragte eine Person, auf was er denn warte? worauf Jener antwortete: „Ich warte auf Beichtkinder". — „Ah so", versetzte Diese. Bald fanden sich die Beichtkinder ein. — Es ist daher eine schaale Ausrede, wenn gesagt wird: „Heute (z. B. am Ostersonntag) ist kein Beichttag", oder: „hier ist der Gebrauch nicht eingeführt". Wer soll ihn denn einführen? Ein Kaplan rühmte sich einst, daß er das öftere Beichten abgebracht habe, das er an der Station vorgefunden. Traurige Berühmtheit! — Von einem Priester wird folgender Vorfall erzählt. Am Vorabende eines Marienfestes saß er den ganzen Nachmittag im Beichtstuhl. Er war recht müde, und immer wollte es vor dem Beichtstuhle noch nicht leer

werden. Endlich sah er nur noch einen einzigen Mann vor demselben stehen. Da es ein Bekannter war, so bat ihn der Geistliche in seiner Müdigkeit, ob er nicht lieber am andern Tag kommen möchte? Der Mann willigte scheinbar gerne ein, und richtig stand er am Feste wieder vor dem Beichtstuhl. Aber viele Andere waren ihm zuvorgekommen, und er mußte wieder lange warten und zwar so lange, daß er unmöglich mehr gehört werden konnte; denn zur bestimmten Stunde mußte der Geistliche zur hl. Messe aufstehen. Inzwischen hatte sich in der Kirche Alles verlaufen, und der Mann kam an diesem Tage nicht mehr zum Beichten. In der Nacht darauf sprang er in's Wasser. Da quälte den Geistlichen unaufhörlich der Gedanke, daß diese schreckliche That wohl unterblieben wäre, wenn der Arme das hl. Sakrament empfangen hätte; und seitdem schickte er keinen Menschen mehr fort, ohne ihn angehört zu haben, und so oft er um die Spendung eines Sakramentes gebeten wurde, säumte er nicht, der Bitte alsbald zu entsprechen.

5.]

Die Beichtväter sind selbst Schuld, wenn die Pönitenten wegen des Zuwartens mißmuthig werden. Er darf nur eine andere Rechnung einführen (nicht etliche Hunderte in etlichen Stunden) und den Pönitenten genug Gelegenheit geben, dann wird die ver-

nünftige Ueberlegung siegen. Der gute Hirt läßt 99 stehen, um ein verirrtes Schäflein nach Pflicht und Gewissen zurechtzuführen. — Die sog. Beichtconcurse sind erst durch die Aufhebung der Bruderschaften entstanden; früher vertheilte sich die Zahl der Pöniten-ten. Es ist nicht gut, wenn an gewissen Tagen sich Alles zusammendrängt. Indeß haben aber die Beicht-Concurse auch etwas Gutes. Abgesehen von der Erhöhung des Festes durch viele Communicanten, so gehen Viele leichter und ungenirter zur h. Beicht, weil öfter auch fremde Beichtväter an solchen Tagen aushelfen. Daher ist es auch gut, wenn zur österlichen Zeit der pastoralkluge Pfarrer je nach Bedürfniß einen oder mehrere Beichtväter zur Aushilfe einladet, und dafür selbst wieder Gegendienste leistet. — In K. kommen alle Pfarrer der Nachbarschaft an Einem Tage zusammen, um die ganze Pfarre beichtzuhören, dann wandern sie weiter zu einer andern Pfarre. Man kann darüber wohl auch einige Gegenbemerkungen machen, aber es ist besser, wenn die Leute aufrichtig beichten, als wenn wir sie an unseren Beichtstuhl zwingen, und dadurch zum mangelhaften Beichten veranlassen. Die Frequenz des Beichtstuhles ist ein zuverläßlicher Höhemesser des kirchlichen Lebens im Priester und Volke. Die von der Kirche so zahlreich gespendeten Abläße sind jedenfalls ein Mittel zum öfteren Beichten, das der Seelsorger benützen soll. Ein eifriger Seelsorger wird nicht ruhen, bis er all-

sonntäglich wenigstens einige Beichtkinder hat, welche die heilige Communion, wie das Tridentinum wünscht, nicht nur geistiger Weise, sondern wirklich mit ihm empfangen. — Die Praxis der Einsammlung von Beichtzetteln zur österlichen Zeit erweist sich für Leichtsinnige als ein unerläßlicher Sporn zur Beobachtung des allgemeinen Kirchengebotes. Außerdem ist es fast das einzige Mittel, wodurch in jeder Pfarre constatirt werden kann, ob diesem Gesetze des vierten allgemeinen lateranischen Concils von den Verpflichteten Genüge geleistet worden. Weiter ließe sich vorkommenden Falles ohne Anwendung dieses Mittels die von demselben Concil gegen Uebertreter verhängte Kirchencensur schwer exequiren. Und da auch durch das Rituale Romanum (de communione paschali) eine pfarrliche Ueberwachung der Erfüllung des Beichtgebotes vorgeschrieben ist, so wird wohl dieser Vorschrift gerade durch das Abverlangen der Beichtscheine bestens entsprochen. Hiebei ist übrigens das von dem Heilande im Evangelio Matthäi c. 18 v. 15 ff. angeordnete Verfahren einzuhalten. Ein einheitliches Vorgehen von Seite der Seelsorger würde dem Ganzen den erforderlichen moralischen Nachdruck verleihen. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei dieser Einsammlung alles schmutzige Gewinnmachen (Beichtgroschen) von Seite der Einsammelnden ferne bleiben muß.

6.

/Es gibt verschiedene Beichtkinder; aber dies berechtigt nicht, unter ihnen einen Unterschied zu machen. „Wer hat angeläutet?“ fragte der Pfarrherr. Die Häuserin antwortete: „Wahrscheinlich Beichtleute“. — Pfarrer: „So früh schon? Daß der Guguck. . .“ Häuserin: „Nun, sie wollen halt nach der Messe wieder heim, darum sind sie früher daran“. — Unwirsch versetzte der Pfarrer: „Schauen Sie hinaus, was es für Leute sind“. — Häuserin (die hinausgeguckt hatte): „Zwei Töchter des Arztes, dann Verwalters Rosa und die Förster Lini“. — Pfarrer: „Prr! da muß ich gleich hinaus; geben Sie mir meinen schönen Talar; wer hätte denn gedacht, daß die so früh schon auf sind“. — Spitzig bemerkte die Häuserin: „Ja, da muß Alles neu und schön sein, wenn die kommen; aber bei den Bauerndirnen begehren Sie nicht den neuen Talar“. — Pfarrer: „Mulier taceat“ . . . u. s. w. — und der Pfarrer eilte fort. — Soll ich dazu eine Bemerkung machen? Nein, die Sache richtet sich selbst; vor Gott gelten alle Menschen gleich; laß daher deine Launen Niemand fühlen, weder Armen noch Reichen. — „Wer innerlich schwach ist“, sagt Jean Paul, „leite keine Frauenseele“. In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, warum Frauen lieber und öfter beichten, als Männer? Ein alter Geistlicher antwortete mit

lächelndem Munde: „Gebt den Frauen weibliche Beichtväter, und sie gehen nicht mehr so oft beichten". Die Anwendung davon ist richtiger, als die Auslegung. — Ein erfahrner Priester sagte: „Nach vielen Betschwestern ist es eine Wohlthat, wenn ein Mann zur Beichte kommt; aber es ist auch eine Wohlthat, wenn nach dreißig Soldaten wieder eine Betschwester erscheint; ganz gewiß aber höre ich lieber ein ganzes Regiment, als einen Scrupulanten". Ein Missionär sagte, „er höre lieber Landleute zur Beicht, es komme ihm vor, als ob die Absolution auf grobem Stoff festhalte, auf Seide aber abglitsche". — Es gibt auch Speculationsbeichtkinder, die den Beichtvater einfädeln wollen — schicke sie bei gutem Wind fort./

7.

/Laxismus und Rigorismus sind die beiden Klippen, welche den Beichtvätern drohen. — Ein Beichtvater war allgemein beliebt, insbesonders bei Männern, die alle Jahre nur Einmal beichten gingen, weil er, wie man sich ausdrückte, nicht viel Wesens machte, kein Beichtkind länger oder kürzer in seinem Beichtstuhl behielt, schnell fertig und mit den Bußen nicht langweilig war. „Wie kommt das?" fragte Jemand, „daß er mehr Zulauf hat, als die Andern, die es nicht so machen?" — „Das kommt daher", antwortete ein Witzling, „weil er alle Sünder, groß und

klein per Schub in den Himmel schickt". (Prosit jenem Beichtvater.) Solch ein guter Beichtvater, der's geschwind macht, ist oft der gefährlichste Mann; denn unter dem Deckmantel der Gutheit verbreitet er Fluch und Verderben. Welch schwere Verantwortung! Etliche Dutzend in einer Viertelstunde zu absolviren, ist wohl auch eine Kunst, aber nicht in dem Sinne, wie Gregor der Große die Seelenleitung ars artium nannte. Man wird nicht auf einmal lax. Anfangs ist man vielleicht eher zu streng, nach und nach aber — durch laxe Umgebung — laxere Lebensweise — betäubt man sein Gewissen und ruft: pax, pax, ubi non est pax! — Die zweite Klippe ist der Rigorismus. Es gibt dreierlei Rigoristen: aus Unwissenheit, übermäßiger Gelehrsamkeit (d. i. einseitiges Studium der Casuistik) und angeborner Herbe des Gemüthes. Den Ersten ist mehr Studium, den Zweiten weniger Studium (mehr Erfahrung), den Dritten mehr Gebet um den Geist des wahren Priesterthums von Nöthen. Der Rigorismus macht die Beicht zu einer „carnificina conscientiae", und das süße Joch der Gebote Christi zu einer unerträglichen Folter. Thomas von Villanova nennt daher mit Recht solche Leute „impie pios". Ein Pfarrer verweigerte einem Dienstboten die Lossprechung, weil er an Sonntagen die Messe und keine Predigt hörte; schwieg aber zu dem scandalösen Concubinate des Gutsherrn, weil er der Kirche einen kostbaren Teppich spendete.

Wo steckt da die Impietät? — Rigorismus und Pharisäismus sind Dutzbrüder. Geistliche Zeloten sind männliche Betschwestern, mitunter selbst verkappte Sünder. Oft werden Solche im Alter rigoros, die eine laxe Jugend verlebten, während streng correct Lebende immer milder werden. Der sel. Seminar-Director von Brixen, Michael Feichter, sagte von strengen Beichtvätern: „O, wie herzlich ungeschickt! Dazu hätte er keine Weihe gebraucht; Faust und Nägel bringen wir schon in die Welt mit". — Noch graphischer drückt sich über die unmilde Schärfe im Beichtstuhle Abraham a S. Clara aus, der einen dadurch Verletzten also sprechen läßt: „Ich habe heute meine österliche Beichte verrichtet, aber einen so groben Pfaffen angetroffen, daß ich mich kaum im Beichtstuhle des Scheltens enthalten konnte. Er hat mich angerollt, wie ein bissiger Kettenhund, ich soll nur gleich die Schuh abziehen und zum Teufel fahren. Er hat mir eine Buße auferlegt, daß sie kaum ein Mülleresel könnt übertragen. Ich bin in der Wahrheit so giftig, daß ich mir nicht getraue, zur h. Communion zu gehen". Hierauf erwiedert P. Abraham: „Herr Bruder, meines Erachtens hat dieser gute Beichtvater, wann er doch ein Vater zu nennen, hierinfalls nicht gar heilig gehandelt. . . . Ein rechter Beichtvater soll mit dem Beichtkinde umgehen, wie ein Poet sagte: Quo mollius eo melius. Wann man das Beichtkind glimpflich und manierlich tractirt,

selbiges ganz väterlich ermahnet, so folgt meistens eine große Besserung; dafern man aber mit rauhen und groben Worten hervorbricht, und ihm unerträgliche Buße auf den Rücken ladet, so wird durch solche unartige Manier das Beichtkind weniger auf den rechten Weg gebracht werden. Der Beichtstuhl muß von lindem Holz sein, und nicht von hartem". (Karajan, S. 137). — Ganz einverstanden damit. Lieber zu mild, als zu strenge sein, lieber excessu quam defectu amoris fehlen wie Fenelon, lieber die Seelen mit leichten Bußen in's Fegfeuer schicken, als mit schweren in die Hölle. Wie milde war Jesus mit den Sündern, mit Magdalena, Zachäus, der Samariterin &c. und er selber sagt uns: „Du sollst das geknickte Rohr nicht zerbrechen". Daher sage ich mit dem h. Franz von Sales: „Ich will lieber der Liebe als Strenge wegen verdammt werden". — Im 16. Jahrhundert traten zwei berühmte Männer zu gleicher Zeit auf, um die Menschen von ihren Abwegen zurückzuführen: Savonarola zu Florenz und Philippus Neri zu Rom. Savonarola war ein Eiferer voll Zornfeuer; er ging zu weit; die Menschen konnten ihm nicht folgen; seine Heftigkeit schreckte zurück oder erbitterte. Philippus Neri verfolgte den richtigen Weg mit mehr Menschenkenntniß und practischem Takte. Verletzende Strenge konnte er nicht leiden. Er lockte die Menschen zum Dienste Gottes mit solchem Geschick, und in so sanfter, herzgewinnender

Weise, daß man von ihm sagte, er ziehe die Seelen an sich, wie der Magnet das Eisen. Geistliche, Advokaten, Aerzte, Hofleute, Damen und Verbrecher warteten vor seinem Beichtstuhl, und nahmen sein Gebet in Anspruch. Es war sein Beruf, Menschen zu retten — nicht aus der Welt, sondern in der Welt. Savonarola starb auf dem Blutgerüste, Philippus Neri wird von der Kirche als Heiliger verehrt. /

8.

/ Ex confessione scitum est quasi nescitum (Thom. Aquin.). Mit dem Beichtsigill steht und fällt die h. Beicht. Gerade die unumstößliche Ueberzeugung, daß der Beichtvater über Alles, was er gelegentlich der Beicht erfährt, ein immerwährendes Stillschweigen beobachte, macht das Bekenntniß der Sünden etwas leichter. Daraus folgt aber auch, daß der Beichtvater die ihm anvertrauten Geheimnisse auf keinerlei Weise — weder durch Worte noch durch Geberden verrathen dürfe. Stelle daher eine Wache um deine Lippen und lege ein festes Schloß an den Mund. Eine directe Verletzung des Beichtsiegels ist unerhört; der h. Johann von Nepomuk und ein Johannes Sarcander starben eher den Martyrertod. — Indirect kann das Beichtsiegel verletzt werden durch Unvorsichtigkeit. So äußerte sich einst ein Prediger: „Aus dem Beichtstuhle wissen wir, daß von 100 Weibspersonen 99 im Nachhausegehen vom Tanz zu Falle kommen“. —

Ein Beichtvater schrie einem Beichtkinde, als es schon absolvirt war, noch aus dem Beichtstuhle nach: „Daß du es zurückgibst". — Ein anderer — sonst vortrefflicher Beichtvater schüttelte den Kopf, schnalzte mit der Zunge, demonstrirte mit den Fingern, woraus die Nächststehenden allerlei combiniren konnten. Wieder ein Anderer schickte alle Braven zum Aloysiusaltar und alle Unkeuschen zum Missionskreuze. — Ein etwas heftiger Herr konnte sich so wenig beherrschen, daß er halblaut während des Beichthörens aufschrie: „Du S..". — Ein Geistlicher hatte eine gewaltige Stentorstimme, die er im Beichtstuhle schwer zum Flüstern dämpfen konnte, so daß manche Pfarrkinder sich vernehmen ließen: „Bei dem geh' ich nicht mehr beichten, der hat ja eine Stimme wie ein Bär; er schreit, daß es alle Leute hören, die in der Nähe sind; da fließt eher die Donau zurück in's geliebte Schwabenland, als daß ich noch Einmal zu ihm beichten gehe". — Einst beichtete eine Frau an einem Wallfahrtsorte, daß ihr Geld gestohlen worden sei und sie Argwohn hege. Der Beichtvater, der wahrscheinlich nicht sehr aufgemerkt hatte, schrie laut: „Was, gestohlen?" Alle Leute, die es hörten, hielten seitdem die Frau für eine Diebin. — Ueberhaupt kann der Geistliche in seinen Reden nicht genug vorsichtig sein, und es ist geradezu sündhaft, wenn über Beichterfahrungen in einer gemischten Gesellschaft gesprochen oder gar gescherzt wird. Sancta sancte.

, weil ihr der Mann einst erzählte, daß die Geistlichen bei einer Tafel Gewissensfälle zum Besten gaben, und sich darüber belustigten.

9.

Noch ein paar merkwürdige Fälle über eine fast wunderbare Bewahrung des Beichtsigills. Ein adeliger Offizier wurde durch auffallende Umstände eines Mordes verdächtig und zum Tode verurtheilt, ohngeachtet der feierlichsten Betheuerung seiner Unschuld. Unterdessen kam sein geistlicher Bruder durch die Beichte des wirklichen Mörders, der nicht wußte, daß er der Bruder des Verurtheilten sei, zur Kenntniß seiner Unschuld, konnte aber den Mörder durchaus nicht zur Angabe seiner Schuld bewegen, und mußte seinen Bruder, den er nun wirklich als unschuldig wußte, am Galgen sterben lassen; wäre aber aus lauter Schmerz beinahe selber mit ihm gestorben. Nach einigen Jahren jedoch wurde dieser Verbrecher eines andern Mordes überwiesen und verurtheilt, gestand dann auch seine frühere That, und stellte das Ansuchen um öffentliche Bekanntmachung dieser Geschichte, daß er auch der Mörder desjenigen gewesen, wegen welchem der Offizier verurtheilt worden, und daß derselbe unschuldig hingerichtet worden sei. Man

denke sich den entsetzlichen Schmerz seines Bruders; doch brach er sein Beichtsiegel nicht. — Man sieht daraus, daß der Priester eher das Entsetzlichste leiden muß, als dieses heilige Siegel brechen; der heilige Johannes von Nepomuk hat sogar sein Leben dafür opfern müssen, wie es auch jeder andere Priester müßte. — Ein Seitenstück dazu erzählt ein bayerischer Pfarrer, Namens Philipp Maier, in seinen Reisebildern: In einer Schweizerstadt wurde ein katholischer Reisender krank und starb auch. Als er einen Geistlichen verlangte, wurde ein kalvinistischer Pastor geholt, der ihn zu täuschen wußte. Des Sterbenden letzter Wille war, daß der Rest seiner Baarschaft nach Abzug aller sonstigen Auslagen unter die Armen vertheilt, und um eine bestimmte Summe für seine Seele heilige Messen gelesen werden sollten. Der Pastor veranstaltete dann ein Gastmahl, wozu er seine guten Freunde einlud und ihnen sagte, daß sie nun die genannten Messen mit einander lesen wollen. Dann trieb er den Frevel noch weiter und sprach mit spöttischer Miene: „Nun will ich euch einmal erzählen, was für Dummheiten die Katholiken beichten". Da trat ein Kellner ein mit der Meldung, daß Jemand draußen sei und den Herrn Pastor sprechen möchte. Dieser ging hinaus, und als er gar zu lange ausblieb, sah man nach und fand ihn nicht; fragte in seinem Hause und anderswo überall, aber konnte ihn

nirgend erfragen. Er blieb verschwunden und keinem Kellner war etwas von der ganzen Sache bekannt. — Also nicht einmal durch eine so frevelhafte Täuschung konnte dieses Geheimniß verletzt werden.

Zwölftes Kapitel.

Im Beichtstuhl.

1.

Niemand darf in dem Beichtstuhl das heilige Richteramt üben, der nicht dazu jurisdictionirt ist. Die Jurisdiction geht vom Bischof aus. Einst konnten auch die Pfarrer selbst Gehilfen (man hieß sie Gesellenpriester) wählen und ihnen (subdelegirte) Jurisdiction für den Beichtstuhl verleihen; allein dieß führte zu vielen Mißbräuchen, deren schädliche Folgen am grellsten zur Zeit der Reformation zu Tage kamen. Cardinal Klesel hatte in seiner früheren Stellung als Official von Passau Riesenkämpfe zu bestehen, um die leichtfertigen Priester, welche die sectischen Pfarrer anstellten, abzuschaffen, und die Jurisdictionsrechte seines Bischofs geltend zu machen. Zu Nalb in Niederösterreich ließ man ihn zwei Stunden mit Roß und Wagen vor dem Pfarrhof stehen und warten, bis er den Bescheid erhielt: „Der Bischof von Passau und sein Official haben allda nichts

zu schaffen" (Vgl. meine Monographie über Cardinal Klesel, Wien 1865. S. 16). — Es dauerte lange Zeit, bis die Bestimmungen des Concils von Trient (Sess. XIV. c. 7) überall durchdrangen. — Jetzt darf Niemand ohne bischöfliche Erlaubniß in der Diöcese beichthören. — Es gibt zwar auch jetzt noch Manche, welche sich hinter die spanische Wand des Grundsatzes „ecclesia supplet" verstecken; es ist dies aber ein unsicheres Versteck, das wir Niemand rathen möchten. Sehr viel kommt dabei auf die bischöfliche Interpretation an; so ist z. B. in einer ungarischen Diöcese jeder Priester an den drei größeren Wallfahrtsorten der Diöcese jurisdictionirt, wenn ihn der betreffende Pfarrer zum Beichthören einladet. Diese Interpretation muß man aber wissen, nicht voraussetzen.

2.

Reservationen sollen nicht zu viele sein und vorzüglich herrschende Laster betreffen, wie z. B. Kindesmord, Brandlegung, Selbstmordversuche, Meineid, Hochverrath rc. Fast in jeder Diöcese sind die Reservatfälle verschieden, was ebenso natürlich ist, als wenn der Papst für etliche Fälle kirchliche Censuren dictirt. Hält ja doch jede Casinogesellschaft, jeder Verein auf seine äußere Ehre und schließt schandbare Mitglieder aus derselben aus; wie sollte man der Kirche dieses Recht übel nehmen, die die sittlichen Zwecke vertritt? Es ist allerdings für den einfachen

Priester manchmal unangenehm, wenn er einem sonst ganz disponirten Pönitenten erklären muß, daß er nicht die erforderliche Gewalt habe, ihn loszusprechen; doch zeigt es sich mitunter als sehr heilsam. In manchen Diöcesen ist an gewissen Tagen von den Bischöfen die facultas absolvendi gegeben: an Patrociniumstagen, Wallfahrtsorten, in Kerkern, Spitälern, am Krankenbett, bei Brautleuten, Generalbeichten. In articulo mortis cessat omnis reservatio. — Bezüglich der falsa denunciatio confessarii kam jüngst ein solcher Fall in einer deutschen Diöcese vor, der zur Warnung und Darnachachtung hier mitgetheilt werden soll. In einer Werkstätte der Stadt wurde über Geistliche gespottet und geschmäht, und einer der Gesellen, erst 17 Jahre alt, machte die Aeußerung, man könnte sich leicht Geld verdienen, wenn man Geistlichen drohen würde, ihnen Verbrechen anzudichten, und sie vor ihren Vorgesetzten anzuklagen, wofern sie nicht diese oder jene Summe Geldes zahlen würden. Die anwesende Magd, auch erst 17 Jahre alt, bisher ganz tadellos und gut, hörte dies, stimmte in den gewagten Scherz ein, und es kam dahin, daß sie sich von dem Gesellen verführen ließ, an einen geachteten Priester einen anonymen Brief zu schreiben, worin sie ihm drohte, ihn wegen Vergehungen zu beschuldigen, wenn er nicht 1000 fl. für sie in einem bezeichneten Komptoir hinterlege. Der Priester, im Gefühle der Unschuld,

ließ sich natürlich nicht erschrecken, und übergab daher den Brief der k. Polizeidirektion, der es auch alsbald gelang, die Schreiberin zu entdecken. Als sie dem Priester vorgeführt wurde, fiel sie ihm zu Füßen, gestand Alles sogleich und bekannte öffentlich, daß sie nie irgend etwas Böses von ihm gedacht habe, und hier, wie verblendet, rein verführt worden sei. Umsonst bat der Schwerbeleidigte selbst für die beiden unbesonnenen jungen Verbrecher. Sie wurden der Erpressung und Verleumdung schuldig erkannt, und der Geselle auf 15 — die Briefschreiberin auf 12 Monate Arbeitshaus verurtheilt. — Solche Strenge ist gerechtfertigt; denn Niemand ist wehrloser gegenüber der bösen Welt, als ein Priester im Beichtstuhle./

3.

/Bei Aufnahme der Beichten finden sich mancherlei Uebelstände sowohl bei Geistlichen als Laien vor. Was die Geistlichen betrifft, so sollten sie der kirchlichen Verordnung folgen, und nur im Beichtstuhle Beichten aufnehmen. Es ist dies aus mehreren Gründen anzurathen. An einem Concurstage hörten viele Geistliche Beicht; einige saßen in improvisirten offenen Nothbeichtstühlen — und siehe da, sie hatten keine oder nur wenige Beichtleute, während die geschlossenen Beichtstühle wie belagert waren. — Ein Fremder kam auf das Zimmer eines Priesters und bat ihn in gebrochenem Italienisch, ihn beichtzuhören. Der Priester

erhob Bedenken; aber dieser kniete schon und sagte: „mea culpa, sono peccatore, mea maxima culpa“. Als das Zimmer leer war, fehlte eine werthvolle Sackuhr. — Und erst die weibliche Schlauheit — sufficit! — Ein beliebter Beichtvater nahm die Beichten der männlichen Honorationen kameradschaftlich deambulando auf. — Dagegen sagte ein Missionär zu einem sich bedenkenden Sünder: „Genuflecte, confitere peccata tua“. — Noch mehr Uebelstände finden sich oft auf Seite der Laien. Der Beichtvater muß oft den Leuten erst beichten lernen; so machte es der selige Generalvicar Windischmann zu München, und erleichterte sich dadurch das Beichthören ungemein. — Viele werfen Alles durcheinander im Bekenntniß oder halten sich zu allgemein, z. B.: „Ich habe gegen Gott, gegen meinen Nächsten und gegen mich selbst gesündigt“; oder: „Ich habe gar keine Sünde begangen“; oder: „Ich habe alle Sünden begangen“. Da zeige er solchen Beichtkindern, wie sie es in Zukunft zu machen haben; z. B. „du kennst doch die zehn Gebote Gottes; nach diesen wollen wir jetzt miteinander das Gewissen erforschen . . . und so hast du es bei jeder folgenden Beicht zu machen“. So entstehen bessere Beichten. — Als einst ein Student einem Professor ganz oberflächlich beichtete, sagte dieser: „Schämen Sie sich, so groß — und nur zwei Sünden“. — Ein Wallfahrtspriester sagte: „Bauernweiber und Rastelbinder beichten oft besser, als Ge-

bildete". — Manche beichten mit sentimentaler Zimpferlichkeit — bei Solchen fehlt der eigentliche Kern des Schuldbewußtseins; da werden Sünden gebeichtet und wieder gebeichtet, aber die Sünde wird nicht abgelegt. — Andere verstümmeln die Beichtformel, wie z. B. „Ich beichte Maria, seiner hoffärtigen (!) Mutter . . daß ich anstatt (!) Gott . . ich nehme mir vor mit meiner (!) Gnade 2c." — Das muß mit Sanftmuth corrigirt werden. — Ein Beichtvater brachte einst einen Verzweifelnden, der alle Sünden begangen haben wollte, durch die Incidenzfrage zurecht: „Ob er auch Wucher getrieben?" — Mit einem aufathmenden Seufzer antwortete er: „Nein, das habe ich nie gethan, weil ich kein Geld hatte". — Der Beichtspiegel kann leicht zum Mechanismus führen, selbst gefährlich werden, besonders bei Kindern. Der beste Beichtspiegel ist das Gewissen. — Endlich ist der Beichtstuhl kein Parlatorium.

4.

Die Beichtenden selbst wollen und verlangen es, daß der Beichtvater mitunter frage, aber nicht wie ein Criminalrichter oder Großinquisitor. — Nicht Sünden zu zählen, sondern zu zerstören, ist Christus in die Welt gekommen. Regens Mich. Feichter sagte zu seinen Schülern: „Wenn Sie Art, Zahl und erschwerende Umstände wissen, ist's genug; wozu eine Goldwage, wenn die Gebote Gottes und der Kirche

erfüllt sind?" — Insbesondere wird angerathen, in Betreff der Keuschheit eher zu kurz als zu weitläufig zu fragen. Derselbe Regens sagte: „Werden Sie mit ihren Fragen keine Lehrer der Sünde". Am besten ist es, den Pönitenten zur Erzählung zu veranlassen, um ihn nicht durch Fragen zu ermüden. Wo das Herz auf der Zunge ist, da kommt das Vertrauen von selbst, die Seele beichtet ohne es zu wissen. Wie froh war die Samariterin am Jacobsbrunnen, daß sie Jemand gefunden, der ihr Alles sagte, was sie gethan (Joh. 4, 29). Natürlich, die Selbstanklage hat etwas Drückendes, die Frage erleichtert das Bekenntniß. — Der h. Leonardus a Porto Maurizio pflegte auf seinen Missionen manchmal — wo er es für angezeigt hielt — die schlichte Frage zu stellen: „Hast du nie aus Schamhaftigkeit eine Sünde verschwiegen? vielleicht in der Kindheit? sage es, ich bitte dich, ich will dir helfen"; und er behauptet, er habe dadurch mehr Seelen gerettet, als er Haare auf seinem Haupte zähle. — Der heilige Franziskus Salesius unterredete sich einst mit einer Dame protestantischen Glaubens, die sich ausdrückte, Alles gefalle ihr in der katholischen Kirche, nur die fatale Ohrenbeichte nicht. Bald aber fing sie selbst an, dem Heiligen, zu dem sie großes Zutrauen faßte, die Schwächen und Fehler ihres Herzens zu entdecken. „Nun Madame", entgegnete er, als sie geendigt hatte, „jetzt haben Sie mir eben gebeichtet!" Die Dame

staunte — das Vorurtheil gegen die Beichte war geschwunden. — Doch räth der h. Alphonsus Liguori, Gebildete nur um das zu fragen, worüber sie sich selbst anklagen. Neugierde ist ein Fehler außer dem Beichtstuhl, um so mehr in demselben. — „Wie heißen Sie?" Das Beichtkind antwortete spitzig, aber treffend: „Mein Name ist keine Sünde". — Manchmal gibt es wohl auch leere, falsche, kränkende Antworten. Der Beichtvater darf seine Bitterkeit niemals zeigen, sondern kann allenfalls den Grund seiner Frage angeben. Alle Zudringlichkeit ist zu meiden. — Ein Beichtkind sagte: „Denken E. H. das Schlimmste von mir, aber verschonen Sie mich". — Als der sel. Wittman einen kranken Franzosen zur Beicht ermahnte, antwortete er ihm, er hätte noch nie gebeichtet. „Ob er an Gott glaube? — Ja. — Ob er Jesum Christum kenne? — Davon wisse er nichts. — Ob er getauft sei? — Ja." — Er war 22 Jahre alt, und schon ehe er beichten konnte, zum Militär gekommen. Es schien, als habe er viel Verlangen, unterrichtet zu werden. Wittman versprach, Nachmittag einen Katechismus zu bringen, aus welchem ihm sein Kamerad vorlesen könnte. Auf solche Weise kam er langsam, aber sicher zum Ziele.

5.

Was Jesus unter den Sündern war, das soll der Priester im Beichtstuhle sein. Wie er die Sün-

der liebevoll aufnahm und zurechtwies, so soll auch der Beichtvater Niemand ohne heilsame Ermahnung und Ermunterung entlassen. Die Belehrung im Beichtstuhle greift tiefer, als jede Predigt; denn hier gilt sie Allen, dort nur dem Einzelnen. Ohne Belehrung im Beichtstuhle ist es, als ob der Beichtvater nur lateinisch spräche. Der Inhalt jeder Beichtlehre soll sich der psychologischen Justificationstheorie anschließen. Wie einst die Stimme zu Paulus sprach: „Saule, quid me persequeris!", ähnlich spricht der Beichtvater jedem Sünder in's Herz. „Was hat dir Jesus gethan? wenn du so gestorben wärest! wache auf! was hast du jetzt von deiner Sünde? wohlan, höre auf zu sündigen und mache gute Vorsätze; falle der Gerechtigkeit Gottes zu Füssen, daß seine Barmherzigkeit dich aufhebe; so jung noch, und schon so große Sünden! sieh, das bist du jetzt geworden, das warst du ehedem nicht, wie ist das gekommen? o erkenne die Gefahr, mache dich auf" u. s. w. Moralische Kraftsprüche thun da gute Dienste, um die gebeugte Seele aufzurichten, zu ermuthigen, zu trösten; z. B. „Nur Muth und Vertrauen — Gottes Stärke zeigt sich in unserer Schwachheit — mißtraue dir und vertraue auf Gott — besiege deine Fehler, sonst besiegen sie dich — mit der Gluth darf man nicht spielen — wer zur Sünde reizt, sündigt doppelt — beuge dein Haupt und es wird sich zu Gott erheben" u. s. w. — Je mehr die Worte aus der Seele quel-

len, desto besser. Ein Kapuziner erweckte stets mit den Pönitenten Reue und Leid, und wiederholte öfter: „Ach, das höchste Gut beleidiget!“ wodurch er ganz harte Gemüther erweichte. Es ist dies besonders bei jenen legalen Pönitenten nothwendig, die da meinen, Gott verlange nur das Beichten der Sünde, und die dabei an eine Reue gar nicht denken; solchen muß man die Schuppen von den Augen nehmen; denn ohne Vorsatz ist keine Besserung denkbar — der Mensch ist wie sein Vorsatz. — Eine Person klagte, daß sie immer im Beichtstuhle die Lehre bekam: „Lieben Sie Gott, haben Sie stets Gott vor Augen und beten Sie sieben Vater unser“. Als sie von dem Beichtvater Abschied nahm, kannte er sie nicht einmal — natürlich, weil er sich nicht um sie bekümmerte. — Ernst Freiherr von Feuchtersleben sagt: „Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet“. Was soll man nun von jenen Seelsorgern sagen, die für alle Confitenten, groß und klein, für schwere und geringe Sünder eine und dieselbe Belehrungsformel einstudiert haben, damit sie des Nachdenkens überhoben sind? Es liegt ja in der Natur der Sache, daß ein jedes Beichtkind nach seinen individuellen Bedürfnissen von dem belehrenden Beichtvater behandelt werden muß. — In einer großen Pfarre war eine Mission. Am letzten Tage kam ein Mann in den Beichtstuhl, der ein grauenvolles Bild seiner Sünden ent-

rollte — ohne jeden Ausdruck von Reue. Der Missionär hatte ihm ruhig zugehört, und ermahnte ihn zur Reue, indem er von Tod und Gericht sprach. Aber Jener fiel ihm sogleich in die Rede und sagte: „Lassen Sie das — es ist das Ihr Geschäft — bei mir ist Alles umsonst — ich gebe nichts darauf — wollen Sie mich nicht lossprechen — gut, so gehe ich auch so hinweg, es ist mir dies ganz gleichgiltig". — Nach kurzer Pause sprach der Missionär weiter: „Nun, das werden Sie mir doch zugeben, daß ich Sie mit großer Geduld angehört habe? Thun Sie mir nun auch einen Gefallen, wollen Sie?" — „Wenn es nichts kostet, meinetwegen", erwiderte der Sünder. — „Es kostet Sie gar nichts", sagte der Geistliche. „Sie haben nämlich in Ihrem Sündenregister auch vorgebracht, Sie hätten oftmals ausgesprochen: Maria sei weiter nichts, als ein gewöhnliches Weib. Nun, so gehen Sie da hinüber zum Muttergottes-Altar, und dort sagen Sie dreimal leise vor sich hin: „Ich glaube, daß du nichts weiter bist, als ein gewöhnliches Weib, bist du mehr, so beweise es mir!" Mit diesen Worten entließ der Missionär den Sünder, und hörte andere Beichten. — Nach einer Stunde nahte ein Mann mit langsamem Tritt demselben Beichtstuhl. Es war Niemand anderer, als jener Sünder, aber wie verändert! Er kniete nieder und mit Seufzen und Schluchzen begann er: „Ach, was bin ich für ein elender Mensch, welch' ein Scheusal bin ich! O wie

reut mich mein Leben, wie schmerzt es mich, erst vorhin das h. Bußsakrament so verspottet zu haben! Aber mein Sinn ist nun geändert; ich will jetzt aufrichtig und reumüthig beichten, ich will mich bessern und alles Böse wieder gut zu machen suchen". — Das freudige Erstaunen des Missionärs läßt sich denken; er richtete die Frage an den Büßer: „Aber sagen Sie mir, was hat denn so plötzlich diese Sinnesänderung an Ihnen hervorgebracht?" — Der Beichtende gab zur Antwort: „Was Sie mir vorhin sagten, habe ich gethan; ich bin hingetreten zum Muttergottes-Altar und wollte jene Worte aussprechen — aber da erfaßte mich ein unwillkührlicher Schauer, eine geheime Gewalt drang ein auf mein Herz, tiefer Reueschmerz ergriff mich, und so bin ich nun hier, um die Aussöhnung mit dem schwer beleidigten Gotte zu suchen". — Der Missionär führte das so wunderbar begonnene Werk glücklich zu Ende, und der ehedem so große Sünder wurde ein wahrer Apostel in der Gemeinde. — Schwierig und anstrengend ist die Belehrung der Schwerhörigen. Ein Pfarrer hatte sich für ein stocktaubes Beichtkind eine eigene Zeichensprache erfunden. Nach abgelegter Beicht ballte er die Faust, und schüttelte sie dem tauben Beichtkind entgegen (der Drohfinger hätte wohl auch dieselbe Schuldigkeit gethan?), dann schlug er an die Brust, um die Reue auszudrücken, und zum Schlusse spreizte er die fünf Finger auseinander. Der Taube

verstand prächtig diese telegraphischen Zeichen, denn er sprach: „Gelt's Gott, ich werde fünf Vaterunser beten". /

6.

Die **Bußwerke** sind nach dogmatischen Grundsätzen nothwendig, doch soll man nicht zu ängstlich bei Auflegung derselben sein. In der Regel hat die demüthige Unterwerfung unter den Willen des Beichtvaters schon etwas Unangenehmes, und noch mehr das eigene Geständniß seiner Sünden. Außerdem gibt es ohnehin oft handgreifliche Bußen für so manche Sünden, die Gott zuläßt, um den Sünder zu strafen. Z. B. welche Sorge, Schande und Elend hat oft die Mutter eines unehelichen Kindes auszustehen! Wie siecht der Wollüstling dahin, wie darbt der Wucherer, wie seufzen die Eltern ob der schlechten Erziehung ihrer Kinder ꝛc. Jede Sünde ist nämlich die Aussaat von Unheil, und straft sich durch sich selbst. „In quo quis peccavit, in hoc punietur". Durch reuigen Bußsinn kann man hier Alles wieder gutmachen; besser hier als dort. — Jede Sünde ist durch entgegengesetzte Tugenden zu überwinden. Darauf ist zu reflectiren. — Es können bei größeren Sünden schon auch Bußen für längere Zeit aufgelegt werden, und es ist nicht passend, allen Büßern die gleiche Buße zu geben. Die Alumnen eines Seminars gaben dem Hausarzt, weil er allen Kranken ohne Unterschied

zuerst Magnesia verschrieb, den Spitznamen: „Doctor Magnesi". — Schwere Bußen für leichte Sünden entmuthigen und erregen Widerwillen. Charitas operit multitudinem peccatorum. Leichte Bußen für schwere Sünden befriedigen den Sünder nicht, denn er bittet selbst um strengere Bußen. Derlei Bitten um strengere Bußen sind jedoch nur mit Discretion zu berücksichtigen, und extravagante Mortificationen eher zu verbieten, als zu gewähren. Der h. Bernard bereute später die früher gegen sich geübte Strenge. — Auch die S. Poenitentiaria legt nur Fasten, Almosen und öfteren Empfang der h. Sacramente auf. Die alte Bußdisciplin war allerdings viel strenger, als die jetzige; aber die jetzige Zeit würde die Strenge der alten Bußcanones nicht ertragen, es würden mancherlei Aergernisse zu Tage treten, ja sogar Apostasien erfolgen — die Zeiten sind eben ganz andere. Daher wurde die öffentliche Buße vom Concil zu Trient (wenn auch grundsätzlich in Schutz genommen) nicht aufrecht erhalten, und die theologischen Schulen erklärten sich gegen die Bußcanones. Indeß kann man doch daraus den Ernst früherer Jahrhunderte kennen lernen, und auch das Beichtkind damit bekannt machen, damit es sich selbst auch eine freiwillige Buße auferlege. Je geringer die auferlegten Bußen wurden, desto mehr empfahl die Kirche die Benützung der Ablässe.

7.

Es ist besser, die Seelen mit mäßigen Bußen in's Fegfeuer schicken, als sie wegen strenger Buße der Gefahr der Verdammung aussetzen. Diesen Grundsatz des h. Thomas von Villanova befolgten die frömmsten Priester und gaben dadurch ein pastorales Exempel. Bekannt ist das Beispiel von dem adeligen Fremden, der den Papst um eine Buße bat, aber (angeblich) keine der ihm auferlegten vollziehen konnte, bis ihm der Papst endlich einen goldenen Ring gab mit der Bedingung, ihn zu tragen und täglich die darin eingegrabenen Worte „Memento mori“ zu lesen. Diese so leichte Buße war der Anlaß seiner gänzlichen Bekehrung, denn das tägliche Denken an den Tod brach seinen Leichtsinn. — In ähnlicher Weise gab der h. Philippus Neri einem verkommenen Jüngling als Buße ein kleines Gebet mit dem Beisatze auf, täglich den Boden zu küssen und zu sprechen: „Morgen kann ich eine Leiche sein“. Ja zu einer eitlen Person sagte er einst gar nur die Worte: „Glaubst du an einen Tod? Nun so geh', und denk' darüber nach“. Das ist doch eine kleine, und doch auch ernste Buße. — Ein leichtsinniger Student beichtete pro forma, zählte seine Sünden auf, und schloß sein Bekenntniß mit dem wiederholten Refrain: „Ich mache mir nichts daraus“. Der Beichtvater gab ihm als Buße auf die Worte zu sprechen:

„Es gibt eine Hölle, aber ich mache mir nichts daraus; ich muß einmal sterben, aber ich mache mir nichts daraus; ich muß einmal vor Gottes Gericht, aber ich mache mir nichts daraus“. Die an sich kleine Buße war sehr gut berechnet pro qualitate criminis et pro poenitentis facultate. — In ähnlicher Weise verfuhr ein Priester mit einem Jüngling, der auf Reisen Unschuld und Glauben verloren hatte. Er nahm ihn auf, wie der Vater den verlorenen Sohn, ermunterte ihn, den Muth nicht sinken zu lassen und bat ihn, täglich Morgens gleich nach dem Aufstehen ein Ave Maria zu Ehren Mariens zu beten, und zu sprechen: „Meine Frau und Mutter! zum Zeichen, daß ich dir angehöre, schenke ich dir heute meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz, mich selber ganz und gar. Ich will heute dir angehören; vertheidige mich als dein Eigenthum“. Und ebenso bat er ihn, es Abends zu thun vor dem Schlafengehen. Nach einigen Jahren kehrte der junge Mann zurück, und suchte denselben Priester wieder auf, der eine große Veränderung an ihm bemerkte. „Mir war, sagte er, als hörte ich die Beicht eines Heiligen“. Ich fragte, wie diese Veränderung vor sich gegangen? Der Jüngling aber weinte gerührt heiße Thränen des Dankes und sprach: „Die Andacht zur seligsten Jungfrau hat mir geholfen; ich bin meinem Versprechen getreu geblieben, und dieß hat mir die Kraft gegeben, mich selbst zu

besiegen; Gott sei gelobt und gepriesen dafür". — Wie herzlich ungeschickt dagegen ist etwa die Buße: „Beten Sie jede halbe Stunde ein Vaterunser". Zur Beschämung des Beichtvaters, aber ganz richtig antwortete der Pönitent: „Ich habe keine Uhr, geben Sie mir eine andere Buße".

8.

Der Urtheilsspruch über den Pönitenten geschieht nicht nach Belieben. Das Gewissen des Beichtvaters handelt in jedem Falle eingedenk der ernsten Worte „Gib Rechenschaft" nach den Bestimmungen und Intentionen der Kirche. Wer ordentlich gebeichtet hat und sich bessern will, hat ein Recht absolvirt zu werden. Wer aber weder Contritio, noch Confessio und Satisfactio kundgibt, kann sich die Absolution nicht ertrotzen oder erschleichen. Was würde es auch nützen, die Hölle mit solch fälschlich absolvirten Seelen zu füllen? Die wohlberechnete Verweigerung oder Verschiebung der Lossprechung erweckt wenigstens einen größeren Abscheu vor der Sünde, führt zur Reue und zuletzt zum Siege. Eine vom Falle sich erhebende Seele sagte: „O wenn ich beim Anfang meiner üblen Gewohnheit einen liebreich-ernsten Beichtvater gehabt hätte, der mir die Absolution verweigert hätte, gewiß, ich wäre nicht so elend geworden". — Ein Karten-Aufschlager war bei sechs Beichtvätern beichten gewesen. Da er von Keinem die Absolution erhielt,

kam er zerknirscht zu dem ersten Beichtvater zurück und sagte: „Herr Pfarrer, ich will Ihnen folgen, ich will die Sache aufgeben und keine Karte mehr anrühren". Die Verweigerung der Lossprechung hatte ihn gebessert. — Indeß soll man dieses Mittel nicht zu freigebig gebrauchen, sondern es mehr androhen und z. B. sagen: „Sie machen mir mein Amt sehr schwer, urtheilen Sie selbst". Oft fördern auch äußere Ereignisse die innerliche Bekehrung, z. B. eine erschütternde Predigt, eine Wallfahrt, ein Todesfall eine Mission rc. Der h. Leonardus a Porto Mauritio sagte einst in einem solchen Falle: „Eigentlich sollte ich Euch nicht lossprechen; weil Ihr aber so zerknirscht gebeichtet habt — jetzt wo die Mission ist — so will ich glauben, daß es Euch Ernst ist; ich werde Euch absolviren, aber —". — Manchmal trotzen wohl die Leute und wälzen allerlei Schwierigkeiten in den Weg; da muß man sich nicht sogleich einschüchtern lassen. Eine weibliche Person sagte einst frech zu dem Geistlichen, der sie nicht absolvirte: „Gut, ich lasse mich abspeisen, und Sie haben die Schuld"; und eine männliche Person warf gar den Rosenkranz in den Beichtstuhl hinein mit den Worten: „Da brauch ich den auch nicht". In beiden Fällen blieb der Beichtvater ruhig und ließ die Erzürnten gehen. — Es wäre gut, wenn sich alle Beichtväter einigten, keinen Gewohnheitssünder zu absolviren, der nicht außerordentliche Zeichen der Reue

mitbringt, und keinen Gelegenheitssünder, der die nächste Gelegenheit zur Sünde nicht verlassen will. Der h. Leonardus a Porto Mauritio fragte einen Solchen, der durch zehn Jahre in der Sünde gelebt hatte: „Haben dich alle Beichtväter losgesprochen?" — Ja. — Uebrigens nützt Manchem die Gnade des Sacramentes mehr, als der Aufschub der Absolution.

9.

Ohne Generalbeicht gehen viele Seelen zu Grunde. Als Vincenz von Paul diese Erfahrung machte, widmete er sich der Mission. Wie oft fehlt die Vollständigkeit in der Beicht und die Reue; wie oft üben stumme Beichtväter ihr Amt nachlässig! Die Generalbeicht ist nothwendig für Alle, die sacrilegisch gebeichtet haben. Viele ahnen diese Nothwendigkeit, ohne daß sie sich dessen klar sind. Sie deuten es selbst an, wenn sie sagen: „Ich möchte doch einmal eine rechte Beicht ablegen; da habe ich etwas gelesen, das habe ich nie gebeichtet; ich möchte gerne beichten, aber ich bringe es nicht zusammen; ich finde keinen Geistlichen, der sich Mühe gibt, helfen mir Euer Hochwürden". Auf solche Weise kommt eine Generalbeicht zu Stande, ohne daß man es beachtet, und wie froh ist darnach die Seele, der jener Stein von der Brust gewälzt ist! — Man muß den Pönitenten dazu verhelfen; denn Viele bekommen schon beim Namen Generalbeicht Angst und Schrecken. Der

Teufel macht Berge von Hindernissen. Vor einer Mission wurde das Gerücht ausgestreut, daß für jede Generalbeicht 100 Gulden zu zahlen seien; denn unter dieser Summe könne es der Missionär nicht machen. Allerdings ist die Generalbeicht ein kleines Erdbeben der Seele, aber ein sehr heilsames (mit Ausnahme der Scrupulanten, denen die Generalbeicht eher zu widerrathen ist; denn je mehr man das empfindliche Auge reibt, desto mehr wird es entzündet). Bei einer General-Beicht ist in der Regel die erforderliche Disposition des Sünders zur Lossprechung, so weit es an ihm liegt, wohl in einem höheren Grade als je, vorhanden. Schon die Beweggründe, die ihn dazu veranlassen, treiben ihn zu einer gewissenhafteren Vorbereitung, zu einem reiflicheren Nachdenken über seinen inneren Zustand und den bisherigen Verlauf seines Lebens, erzeugen in ihm eine lebhaftere Reue und Zerknirschung des Herzens, erwecken in ihm einen ernstlicheren und wirksameren Vorsatz; die deutlichere Erkenntniß der Größe und Schwere seiner Schuld macht in ihm mehr als je den Wunsch rege, der beleidigten göttlichen Gerechtigkeit, so viel an ihm liegt, Genugthuung leisten zu können. Von Seite des Pönitenten ist also vorhanden, was gefordert werden kann, um der Lossprechung fähig zu sein. — Die lebhaftere Erkenntniß seiner großen Schuld, der Gedanke oder die Ueberzeugung, daß seine bisherigen Beichten vielleicht alle ungültig und die Communionen

gottesräuberisch waren, erzeugt aber auch nicht selten Kleinmuth und Verzagtheit, welche sich leicht zu dem Wahne steigert, als werde er kaum jemals oder vielleicht gar nie Verzeihung der Sünden erlangen, da er das Maß seiner Sünden zu sehr aufgehäuft habe. Es hat nun der Beichtvater bei solchen Pönitenten oftmals große Mühe, das fast verzagende Gemüth wieder mit Muth und Vertrauen auf Gott zu erfüllen. — Aus Allem ergibt sich, daß Generalbeichten aufzunehmen eine Schwierigkeit und eine Kunst ist; aber jene darf der Priester nicht scheuen, diese muß man lernen./

Vierter Theil.

Das Hirtenamt.

Erstes Kapitel.

Der gute Hirt.



1.

Es gibt drei rechtmäßige Gewalten auf Erden: die königliche, väterliche und priesterliche; jede herrscht von sich aus, kraft göttlichen Auftrages, alle drei aber unterstützen sich gegenseitig. Die priesterliche Gewalt beruht auf den Worten des guten Hirten: „Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch" (Joh. 20, 21.), und daher sind die Priester die geweihten Hirten der Menschheit, mit der heiligen Verpflichtung, diese zu leiten, zu bessern, zu vervollkommnen. So haben ihre Mission nach dem Beispiele Christi aufgefaßt die Apostel, die Kirchenväter, die großen Bischöfe und Prediger, die Päpste und Concilien, und dadurch tausendfältigen Segen gestiftet. Deshalb kann und darf sich auch der einzelne Seelsorgspriester nicht insularisch absondern, sondern er muß eben ein guter Hirt seiner Heerde sein — treu, wachsam und aufopfernd. Sehr schön schreibt hierüber

Papst Gregor der Große: „Beim Gerichte wird jeder zeigen, was er gewirkt hat. Da wird Petrus mit dem bekehrten Judäa, Paulus mit der Heidenwelt, Thomas mit Indien erscheinen. Weh uns, was werden wir sagen, wenn wir leer zu dem Herrn kommen, die wir den Namen Hirten trugen, und keine Schafe mitbringen. Ach, hier heißen wir Hirten, und dort haben wir keine Heerde". — Wenn man aber die hohe Verantwortung, welche mit dem Amte eines selbstständigen Seelenhirten verbunden ist, und die Bürde, welche die Kirche auf seine schwachen Schultern legt, vor welcher selbst englische Schultern (wie die hh. Väter sagen) erzittern müssen, im ernsten Geiste erwägt, dann sollte man wahrlich nicht mit Hast nach dem Hirtenstab greifen, ehe man eine gewisse Reife des Geistes erlangt hat, und in alle Zweige des seelsorglichen Amtes eingeweiht ist. — „Sehne dich nicht zu frühe nach der Sorge über fremde Seelen", sprach einst ein erfahrner Geistesmann zu einem jungen pfarrsüchtigen Candidaten; „wer sich nicht selbst beherrschen kann, taugt nicht zur Leitung Anderer". — Darum heißt der Seelenhirt Presbyter, d. h. ein Alter. Wohl ist dieses nicht einzig und allein vom körperlichen Lebensalter zu verstehen, sondern von der Reife des Geistes, und von dem Fortschritt in Lebensweisheit und Tugend, wie wir ein solches Vorbild an Timotheus haben, an welchen sein erleuchteter Meister schrieb: „Niemand

soll dich deiner Jugend wegen verachten". Gewiß hat jede Diöcese einige eclatante Beispiele aufzuweisen, welche die Worte der h. Schrift bewähren: „Nicht jenes Alter ist ehrwürdig, welches man nur nach der Länge der Zeit und nach der Anzahl der Jahre rechnet; die grauen Haare werden ersetzt durch die Klugheit, und die Unschuld der Sitten gilt für ein langes Leben". Indeß ist doch das Wort des practischen Sailer auch zu beherzigen: „Die in Mistbeeten übereilten Früchte erreichen nie den vollen Saft, den der Gang der natürlichen Entwicklung gewährt".

2.

„Attendite gregi", ruft der Apostel allen Seelenhirten zu (Apostelg. 20). Der Seelenhirt muß Allen zugänglich sein, und Allen Alles zu werden suchen. Jetzt conversirt er mit einer gräflichen Familie, dann klopft ein Lehrbub an, nach ihm ein Student, dann poltern streitige Eheleute über die Stiege herauf, jetzt kommt ein Armeninstitutspfründler, jetzt ein Handwerksbursche — sie Alle suchen den Seelsorger, er muß sich finden lassen. — Er soll auch jeden Einzelnen einführen in die verschiedenen Lagen des Lebens von der Wiege bis zum Grabe, er soll der theilnehmende Tröster sein in allen Nöthen und Trübsalen dieser Erde, er soll der Lenker und Führer der Seelen sein auf dem Wege zum Himmel. — Was nützt das Abwaschen des Tisches, wenn ein

Tropfen Wachs darauf ist? Das Wasser geht darüber hinweg; man muß jeden Klecks separat abreiben. Jede einzelne Seele ist daher Gegenstand der priesterlichen Sorgen. Was der Arzt für den Leib, der Advocat für das Recht, der Richter für die Gerechtigkeit ist, das ist der geistliche Hirt für die ihm anvertrauten Seelen. Seelen zu retten — das ist das bevorzugte Amt des guten Hirten. Da mihi animas, caetera tolle. Jesus Christus, der gute Hirt, der sich für Alle opferte, fand die passende Gelegenheit, um die Seele der Samariterin, des Nicodemus und Zachäus, der Ehebrecherin und der h. Magdalena zu retten. Ohne Seelsorge ist der Prediger ein Soldat ohne Pulvergeruch, geschult zur Parade, aber nicht zum Sturm in der Schlacht. „Dieses Seelenregiment (sagt Bischof Sailer) würdig führen — ist Gottes Sache; wir können es dem Allmächtigen nur nachkrüppeln und dieses kaum".

3.

Das Hirtenamt erwirbt Vertrauen und Liebe, und ist zugleich die reiche Quelle innerlichen Trostes und priesterlicher Freuden. Wenn man einen Geistlichen stets mit Ausführung guter Werke beschäftigt sieht, so ist ihm die allgemeine Achtung gewiß. Wer zählt aber die Gelegenheiten alle, bei welchen der Seelenhirt Gutes stiftet, ohne daß die Welt etwas weiß davon? Da begegnet ein Pfarrer einer Magd

und spricht zu ihr: „Wie geht es deiner jüngeren Schwester? ich lasse sie grüssen; sage ihr, daß sie mir viele Sorgen macht". Es dauerte nicht lange, und bald kam Letztere schluchzend zum Pfarrer und gelobte Besserung. — In einem Dorfe war Feuer ausgebrochen, bei dem der Geistliche löschen half. Auf dem Rückwege kam er mit zwei Burschen zusammen, welche mit ihm an der Spritze gearbeitet. Der Geistliche gab ihnen auf einen Schluck Bier, daß sie sich stärken möchten. Am nächsten Sonntag kam der eine Bursche, der schon durch zwei Jahre bei keiner Beicht war, zum h. Bußsacrament. — Ein Kaplan ertheilte in einem vornehmen Bürgershause den Religionsunterricht, dem auch die Hausfrau beiwohnte. Seitdem wurde das Fastengebot in der Familie wieder beobachtet. — Ein Pfarrer sammelte für die Renovirung der Kirche. Unter andern bot ihm eine Dienstmagd all ihr Erspartes an, so daß eine Art Kampf zwischen dem Zartgefühl des Pfarrers, und der Opferwilligkeit der Magd entstand; endlich mußte der Pfarrer nachgeben, indem er nur fünf Gulden nahm, aber wiederzukehren versprach, wenn die Sammlung nicht ausreichen sollte. — Wessen Herz sollte sich über derlei kleine Erfahrungen im Hirtenleben nicht hoch erfreuen? Allerdings ist auch ein pastoraler Tact nothwendig; aber der findet sich, wo Eifer und Klugheit miteinander gepaart sind, gewissermaßen von selbst. — Durch diese Hirtensorgfalt amalgamirt sich der

Priester dergestalt mit seiner Pfarrgemeinde, daß es ihm äußerst schwer fällt, sich von derselben zu trennen. — Ein weltlicher Herr sagte einst: „Sehen Sie diese Tanne an; jung ist sie nicht mehr, aber kernig, kräftig und wird noch lange Zeit die Zierde des Waldes bleiben". An das denke ich oft, wenn sich kräftige, rüstige Seelsorger pensioniren lassen, oder gar zu oft und schnell ihre Seelsorgsstationen wechseln. Jede Investitur auf eine Pfarre gleicht einer Hochzeit — Ehen sollen aber nur aus äußerst wichtigen Gründen geschieden werden. Es ist eine leidige Ausrede, wenn man sagt: „Der Heiland fuhr ja auch von einem Ufer des See's zum andern". — Uebrigens gibt es schon auch Fälle, wo eine Aenderung der Station angezeigt ist. Möge die Veranlassung dazu nur keine sträfliche sein!

4.

Um auch das Bild des schlechten Hirten — des Miethlings — zu exemplifiziren, so möge das Leben eines geistlichen Verbrechers, der als Pfarrer von E. in P. einen ganzen Ort verderbte, hier angeführt werden. Die Zeitung berichtete: „Die Untersuchung förderte Verbrechen zu Tage, so gemein und scheußlich, daß man sie kaum bei dem rohesten und verdorbensten Menschen, geschweige denn bei einem Geistlichen für möglich halten sollte. Die Hauptleidenschaften des Pfarrers waren: Trunksucht, Herrsch- und Verfol-

gungssucht, und sinnliche Lust. Mehrere Zeugen wollen ihn öfters betrunken gesehen haben; Wein, Bier, Branntwein, alles habe er getrunken, und am liebsten sei ihm daher gewesen, wenn die ihm untergeordneten Schullehrer an seinem Namenstag ihm Flaschen voll Branntweins zum Geschenke machten. Statt Liebe und Versöhnlichkeit in seiner Gemeinde zu fördern, säete er Zwietracht. Alle Intriguen und Ränke wandte er an, um die nicht nach seinem Willen Handelnden zu verdrängen, und um Brod und Ehre zu bringen. Bald denuncirte er den Bürgermeister, bald wußte er es zu erreichen, daß ein ihm mißliebiger Schullehrer von seiner Stelle entfernt wurde. Die ganze Gemeinde E. zerfiel in Parteiungen, und lebte unter sich und mit dem Pfarrer in beständigem Hader. Charakteristisch ist eine Aeußerung, die er einmal einem Zeugen machte: er könne nicht leben, ohne Processe zu führen. Das größte Laster aber, dem er fröhnte, war seine zügellose Wollust. Um diese zu befriedigen, war ihm nichts heilig. Statt seinen geistlichen Pflichten gemäß den Keim der Tugend, der Zucht und Sittlichkeit in die Herzen der Jugend zu legen, vergiftete er sie durch die schlechtesten Lehren und das schamloseste Beispiel. Hauptsächlich hatte er es auf die weibliche Jugend abgesehen, der er ihre Ehre und Keuschheit raubte. Das Weinen der schuldlosen Opfer seiner schnöden Lust vor den Schranken des Gerichts rührte manche Zuhörer bis zu Thränen.

Um zum Zweck zu gelangen, suchte er seine Handlungen durch eine blasphemische Auslegung der heiligen Schrift zu beschönigen. Das sechste Gebot, sagte er jungen Mädchen, sei bloß für Eheleute gegeben, Zuwiderhandlungen dagegen von Seiten Unverheiratheter seien keine oder nur eine kleine Sünde, die Geistlichen müßten es nur als eine solche darstellen; auch sei den letztern nur das Cölibat anbefohlen, nicht aber die Enthaltsamkeit. „Unsere Jugend spricht eben von Dingen — so drückt sich ein Zeuge über die Früchte solcher Lehren aus — wovon wir Alten nichts ahnten, und in zwanzig Jahren ist noch nicht wieder gutgemacht, was der Angeklagte verdorben hat". — Es mag etwa zwanzig Jahre sein, daß dieser Fall vor den Gerichten verhandelt wurde. Wir fügen daran die Worte eines Laien (Friedrich Kerz): „Wie unbedeutend auch manche Freiheiten, die hie und da die Geistlichen sich bisweilen erlauben, scheinen mögen, so haben sie doch immer einen nicht wenig verderblichen Einfluß, vielleicht nicht sowohl auf den Geist des Clerus selbst, als vielmehr auf das Volk, das den Geistlichen stets sehr scharf beobachtet, von dem Geringern gerne auf das Größere schließt und in dergleichen Dingen für sich selbst einen Freibrief eigener Lauheit und Vernachlässigung gefunden zu haben glaubt; wovon alsdann bald, trotz aller Andachtsübungen, soviel ihrer auch sein mögen, und besonders wenn nicht ächter Priestergeist in dieselben

hineinleuchtet, doch nur ein halb erstorbener Glaube und ein halb versteinertes Christenthum die Folge sein werden".

5.

Soll der Priester das Salz der Erde sein, so darf er sich weder aus allen gesellschaftlichen, noch aus allen öffentlichen Lebenskreisen gänzlich zurückziehen; er ist auch Staatsbürger, und liebt als solcher sein Vaterland und seine Mitbürger. Er ist aber weder Pharisäer, noch Zelot, noch Herodianer, noch Cäsarianer, er ist nicht von der herrschenden Tagesmeinung befangen und ferne von jedem Parteigetriebe. Dieß deutet auch der Apostel an, wenn er schreibt: „Verwickle dich nicht in weltliche Geschäfte". Eine hervorragende Betheiligung des Seelenhirten an politischen Fragen steht seinem Berufe fern, und ist oft unvereinbar mit seiner Stelle. Geradezu verwerflich aber wäre es, die kirchliche Stellung zu politischen Zwecken zu mißbrauchen. Die Kirche weiht katholische Priester, nicht nationale. — Da jedoch die Kirche ein so wichtiger Factor im socialen Leben ist, und die paulinische Charitas Allen Alles werden soll, so kann der gute Hirt seinen Schäflein zu lieb wohl auch Volksvertreter und Gemeindeausschuß werden; vielleicht hat er (je nach den Verhältnissen) hier mehr Gelegenheit, seinen Einfluß auf sociale Verhältnisse, auf Abwehr des Schädlichen, auf Wahrung der kirch-

lichen Rechte und der Interessen des Volkes geltend zu machen. Doch möchten wir Niemand rathen, sich in eine solche Stellung vorzudrängen, sondern sich früher wohl zu prüfen, ob der Beruf dazu da ist. — Gelegentlich einer Wahlvorbesprechung zu den Landtagen wurde wacker von Seite der Liberalen zusammengehalten und ein Gegencandidat schien unmöglich — ein wahrer Terrorismus schwebte über der Versammlung. Da trat ein Pfarrer auf die Bühne, klein von Statur, aber starken Muthes, und sprach die Ansichten der conservativen Partei aus. Man suchte ihn durch Unterbrechung, Lachen, Zischen unmöglich zu machen — er aber blieb fest auf seinem Platze und brachte es dahin, daß sie ihn zuletzt ruhig ausreden ließen. Vielleicht hat der Mann Gottes bei dieser Gelegenheit mehr Leute bekehrt, als in seinen Predigten; jedenfalls aber hat er der Wahrheit Zeugniß gegeben gleich den Aposteln, die sagten: „Wir können nicht schweigen, wo reden Pflicht ist". — Was Patriotismus und Anhänglichkeit an die legitime Regierung betrifft, so kann der Clerus mit jedem bezahlten Kammerredner, der immer die Backen von Vaterlands- und Volkswohl voll nimmt, kühn sich messen.

6.

Der von Irreligiosität, Egoismus und Sinnlichkeit verdorbene Zeitgeist bereitet manchem Seel-

sorger eine dornenvolle Laufbahn, legt seinem Wirken Hindernisse in den Weg, die ihn vielfältig hemmen, seine guten Absichten vereiteln, seine frohe Laune trüben und seine Haare vor der Zeit ergrauen machen. Die Füchse in seinem Weinberge, und die Wölfe unter seiner Heerde richten viel Seelenverderben an. Wer könnte sie alle aufzählen? Bald hat er einen Lehrer und Meßner an der Seite, der das, was der Seelsorger mühsam in Schule und Kirche gesäet, durch Wort und Beispiel ausreißt, und ihm so zur immerwährenden Geißel wird. Bald geht von einem aristokratischen Herrenhause, das in seiner Pfarrei gelegen ist, der Pesthauch der Unsittlichkeit, die Verführung zur Gottlosigkeit, zum Unglauben, die Verachtung des simpeln Landpfarrers und des Gottesdienstes aus. Bald streut eine Industrieunternehmung eines Geldprotzen, der den Werth des Menschen nur nach dem schätzt, was er producirt und consumirt, den schädlichsten Wurmsamen der Genußsucht und Rohheit der Sitten unter seinen Gemeindegliedern aus. Bald wirft ihm ein Bureaukrat und Reskripten-Tyrann, der nur der heidnischen Themis huldigt, Prügel unter die Füße, und wirkt schädlich auf das kirchliche Leben ein. „Keine Tyrannei", schrieb schon vor 60 Jahren ein berühmter Historiker, „ist drückender, als die im Namen des Volkes und gemeinen Wohles". Insoferne kann man vom seelsorglichen Leben wohl sagen:

„Viel der Dornen gibt es zwar,
Aber Rosen, die sind — rar“.

— Viele Hindernisse im Hirtenamte bereiten sich aber die Seelenhirten selbst. Oder ist es nicht sehr zu beklagen, wenn die Geistlichen nicht einträchtlich zusammenwirken, sondern jeder auf eigene Faust pastorirt? — Ein Cooperator predigte einst über Bruderschaften und empfahl sie den Gläubigen; sein College dagegen zog über sie los. — Oft ist auch Eifersucht, Unüberlegtheit, Menschenfurcht, Hochmuth, Parteilichkeit, Kälte und Gefühllosigkeit mit im Spiele. Ach, wie viele edle Kräfte werden fruchtlos vergeudet, wenn die Hirten nicht ernstlich zusammenhalten! — Segenvolle Hilfsmittel im Hirtenamte dagegen sind die kirchlichen Vereine. Wo Alles gut katholisch ist, da sind Vereine freilich nicht so nothwendig; aber schädlich sind sie auf keinen Fall, im Gegentheile, sie stiften viel Gutes. Die Laien helfen so gewissermaßen in der Seelsorge mit und unterstützen den Priester in seinem Wirken. Das Wesen der katholischen Vereine liegt ja eben darin, daß jedes seiner Mitglieder bekennt, daß es katholisch sei in Wort und That, — und das ist von großem Nutzen; das befestiget jeden Einzelnen, stärkt, erbaut und ermuthigt, und macht ein vereintes Wirken zur Abwehr gegen innere und äußere Gefahren möglich. Dieses Zusammenschaaren der Guten imponirt, und wird nach und nach zu einer Macht, welche das öffentliche und

sittliche Urtheil — den guten Ton — angibt. Man wird in derlei Gemeinden nichts dulden, was wider die öffentliche Sittlichkeit läuft oder sie gefährdet; man wird einschreiten gegen Trinkgelage, Nachtschwärmerei, verdächtige Häuser und Zusammenkünfte, gehäufte Tanzbelustigungen, Besuch derselben von Kindern, anstößiges Tanzen &c. Welche Bedeutung gewann in kurzer Zeit die St. Michaelsbruderschaft, welche Liebesgaben sammelte für den h. Vater. Nicht nur, daß dadurch die Einheit der katholischen Kirche und die Anhänglichkeit an Rom bekundet wurde, sondern so manch indifferente Geister kamen durch ihn wieder auf die Bahn des werkthätigen Glaubens zurück und das öffentliche Glaubensbekenntniß wurde dadurch gefördert. Und wie viele Gelegenheiten bieten sich da dem Seelenhirten, die kirchlichen Interessen zu besprechen, und vereint mit den Gläubigen die Bedürfnisse der Zeit abzuhandeln, resp. ihnen abzuhelfen!

Zweites Kapitel.

Die Jugend.



1.

Die Kinderseelsorge ist eine heilige und dringende Pflicht; denn was an dem Kinde versäumt wird, kann in späteren Zeiten selten mehr nachgeholt werden. Der Seelsorger soll daher der gute Hirt der Kinder sein, und ihnen auch zeigen, daß er sie liebe, wie seine eigene Seele. Je mehr Sorge er für die Kinder an den Tag legt, desto mehr wird seine Liebe von den Kindern erkannt, und die Sünde gefürchtet. Von dem sel. Bischof Wittmann wird erzählt, daß er blöde Kinder auf sein Zimmer nahm, sich zu ihnen auf ein niederes Schemelchen setzte, und ihnen mit unermüdlicher Geduld hundertmal die nothwendigsten Begriffe der Religion- und Tugendlehre vorsagte. Größere Knaben brachte er bei christlichen Leuten in Dienst und Lehre, und erkundigte sich mündlich und schriftlich um ihr Betragen. — Die Kinder-

seelsorge erscheint um so wichtiger, je mangelhafter die häusliche Erziehung und je schwindelnder der Unterricht der modernen Volksschulmeister ist. — Je mehr man in unseren Tagen über Verfall der Religion und Sittlichkeit klagt, je mehr der öffentliche Gottesdienst und die h. Sacramente vernachlässiget werden, je mehr aus dem Familienbande kirchliches Leben verschwindet, desto lauter drängt sich an den Seelsorger die Aufforderung: Erziehe aus deiner Jugend gute und katholische Christen, die ihren Glauben auch durch die Werke zeigen. Nur auf diese Weise ist es möglich, das Beste der Kirche und das öffentliche Wohl des Staates zu befördern. — Haben die Schüler in ihrer frühen Jugend die Lehren und Institutionen der Kirche wahrhaft kennen, achten und lieben gelernt, so werden sie später (selbst wenn sie auch einige Zeit auf Abwege gerathen) doch sich wieder finden. Der Religionsunterricht und die religiöse Erziehung ist daher in den Elementarschulen — namentlich in größeren Städten — mit ganz besonderer Sorgfalt zu pflegen. Bloß mechanisches Eintrichtern des Katechismus, auch eine bloße Gefühls-Religion und Einleitung in fromme Uebungen genügt nicht. Die künftigen Frauen z. B. müssen im Stande sein, ihren Männern von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben, sowie ihre Männer über ihren Glauben oder Nichtglauben zur Rede zu stellen. Wo der Seelenhirt es versäumt, die Jugend religiös-sittlich zu

heben, dort ist die Zukunft verdorben und verloren. Daher war die Erziehung von jeher eine Hauptsorge der Kirche. Der Priester, der die Kinder bei der Taufe für den Himmel geboren hat, soll sie mit einem zweiten Mutterherzen den christlichen Glauben und gottselige Sitten lehren, so daß sie als Christen leben und als solche sich fühlen und freuen. Weich wie Wachs ist das Herz des Kindes. Drückt man dem Wachse die Figur des Lammes ein, so behält es diese; drückt man ihm die Figur eines Löwen auf, so behält es auch den Löwen. „Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu“ (Horaz).

2.

Jugendkraft und Jugendzeit sind das wichtigste Capital für das künftige Familienleben. Niemand hat mehr Gelegenheit, diese Wahrheit jungen Leuten einzuprägen, als der Seelenhirt. O daß doch keine jugendliche Seele durch unsere Schuld verloren gehe! Es ist eine wahrhaft heilige Sache, vor jungen Leuten, die auf dem gefahrvollen Meere des Lebens schiffen, als Seelsorger reden zu dürfen. In den heranreifenden Jünglingen und Jungfrauen entfaltet sich eine ihnen selbst unklare geheimnißvolle Welt — gleich einer Blume in den schönen Frühlingstagen; wehe — wenn sie geknickt und zertreten wird! — In dieser Lebensperiode entwickelt sich entschieden der Geschlechtstrieb. Bisher fühlten sich Knaben und Mädchen

wohler und angemessener bei ihresgleichen, als bei Vermischung. Jetzt, wo die Jugend erwacht, regt sich ein unbestimmter Zug des einen Geschlechtes zum andern, aber von mächtiger Schüchternheit und Züchtigkeit umfangen und niedergehalten. Dieser Zug wird sich immer klarer, das Herz schließt sich an eine Person des andern Geschlechtes, aber in idealer Weise, voll Hochachtung, Herzensreinheit und uneigennütziger Liebe, mit der Aussicht und Hoffnung späterer ewiger Verbindung. Dieser allmählige Gang der Natur bei Entwicklung des Geschlechtlichen in der Jugendzeit ist bei der pastoralen Führung der heranwachsenden Jugend wohl zu beachten, um sie allmählig über die Würde und Bedeutung des Geschlechtlichen mit würdevollem Ernste zu unterrichten. Was aber die Belehrung über das Materielle der Geschlechtseigenschaften betrifft, so kann diese natürlich nie dem Seelsorger, sondern wird in der Regel den Eltern obliegen, wenn solche nicht von Unberufenen vor der Zeit — leider! ertheilt wird. — Die verführerische Schlange findet sich auch in dem Paradies der Jugend. Die Gefahr der Verführung ist um so größer, je mehr in dieser Zeit die Eitelkeit und Gefallsucht, Ehrgeiz und Uebermuth das erwachende Lebens- und Lustgefühl begleiten, und die jugendliche Unerfahrenheit mit harmlosem Selbstvertrauen und natürlichem Leichtsinn, sogar mit Vorliebe den Gefahren entgegen geht. In unserer Zeit des Fortschrittes zeigen sich diese gefähr-

lichen Klippen besonders in der Nähe von Städten und Fabriken, aber auch auf dem Lande, auf Feldern und in Wäldern. Ein 16jähriger Bub war in alle geschlechtlichen Geheimnisse eingeweiht. Als ihm Jemand sagte, das sei schädlich, antwortete er: „O ich wachse doch — Sie sind noch aus der alten Zeit — jetzt ist das anders — wir leben in einer neuen Zeit — ein gescheidter Herr hat es mir selbst gesagt —". Sapienti sat. — Es ist Sache des Seelenhirten, das junge Geschlecht in der Firmungsgnade zu erhalten, und ihm den unendlichen Werth der Unschuld für Zeit und Ewigkeit vor Augen zu stellen. Gerade zu der Zeit, wo die jungen Leute anfangen, vor der Beicht eine große Abneigung zu empfinden, ist sie ihnen am meisten nothwendig. O wie viel Gutes kann da ein Seelenhirt wirken, wenn er das Vertrauen junger Leute genießend, sie ernstlich vor Verführungen warnt, zur Vorsicht im Umgange und zur Flucht leerer Liebeleien ermahnt, und ihnen zeigt, wie glücklich sie noch in ihrer Unschuld sind! Ach wie viele jugendliche Seelen gehen durch unglückselige Bekanntschaften verloren! Wie viele weibliche Dienstboten vom Lande, die unschuldig zur Stadt wandern, werden schmähliche Opfer der Verführung! — Ein Mädchen war Braut, und am Vorabend ihrer Verehelichung wurden von ihren Freundinnen für den Hochtzeittag Kränze geflochten. Sanft erröthend sprach die Jungfrau: „Dieses Kränzchen freut mich mehr,

als viele tausend Gulden". Glücklicher Seelenhirt, in dessen Gemeinde der jungfräuliche Ehrenkranz in solchem Werthe steht! — In irgend einer Pfarre war es nicht so; denn es gab durch einige Zeit viele uneheliche Kinder. Alte Leute ärgerten sich an diesem Umstande und meinten, der Pfarrer sei daran (indirect) Schuld, weil er zu gut sei. Solches Gerede kam zu seinen Ohren, und obwohl er sonst auf Geträtsche nichts hielt, erkannte er doch, daß die Sittsamkeit und Zucht, obwohl er sich in Erfüllung seiner Pflicht nichts vorwerfen konnte, bedeutend während seiner Wirksamkeit gesunken war. Da ereignete es sich, daß ein Brautpaar copulirt werden sollte. Die Braut war Mutter zweier unehelicher Kinder, aber dennoch prangte auf ihrem Lockenhaupte der jungfräuliche Kranz. Dieß sehend, ergrimmte der Pfarrer und — nichts sagend, nahm er vor der Trauung mit eigener Hand der Braut den Kranz herab. Dieselbe war darüber sehr beschämt, und Bräutigam und Zeugen darob verwirrt; aber es half, und in Zukunft wagte keine Gefallene mit einem Jungfrauenkranz in der Kirche zu erscheinen, und auf alle jungen Leute machte die flagrante Demonstration einen tiefen Eindruck. — Uebrigens ist es auch constatirt, daß junge Leute leichter unter vier Augen als in Gegenwart Anderer zu bessern sind, weil die Menschenfurcht gerade bei jungen Leuten eine große Rolle spielt.

3.

Einen wahrhaft verderblichen Einfluß auf die Unschuld der Jugend und das sittliche Leben der Familie üben die Tanzlustbarkeiten aus; denn sie benehmen den Geschmack an Tugend und Andacht, erregen die Neigung zum Bösen, und sind oft geradezu der Weg zur Sünde. Wer nur ein einzigesmal Gelegenheit hatte, Tanzunterhaltungen in der Nähe zu schauen, der wird gewiß in denselben kein erbauliches Vergnügen finden wollen. Alles, was dabei vorgeht, ist entweder Sünde oder führt zur Sünde. Oder ist es nicht so? Ich frage, wo wird die Gefallsucht, Eitelkeit und Hoffart mehr befördert, als auf dem Tanzplatz? Was war die Ursache, daß die sonst so fleißigen und eingezogenen Töchter oder Mägde plötzlich so träge und lau in ihren Pflichten, so vergessen in ihren Aufträgen, so ausgelassen in ihren Reden geworden? War es nicht der Tanzplatz? — Darf also Niemand mehr tanzen? Das nicht. Ein Pfarrer aus der Diözese des edlen Bischofs Fenelon that in seiner Gegenwart sich viel darauf zu gut, „daß er die Bauerntänze an den Sonn- und Festtagen abgeschafft hätte". — „Mein lieber Herr Pfarrer", sagte Fenelon zu ihm, „wir wollen nicht tanzen; diesen armen Leuten aber wollen wir das Tanzen erlauben; warum wollten wir sie hindern, für einen Augenblick zu vergessen, wie unglücklich sie

sind". — Es mögen daher immerhin ehrenhafte Tänz stattfinden; man möge aber auch nicht vergessen, was der h. Thomas von Aquin sagt: „Beim Tanzen sündigt man fast jedesmal". Dieß wohl erkennend erschienen darüber in neuerer Zeit geistliche und weltliche Verordnungen in verschärfter Form. So wurde in Bayern wiederholt auf's Strengste eingeschärft, daß die Jugend vor dem vollendeten 18. Jahre weder in Bier- und Gasthäusern, noch bei Tanzunterhaltungen auch nur als Zuschauer erscheinen darf. — Es herrscht zumal auf dem Lande, wo die weiten Heimwege sind, die schlimme Gewohnheit, daß der Tänzer seine Tänzerin noch ganz aufgeregt von dem, was man gesehen, gehört und genossen, ohne Aufsicht in der Dunkelheit nach Hause führt. Ach! nur gar zu oft gehen da die Worte des königlichen Propheten in Erfüllung: „Dieser ihr Weg bringt sie zum Falle". (Ps. 48, 14.) Es ist und bleibt wahr, was der biedere und gemüthliche Jais sagt: „Auf dem Tanzboden ist die Unschuld erbleicht, auf dem Heimwege wird sie zu Grabe getragen". Es ist daher eine Begleitung der Eltern, welche die Beaufsichtigung der Kinder zum Zwecke hat, sehr zu wünschen und darauf zu dringen, daß Eltern und Vormünder ihre Angehörigen nie ohne sorgfältigste Beaufsichtigung an Tanzunterhaltungen theilnehmen lassen, und soll sich ihre Aufsicht sowohl auf die Art des Tanzes, die Dauer desselben, die Gattung der genossenen Er-

frischungen, die Tanzgenossen ꝛc., als auch insbesondere auf den Hin- und Rückweg der Ihrigen beziehen. — Zu den Maßregeln, welche ergriffen werden sollen, um die Tanzunterhaltungen soviel als möglich unschädlich zu machen, gehört der öffentliche Unterricht. Dieser ist zwar wegen der vielen Rücksichten, die zu nehmen sind — vorzüglich quoad castitatem — sehr schwierig; aber der Seelsorger von echter geistlicher Bildung und durchdrungen vom Geiste Christi wird gewiß das rechte Wann und Wie finden. — Hüten wir uns aber vor allem unzeitigen Eifer; denn ein flagrantes Losziehen und Donnern von der Kanzel gegen derlei Gebrechen ist nur zu oft ein blindes Schießen, und je öfter sich ein so ungemessenes Poltern wiederholt, desto gleichgültiger und eigensinniger werden meist die Zuhörer, und statt zu nützen, schadet man so der guten Sache, weil leicht die Meinung Platz greift, es sei dieß nur Folge von Vorurtheil und Misanthropie. Allerdings wird es uns nicht gelingen, sogleich Alle für die bessere Ueberzeugung zu gewinnen, aber es ist schon ein reicher Lohn, wenn Einzelne gerettet werden. — Auch schreckt es etwas vom zu häufigen Besuche des Tanzbodens ab, wenn es bekannt ist, daß der Pfarrer jene Brautleute beim Religionsexamen besonders scharf hernimmt, welche im Rufe stehen, Ausläufer zu Tänzen zu sein. — Ebenso soll der Priester im Beichtstuhle den Tanzlustbarkeiten entgegenwirken — jedoch ohne Uebertreibung.

Ein Weltmann, der nach einer ausschweifenden Jugend ein sehr bußfertiges Leben führte, und gegen alle Tänze eiferte, verlangte von den Beichtvätern, daß sie keinen Tanzenden absolviren sollten. Da sagte ihm einst Jemand: „Aber David hat ja auch getanzt!“ — „Ja“, entgegnete der Strengling, „aber zur Ehre Gottes“. — „Nun, wissen Sie denn gewiß“, erwiderte schmunzelnd der jocose Herr Jemand, „ob unsere Damen nicht auch zur Ehre Gottes dieses Geschäft verrichten?“ Es war dies eine ganz gute Bemerkung ad hominem. — Auch am Krankenbette, nach einem Unglücke, Scandale ꝛc. findet der Seelenhirt oft die passende Gelegenheit zu Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen. Sollen jedoch derlei pastorale Ansprachen etwas fruchten, so müssen sie vor Allem liebreich und im Tone eines väterlichen Freundes ertheilt werden, und zwar zur rechten Zeit, mit Langmuth und Geduld, die auch nach mehreren mißlungenen Versuchen nicht verzagt. — An einem Orte sollte das Korn eingeheimset werden — es regnete jedoch täglich. Trotzdem veranstaltete ein Gastwirth für den nächsten Sonntag eine Tanzmusik. Da die Gegenvorstellung des Pfarrers nichts fruchtete, so nahm Letzterer zu folgendem Mittel seine Zuflucht. Er verkündete eine Betstunde um eine gedeihliche Witterung, wozu alle eingepfarrten Ortschaften eingeladen wurden. Die Folge davon war, daß die Musikanten abzogen und der Wirth ein langes Ge-

sicht machte. — Bei einer Tanzunterhaltung fiel eine Schlägerei vor, welche blutige Folgen hatte. Der Seelenhirt redete davon tiefergriffen zur erschütterten Gemeinde, so daß Alt und Jung die besten Vorsätze faßte. Vom Vorsatz bis zur That ist allerdings noch ein weiter Weg, aber jedenfalls ist es der nothwendige Anfang dazu.

4.

Ein probates Mittel zur Hebung kirchlichen Sinnes und keuschen Wandels sind die Jugendbündnisse, deren Mitglieder sich die besondere Aufgabe stellen, ihre Standespflichten genau zu erfüllen. Eigentlich ist die Erfüllung derselben ohnehin heilige Obliegenheit; aber dieses gemeinsame Zusammenhalten aller Gleichgestellten und Gleichgesinnten ermuthiget die jungen Leute, die isolirt der Verführung leichter verfallen, hütet und wahret die Sittlichkeit, indem die jungen Leute sich schärfer controlliren und gegenseitig bewachen, und erleichtert auch den öfteren Empfang der h. Sacramente. Der sel. Kaiser Franz hatte auf seinen Patrimonialherrschaften eine Stiftung zur Ausstattung braver Jungfrauen errichtet, und es war jedesmal ein Fest, wenn eine der „Kaiserjungfrauen" zum Altar geführt wurde. Sollte der himmlische Bräutigam edle Seelen nicht ebenso anziehen wie eine Heirathsausstattung? — Ein Pfarrer sagte: „Seitdem der Jungfrauenbund

bei mir eingeführt ist, finde ich den Altar stets geschmückt, die Kirche besuchter, die Zahl der unehelichen Kinder geringer". Dieses Heranbilden braver Hausmütter ist eines der wichtigsten Ziele der Standesbündnisse, und durch sie leichter zu erreichen, als durch Lamentiren und Schimpfen. — Die Erhaltung derselben, wo sie eingeführt sind, ist eine verantwortliche Pflicht; die Einführung derselben eine sehr heilsame dankenswerthe Sache. Ein Pfarrer empfahl den Feiertagsschülerinnen, zur seligsten Jungfrau als Patronin täglich ein kleines Gebet für sich und Andere zu beten, jeden Sonntag eine erbauliche Lesung zu halten, nach der Wandlung in der h. Messe um die Gnade zu bitten, das Herz unschuldig zu bewahren, und allmonatlich zu beichten. So brachte er einen Verein ohne Liste und ohne Aufsehen zusammen. — Ein anderer Pfarrer hielt einst folgende schlichte Ansprache in der Kirche: „Hört Mädchen, ich will euch was erzählen. Im Jahre 1843 haben in einer Gegend der katholischen Schweiz die Mädchen einen Bund geschlossen: a) die Keuschheit zu halten, b) keine Liebschaften einzugehen, c) keine nächtlichen Zusammenkünfte zu haben, d) den Nachtschwärmern keine Antwort zu geben, an kein Fenster zu kommen. Dieser Bund zählt in der Schweiz schon über 9000. Die Feinde der Keuschheit erzählen freilich allerlei wider diesen Keuschheitsbund, von einem fürchterlichen Eide u. s. w. Das ist aber alles nicht wahr. Was

im Tugendbunde versprochen wird, ist schon im Taufgelübde enthalten: zu widersagen dem Teufel, seiner Hoffart und seinen Werken, das Kleid der Unschuld rein zu bewahren, um es rein vor Gott aufweisen zu können. Hört nun; es ist sonderbar, daß diese Mädchen aus dem Tugendbunde viel leichter eine anständige Heirath finden, als die andern, und selbst leichtsinnige ledige Bursche, wenn es an's Heirathen kommt, die leichtsinnigen Mädchen, die ihnen nächtliche Zusammenkünfte und verbotenen Umgang gewährten, sitzen lassen, und sich Weiber aus dem Tugendbunde suchen. Sollten in dieser Pfarre nicht wenigstens zehn Mädchen sein, die sich zu solch' einem Bunde vereinigten und gegenseitig das Versprechen geben, diese Schweizermädchen nachzuahmen? Die sich gegenseitig ermahnen und überwachen, zu einem gewissen Gebete verpflichten, das jede für den ganzen Bund täglich verrichten muß? Die sich zu einer vierteljährigen Beicht verpflichten, um durch den Empfang der heiligen Sacramente sich in ihrem gefaßten Vorsatz zu stärken? Thut das ihr braven, noch unschuldigen Mädchen, schließt einen solchen Bund unter einander; wenn euch anfangs auch nur wenige sind, so wird dieß das Senfkörnlein sein, das unter Gottes Beistand und der Fürbitte der seligsten Jungfrau zu einem Baum aufwachsen wird!" Noch an demselben Tage war der Jungfrauenbund organisirt. — Aeußere Abzeichen haben allerdings etwas Gutes, sind aber

nur Nebensache. Ein Gerichtsbeamter erzählte, daß eine Jungfrau durch das Bundeszeichen, das bei einer Vertraulichkeit zum Vorschein kam, vor dem Fall gerettet wurde. — Doch sollen derlei Aeußerlichkeiten nicht übertrieben werden, sonst arten sie in Eitelkeit und Sonderbarkeit aus. Ein sonderbarer Cooperator schnitt allen eintretenden Bundesjungfrauen höchst eigenhändig den Zopf ab, weil dies ein abscheulicher Putz sei! Ich weiß nicht, ob dies derselbe Sonderling war, welcher in der Gemeinde auch einen Magdalenenbund für gefallene Jungfrauen errichten wollte. Quousque tandem! — Was ist es denn mit männlichen Vereinen? Männer haben so gut eine Seele zu retten wie die Frauen, und da sie sonst die Ersten sind, so sollen sie nicht die Letzten sein, um Gott dem Herrn zu dienen und dem Heiland im h. Sacramente der Liebe die schuldige Verehrung zu beweisen. Dazu empfehlen sich auf dem Lande die Jünglingsvereine. — An Studienanstalten leisten die sog. Marianischen Congregationen, wo sich einzelne gläubige Akademiker unter sich zu Vereinen zusammenschaaren, ersprießliche Dienste. Ein frommer und begabter Religionslehrer an Realschulen, Gymnasien und Instituten kann viel Gutes stiften. Als die Hetzerei gegen Rom losging, traten vor etlichen Jahren die Aenania in München, die Winfridia in Breslau und der katholische Leseverein in Berlin unter einander in Verbindung, um sich durch das Beispiel zu ermuthigen, und so auf

den großen Geisterkampf, der uns bevorsteht, vorzubereiten. — Der Nutzen der katholischen Gesellenvereine ist so allgemein anerkannt, daß sie die öffentliche Meinung in kurzer Zeit gewonnen haben. Daß den Gesellen etwas freiere Bewegung gestattet wird, liegt in der Natur der Sache. Die von ihnen aufgeführten dramatischen Vorstellungen beleben die gesellige Unterhaltung, und sind zugleich eine treffliche Bildungsschule in ästhetischer und moralischer Hinsicht. Daß ein jeder Präses ein bischen Kreuz mit dem Vereine hat, ist sehr gut; denn wo gedeiht etwas Gutes ohne Kreuz? Ein practischer Seelsorger sagte einmal: „Ein kleines Revolutiönchen schade den Vereinen mitunter gar nicht". Mag sein; auch die Stürme sind da, um die dumpfe Luft zu reinigen. Für so manchen Seelsorger ein ermuthigender Trost!

5.

Der junge Mann soll ein geordnetes Hauswesen gründen und die christliche Hausfrau soll dasselbe leiten. Daher sollen junge Leute heirathen, und wenn sie nicht heirathen können, freiwillig das Opfer heiliger Enthaltsamkeit bringen. Es ist ein schlimmes Zeichen, daß die Ehen sich mindern — in Folge der modernen Blasirtheit. Man hat zwar dem socialen Uebel durch industrielle und gewerbliche Nationaltöchterschulen abhelfen wollen, allein es ist doch nur eine Halbheit; denn die weibliche Gewerbsthätigkeit kann nicht mit

Männern concurriren. Es ist daher gewiß weit angemessener für das weibliche Geschlecht, wenn die Pforten eines gemeinnützigen Institutes, wie etwa der barmherzigen Schwestern, ihm offen stehen. Viele Tausende eheloser gnädiger Fräulein wissen oft nicht, was sie vor Langeweile anfangen sollen; sie und Alle ihres Gleichen würden als barmherzige Schwestern eine Beschäftigung finden, die ebenso ehrenvoll für sie als der Gesellschaft nützlich wäre. Wie populär ist dieses Institut in Frankreich geworden! Die Leistungen dieses religiösen Ordens bei Armen und Kranken, bei Kindern und Leidenden sagen der weiblichen Natur mehr zu als die Gewerbeschulen, und die Erfahrung zeigt, daß Töchter aus den vornehmsten Familien in diesem heiligen Berufe Glück und Frieden der Seele fanden und finden. Jene Zeit ist daher grausam, die unter dem Vorwande der Volksbeglückung an den klösterlichen Pforten rüttelt. — Freilich kann und soll der Seelenhirt auf die Standeswahl der jungen Leute keinen entscheidenden Einfluß nehmen. Als einst eine Magd zu dem Seelsorger kam und ihn um Rath fragte, ob sie heirathen solle, gab ihr dieser die Weisung: „Höre, was die Glocken sagen". Als die Magd bald zurückkam und klagte: „Ach, ich bin unglücklich, die Glocke rief: Nehm' ihn", erwiederte der kluge Seelenhirt: „Du hättest noch auf eine Glocke warten sollen: „Nehm' ihn nicht." Das war ein guter Rath, obgleich die Rathsuchende dadurch

nicht klug wurde. — Ohne den mißliebigen Schein eines Kupplers oder Hintertreibers beabsichtigter Ehen auf sich zu laden, kann der leutselige Hirt seiner Gemeinde viel Gutes stiften, indem er den Eltern vorstellt, nicht so sehr auf Haus und Hof, Reichthum und Heirathsgut, große Wirthschaft und einträgliches, aber oft gefährliches Geschäft zu schauen; den jungen Leuten: nicht so viel auf Gesicht und Schönheit, blinde, augenblickliche Leidenschaft zu achten, sondern mehr auf Gleichheit oder eigentlich Güte des Charakters; nicht zu schnell mit bisher Unbekannten eine Verbindung einzugehen, sondern, wie man früher zum Häuserschauen ausgeht, noch mehr Herz und Charakter des künftigen Ehegatten zu beobachten und zu prüfen, damit er nicht statt einer gleichgesinnten „Ehehälfte" im buchstäblichen Sinne sein „Gegentheil" bekomme. — An abmahnenden Beispielen aus nächster Nähe wird's wohl kaum fehlen. — Und wenn auch schon lebende Beweise vorehelicher Liebe da sind, aber der Charakter des einen Theiles gerechten Zweifel erregt; wenn z. B. der Bursche trinkt, spielt, schwärmt, nichts thut, seine angehende Braut ausschilt und mißhandelt, — wird es besser sein, wenn das Kind keinen Vater, als wenn es einen liederlichen Vater, eine verzweifelnde Mutter, das Beispiel ehelichen Unsegens, und so eine nicht halb, sondern ganz verkehrte Erziehung, und ebenso unglückliche Geschwister bekommt. — Einiges von diesem läßt sich schon in die

üblichen Standeslehren für Jünglinge und Jungfrauen einflechten. — Ein poetischer Pfarrer citirte gern die Verse:

„Drum' prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang."

Ein minder poetischer begnügte sich mit dem deutschen Sprichwort: „Willst Du heirathen, so besinn' Dich fein, sonst bekommst Du Essig statt Wein." — Wieder ein Anderer zog eine Parallele zwischen Ehestand und Ordensleben, Licht und Schatten zeigend, wobei er sich gefiel, an Beispielen nachzuweisen, wie nicht zusammen passende Eheleute nach und nach unwillkührlich zu Ordensleuten (Karthäusern, Einsiedlern) werden. — Noch ein Anderer predigte alljährlich am 2. Sonntag nach der Erscheinung (Hochzeit zu Canna) über die Segnungen einer glücklichen und über den Jammer einer unglücklichen Ehe. Niemand spricht da mehr aus Erfahrung als der Priester, obwohl er nicht verheirathet ist.

6.

Der Brautunterricht ist die Unterweisung des Seelenhirten über das Wesen und die Pflichten der Ehe. Auf dem Lande nennt man es: „in die Lehre", oder auch „in's Beten" gehen. Solch eine Gelegenheit zu passenden Ermahnungen kommt nicht leicht wieder. Die Methode dazu kann verschieden

sein; keinesfalls aber eignet sich die Form einer theologischen Dissertation dazu. — Ein Pfarrer führte bei dieser Gelegenheit den Brautleuten rechtschaffene Eheleute vor Augen, wie Abraham und Sara, Zacharias und Elisabeth, und blickte, um ungenirter reden zu können, während des Unterrichtes zum Fenster hinaus. Ein anderer Pfarrer dagegen liebte es, zu philosophiren, indem er sprach: „Das Wesen der Ehe ist in der Sprache verkörpert. Die zwei gleichen Selbstlaute bedeuten zwei selbstständige Personen, der große Anfangsbuchstabe bedeutet den Mann als den stärkeren Theil, der zarte Hauchlaut, welcher die beiden Laute verbindet, bedeutet die wechselseitige verbindende Liebe und den belebenden Hauch Gottes." — Wieder ein Anderer sprach in Sprüchleins, wie z. B. „Wer die Ehe wie eine Lotterie betrachtet und behandelt, darf sich nicht beklagen, wenn ihm das große Loos nicht zu Theil wird. — Die Ehen werden im Himmel geschlossen. — Wenn man sich trauen lassen will, muß eins dem andern trauen. — Trau, schau, wem. — Wer sein Weib schlägt, schlägt mit seiner rechten Hand seine linke. — Eine christliche kluge Frau herrscht über ihren Mann mit lauter Gehorsam. — Kein Kleid steht dem Weibe schöner als das Schweigen. — Wenn der Mann zürnt, so ist schweigen die klügste Antwort des Weibes." — Ein anderer Pfarrer berief sich auf alte deutsche Rechtssprichwörter, z. B. „Mann und Weib ist Ein Leib. — Des Mannes

Ehre ist der Frauen Ehre. — Weiber Schande auch der Männer Schande. — Zur Brautlieb kann man Niemand zwingen. — Gezwungene Ehe bringt nur Wehe. — Heirath ins Blut thut selten gut. — Heimlich Gelübde scheidet keine Ehe. — Recht ist für Jedermann." — Noch ein anderer Pfarrer wählte ganz populäre Sprichwörter, wie z. B. „Der Ehestand ist ein Wehstand. — Der Gescheidtere gibt nach. — Zu viel ist ungesund. — Wenn zwei Wetter zusammenkommen, schlagt es ein" u. dgl. — Wenn der Priester selbst von jenem reinen, heiligen Feuer erleuchtet und durchglüht ist, um welches er in den kirchlichen Tagzeiten mit den Worten bittet: „Ignem sui amoris accendat Deus in cordibus nostris!" wenn die Seele des Priesters, wie sie es soll, ganz dem himmlischen Bräutigame Jesu Christo angehört, der unter den Lilien weidet und an reinen jungfräulichen Seelen seine innigste Freude hat: dann dürfte es ihm keineswegs schwer fallen, auch hier den rechten Weg zu treffen. Ja das reine, keusche, von heiliger Gottesliebe erfüllte Priesterherz besitzt eine ganz vorzügliche Kraft und Geschicklichkeit, alle seelsorgerlichen Verrichtungen, daher auch den Brautunterricht, wirksam und gesegnet zu machen. — Ein Mädchen ging nach einem solchen Unterricht zur Kirche und betete lange darin. Da sagten einige Freundinnen: „Du wirst gewiß in's Kloster gehen wollen, weil du gar so viel betest." „Nein", antwortete jene, „der Herr

Pfarrer hat mir gesagt, wenn ich in's Kloster ginge, dürfte ich nicht so viel beten, weil ich dort ohnehin zum Beten angehalten würde. Weil ich aber heirathe, und mir in diesem Stande allerlei Bedrängnisse bevorstünden, so soll ich jetzt mehr beten." — Beten und Lernen, das sind zwei sehr empfehlenswerthe Beschäftigungen für Brautleute, und es ist eine Ehre für sie und keine Schande, wenn sie mit dem Katechismus in der Hand getroffen werden. — Was und wie viel aus dem Bereiche der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in den Brautunterricht aufzunehmen sei, hängt von dem Bildungsgrad und der Bildungsfähigkeit der Brautleute ab. Der Seelsorger muß es sich zum Grundsatze machen, denselben so einzurichten und sich dabei so zu benehmen, daß die Ehecandidaten nicht etwa mit Furcht und Zittern, sondern gerne und mit heiterem Gemüthe sich demselben unterziehen. Er empfange also die Brautleute freundlich. Wissen sie die vorgelegten Fragen nicht augenblicklich recht zu beantworten, so helfe er nach den Regeln der Katechetik mit neuen Fragen nach. Der ganze Brautunterricht habe die Form eines vertraulichen Gespräches, wobei alles sorgfältig zu meiden ist, was die betreffenden Personen mit Recht beleidigen, oder unnöthiger Weise beschämen könnte. — Ein Pfarrer pflegte den Unterricht mit seinem priesterlichen Segen zu beschließen. Solche, die den Gottesdienst fleißig besuchten, ließ er leichter durch; desto strenger nahm

er Diejenigen vor, welche beim öffentlichen Gottesdienst seltener erschienen, oder sonst etwas leicht waren. — Eigentlich soll der Pfarrer den Brautunterricht selbst ertheilen, und nur in dessen Verhinderungsfalle der Kaplan, weshalb er auch in diesem Geschäfte bewandert sein soll. Irgend ein Kaplan war jedoch sehr unbeholfen in Ehesachen. Da kam in Abwesenheit des Pfarrers ein Mädchen, das weinend klagte, ihr Bräutigam sei untreu geworden und nehme eine Andere zur Ehe, sie verlange Entschädigung. Nun wollte der Kaplan erfahren, ob sie nur platonische Liebe zu ihrem Galan hatte, oder ob sie sich schon gegen das sechste Gebot vergangen habe. Er wußte aber die Sache nicht recht einzufädeln und stammelte endlich hervor: „Sind Sie noch Jungfrau?" Ohe! /

Drittes Kapitel.

Die Familie.

1.

Das Streben eines Jeden, einen eigenen Haushalt zu führen, ist tief begründet. Die Liebe zum häuslichen Herde knüpft Eltern und Kinder an die Heimath, und daher ist das Haus eine Burg der Familie, die Heimath des Friedens, das Heiligthum der Gesittung. Auf diesem Fundamente ruht die sociale Ordnung. Nichts ist von so segenvollem Einflusse für Kirche und Staat und für die einzelnen Familien, als glückliche, friedliche Ehen. Aber auch nichts untergräbt so sehr das Wohl ganzer Familien und Gemeinden, und erfüllt die Kirche mit Betrübniß, als die Herabwürdigung der Ehe, die Lockerung ihres unauflöslichen Bandes, das sie um zwei Ebenbilder Gottes geschlungen hat, auf daß sie in ihrer sacramentalischen Verbindung die ewige Verbindung Gottes mit der Menschheit, die Verbindung Christi mit seiner Kirche und die Wiedervereinigung der Menschheit mit

Gott durch Christus darstellen. Leider muß man es bekennen, daß in Folge des materiellen unchristlichen Geistes die unglücklichen Ehen und Familien sich mehren, selbst auf dem Lande, über dessen Einfachheit und Unverdorbenheit die Idyllendichter faseln. Die Zerrüttung der Familie läßt sich statistisch nachweisen durch die Zunahme der unehelichen Kinder, der Concubinate, der Ehelosigkeit, der Scheidungen und der unglücklichen Ehen. Die Ehe wird oft nur als Versorgungsanstalt betrachtet, leichtsinnig eingegangen, liederlich fortgeführt und vor Gericht beendet. Das gegenseitige Sich-Hintergehen der Eheleute ist an der Tagesordnung. Durch alle Stände zieht sich eine unheimliche Flucht der Häuslichkeit, und ein stets zunehmender Luxus, diese zwei Hauptfeinde des Familienlebens. Ein Pfarrer der Jetztzeit schrieb folgende Jeremiade in sein Gedenkbuch: „Eine grobe Genußsucht ist epidemisch geworden, vorzüglich aber ist es die unbändige Fleischeslust, der die meisten Opfer fallen. Schamhaftigkeit, Jungfräulichkeit ist unter der Jugend beinahe zum Mährchen geworden. Das männliche Geschlecht rühmt sich offen seiner Verführungskünste, das weibliche kommt ihm mit lockender Willfährigkeit entgegen. Mehr als ein Fünftel der Gebornen ist die Frucht sündhafter Lust, kennt nicht seinen Vater, kennt kaum seine Mutter und diese nur als eine Ehelose. Selten finden sie in der Welt eine genügende Versorgung nnd fallen den Gemeinden zur

Last. Gott bessere es!" — Wie soll es aber besser werden, wenn der Kirche ihr Einfluß auf die Familie entzogen wird? Die Strenge des katholischen Eherechtes hat selbst in den rohesten Zeiten die Heiligkeit der Familie aufrecht erhalten, und erst die Reformatoren wagten es, das Eherecht in die Sphäre des bürgerlichen Rechtes und der Staatsgesetzgebung hinüberzuspielen, und zugleich der alttestamentlichen Nachgiebigkeit anzunähern. Oder was ist wohl die so gepriesene Civilehe anders als eine Art Staatsmenagerie, wo der Notar den Segen gibt mit dem schwarzen Weihbrunnen der Kanzleitinte, und die Leute von § Gnaden Hausväter und Hausmütter werden? Welche Absurdität und Anomalie!

2.

Die Kindererziehung unterscheidet sich oft wenig von der Abrichtung mit Fluchen und Prügel, oder sie ist so nachlässig und thöricht, daß Seele und Leib dabei verkümmern und verderben müssen, so daß einem das Herz dabei bluten möchte. Die Schule, welche den Ausartungen entgegenarbeiten soll, findet nicht die gebührende Unterstützung. Viele Eltern überlassen das Erziehungsgeschäft fremden Leuten, oder zeigen, wenn sie es schon selbst üben, mitunter unsägliche Schwächen. Kolping erzählt von einer Bauersfrau, die in der Freude ihres mütterlichen Herzens zum Herrn Pfarrer sagte, indem sie auf

ihren sechsjährigen Sohn zeigte, der sich mit einem größeren Knaben herumbalgte: „Sehen Sie mal den Jungen an, das ist ein Kerl, der kann schon Kegel schieben, Karten spielen und fluchen wie alle Deibel!" — „Aber Frau Nachbarin", fragte der Herr Pfarrer, „kann er denn auch beten?" — „Ne, dazu ist er noch viel zu kleene". — Ein adeliges Fräulein las einen sehr schlüpfrigen Roman von Paul de Kock. Als der Pfarrer, der zufällig den Roman liegen sah, sich darüber verwunderte, versicherte die Mutter: „Es geschehe nur wegen der Uebung im französischen Style". — Wenn solche Ansichten bei Gebildeten herrschen, was läßt sich von niederen Ständen erwarten, wo die Eltern oft den ganzen Tag über nicht zu Hause sind, oder die zahlreichen Kinder in Fabriken arbeiten, wo kein Sonntag geheiligt, keine Autorität geschont und kein Gefühl heilig gehalten wird? Eine Mutter, die ihre sonst fleißige Tochter vom nächtlichen Herumtreiben abmahnte, bekam die Antwort zu hören: „Wenn ich mich am Tage herumplagen muß, will ich wenigstens die Nacht frei haben". — Da aber die Familie der Staat im Kleinen ist, was läßt sich für die Zukunft erwarten? Dürfen die Kinder ungescheut das Gebot der Eltern übertreten, so werden sie später ebenso gegen Recht, Gesetz und Obrigkeit sich erheben. Daher dann die Verbrechen, Selbstmorde, Unbotmäßigkeit, Irr- und Wahnsinn und verkrüppelte Generationen. C. Landsteiner schil-

dert die Früchte der modernen Verbildung trefflich in einem seiner Werke. „Ist der Bube" (so schreibt er) „in die Flegeljahre getreten und wie eine Bohnenstange in die Höhe geschossen, die der nächste Wind umbläst, so trägt er Frack und Glacéhandschuhe, klemmt seinen Hals zwischen ein Paar Vatermörder, die Symbole seiner Gesinnung, zwängt ein Glas in das eingefallene Auge, hat den Glimmstengel im Munde und hält sich ein Mädchen. Zum Ueberfluß macht er in Religion, d. h. er glaubt nichts. Ein paar halbverstandene, radikale Ideen,, die er in einigen Romanen aufgeschnappt, machen seine Philosophie aus und die gemeinste Sinnenlust ist sein Beruf. Hat er sich vollgesoffen an dem Höllentrank und ist der Kerl ruinirt an Leib und Seele, dann spielt er den Zerrissenen, dann ist ihm alles gleichgültig, und Heine ist sein Lieblingsdichter. Das dauert ein, zwei, höchstens drei Jährchen, dann liegt er da, eine Beute des Todes, und während er als Mann und Bürger zu wirken erst anfangen sollte, tragen sie ihn schon hinaus, woher keine Rückkehr". — Die Unnatur zeigt sich fast noch mehr bei dem Frauengeschlechte. Statt das weibliche Geschlecht für die Häuslichkeit und zu Hüterinnen der Sitte zu erziehen, werden die jungen Mädchen mit jedmöglicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ausgestattet und fast wie Männer erzogen. Darf man sich dann wundern, wenn die Emancipation der Frauen in allen Altern

und Ständen stets mehr um sich greift, wenn derlei Mannweiber mehr ein Wirthshausleben führen als ein Familienleben?

3.

Die Eltern sind durch göttliches Recht die ersten und vorzüglichsten Katecheten ihrer Kinder; die ersten, weil sie, bevor diese noch zur Schule oder Kirche kommen, ihnen mit der Muttermilch schon die Lehren des Heiles mittheilen; die vorzüglichsten, weil sie mitwirken müssen, daß die Kinder den Katechismus auswendig lernen, ihn verstehen und oft wiederholen; weshalb es auch sehr heilsam ist, daß die Eltern den sonntäglichen Christenlehren mit beiwohnen. — Der seelsorgliche Einfluß ist jedoch damit nicht abgeschlossen. Er benützt jede Gelegenheit, um die Eltern zu einer vernünftigen Kindererziehung zu ermahnen, daß sie nicht selbst das Grab ihres ehelichen Glückes graben, und die Kinder zu ihrer Schande und Plage heranwachsen. „Schlechte Eltern sind schlechter, als Brunnenvergifter“, schrieb Cardinal Diepenbrock in einem seiner Hirtenbriefe. Sollte man es glauben, daß es Eltern gibt, die ihre Kinder zur Sünde erziehen, wie jene Mutter, die zu ihrer Tochter sagte: „Geh auf die Straße und schau dir selbst um etwas“!! Da mag es dann wohl auch vorkommen, daß die leichtsinnige 17jährige Tochter zu der greinenden Mutter sagt: „Sie waren auch nicht braver“. Schreck-

lich ist der Fluch der Eltern über ihre Kinder, aber noch schrecklicher der Kinderfluch über die eigenen Erzeuger. „O, wenn mich meine Eltern besser erzogen hätten, so wäre ich nicht so tief gesunken", ist eine oft zu hörende Aeußerung. — Um als Seelenhirt ein mahnendes Wort sprechen zu können, muß man natürlich selbst rückenfrei sein, sonst geht es einem wie jenem protestantischen Pastor, der einem Bauer in Betreff einer „lustigen" Tochter einige warnende Worte gesagt hatte, aber zum Danke die Antwort erhielt: „Hören Sie, Herr Pastor, meine Tochter ist 25 Jahre alt geworden und lange noch keine H..., viel weniger eine Ehebrecherin, wie ihre 19jährige N. eine ist". Der arme Pastor konnte nichts erwidern, und ging mit einer Thräne im Auge schweigend fort. — Weitere Uebelstände, denen der Seelenhirt zu steuern sucht, sind die Heirathen zwischen Blutsverwandten, weil die daraus stammenden Kinder in der Regel es büßen müssen. Nach statistischen Ausweisen nehmen die Verhältnisse der von Geburt Taubstummen mit dem Grade der Blutsverwandtschaft zu, ebenso die Unfruchtbarkeit, die Fehlgeburten, der Idiotismus und Wahnsinn. — Nicht minder rächen sich die zu frühen Heirathen, indem derlei Mütter nur Kinder in die Welt setzen, um sie frühzeitig in's Grab zu legen, oder als junge Großmütterchen kranke Enkeln zu wiegen. Das mörderische Zweikindersystem in manchen Gegenden mag als

Schande des civilisirten Europa's nur erwähnt werden. Ach, welche Nachtseiten birgt so manches Familienleben!

4.

Die unehelichen Kinder entbehren des Glückes, in einer geordneten Familie aufzuwachsen — ein unersetzlicher Verlust. Es ist noch gut, wenn wenigstens die uneheliche Mutter sich um die Erziehung ihres Kindes etwas annimmt, weil sie dadurch ihre Jugendsünde wieder gut macht, und neue leichtfertige Verbindungen einzugehen verhindert ist. — Die allerverlassensten Waisen sind diejenigen Kinder, welche die ungezügelte Fleischeslust in die Welt setzt, und welche die Findelhäuser alljährlich massenhaft bezahlten Pflegeltern, meistentheils auf dem Lande, in die Kost geben. Gewöhnlich nur sehr dürftige, im physischen Elende lebende Parteien melden sich zur Uebernahme eines oder mehrerer solcher armer Würmer; meistens wird als Grund zur Erlangung eines Zeugnisses bei dem Pfarramte angegeben, man habe jetzt kein Verdienst, man wolle durch ein „Staudenkind" etliche Gulden ins Haus bringen. Manchmal werden die Findelkinder zum Sklavendienste für die eigenen Kinder herangezogen. Aus dieser Ursache wird den armen Wesen nur das Nothdürftigste gereicht, besonders wenn sich die unehelichen Erzeuger zu keiner Zulage verstehen; Reinlichkeit und Gesundheit wird

häufig hintangesetzt; daher die große Sterblichkeit unter diesen Kindern — schon ein Drittel stirbt im ersten Monate, so daß bei Manchen der thörichte Wahn herrscht, man habe den Neugebornen schon im Findelhause Gift beigebracht, daß sie bald aus der Versorgung des Staates kommen. Welche barbarische Behandlung diesen unglücklichen Wesen von ihren Pflegeltern manchmal zu Theil wird, zeige ein Beispiel. In einem von einer Hauptstadt weit entfernten Orte wurde ein Findling in Pflege genommen, aber so in Unrath gehalten, daß ein Auge erblindete; das Kind bekam vom versoffenen Pflegvater Schläge, wenn es schrie, und zuletzt warf er es auf den Düngerhaufen, wo ihm von einem Schweine zwei Fingerchen abgebissen wurden. — Skrophelsucht, ja selbst syphilitische Krankheiten werden durch diese Findelhauszöglinge auf dem Lande verbreitet. — Wie die geistige und moralische Erziehung dieser Waisen in vielen Familien beschaffen sein müsse, läßt sich denken. Ihr Schulunterricht wird häufig vernachlässiget, ihre Zucht verwahrloset; die Makel der unehelichen Geburt tritt ihnen hemmend in den Weg; ohne Pflege, außer allem Familienverbande aufgewachsen, finden sich diese unglücklichen Wesen in die Welt hinausgeworfen und wandeln häufig die Wege des Lasters; in den meisten Fällen früh dem Verderben Preis gegeben, und wieder Verderben in reichem Maße verbreitend, im Alter die Zahl der Dorfproletarier vermehrend, schiebt man

sie von einem Orte nach dem andern, bis sie im Elend enden. — Aber, wendet man öfter dagegen ein, wozu sind denn die Seelsorger angewiesen, die Aufsicht über die physische und moralische Erziehung der Findlinge zu überwachen? Diese Controle ist für manche Seelsorger sehr schwierig, wenn in der Gemeinde bei 60 oder noch mehr solcher Kinder existiren. Ueberdieß hat schon mancher Seelsorger eine behördliche Rüge erhalten, wenn er in Ausstellung von Aufnahmszeugnissen zu bedenklich war, oder man beachtete ihn gar nicht und gab zu dem zweiten noch ein drittes Pflegkind. — Ein alter Pfarrer, eine urdeutsche Natur, nahm sich dieser armen Kleinen wahrhaft väterlich an, und wahr äußerst strenge in der Austellung von Zeugnissen für die Pflegpartheien, welche Findelkinder (nur aus Speculation) wünschten. Einst kam ein etwas anrüchiges Weib zu ihm und begehrte noch ein Findelkind. Da sprach pathetisch der Pfarrer: „Du bekommst kein Kind mehr von mir, Du hast ohnehin schon eines". Der Leser wird vielleicht lachen über diese amphibolische Antwort, aber das Weib verstand den Ernst des Pfarrers gar wohl und drollte sich. — Welche Wohlthat würde der Staat diesen verlassenen Wesen und den Gemeinden erweisen, ja selbst im Interesse seiner Finanzen handeln, wenn er auf dem Lande mehrere Kinderbewahranstalten (Krippen) und Erziehungshäuser errichten, sie christlichen Orden trotz des höh-

nischen Entsetzens liberaler Zeitungsschreiber und Maulhelden anvertrauen würde, um aus den Kindern der vagen Fleischeslust nützliche und sittliche Gemeindeglieder zu bilden. Die Kirche hat sich von jeher der armen Waisenkinder angenommen, wie so viele geistliche Stiftungen beweisen. — Am unglücklichsten aber sind die verwahrlosten Knaben und Mädchen, deren Unheil und Fluch mitunter die eigenen Eltern waren. Man hat für solche Wildfänge eigene Rettungshäuser ins Leben gerufen, welche wohl geräuschlos und unter vielen Schwierigkeiten, aber mit großem Segen die sittliche Besserung verwahrloster Kinder anstreben. In dem Wiener Schutzvereine herrscht eine militärische Ordnung und Disciplin. Täglich führt ein Zögling mit der erworbenen Auszeichnung Inspection. Ereignet sich in der Anstalt ein Diebstahl, so wird ein Ehrengericht zusammengesetzt, welches aus 4 Zöglingen der doppelten Auszeichnung unter dem Vorsitze des Localdirectors besteht; der strafbare wird verhört und abgeurtheilt, der Vorsitzende aber darf das Urtheil nicht verschärfen, er kann es nur mildern. Die Führung des Mädchen-Rettungshauses ist Schulschwestern anvertraut. Derlei Rettungshäuser sind eine Abwehr gegen die stets mehr um sich greifende Corruption, ein socialer Ersatz für die entartete Familie. Die Leiter solcher Anstalten sind die Schutzengel solch störrischer Auswürflinge, in welchen das entstellte Ebenbild Gottes wieder auf-

gerichtet werden soll. Eine schwierige, aber keine unmögliche Arbeit, besonders wenn sie unter dem Schutze der Kirche nicht für irdischen Lohn, sondern als Opfer für den Himmel verrichtet wird — das thun aber eben nur Ordenspersonen.

5.

Gemischten Ehen sucht der Seelenhirt schon bei der ersten schicklichen Gelegenheit vorzubeugen; vielleicht genügt ein freundlicher Hausbesuch, wobei er die wohlwollende Absicht, die ihn hieher geführt, Eltern und Braut zu erkennen gibt, und mit Sanftmuth und Würde die Einwände dagegen zu entkräften sucht. Schon in dem Worte selbst „gemischte Ehen" wird der Grund ausgesprochen, weswegen sie abzurathen sind; denn in der Ehe soll nichts Gemischtes, sondern Einheit herrschen. Eine gemischte Ehe ist ein regnum in se divisum, ein System auf zwei verschiedene Prinzipien gebaut. — Ein Pfarrer ermahnte eine Braut, die einen Protestanten heirathen wollte, mit folgenden Worten: „Du willst also in den Ehestand treten, und somit den wichtigsten Schritt deines Lebens machen, von dem nicht blos das irdische Glück oder Unglück, sondern auch sehr oft das Heil oder das Verderben der Seele abhängt. Aber was ich dabei nicht genug bedauern kann und was mich mit vieler Wehmuth erfüllt, ist, daß der Bräutigam nicht katholisch ist. Die Hand auf das Herz, und

du wirst kaum läugnen können, daß dir selbst darüber etwas bange ist; denn es ist dieß ein Umstand, der auf das eheliche Glück gewaltig störend einwirken wird, ja einwirken muß. Du hast vielleicht darüber noch nicht mit dem gebührenden Ernste nachgedacht, nimmst die Sache zu leicht; als dein Seelsorger bin ich es daher mir und dir schuldig, dir von der Schließung dieser Ehe wohlmeinend abzurathen und die Gefahren, welche dieselbe unvermeidlich mit sich bringt, vor Augen zu stellen, damit die Reue nicht zu spät kommt... Und nun stellte er ihr vor, daß in der katholischen Kirche die Ehe ein Sacrament sei, wie die Nichtüberreinstimmung in Glaubenssachen, beim häuslichen und öffentlichen Gottesdienste störend sei, verschiedene Zwistigkeiten im ehelichen Zusammenleben veranlasse, zur Gleichgiltigkeit gegen seine Religion führe, die katholische Kindererziehung erschwere, und schloß damit, daß die katholische Kirche die gemischten Ehen niemals billigte. Wenn du nun alles, was ich dir jetzt gesagt habe, beherzigest, so muß dir bange werden, und du kannst unmöglich länger ohne Gewissensvorwurf bei dem Entschlusse verharren, eine Ehe zu schließen, die für dich mit so vielen Gefahren verbunden ist, der Kirche Schmerz bereiten und allen gutgesinnten Katholiken zum Anstoße sein würde. Bitte Gott um die nöthige Erleuchtung und Kraft, meinem wohlgemeinten Rathe und deiner besseren Ueberzeugung zu folgen!" — Nachdem er seinen Vortrag geendet,

sagte die eventuelle Braut: „Nein, nur so zusammenstehen wie die Tauben, das will ich nicht". Und die Heirath unterblieb. — Was soll man nun erst zu dem Postulat der Judenehe mit Christen sagen? Ist denn die Ehe blos da, um Kinder zu erzeugen? Bietet man dadurch nicht etwas an, was von der andern Seite nicht einmal verlangt wird? Fühlt man denn gar nicht, wie die Ehre der Christen dadurch aufs Tiefste verletzt wird? So geschiedene Elemente, wie Juden und Christen, lassen sich nicht so leicht vereinigen. In Belgien, am Rhein, in Frankreich, wo die Civil-Ehe so lange schon besteht, kommen gleichwohl kaum Ehen zwischen Juden und Christen vor. — Ein Katholik, der eine Jugendliebe nicht seinem Glauben opfern kann, ist kein Katholik im Geiste und in der Wahrheit. Er kann ein frommer Mann sein, ein gläubiger Deist, auch ein gläubiger evangelischer Christ, aber kein gläubiger Katholik. Er hat Recht, wenn er sich von der Kirche trennt, und die Kirche hat Recht, wenn sie sich von ihm lossagt. — Wenn jetzt ein ungebildeter Bauernbursche vor einen Reichsritter träte und sagte: „Gib mir deine Tochter, sie liebt mich, wir werden nicht von einander lassen, unsere Gemüther haben sich gewählt," darf da der Vater „Ja" sagen? Wird er es thun? Oder es trete ein radikaler enragé vor den milden, vaterlandsliebenden Reformer und sagte: „Gib mir deine Tochter". Soll er „Ja" sagen? Wird er

nicht von seiner Tochter mit Entschiedenheit völlige Entsagung fordern? Kann er ohne Sympathie, ohne Vertrauen auf die Grundsätze des Bewerbenden sie hingeben? Und der Glaube, dieser höchste aller Grundsätze, sollte so ganz der Geschlechtsliebe aufgeopfert werden? Bei Glaubenssachen allein sollte die Pflicht gleich wiegen?" Nicht dem Naturrechte, sondern dem Naturdrange, dem Instinkt tritt die Kirche entgegen. Das Naturrecht muß auch den Glauben anerkennen in seiner vollen Bedeutung."

6.

Auch am Himmel des Ehestandes fehlt es nicht an Gewitterwolken und drohenden Stürmen. — Die Ursachen der Ehestreitigkeiten, und somit des ehelichen Unfriedens sind großentheils schon vor der Verehelichung da, — wenigstens im Keime — in den äußeren Umständen und persönlichen Charakteren der Brautleute. — Rohheit und Zornwuth, Trunk- und Spielsucht, Großthuerei und Verschwendung, Arbeitsscheu und Wohlleben von Seite des Mannes, — Genäschigkeit und Putzsucht, spitzige Zunge und Lästermaul, Nichtsgelernthaben und Frauspielen von Seite des Weibes, — Religionslosigkeit oder Religionsspötterei von Einem oder Beiden versprechen keine glückliche Ehe. — Wenn beide Theile sich Unzuchtssünden des ledigen Standes vorwerfen können, — wenn ein Theil ohne alle Neigung, bloß auf die Zudringlichkeit der Eltern

und Freunde, gleichsam genöthigt (ex metu reverentiali) heirathet, oder gar dabei eine alte nie rostende Liebschaft aufgeben muß, — wenn der Schuldenstand verheimlicht, der Vermögensausweis zu groß angegeben, das bedungene Heirathsgut nicht getreu ausbezahlt, der Ehecontract nicht gehalten wird, — bei Zuheirathen junger Burschen zu abgelebten Wittwen, die ihre Mütter sein könnten, oder eigentlich zu ihrer Wirthschaft, wo Schwiegereltern oder Stiefkinder im Hause sind, — da wird es an Reibungen nicht lange fehlen. — Zu diesen kommen noch andere, die man nicht vorhersah, oder nicht vorhersehen konnte, die sich erst beim wirklichen Zusammenleben zeigen, z. B. der junge Mann versteht sich nicht auf Geschäft und Erwerben, die angehende Hausfrau nicht auf häusliche Wirthschaft und Sparsamkeit, — er ist karg und knauserig auch im Nothwendigen, sie nimmt zu heimlichen Verkäufen und Verschleppungen ihre Zuflucht, deren Entdeckung Mißtrauen erregt; beide sind rechthaberisch, und jedes will das letzte Wort haben, so daß der Mann, des ewigen Zankens müde, die Zerstreuung des Wirthshauses sucht, und — mit oder ohne frühere Anlage — zum Trinker und Spieler wird; oder sie haben verschiedene, eigentlich gar keine Grundsätze in der Kindererziehung, der Vater will mit Strenge zügeln, die Mutter hätschelt und nimmt für die Kleinen Partei ohne Schonung des väterlichen Ansehens; ein Theil zeigt Argwohn und Eifersucht,

die stets mit Eifer sucht, was Leiden schafft, und der andere thut nun zum Trotz und mit Vorbedacht, was diese Leidenschaft fördern kann; und nebst all diesem keine häusliche Religions- und Gebetsübung, kein Fliehen und Flehen zu Gott, sondern Abscheu vor Gottesdienst und Sacramenten — da wird das Uebel groß, sehr groß, unheilbar. — Oft wird die Untreue eines oder gar beider Ehegatten zu einem unheilbaren Riß im ehelichen Zusammenleben, und zu dem verderblichsten Aergernisse in der Pfarrgemeinde. Es ist bekannt, daß, wenn einmal diese Höllennatter sich in ein Haus eingeschlichen hat, sie alle eheliche Glückseligkeit vergiftet, so daß die Kirche in diesem Falle sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sieht, eine lebenslängliche Ehescheidung zuzulassen, wenn der Ehebruch erwiesen, wenn der Schuldige unverbesserlich ist, und die Ehe ohne Gefahr für das Seelenheil, das Leben und die Gesundheit des unschuldigen Theiles nicht mehr fortgesetzt werden kann. — Am häufigsten entbrennen Ehestreitigkeiten in Folge gegenseitiger Mißhandlungen, Beschimpfungen, eines zänkischen Wesens und allzu reizbarer Empfindlichkeit. Je roher die Gemüther, desto greller die Ausartungen, die manchen Haustyrannen schon so natürlich mit dem Ehestandsjoche verwachsen zu sein scheinen, daß z. B. Einer, dem sein Pfarrer die große Mißhandlung seiner Ehegattin vorwarf, Letzterem zur Antwort gab: „Wenn man ein Weib nicht zeitweise prügelt, so wird es nicht

gut!" — Aber noch weit öfter zeigt die Erfahrung, daß das Feuer der Zwietracht von bösen, zänkischen Weibern geschürt wird, welche der Siracide so sehr fürchtete, daß er lieber bei Löwen und Drachen wohnen wollte, als bei einem boshaften Weibe./

7.

Der Seelsorger ist vermöge seines Amtes im Auftrage des Heilandes berufen und verbunden, der Störung des ehelichen Friedens in den Familien seiner Gemeinde entgegen zu arbeiten, und alle pastoralen Mittel anzuwenden zur Vereinigung der entzweiten Gemüther. Diese Mittel sind sehr verschieden. — Ein Pfarrer zeigte den Streitenden einen Ochsenziemer, den er ihnen scherzweise beim Brautexamen präsentirt hatte, nun im vollen Ernste, und es soll ihm gelungen sein, durch diese stumme Pastoralmaßregel manche Ehezwiste beizulegen. — Ein Anderer sagte zu jungen Leuten, die sich scheiden lassen wollten: „Schämt euch, ihr seid verheirathet und sollt miteinander leben. Geht sogleich fort, und laßt euch nicht mehr sehen bei mir". Als er ihnen bald darauf am Spazierweg begegnete — Arm in Arm miteinander wandelnd — und sie fragte, wie es gehe? antworteten sie: „Danke, Herr Pfarrer, sehr gut". — Ein Dechant stellte den Leuten vor, daß eine Scheidung hoch zu stehen komme, daß man viele Stempel dabei brauche, viele Reisen machen müsse, die Geld

kosten ꝛc., so daß der Kläger sagte: „Wenn es so ist, so bleiben wir beieinander". — Ein Pfarrer hatte eine schöne Trauungsrede drucken lassen und schickte sie der klagenden Ehehälfte per Post zu. Diese pastorale Aufmerksamkeit in Verbindung mit den flitterwochentlichen Erinnerungen trug gute Früchte. — Ueberhaupt dämpft die gütige und belehrende, auf Versöhnung zielende Zusprache des Seelenhirten, der für jede ihm anvertraute Seele Gott Rechenschaft geben muß, den aufwallenden Zorn und macht in dem abgekühlten Gemüthe der Ueberlegung, dem Pflichtgefühle und schließlich der Liebe wieder Platz — die Versöhnung selbst bringt den Kindern die Eltern und diesen den ehelichen Frieden, die gemeinsame Haushaltung wieder, und hindert den Ruin des Vermögens oder des Erwerbzweiges, welcher häufig eine Folge des ehelichen Unfriedens oder der Ehescheidung ist. — Manchmal erlebt man freilich curiose Beiträge zur Sittengeschichte und schaudert davor; manchmal möchte man aber auch vor Lachen in die Zunge beißen. So kamen einst zu einem Pfarrer zwei Eheleute, um sich scheiden zu lassen. Dieser ermahnte sie, doch beisammen zu bleiben, und gab unter anderen Beweggründen dazu auch diesen an, daß Mann und Weib ja einen Leib ausmachen. „Ach, Herr Pfarrer", entgegnete der Mann, „da irren sich Euer Hochwürden; wären sie dann und wann vor unserer Wohnung vorübergegangen, sie hätten geschworen, es wären unser

hundert darin; mein Weib spricht für neunundneunzig und muß immer das letzte Wort haben, was ich ihr auch lasse, um nur Ruhe zu bekommen". — Der auf den Witz eingehende Pfarrer antwortete schmunzelnd: „Da habt Ihr recht gethan; denn die Mehrheit der Stimmen (die Majorität) entscheidet". Nun lachten Beide. — Manchmal wirkt selbst ein kundiger Rath, eine zeitweilige Aushilfe in den Wirthschaftsangelegenheiten oder in anderen weltlichen Verlegenheiten der Ehegatten, die Veranlassung zu den täglichen Zänkereien zu heben; ja, wenn der Magen knurrt und die Noth zankt, könnte der seelsorgliche Freund die Rolle des heil. Nikolaus übernehmen — wenn ihm auch nicht solche Geldsäcke, wie diesem Manne Gottes zu Gebote stünden. — Manchmal erscheint es rathsam, daß eine höhere Autorität als die des Pfarrers, unter gewissen außergewöhnlichen Feierlichkeiten imponire. — Allerdings ist die pastorale Zurechtweisung streitender Eheleute oft eine Danaiden-Arbeit, oft aber ist sie doch mit Erfolg gekrönt, wie wir aus dem folgenden Beispiele sehen, das wir einem prächtigen Büchlein für practische Seelsorger (Erfahrungen in Ehestreitsachen von Dr. Carl Dworzak, Wien 1866) entnehmen.

8.

Josepha A., ihres Zeichens eine „Kräutlerin", Mutter von sechs unmündigen Kindern, klagte gegen

ihren Gatten Johann A., Maurer, auf Scheidung, weil er seit mehreren Jahren zur Winterszeit fast den ganzen Tag im Wirthshause sitze und Karten spiele, während des Sommers aber nicht nur Sonntags, sondern auch gewöhnlich Montags und Dienstags auf der Kegelbahn „liege", durch seine Nachlässigkeit „die größeren Arbeiten" bei Bauten verloren habe, und blos hin und wieder durch „Pfuschen" einige Sechserl verdiene, welche nicht einmal hinreichen, seine Räusche zu bezahlen, welche er zwei- bis dreimal in der Woche nach Hause bringe. Als ehrliches Weib, die sich „einen Groschen" zu verdienen wisse, habe sie, so lange ihre Kräfte zureichten, ihn und die Familie erhalten; da er aber auf ihre Vorstellungen hin (seit einem Jahre) gewöhnlich gleich sie ohrfeige, zur Thüre hinauswerfe, im Zimmer Alles zusammenschlage, so könne sie mit diesem „Unmenschen" nicht mehr leben und verlange die Scheidung. Schon beim Beginne des Versöhnungsversuches war es zu ersehen, daß es dieser Klägerin nur darum zu thun sei, sich „ordentlich ausreden" zu können, und dem Gatten zu zeigen, daß „es für ihn auch noch einen Herrn gebe". Während dieser von der Gattin vorgebrachten Anschuldigung zitterte Johann A. am ganzen Leibe vor Zorn, unterbrach seine Gattin wiederholt mit Schimpfworten, Beschuldigungen der Lügenhaftigkeit, und mit der an den Untersuchungsrichter gestellten Bitte, ihm seine Heftigkeit zu verzeihen, aber er „könne sich nicht zu-

rückhalten". Als ihm das Wort zur Gegenrede ertheilt wurde, schilderte er zuerst das „unglaublich böse Maul" seiner Gattin; er sei, fügte er bei, Korporal gewesen, habe einen Krieg mitgemacht, auch Leute unter sich gehabt, habe „Freund und Feind" zu bändigen gewußt, aber mit seinem Weibe „richte der oberste Lucifer" nichts aus; jeder ordentliche Mann trinke Sonntags seinen Wein, und das lasse er sich von Niemandem, am allerwenigsten von seinem Weibe verbieten, welche über sein Wirthshausgehen nur deßhalb so erbost sei, weil er sie nicht mitnehme; an Wochentagen sei es mit dem Wirthshaussitzen nicht so arg, als es die Gattin angebe; denn was man einen „ordentlichen Rausch" heiße, habe noch Niemand an ihm gesehen; die Arbeit bei den von seiner Gattin angegebenen Meistern habe er selbst aufgegeben, weil er sich von den Polieren, die nichts in der Welt mitgemacht haben, nicht kommandiren lasse; beim Karten und Kegelspiele mache er keine hohen Einsätze und spiele glücklich; wenn seine Gattin von den Schlägen, welche sie von ihm hin und wieder wegen ihres losen Maules bekommen habe, rede, so hätte sie gut gethan auch zugleich zu erzählen, wie oft sie ihm mit den Nägeln in's Gesicht gefahren sei, und ihn derartig zugerichtet habe, daß er eigentlich deßhalb sich am Arbeitsplatze nicht habe blicken lassen können, wie sie ihn vor sechs Wochen mit siedendem Wasser begossen, und mit der Feuerzange in's Gesicht geschla-

gen habe; und vor vier Wochen, als er etwas unwohl (aber wie die Gattin einfallend näher erklärte — betrunken) im Bette lag, ihn, den ausgedienten Korporal, der beim Militär keinen einzigen Stockstreich bekommen, mit seinem eigenen „Spazierrohre“ geschlagen habe. Ein Mann, der das von einem Weibe hinnehme, sei eben kein Mann und dem geschehe es recht, wenn er von ihr geprügelt werde; er aber gehöre, Gott sei Dank, noch nicht zu dieser Bruderschaft; seine Gattin solle sich nur scheiden lassen; er habe das Zusammenleben mit ihr auch satt. — Um den heftigen, im Punkte seiner Ehre so empfindlichen Kriegsmann vor seiner Gattin nicht zu demüthigen, und um ihr nicht für die Zukunft die Waffe gegen ihn in die Hand zu geben, „daß es ihm, wie sie selbst gehört, einmal vor Gericht ordentlich gesagt worden sei“, ließ man während der an den Gatten zu richtenden Ermahnung die Gattin abtreten, hieß ihn, um ihm eine Art Wohlwollen gegen ihn auszudrücken, seinen Stuhl näher an den Kommissionstisch rücken und sagte ihm, daß man ihm das, was man zu seinem und seiner Familie Besten für nothwendig halte, in allem Ernste sagen werde, daß man aber, um sein Ehrgefühl zu schonen, deshalb seine Gattin entfernt habe. Man stellte ihm vor, daß es gerade für ihn, der nach seiner Angabe eine tadellose militärische Laufbahn hinter sich habe, um so unehrenhafter sei, in seinen vorgerückten Jahren

ein Trinker und Spieler zu werden; seine Ausreden und Beschönigungen hiefür seien nichts werth; ein Handwerker, welcher eine Familie von sechs Kindern zu ernähren habe, habe nie — am allerwenigsten an Wochentagen — beim Kartentische und an der Kegelbahn seinen Platz, und für ihn, der gegen den Feind das Schwert geführt, sei es geradezu schimpflich, auf ein Weib loszuschlagen, von welchem er selbst sagen müsse, daß er mit ihr jahrelang im Frieden gelebt habe, und welche zeitweise mehr für die Familie verdiene als er; welche trotz ihrer scharfen Zunge doch nichts wolle, als daß er ein braver Mann sei, wie er früher ein solcher gewesen. Wenn er seine Gattin so fort behandle, so könnte es doch sein, daß sie die Scheidung erwirke, dann werde ihn Gott strafen, er werde dann vielleicht Niemanden haben, der ihn von schlechten Gesellschaften zurückhalte; im Falle einer Krankheit falle er dann fremden Leuten oder dem Spitale anheim, mache seinen Verwandten durch sein Betragen Schande, und was die Hauptsache sei, gäbe seinen Kindern großes Aergerniß. — Auf die hierauf an ihn gestellte Frage, was er darauf bemerke, drehte er seinen Hut in der Hand herum, putzte denselben mit dem rechten Aermel, schlug die Augen zu Boden, redete aber nichts. Auf die nach einigem Zuwarten an ihn gestellte Frage, ob er nicht geneigt sei, selbst mit seiner Gattin ein freundliches Wort wegen Aussöhnung zu reden, erwiederte er: „Er habe ja ohne-

dies nie die Absicht gehabt, von ihr sich scheiden zu lassen; der Untersuchungsrichter solle ihr auch eine Lehre ertheilen, und auch sie solle das Ihrige lassen, denn er allein als Mann könne nicht nachgeben". (Bei solchen Vorbesprechungen ist es nicht nothwendig, ja es wäre bisweilen zweckwidrig, vollkommen und ordentlich formulirte Schuldbekenntnisse oder Versprechungen der Besserung zu fordern; durch Pedanterie wird das Zutrauen zu dem Vermittler vernichtet, und durch die dadurch verbundene Demüthigung eher Gereiztheit als Versöhnlichkeit bewirkt.) Man ließ daher den Beklagten abtreten, und stellte dann der in's Kommissionszimmer gerufenen Klägerin vor, was man einem Christen überhaupt über die Heiligkeit des Ehebundes sagen kann, über die religiöse Pflicht der Versöhnlichkeit und über die üblen Folgen einer Scheidung; insbesondere für den Fall, daß sie vielleicht durch ihre unbedachtsamen Reden ihrem Gatten das Haus verleidet und ihn in's Wirthshaus getrieben habe; daß man dem Gatten keineswegs das Recht zuspreche, sie mißhandeln zu dürfen, daß aber eine Gattin weit eher durch öfteres Dulden und Leiden solcher Unbilden den zornigen Gatten entwaffnen, als dadurch, daß sie förmliche Raufhändel stundenlang mit ihm fortsetze, daß ein Weib, welches leide und dulde, mehr in Ansehen stehe, als ein Weib, von welcher die Welt wisse, daß sie ihren Mann prügle, und daß, falls sie wirklich auf der Scheidung

bestehe, und diese durchsetze, sie nicht darauf rechnen dürfe, daß ein ordentlicher Mann seinerzeit aus ihrer Familie sich eine Gattin wählen werde, da jeder befürchten müsse, die Töchter könnten ihrer Mutter nachgerathen. Man habe ihrem Gatten seine Fehler verwiesen, man müsse aber auch sie alles Ernstes ermahnen, ihn nicht auf's äußerste zu treiben, und ihm, wenn er jetzt hereingerufen werde, eine versöhnliche Stimmung zu zeigen. — Nachdem der Gatte versprochen hatte, sich eine stetige Arbeit zu suchen, seine Gattin nicht mehr zu schlagen, rückte die Gattin mit ihrer letzten Bedingung des Friedensabschlusses heraus, mit der der Zeit nach ersten Veranlassung der Störung des häuslichen Friedens: „Sie sei ein eben so ehrliches Weib, wie andere Weiber, welche alle Sonntage mit ihren Männern ausgehen, wie die N. und X. und C., und sie müsse sich die ganze Woche und am Sonntage bis zum Hochamt plagen, und dann gehe er seinen lustigen Brüdern nach, und sie könne zu Hause Trübsal blasen". Nach einigen noch gegenseitig vorgebrachten unwesentlichen Erörterungen gaben die Gegner dem Untersuchungsrichter das Versprechen, einander über das zwischen ihnen Vorgefallene keine Vorwürfe zu machen, ja davon nichts zu reden, Gott für die Gnade der Versöhnlichkeit, welche er ihnen gegeben, gleich nach dem Verlassen der Amtskanzlei in der Kirche zu danken, und baldmöglich zur heil. Beicht zu gehen". — Wir fügen hier noch den guten

Rath eines erfahrenen Pastoralisten bei, den streitenden Eheleuten einen Sitz anzutragen und zwar so, daß sie durch irgend einen Gegenstand (etwa den Tisch) von einander getrennt sind. Der Hitzigste wird etwas ruhiger und vernünftiger, wenn er sitzen muß./

9.

Zur christlichen Familie gehört auch das Dienstpersonale. Das Dienstbotenwesen unserer Tage gibt zu vielen Klagen und Beschwerden Anlaß, indem die Dienstboten einerseits von ihren Herrn zu sclavisch behandelt, anderseits die Herren von ihren Dienstboten durch unverschämte Bedingungen tyrannisirt werden. Die Hauptursache alles Dienstboten-Elendes ist die Zerstörung des patriarchalischen Friedens und Wohlstandes im Volke. Die unvernünftige Aufklärung, die künstliche Verführung, die unverdaute Halbwisserei verschlimmerte den Volksgeist, und ebnete dem Socialismus und der Corruption die Wege. Seitdem die Gesetze und Gewohnheiten, auf denen die alte gute Zucht beruhte, zerstört worden, darf es nicht wundern, wenn die Dienstboten zuchtlos werden. Wenn die gute alte Sitte (z. B. der Jungfrauenkrone) von der modernen Aufklärung verspottet und verhöhnt wird, so muß die ländliche Unschuld endlich verschwinden, und die Dienstboten erscheinen schon verdorben, bevor sie in den Dienst treten. Die Autorität des Familienbandes, das früher auch die Dienst-

boten umschlang, wird immer mehr gelockert; denn Geselle, Dienstbote und Gehilfe haben ja fast dieselben Rechte, wie die Eltern, Meister und Principale, und die Emancipation macht täglich größere Fortschritte, und mit ihr die Revolution. — Soll es besser werden, so muß wieder strengere Zucht und kirchlicher Sinn hergestellt werden. Das Hausrecht, die Autorität des Brodherrn und die Gemeindepolizei müssen zur Geltung kommen, ebenso die alten einfachen Volkssitten. Soll sich aber das Dienstpersonale bessern, so muß der Dienstherr mit gutem Beispiel vorangehen, und dem Unglauben, dem Egoismus und der Genußsucht entsagen. Wenn die H . . . im Staatswagen fährt (sagt Sailer), was kann das Volk davon lernen? Es ist wahnsinnig, von der dienenden Klasse Frömmigkeit und Sitte zu verlangen, während die Herrschenden sich selbst davon emancipiren. Als der französische Adel sich encanaillirte, kam das entsetzliche Gottesgericht der Revolution. Nur die Kirche ist im Stande, alle Stände untereinander auszugleichen, und den Segen des vierten Gebotes Allen zu vermitteln — den Herren wie den Dienern, und sie zur heiligen Gottesfamilie zu vereinigen.

Viertes Kapitel.

Irrgläubige.

1.

/Es ist charakteristisch, daß man dem Patriarchen des Unglaubens Voltaire zu Paris ein Monument setzen will; auch der ungeheure Absatz des frivolen Buches von Renan ist ein Beweis von der großen Macht und Stärke des antichristlichen Geistes in unserer Zeit. — Die moderne Philosophie und mit ihr die moderne Bildung überhaupt schreiten dem Abgrunde zu — man nennt es Fortschritt. Die christliche Philosophie empfahl Keuschheit der Seele und des Leibes, Erhebung des Göttlichen im Menschen über das Sterbliche, Bezähmung des Fleisches durch den Geist. Die moderne Philosophie verlangt dagegen die Emancipation des Fleisches, will die Sinnlichkeit und ihre vollste Befriedigung als das Recht des Menschen von jedem Zwange befreien. Weil der Mensch selbst und allein Gott sei, könne er sich auch nur selbst seine Rechte und Pflichten bestimmen und

ein fremdes Gebot existire für ihn nicht. Das ist der Weg von der Höhe zur Tiefe, vom Lichte zum Dunkel, vom Geist zum Fleisch, vom Adel zur Gemeinheit, von der Tugend zur Sünde, von der Anbetung Gottes zur Anbetung des Satans, wie es Proudhon bereits laut ausgesprochen: „Dieu c'est le mal". Viele aus den sog. gebildeten Klassen scheinen das erste Gebot ganz vergessen zu haben. Man merkt, daß die Leute alles Mögliche anbeten — sich selbst, ihr Geld, zuweilen noch ihre Herzensdame, öfter noch ihre Häuser, Equipagen, Pferde und Hunde, die Mode, den Ruhm, den Wein, irgend eine Liebhaberei 2c., nur nicht Gott den Herrn. Sie glauben an keinen Gott, aber jedem Gimpel auf Erden. „Ein Schurke schreibt" (sagt Young) „und 100,000 Narren glauben". Ja selbst unter den Bauern gibt es viele, denen ihr Stall voll fetter Kühe ein größeres Heiligthum ist als die Kirche. — Es ist Mode geworden, die heiligsten Wahrheiten und Gebote der Religion mit dem Zwicker im Auge und der Cigarre im Munde arrogant zu belächeln. Diese vornehme Kälte der Aufgeklärten unserer Zeit ist fast ein bedenklicheres Symptom, als die pöbelhafte Hitze der Aufgeklärten im vorigen Jahrhundert. Die Lästerer und offenen Feinde der Kirche sind übrigens immer noch besser, als die scheinheiligen Schleicher, die z. B. den Papst überreden wollen, er solle selber mit dem Zeitgeist fortschreiten, und sich mit der modernen Ci-

vilisation versöhnen. Hierin liegt die Bedeutung und Rechtfertigung der berühmten päpstlichen Encyklica.

2.

Mit dieser ungläubigen Gesinnung geht Hand in Hand Hohn und Abneigung gegen das katholische Priesterthum. Den prägnanten Ausdruck dieser Gesinnung erfand ein würdiger Landsmann des Renan in dem Buche „le Maudit“, d. h. der Verfluchte. Mit diesem Namen bezeichnet er den Priester der Kirche, der ihm ein im Finsteren nur Schlechtes brütender Dunkelmann ist. Nil novi sub sole. Die Revolution begann und vollendete ihr Werk stets mit der Vernichtung des geistlichen Standes, und mit der Aechtung der christlichen Religion. — An solche Leute dringt nicht das lebendige Wort der Predigt, es erreicht sie auch nicht der Segen der Kirche; denn sie meiden dieselbe, und wenn sie wirklich einmal sich zu einem Gebete erschwingen, so meinen sie in ihrem gelehrten Dünkel, Gott habe schon lange darauf gewartet. — Wie nun, soll der Seelenhirt derlei Individuen gänzlich ferne bleiben, soll er sie ignoriren als Solche, an denen Hopfen und Malz verloren ist? Das sei ferne. Der gute Hirt geht den verirrten Schäflein nach und sucht sie so lange, bis er sie findet. Deshalb soll der Seelenhirt die geselligen Zusammenkünfte mit Andersdenkenden nicht absolut meiden; denn man kann durch gegenseitige Besprechung viel Gutes

stiften. Wenn sich nur religiös Gleichgesinnte gesellig zusammenthun, so hört nur jeder Theil immer sich selbst, und Alle kommen stets nur weiter auseinander. — Ein Geistlicher ertheilte einem jungen sehr talentirten Knaben aus adeliger Familie Religionsunterricht. Eines Tages stellte der Geistliche die Frage: „Was würden Sie sagen, wenn Ihnen gegenüber Jemand behaupten würde: Alles, was Sie glauben, ist eine Fabel?" — Mit sanfter Röthe in den Wangen antwortete er: „Ich würde sagen: Herr, — dort ist die Thür". — Der Geistliche aber sprach beschwichtigend: „Ja, das verdiente er; aber ich würde sagen: „„Kommen Sie und setzen Sie sich"", und ich würde es versuchen, ihn eines Besseren zu belehren". Dieser Knabe ist jetzt ein hochgestellter Staatsmann. — Cardinal Wiseman sagt: „Wenn ein Blinder gegen mich anrennt, so schelte ich ihn nicht, daß er blind ist, sondern daß er sich keinen Führer nimmt, und wäre es auch ein Kind". — Es ist erstaunlich, zu welchen Beschuldigungen wider den Clerus der infernale Haß gegen die katholische Kirche Veranlassung gibt. Gleichwie man ehemals im heidnischen Rom die Christen als die Urheber jedweder öffentlichen Calamität bezeichnete, so scheint es wieder in unserer Zeit der Fall zu sein; an Königsgrätz und an dem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, an den Staatsschulden und an dem Darniederliegen der Geschäfte, an den Judenhetzen u. dgl. muß die katho-

lische Kirche Schuld tragen. Einst malte man den Fürsten das Priesterthum als schwarzes Gespenst an die Wand, das im Finstern Verschwörungen anzettle; jetzt schildert man es dem aufgeklärten Pöbel als die reaktionäre Kurbel der Fürsten zur Unterdrückung der Freiheit und des Aufschwunges. Wahrlich, die Welt ist rund!

3.

Zweifler sind eigentlich keine Irrgläubigen; denn sie ringen nach religiöser Ueberzeugung, ihre scheinbar ungläubigen Anfragen manifestiren die Sehnsucht und das Suchen nach Wahrheit. Die edelsten Geister müssen oft diesen Kampf — durch Nacht zum Lichte — durchkämpfen. Solchen soll der Seelenhirt als Wegweiser dienen, um sie aus ihrem Gedankenlabyrinth herauszuführen. M. Sailer erzählt von sich selbst, daß er in seiner Jugend eine solche Dämmerungsperiode durchmachen mußte, er zweifelte nämlich an der Wahrheit der evangelischen Geschichte. Da kam er mit einem aus Amerika zurückgekehrten Missionär zusammen, der sein Vertrauen dergestalt gewann, daß er ihm seine Zweifel mittheilte. Eines Tages erzählte ihm der Missionär einige merkwürdige Episoden seiner pastoralen Thätigkeit. Sailer staunte. „Aber glaubst du denn Alles, was ich dir erzählte?" fragte der Missionär. — „Wie sollte ich nicht glauben, Sie haben es ja selbst erlebt und selbst erzählt,"

antwortete betroffen Sailer. Davon nahm nun der Missionär Veranlassung, ihn auf die Haltlosigkeit seiner Zweifel bezüglich der Evangelien aufmerksam zu machen. Wie mit einem Blitzschlag verschwanden Sailers Zweifel und der kindlichste, seitdem nie mehr getrübte Glaube trat an dessen Stelle. — Ein junger Mann fing an, die Gottheit Jesu Christi zu bezweifeln, weil er Renan gelesen. Ein Geistlicher, dem er sich mittheilte, gab über Letzteren die treffliche Kritik: „Die alten Propheten haben Jesus Christus fünf Jahrhunderte vor seiner Ankunft besser gekannt, als Renan achtzehn Jahrhunderte später.“ Diese einfache aber geistvolle Bemerkung schlug seine Zweifel nieder, ohne daß eine lange Discussion erforderlich war. — Als Zweifler stieg ein Officier in die Katakomben hinab, als Gläubiger kehrte er zurück. — Wie viele werden durch Lectüre von ihrer lästigen Skepsis befreit. — Die modernen Naturwissenschaften bringen Viele um den Glauben; daher das Studium derselben heutzutage doppelt wichtig ist, um zu zeigen, daß Natur und Offenbarung sich miteinander ganz gut vereinigen lassen. Denkende Menschen sind über ihre Zweifel zu belehren; wer aber nicht denkt, soll sich begraben lassen. Ein guter Katholik vom Haus aus wird selten ein förmlich Ungläubiger, und ein verständiger Seelenhirt wird durch sanfte Belehrung mehr erreichen, als durch bittere Klagen und kränkende Ausfälle. — Der Gustav-Adolf-Verein ist

— in Verbindung mit den Bibelgesellschaften — seit einiger Zeit ungemein rührig, das katholische Volk in Oesterreich mit der Bibel, die nach ihrer Behauptung weiland Dr. Martinus unter der Bank hervorgeholt hatte, bekannt zu machen. — Einst brachte ein Weib eine „Bibel für Katholiken“ von Leander van Eß, welche in der Pfarre durch Handelsreisende colportirt worden war, zum Pfarrer und meldete ihm ganz bestürzt, ihr Mann habe das Buch um 70 Kreuzer gekauft, aber es scheine ihr sehr bedenklich, da ihr Mann herauslas: „Seine Mutter und seine Brüder standen draußen“ (Matth. 12, 46). Also habe Maria doch noch andere Kinder gehabt. Der Pfarrer belehrte das Weib durch mehrere Parallel-Stellen, wie dieser biblische Ausdruck häufig Anverwandte und Vettern bezeichne; verständigte sie, warum die katholische Kirche diese Ausgabe des Neuen Testamentes von diesem Verfasser nicht approbirt habe, und überhaupt keine Bibeln für das Volk ohne Noten und Erklärungen wegen der schweren Verständlichkeit der biblischen Sprache billige, kaufte ihr diese Bibel ab, und suchte durch die Schule die biblische Geschichte Schusters in Bildern zu verbreiten.

4.

Von Gott verlassen, wird das menschliche Herz trotzig und verzagt; entweder will es wie Lucifer gleich Gott sein, oder es sinkt in den trostlosen Jam-

mer des Weltschmerzes. Wer an keinen Gott glaubt, wird consequent auch gottlos leben. Es fehlt leider auch nicht an solchen Leuten unter den Pfarrangehörigen. Zur Zeit, als Renan's „Leben Jesu" erschien, besuchte der Dorfarzt aus N. seinen Pfarrer, und fragte unter anderem: „Haben Herr Pfarrer Renan's Buch gelesen?" — „Mit nichten", war die Antwort, „übrigens, wie ich aus Recensionen weiß, bringt er nichts Neues und nichts Gutes, er wärmt nur Strauß sammt Consorten auf." Der Arzt machte über diese Antwort ein verdutztes Gesicht, und erwiederte: „O ich war ganz erstaunt über dieses Buch, athemlos habe ich's gelesen, auch sehen Sie, Herr Pfarrer, Renan spricht mir ganz aus dem Herzen, seine Religion ist auch die meine." — Der Pfarrer erkannte nun freilich die religiöse Gesinnung seines Pfarräsculaps, begnügte sich aber vorderhand, denselben auf einige Gegenschriften aufmerksam zu machen, und erst nach dem „audiatur et altera pars" ein Finalurtheil zu fällen. Als der Arzt achselzuckend antwortete: „Wozu das? ich folge meinem Gewissen", hielt es der Pfarrer angezeigt, die Sache ernster zu nehmen und auf den Einwurf eingehend, sprach er: „Mit dem Glauben hört auch das Gewissen auf; es gibt so vielerlei Gewissen als es Glauben gibt; der Jude und Türke kann sich auf sein Gewissen ebenso berufen. Wo ist da die Stimme Gottes? In Glaubenssachen gibt es keine subjective Gewissensentschei-

dung. Der Pfaffe am Kahlenberg ließ einst mehrere Todtenköpfe den Berg hinabkollern und sagte zu den Umstehenden: „Sehet, sogar nach dem Tode noch will jeder Kopf etwas Besonderes, der eine rollt hierhin, der andere dorthin, viel Köpfe viel Sinne". Was der Arzt weiter gesprochen, möge hier auf sich beruhen. Wir sehen aber aus dem Beispiele, daß der Seelenhirt dem geistigen Kampfe nicht ausweicht, er nimmt ihn auf, ohne ihn zu suchen. — In ähnlicher Weise benahm sich ein Pfarrer gegen einen Beamten, welcher im Namen der Gewissensfreiheit und des intellectuellen Fortschrittes es billigte, daß Renan ungehindert verbreitet und gelesen wurde, obwohl das Strafgesetzbuch es als Religionsstörung bezeichnet, eine der christlichen Religion widerstrebende Irrlehre auszustreuen Der Pfarrer entgegnete: „Wenn einmal Renan's Travestie statt des Evangeliums Christi in den Familien gelesen wird, dann mögen Sie den Eid als unbrauchbares, überflüssiges Beweismittel abschaffen; denn man würde Ihnen, wenn Sie Bibel und Crucifix aufstellen und zum Eid auffordern, nur ins Gesicht lachen." Diesmal lachte der Beamte nicht. — Wir wollen noch einige Beispiele anführen. Ein poetischer Herr stellte einst den ungläubigen Satz auf: „Es gibt keine Hölle". Da antwortete ihm ein zufällig anwesender Priester: „Wozu hätte denn Dante seine divina comoedia geschrieben?" Dieses Argument that bei dem Poeten seine Schuldigkeit. — Ein

Anderer behauptete mit etwas genialem Anflug: „Es gibt keinen Gott, der Alles erschaffen hat.“ — Da entgegnete ein Pfarrer: „Woher kommt denn das Ei?“ Und durch den beschämenden Wettstreit, was früher gewesen sei, das Ei oder die Henne, brachte er den genial sein wollenden Gottesleugner zum Schweigen. — „Wo ist denn Gott?“ fragte hämisch ein naseweiser Student einen Pfarrer. „Sagen Sie mir, wo er nicht ist?“ entgegnete dieser, worauf die Naseweisheit schwieg. — Es ist oft mehr Arroganz im Unglauben als Ignoranz. „Wir leben im 19. Jahrhundert und dieses fordert Religionsfreiheit“, perorirte eine Stentorstimme. „Immerhin“, entgegnete ein Geistlicher, „aber nicht Religionslosigkeit; die völlige Freiheit des Glaubens führt consequent zu dem Götzendienst, zu Menschenopfern und noch weiter, denn der Psalmist sagt: Dii gentium daemonia (Ps. 95, 5). Als in Folge der Aufklärung kein Eidschwur mehr gehalten wurde, sagte selbst der voltairisch gesinnnte Friedrich II. zu seinem Minister: „Schaff' er mir Religion in's Land.“ — Wenn der Seelenhirt durch derlei Antworten den Ungläubigen auch nicht bekehrt, so macht er ihn doch nachdenkend; die Bekehrung ist ein Werk der Gnade. Die Erfahrung lehrt, daß das Samenkorn solcher Gespräche erst später heilsame Früchte trägt, und daß man dem Geistlichen nach vielen Jahren dafür dankte. Es gilt hier das persische Sprichwort: „Ein weiser Tadel richtet mehr aus bei

dem Weisen, als hundert Stockschläge bei dem Narren." — Manchmal mag allerdings auch eine derbe Zurechtweisung stattfinden, wie dieß z. B. im Jahre 1848 einem emancipirten Unterlehrer (damals hießen sie noch Gehilfen) passirte, der im Gasthause sich vernehmen ließ: „er wundere sich, wie man die Dummheit von der Dreifaltigkeit noch den Kindern beibringen müsse," worauf ihm der Wirth, ein Mann von altem Schrot und Korn, dergestalt die Leviten las, daß jener alsogleich das Fersengeld nahm. Auf einen groben Klotz — ein grober Keil.

5.

Religionsspöttern ist es nicht um Belehrung zu thun, daher schon die hl. Schrift sagt: „Wer einen Spötter belehren will, thut sich selber Unbild an (Sprichw. 9, 7). Religionsspötter sind entweder ganz kleine Geister, die mit ihrem Witze glänzen wollen, oder mittelmäßige Geister, die nachbellen, wenn der erste Hund im Dorfe zu bellen beginnt, oder wahrhaft böse Geister. — Alban Stolz vergleicht sie mit einem Kamelzuge, den ein Esel anführt und unterscheidet drei Klassen: 1. Schlimme, 2. Enthusiasten, 3. Bornirte. — Demgemäß wird auch der Seelenhirt eine verschiedene Methode beachten müssen, wenn er von derlei Leuten auf's Korn genommen wird. Kurze, beschämende, witzige Antworten — argumenta ad hominem — sind hier das Beste.

Als Jemand in einer Gesellschaft über die Kirche loszog und behauptete: „Die Geistlichen haben die Feiertage eingeführt“, katechisirte ein Pfarrer ganz ruhig: „Wie heißt das dritte Gebot Gottes?“ — Ein gereister Student sprach prahlend: „Ich glaube nur, was ich sehe; Gott sehe ich nicht, also“ —. Ein Domherr antwortete ihm: „Haben Sie Ihren Verstand schon gesehen? Dann erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie keinen Verstand haben.“ — Ein Schneider spöttelte: „Ich würde gern Ostern halten; aber zu sagen: Ich armer sündiger Mensch, das widerstrebt meinem Gefühle.“ — „Nun, wenn das Alles ist, so wäre abzuhelfen“, bemerkte der Pfarrer, „sagen Sie: ich übermüthiger Schneider.“ Das machte diesen ernst, und richtig kam er seitdem öfter zur hl. Beicht. — Eine protestantische Dame sagte stichelnd zu einem katholischen Priester, „sie bedauere ihn ob der Schande, daß ein katholischer Priester den Erzbischof Sibour getödtet habe.“ Dieser gab zurück: „Madame, jenes Verbrechen betrübt mich tief, wundert mich aber nicht, weil ich seit M. Luther weiß, wessen ein schlechter Priester fähig ist.“ — Der geniale Sebastian Brunner ist in caustischen Antworten auf Spottreden ein wahrer Meister. So erzählte er gelegentlich der Versammlung katholischer Gelehrter in München, daß ihm bei einer Tabl d'hôte ein Herr sagte, „er habe durch Studien herausgebracht, daß die Welt 40 Millionen Jahre bis zu ihrem jetzigen

Bestande brauchte", worauf ihm Brunner ernst erwiederte: „Trinken Sie noch eine Halbe, vielleicht thun Sie es dann mit 39." — In Wien, wo ihm bekanntlich die Juden nicht sehr hold sind, zischte ihm einer zu: „Saupfaff!" — „Haben Sie etwas darauf erwiedert?" fragte ihn Jemand. — „Nein," darauf Brunner, ich sagte nur: „Saujud". — Ein Pfarrer wurde an einem Fasttage von einem Bibelfesten gehänselt, indem dieser die Worte citirte: „Nicht, was in den Mund eingeht" ꝛc., worauf jener laconisch versetzte: „Ja freilich, Adam hat wahrscheinlich mit dem H. in den Apfel gebissen." Die Antwort war allerdings nicht ästhetisch, aber wie sich's gebührte. — Einen Witzling durch Gründe überzeugen ist eine ebenso undankbare Arbeit, als ein Echo durch verstärkten Ruf zum Schweigen bringen wollen; beide werden immer das letzte Wort behalten. Höchstens unter vier Augen kann man später eine Belehrung versuchen, und auf das Aergerniß hinweisen, das Religionsspötter geben, oder von dem tragischen Ende so mancher Religionsspötter erzählen; z. B. ein Spötter über die Immaculata stürzte in S. vom Pferde bei der Statue Mariens und blieb todt. — Ein apostasirter Priester starb am Jahrestage seines Abfalles zu Capua. — Ein Bursche tanzte auf dem Altare — ein Stein fällt und zerschmettert ihn. — Einem Familienvater starb seine Tochter. In Folge dessen überkam ihn ein förmlicher Haß gegen Gott, und er brach in die schrecklichsten

Gotteslästerungen aus, ja ging so weit, die hl. Bildnisse von den Wänden und Mauern herunterzureißen. Aber er trieb das Aergerniß nicht lange; denn wenige Stunden darauf fühlte er wüthende Schmerzen in den Eingeweiden, und hauchte in kurzer Zeit unter schrecklicher Verzweiflung die Seele aus, ohne noch die Sacramente empfangen zu können. — In dem Bonifaciusblatte erzählte ein Missionär folgende Thatsache: „In einer Stadt meines Missionsbezirkes war ein Mann, der zur Zeit des Rongeschwindels vom Glauben abgefallen war. Lange hatte ich versucht, den Verirrten wieder zu gewinnen. Endlich sprach er zu mir: „Ja, ich will wieder kommen, denn dieses Leben gefällt mir selber nicht; aber ich habe Vieles verlernt und weiß nicht mehr recht, wie ich beichten soll." Dafür ist Rath! Ich hatte glücklicherweise einen Katechismus und ein Gebetbuch in der Tasche, die ich ihm gab. Beim Abschied versprach er mir, daß er das nächste Mal, wenn ich Gottesdienst hielte, beichten wolle. Nach 14 Tagen kam ich, um Gottesdienst zu halten, ging um 7 Uhr in die Kirche und wartete bis 9 Uhr. Er kam nicht, auch nicht in die Kirche. Nach dem Gottesdienste suchte ich ihn auf. Siehe da, er begegnete mir! „Aber warum sind Sie nicht gekommen? ich habe zwei Stunden auf Sie gewartet!" — „Entschuldigen Sie, ich war nicht rasirt, mein Barbier ist ausgeblieben." — „Ei was, das ist keine Entschuldigung. Sie konnten auch mit dem Barte beich-

ten; ich erwarte Sie das nächste Mal ganz zuverlässig.“ — „Ja, ganz sicher, antwortete er, verlassen Sie sich darauf.“ Aber er kam nicht zum Unterricht, und als ich beim nächsten Gottesdienste ihn wieder erwartete, blieb er wiederum aus. Nach einiger Zeit erzählte mir ein Katholik, daß der Unglückliche vom Hause herabgestürzt sei und das Genick gebrochen habe. Er hatte die Gnade, die Gott ihm mehrmals angeboten, verscherzt.“ — Ja wohl, Gott läßt seiner nicht spotten.

6.

Irrgläubige sind nicht nur Jene, welche zu wenig, sondern auch Jene, die zu viel glauben. Unglaube und Aberglaube sind Dutzbrüder, denn der aversio a Deo folgt die conversio ad creaturas. Zuletzt werden die Leute so aufgeklärt, daß sie nur mehr an Gespenster glauben — der Apostel nennt sie superstitiosiores (Apostlg. 17, 22). Der Aberglaube findet sich bei ungebildeten und gebildeten Leuten. Ein Geistlicher fand zufällig beim Besuche einer Gichtkranken ein auf einem ganzen Bogen geschriebenes Gebet, durch welches man 70 Gichtkrankheiten vertreiben kann. Ferner ein 8 Seiten starkes und zu Köln am Rhein gedrucktes und mit dem Titel: „Tobias-Segen“ versehenes Schmierwerk, vermengt mit Gebeten. Seite 4 stand Folgendes: „Jesus Christus † Tmex Nostrius † Christus Te emia Nollius †

Gr. Ristemosca † genisa. Dieß Zeichen ist gut für alle heimliche Feinde; wer dieß auf der rechten Seite trägt — kann mit der Hilfe Gottes ohne Beicht und Buße eines glückseligen Todes sterben". — „Außer diesen sind darin enthalten noch verschiedene andere kräftige Zeichen im Kaufen und Verkaufen; gegen giftige Pestilenz, Hex= und Zauberei, Hagel, Blitz und Donnerwetter, Feuersbrunst, Diebe, Mörder und Straßenräuber." Ein Schusterweib theilte dieses Gebet an einem Wallfahrtsort den Pilgern aus und sagte, wenn man diesen Zettel bei sich hat, und an der rechten Seite trägt, dürfe man ohne Beicht zur h. Kommunion gehen! Der Curatklerus sollte allwärts, besonders aber auf Kirchweihen und Wallfahrtsorten auf die fromme (?) Waare der Krämersleute ein wachsames Auge haben. — Ich habe selbst eine Collection derlei absonderlicher Dinge angelegt, um damit ein lichterlohes Auto da fè zu veranstalten. Darunter waren: Ein bewährter Diebs=Segen (gedruckt zu Znaim in diesem Jahre), ein Romanusbüchlein, die sieben Himmelsriegel, das goldene Vaterunser, ein Wunderbrief, Fraisbrief, und weiß Gott was noch — lauter Palliative gegen das Donnerwetter, gegen Wasser= und Feuergefahr, gegen Pest und fast sogar gegen das Sterben, denn man kann den Todestag zwölf Tage früher wissen!! — Hieher gehört auch das sog. „Wenden", euphemistisch Sympathie genannt, wohl nur eine andere species der

superstitio. Oder ist es glaublich, daß das „Wurmtödten“ durch die Worte erfolgt: „Gott ist ein guter Ackersmann, er ackert drei Würmer, der 1. ist blau, der 2. gelb, der 3. roth, so sind die 3 Würmer todt. Im Namen“ ꝛc. — Aber es hat geholfen! Ja, aber wer half? Die Ordination eines solchen Wunder-Doctors bestand in der Angabe einer Anzahl von „Vater unser“ ꝛc., die so und so oft und so und so vielmal des Tages — je nach der Schwere des Falles! zu beten waren, und seine ärztliche Weisheit gipfelte und wurzelte in dem wundersamen Ausspruche: „Thun's, was ich sage, irgendwo wird's die Krankheit hinausschmeißen, wo, das weiß ich nicht“. Wer hilft also? Die Wissenschaft nicht, die Religion auch nicht, sondern der Humbug oder die Dummheit. — Hieher gehört auch das gefährliche Coronagebet, in welchem folgende Wunderbarlichkeit vorkommt: „O h. Jungfrau Corona, ich armer Sünder ermahne dich durch deine bittere Marter, so du um Gottes Willen gelitten, du wollest mich mit deiner Hilf begaben, nämlich mit 9900 Ducaten guter gangbarer Münze von dem Gut, so Jesus Christus dir unterthänig gemacht, denn ich bin dessen höchst bedürftig“. — Manche Gattung frommen Volks-Aberglaubens ist allerdings von unschuldiger Natur, und mehr eine poetische Täuschung; aber wer zieht die Gränze des Erlaubten und Unerlaubten? In einigen Gegenden herrscht bei Vermählungen die Sitte, daß der Bräu-

tigam das Rosmarinkränzlein, welches ihm die Brautjungfrau auf den Scheitel gesetzt hat, nach der Einsegnung alsogleich sich selbst herabnehmen muß. Da ereignete es sich denn in einer Pfarrkirche, daß die Braut ihrem Gesponsen zuvorkam, ihm das Kränzlein vom Kopfe nahm und behielt. Das nahm sich der Einfältige so zu Gemüthe, daß er meinte, er sei nun gänzlich in der Gewalt seines Weibes, das mit ihm nach Willkühr verfahren, und ihn sogar in ein schwarzes Schaf verwandeln könne. Die Folge war eine höchst unglückliche Ehe und die Ehescheidung. — Eine Braut sollte heirathen und bestellte sich den Brautkranz in einem Gewölbe, wo eben ein Todtenkranz verfertigt wurde; nun bildete sie sich ein, daß sie bald sterben müsse, und wollte darum nicht heirathen. Ein Geistlicher, den sie consultirte, tröstete sie mit den Worten: „Wer das glaubt, ist so dumm, daß er vor Dummheit nicht sterben kann". — Noch immer herrscht in vielen Gegenden die Furcht vor dem bösen Blicke und vor dem Verschreien, welches als gleich gefährlich gilt in der Kinderstube wie im Viehstalle; auch das sogenannte Verhexen oder Anthun eines Uebels ist unter dem Landvolke noch tief eingewurzelt, und wird wohl nicht leicht ganz auszurotten sein, wenn auch unsere künftigen Volkslehrer lauter Naturforscher und Doktoren der Philosophie sein sollten.

7.

Der Aberglaube findet sich aber ebenso grell bei den Gebildeten. Wie Viele, wenn sie gefragt werden, wie es ihnen gehe, antworten: „Gut, unberufen“. (Durch letzteres Wort wollen sie abwenden, daß ihnen etwas Uebles wiederfahre.) — Manche Leute würden keinen Bissen essen, wenn 13 bei Tisch sitzen, weil Einer davon bald sterben müßte. Wie beschämend ist für Solche die Tafel der 13 Apostel alljährlich am Gründonnerstag zu Rom! — Viele Feingebildete fangen nichts an einem Freitag an, weil das (der Todestag des Herrn) ein Unglückstag (!) sein soll. — Was soll man erst sagen von den schreibenden Tischen, welche die Zukunft orakeln, und von dem Psychographen des Spiritismus, jenes Medium, durch welches die Geister der Vergangenheit sprechen? Ein Geistlicher, der darüber um sein Urtheil gefragt wurde, gab zur Antwort: „Wo muthwillige, bösartige, irreligiöse und über das Bereich des Natürlichen hinausgehende Fragen gestellt werden, da ist der Dämon gewiß dabei — denn in diesem Genre ist er zu Hause. Unsere Zeit, die in jeder Hinsicht sich zum Außerordentlichen neigt, ist diesen außergewöhnlichen Erscheinungen sehr hold, und es ist merkwürdig, daß gerade die Aufgeklärteren und Gebildeten denselben am meisten huldigen. Les extrêmes se touchent. Ein Stück Holz gilt als eine gewichtigere Autorität, als

der Katechismus der Kirche. So lange die Sache nur eine gesellige Spielerei bleibt, mag sie hingehen; allein bei dem ungezügelten Hang des Menschen zur Neugierde ist bald die Gränze überschritten, wo das Spiel aufhört, Spiel zu sein. Im Allgemeinen läßt sich daher gegenwärtig nur rathen, sich an den schreibenden Tischen so wenig als möglich zu betheiligen, besonders wenn man etwas nervöser Natur ist. Die Unglücksbeispiele mehren sich täglich, und die Folgen werden um so greller und trauriger sich zeigen, wenn das dämonische Spiel auch auf's Land sich verbreitet. Es darf darum gar nicht wundern, daß bereits mehrere Bischöfe das Tischschreiben ihren Gläubigen verboten oder doch energisch widerrathen haben". — Der berühmte Amerikaner Home producirte sich im Geisterbeschwören in den Tuillerien. Tische erhoben sich, Stühle, auf welchen Personen saßen, wurden gedreht, Thüren schlugen auf und zu, die Lichter erloschen und zündeten sich wieder an — jedenfalls mehr als Taschenspielerei. Als Home in Rom Katholik wurde, reichte ihm Pius IX. das Crucifix zum Kusse mit den Worten: „Das ist unser Zauberstab". Home entsagte auch auf Zureden seinem Dämonismus, fiel aber bald wieder zurück — der Teufel läßt seine Leute nicht so leicht los. — Uebrigens soll man den Teufel auch nicht an die Wand malen. Manche dem Teufel zugeschriebenen Wunderdinge erscheinen heutzutage nicht mehr als solche. Reichenbach hat z. B. durch sein

Od eine ganze Reihe von wunderbaren Erscheinungen für die Naturerfahrung erobert. Nichtsdestoweniger aber wird die letzte Gränze zwischen Geist und Materie nie gefunden werden. Man kann viele optische Täuschungen durch Luftspiegelungen, krankhafte Zustände, narcotische Mittel erklären, aber das Gebiet der Ahnungen, Visionen 2c. bleibt dennoch dunkel. Am besten ist es, neutral zu bleiben. Wer wird (wie Justinus Kerner) an biertrinkende Geister glauben, und wen eckelt nicht der Zopf jener ordinären Schulmeisterbücher zur Dämpfung des Aberglaubens an? Man soll weder mit den Rationalisten über Alles lachen, noch wie die Mystiker sich von Gespensterfurcht anschauern lassen. — Jedenfalls lag in dem alten Volksglauben, den die moderne Schulmeisterei als katholischen Aberglauben verwirft, eine tiefe practische Volkspädagogik. Wenn z. B. das fromme Bauernweib die Gräber mit Weihwasser bespritzt, mit der Hoffnung dadurch den armen Seelen im Fegfeuer eine Kühlung zu verschaffen, so ist das ein so zartes Mitleid und wirkt so wohlthätig auf die Seele des Weibes zurück, daß es philisterhaft wäre, wenn man ihr einen Vorwurf aus ihrer Liebe machen wollte. — Der Aberglaube in Bezug auf das Vieh ist ursprünglich durchgängig auf eine verständige Behandlung des Viehes berechnet; ganz ebenso der Aberglaube der Kinderstuben auf eine richtige Behandlung der Kinder und auf ein geeignetes Verhalten der Kinder selbst.

So z. B. wenn man ein Messer mit der Schneide nach oben auf dem Tische liegen lasse, verwunde es einen Engel, der unsichtbar im Zimmer schwebt; dieser Volksglaube erinnert das Kind, das Messer nicht auf eine so ihm selbst gefährliche Weise auf dem Tische liegen zu lassen. Ein anderer Aberglaube: man soll ein unschuldiges Thierchen, wie etwa das Rothkelchen nicht tödten, weil sonst die Kühe rothe Milch geben, ist nicht unvernünftig, sondern erinnert das rohe Volk mitleidig mit unschädlichen Thieren zu sein. — Der Volksaberglaube ist sinnreicher, als der Aberglaube der Gebildeten, welcher wie eine epidemische Geisteskrankheit Tausende festhält, die das geoffenbarte Wort Gottes verlachen. Da lobe ich mir den bescheidenen Volksaberglauben, dem doch wenigstens die Ahnung von etwas Vernünftigem zu Grunde liegt. — Endlich darf man nicht alles Außerordentliche, z. B. die Wirkungen des Magnetismus, als Aberglaube verwerfen, sondern soll das Urtheil der Wissenschaft und der Kirche überlassen.

8.

Der katholische Seelenhirt ist gegen Andersgläubige nicht gleichgiltig, weil er eben für alle Seelen, die auf der Welt sind, besorgt sein soll. Es blutet ihm das Herz, wenn er Viele herumirren sieht auf der Weide des Unglaubens und der Häresie. Wird er deßhalb ein stürmischer und hitziger Proselyten-

macher sein? Nichts desto weniger. Er befolgt den Rath des h. Augustin, der da sprach: „Preces et lacrymae sunt arma Ecclesiae“, und fügt zu diesen Waffen noch das Schwert des göttlichen Wortes und die offen flatternde Fahne hinzu, auf der sein reiner priesterlicher Lebenswandel geschrieben steht. Schon die heilige Weihe bringt es mit sich, daß der Priester alles Gehässige vermeide, und Personen und Lehrsätze strenge von einander scheide. — Er verschmäht die Waffen leidenschaftlicher Rhetorik, sie vertragen sich schwerlich mit der christlichen Liebe, die wir stets auch Andersgläubigen schulden. Ein katholischer Priester wird es wohl nie mit einem Chorführer der negativen Richtung aufnehmen können, wenn es sich darum handelt, die gegensätzlichen Zustände und Personen mit leidenschaftlichem Pathos in möglichst dunkle Schatten zu stellen oder parteiische Lichtgemälde von den eigenen zu entwerfen. Auf diesem Felde wird der Ruhm der Meisterschaft ewig den negativen Geistern zufallen, gleichwie auch ihre Schlagwörter, weil auf die menschliche Eitelkeit und Sinnlichkeit berechnet, viel leichter zünden. So lange zwischen Confessionen ein Haß besteht, ist keine Aussicht auf brüderliche Vereinigung; im Gegentheile — das noch gemeinsam klingende Prädicat christlich ist eher Ironie als Wahrheit, und sollte (weil Christenthum und Haß sich gegenseitig ausschließen) vielleicht besser unchristlich heißen. — Allerdings gibt es viele Protestanten,

die nur durch die Macht der Gewohnheit und Erziehung in ihrer Confession festgehalten werden, im Stillen aber eine sich selbst unklare Hinneigung zur katholischen Kirche fühlen. Das richtige Benehmen gegen Solche ist, in allen Puncten ganz und recht katholisch sich zu erweisen. Manche Geistliche glauben sich den Protestanten gefällig zeigen zu müssen, indem sie ihre eigene Kirche und die katholische Wahrheit theilweise verleugnen; allein durch solche Zugeständnisse erweist man Protestanten, die auf dem Wege zur Kirche sind, den schlimmsten Dienst. Unsere Sache ist, mit Liebe und Entschiedenheit den katholischen Glauben und das katholische Leben zu beleuchten und zu rechtfertigen, und für die Rückkehr der Getrennten beharrlich zu beten. — Schlegel sagte: „Man solle jeden Protestanten als einen zukünftigen Katholiken halten und behandeln". In einer Zeit, wo Christenthum und modernes Heidenthum miteinander um die Existenz ringen, ist es gewiß nicht gut, wenn gläubige Katholiken und gläubige Protestanten einander blind anfeinden, und sich gegenseitig zu unterdrücken trachten; es ist vielmehr dringend nöthig, daß sie gemeinschaftlich gegen einen viel schlimmeren Feind wie im Phalanx kämpfen. Als Katholik muß man die Wiedervereinigung der protest. Confessionen mit der katholischen Kirche wünschen. Der Vereinigungspunkt mit ihnen ist uns in der gleichen Liebe zu Christus gegeben, und es wird auch gewiß der Tag

kommen, wo wir mit den getrennten Brüdern wieder Hand in Hand im Hause Gottes wandeln werden. Aber nicht das Gebet allein hilft zu diesem Ziele, sondern Christus wirkt durch seine Glieder, durch uns. Vor Allem ist es nöthig, daß unser gläubiges Leben mehr in die Oeffentlichkeit trete, wir sollen uns unserer Gebräuche nicht schämen oder um der Andersgläubigen willen sie geheim halten; denn die eigene Ueberzeugung zu bekennen und die fremde zu ehren, ist allein wahre Toleranz. Wer zu uns übertreten will, muß bei uns etwas Besseres sehen, als in seiner Confession; denn wenn er keinen Unterschied des Lebens und Handelns zwischen Katholiken und Protestanten wahrnimmt, so wird er nicht hoffen können, durch den Uebertritt etwas zu gewinnen.

9.

In der Regel sind wir Katholiken viel toleranter, als die Akatholiken gegen uns. Wir lassen uns zehn Mal schimpfen, bevor wir es ein Mal thun, obwohl es besser wäre, wir unterließen es auch dieses Mal. — Es sind goldene Worte, welche der selige Cardinal Diepenbrock in einem seiner Hirtenschreiben an die Gläubigen sprach: „Vergiftet nicht die traurige Wunde, die seit drei Jahrhunderten durch das Herz der Christenheit und durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft; vergiftet sie nicht auf's Neue durch Zank und Hader, streuet nicht in dem Wahne, sie zu heilen, den Höllenstein des Fana-

tismus hinein, und holet nicht aus der alten Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen verbitternder Polemik hervor — damit der traurige Spalt im deutschen Vaterlande nicht noch mehr ausgeweitet, und in dieser Zeit des Krieges Aller gegen Alle das weltversöhnende Kreuz nicht zum Zeichen des Kampfes werde. Nur im Frieden und in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständigung Einigung, nur in der Einigung Heil. Um Frieden und Einigung flehet ja täglich die katholische Kirche in ihren heiligsten Gebeten. Die edelsten Geister haben darnach gerungen. Was aber der vergangenen Zeit nicht gelungen, es kann und soll und muß der künftigen aufbehalten sein. Alles mahnt zu dem großen Werke. Blickt um Euch! Eine gewaltige Zeit naht heran, ein neues Siegel wird gelöst am Buch der Weltgeschicke." — Christoph Schmid erzählt in seinen Erinnerungen (IV. 275), daß demselben Cardinal einst ein protestantischer Landprediger für seinen ersten bischöflichen Hirtenbrief dankte, und Eingangs sich entschuldigte, daß der Brief eines evangelischen Landgeistlichen ihn ja nicht unangenehm berühren möge. Diepenbrock antwortete: „Wie kann dies der trauliche Händedruck eines Biedermannes?" Das ist noble Toleranz! — Der Protestantismus ist vom Hause aus mehr aggressiv. Das grellste Beispiel bietet Oesterreich. Trotz der den Protestanten eingeräumten großen Rechte klagen und hetzen sie unauf-

hörlich, ja es scheint fast dahin kommen zu wollen, daß die immense Majorität der Katholiken unbehindert von der protestantischen Minorität täglich geschmäht und gekränkt werden darf, während katholische, kirchlich redigirte Journale und Schriften nicht vorsichtig genug sein können, um etwa nicht die religiösen Gefühle der „gleichgestellten Protestanten und Juden" zu verletzen. — Das englische Parlament würde mit Verachtung eine Zumuthung zurückweisen, daß kraft eines Gesetzes die Grundsätze der Hochkirche dem katholischen Gesetze zu weichen hätten. Sollen die Katholiken sich als die Heloten Europas bekennen? — Wie von Seite der Protestanten die Religionsfreiheit aufgefaßt wird, beweisen die Gewaltmaßregeln des großen Rathes der freien Schweiz gegen die Katholiken des Landes. Im Canton Tessin wurde z. B. ein Geistlicher gestraft, weil er den St. Rochustag gefeiert; ein anderer, weil er an diesem Tage mit dem Allerheiligsten den Segen gespendet hatte, wieder ein anderer, weil er das Fest U. L. F. vom Carmel gefeiert hatte. Wegen der Feier des Maimonates im eigenen Hause wurde der Hauseigenthümer um 10, jeder Theilnehmer um 4 Franken gebracht. Eine Wittwe mußte 4 Franken zahlen, weil sie im eigenen Hause die seligste Jungfrau durch Gesänge verehrte. In allerneuester Zeit geht die Regierung mit dem Plane um, jeden Unterschied zwischen Geistlichen und Laien aufzuheben. Jede Wahl zu einer kirchlichen

Würde soll nur auf drei Jahre gültig sein; nach Verlauf derselben wäre um neue Bestätigung bei der Regierung nachzusuchen, und für dieselbe eine Taxe zu entrichten. Ha, das heiße ich eine Musterwirthschaft freiheitlicher Kirchenzustände. Was wollt ihr? Die Kirche ist frei — vogelfrei! — Angesichts dieser Tyrannei — kann man es den Katholiken nicht übel nehmen, wenn sie vor solcher Freiheit erbangen und an ihren Rechten festhalten. Ist Letzteres nicht eine Gewissenspflicht? — Mit dieser confessionellen Tyrannei geht Hand in Hand eine wahrhaft grandiose Proselytenmacherei durch den Bibelhausirhandel, die Tractätchenwirthschaft und den Gustav-Adolph-Verein. In den Rheinlanden existirt sogar ein eigener Bund zur Beschützung und Beförderung von Uebertritten aus der römischen Kirche. Und doch mußte der selige König Wilhelm von Preußen gestehen: „Manches gute Schaf ist seinem Pastor entlaufen; die aber zu uns herüber kommen, sind meistens Böcke“. Und ein unparteiischer Mann machte mit Recht die Bemerkung: „Franz Xaver hat mit Einer Bibel eine halbe Million bekehrt, wir mit einer Million Bibeln kaum Einen.“ Beda Weber rief als Stadtpfarrer von Frankfurt derlei pietistischen Krämern zu: „Geht lieber zu den Heiden als Christusleugnern, als daß ihr Gläubige durch Sünde zum Abfall verlocket.“ Indeß bleibt das alte Vorurtheil gegen Rom, und selbst die gerechte Anerkennung des Katholischen

scheint verderblich. Prof. Plitt in Bonn mußte öffentlich widerrufen, weil er anständig vom Papst gesprochen hatte; dagegen wird Schenkel in Heidelberg, der die Gottheit Christi öffentlich leugnet, als Kirchenvater gepriesen. Man würde es einem Protestanten verzeihen, wenn er sich zum Islam bekennen würde, aber niemals den Uebertritt zur katholischen Mutterkirche. Wo ist da gleiches Recht für Alle?

10.

Die katholische Kirche verbietet directe Proselytenmacherei, und sie nimmt auch Niemand unter ihre Glieder auf, der nicht hinreichende Bürgschaft seiner gläubigen Ueberzeugung und werkthätigen Liebe gibt. — Eine Protestantin wollte wegen einer Heirath mit einem Offizier katholisch werden. Der Geistliche fragte sie, was ihr am Protestantismus mißfalle oder in der katholischen Kirche gefalle, und ob sie von der Unfehlbarkeit der Kirche unterrichtet sei? Da sie hierüber nichts Passendes zu sagen wußte, gab er sich nicht weiter mit ihr ab. — Es ist überhaupt ein großer Unterschied zwischen Katholisiren und Convertiren. Viele neigen zum Katholicismus hin, aber es fehlt ihnen die Grundbedingung des katholischen Glaubensbekenntnisses — der Glaube an die unfehlbare göttliche Autorität der Kirche; sie stehen zur Hälfte in, und zur Hälfte außerhalb der Kirche. Der Katholik hat keine Vorstellungen von den Schwierigkeiten, die

ein Protestant zu überwinden, von den Opfern, die er zu bringen hat, ehe er den entscheidenden Schritt in die Mutterkirche zurück wagen kann. Welche Macht üben oft die äußeren Verhältnisse: Umgebung, Gewohnheit, Tradition der Familie u. dergl. Eine Conversion kann durch Studium, Nachdenken, äußere Einflüsse und Eindrücke angebahnt, aber nicht vollendet werden, sie ist ein Werk der Gnade. Mancher kommt langsam zaudernd, ein Anderer plötzlich — einer erwachten inneren Stimme folgend — gleichsam mit zwingender Gewalt zum Vaterhause zurück. Eine herrliche Illustration dieser Behauptung — zugleich eine vortreffliche Apologie der katholischen Kirche in Beispielen — sind Rosenthal's Convertitenbilder (Hurter, 865), etliche Hundert Biographien mit den verschiedensten Kämpfen und Siegen, Hindernissen und Rufen der Gnade. — Wie viele Conversionen fallen in Rom vor, oft ohne alle geistliche Vermittlung, nur durch den Anblick des daselbst sich kundgebenden katholischen Lebens und Strebens. Eine Protestantin stellte sich Pius IX. vor, der zu ihr sagte: „Beten Sie, damit Gott Ihnen die Gnade der Erkenntniß verleihen möge; dies ist das erste und einzige Mittel, zur Wahrheit zu gelangen; die Controverse befördert nichts — dabei ist Hoffart und Eigenliebe; Gott will, daß wir demüthig glauben; das Gebet ist das große Heilmittel." — Eine Protestantin, deren Mann katholisch war, fühlte eine große Neigung zum Katholicis-

mus. Als sie den Eltern den Wunsch zu convertiren kundgab, drohten ihr diese mit allem Möglichen und griffen endlich zu dem verzweifelten Mittel, sie zu zwingen, das protestantische Abendmahl — gegen ihre Ueberzeugung zu nehmen. Zitternd und bebend geht die Tochter, kommt aber zurück — als „Wahnsinnige.“ Und was dieses Resultat um so schmerzlicher macht, es war die Erfüllung einer elterlichen Verwünschung, die im fanatischen Eifer oft gerufen: „Lieber sollst du verrückt werden als katholisch!“ Als sie nun aber den elenden Zustand ihrer Tochter sahen, da erschracken sie. Alle ärztliche Hilfe blieb gegenüber einem so furchtbaren Unglücke erfolglos. — Zuletzt verlangten die Eltern selbst nach dem katholischen Priester, den sie früher mit den schrecklichsten, gröbsten Aeußerungen belegt. Sein Erscheinen wurde der Kranken eine Veranlassung und Gelegenheit, daß sie wieder einmal laut und herzlich betete. Mit dem Beten schien sich die Fieberhitze zu mildern, das Bewußtsein sammelte sich und hielt sich krampfhaft an den Trost, daß die Eltern nunmehr die Einwilligung gegeben. Wie aus einem Traume erwachte sie heiter zum neuen Leben, und dankt nun täglich Gott für das erhabene Glück, ein Kind der Kirche zu sein. — Aber fallen nicht auch Manche vom katholischen Glauben ab? O ja. Aus Opposition gegen die Kirche entstand der sog. Deutschkatholizismus — die freie Kirche aller Lichtfreunde. Ronge, von Haus aus ein

unwissender Poltron, machte Reisen nach allen Richtungen, um bei veranstalteten Zweckessen gegen die katholische Kirche zu toastiren. Allein mit dem Schmausen, Redehalten und Sichselberloben wurde nicht viel ausgerichtet — es war viel Lärm um Nichts, ein dick aufgerüttelter Staub auf der Landstraße, aber kein Bergsturz, kein Erdbeben — eher eine Comödie. Bischof Arnoldi von Trier sagte in einem Hirtenbriefe sehr richtig: „Was Satan zum Verderben der Kirche ersinnt, das lenkt oft der weise und gütige Gott zum Besten seiner Kirche.“ Und er behielt Recht. Die ganze Bewegung lief zu Schimpf und Schande Derer aus, die sie begonnen — und siegreich bewährte sich die Macht des alten katholischen Glaubens; daher auch Jemand den Deuschkatholizismus mit einer Seelenmesse verglich, bei der das Gloria, Credo und der Segen fehlt. — Damit soll allerdings nicht behauptet sein, daß der Unglaube unserer Zeit besiegt sei; wohl aber, daß der Unglaube, wie mächtig er auch als Negation ist, doch nichts Positives zu schaffen vermag. Gelänge es auch der Revolution, die Kirche auf's Furchtbarste zu erschüttern, sie wird — die Geschichte beweist es — dennoch nicht untergehen, sondern nach dem Sturm nur um so herrlicher wieder erstehen. Nach der französischen Revolution kostete es keinen Tropfen Blut, die Kirche wieder herzustellen, nachdem ein Meer von Blut vergossen worden war, um sie zu zerstören.

11.

Wenn Millionen Unirte durch die russische Knute aus ihrer Kirche hinausgetrieben werden, wenn die katholische Kirche in Polen und Irland unter dem schweren Druck einer systematischen Verfolgung Jahre hindurch bis auf den heutigen Tag Unerträgliches dulden muß, so kümmert sich keine Presse und kein Staat darum. Aber als einmal ein Judenkind durch eine fromme christliche Magd getauft wurde, ging ein Erdbeben durch ganz Europa, und die tausendstimmige Presse wurde nicht müde zu reclamiren; kurz es war ein Lärm, als ob der Weltuntergang bevorstünde, wenn dem Judenkinde diese Taufe nicht wieder abgewaschen würde. — Dieß wäre kaum denkbar ohne das nicht zu leugnende Factum, daß die Juden die öffentliche Meinung beherrschen. Das ganze in den verschiedensten Variationen vorgebrachte Geschrei nach vollständiger Emancipation der Juden, d. h. Gleichberechtigung mit den Christen, ging von den Juden selbst aus, welche die öffentliche Meinung — wie den Curszettel für die europäischen Börsen machten. Würde man eine allgemeine Abstimmung veranstalten, bei welcher Jeder ehrlich ohne Furcht seine Meinung erklären könnte, so würde wohl eher das Resultat zu Tage kommen, man sollte die Juden davon jagen, als die Liebeserklärung, daß man sich glücklich fühle, sie als ganz gleichberechtigte Brüder umarmen zu können.

— „Die jüdische Race", sagt Nicolai (in seinem Werke Die Juden und der deutsche Staat, Berlin 1861) „identificirt sich nie mit dem Volke, unter dem sie lebt, sondern bildet als jüdische Gemeinde stets einen Staat im Staate, gemäß I. Mos. 26, 3 und 17, 15. Ihre Religion ist die Religion des Vortheils. In der Hand des Juden verwandelt sich jede Frage in eine Geldfrage. Der Jude cultivirt eine Wissenschaft, eine Kunst nicht ihrer selbst wegen, sondern um damit zu schachern. Daher auch der allgemeine Widerwillen seit Jahrhunderten her gegen die Juden." Wir fügen bei, daß es lobenswerthe Ausnahmen gibt, besonders unter den orthodoxen Juden, die wie eine lebendige Erfüllung der Prophetien unter uns herumwandeln; daß aber die sogenannten Reformjuden, welche gar nichts glauben, und nur die Zerstörung des verhaßten Christenthums im Auge haben, eine wahrhaft häßliche Erscheinung sind. — Ob die Emancipation, womit der liberale Staat sie beglückte, sie mit den Christen in eine conforme Masse verschmelzen wird, ist abzuwarten. Leider ist viel jüdisches Element auf die Christen selbst übergegangen, z. B. das wucherische Ausbeuten der Arbeit, der Einfalt und des Unglücks Anderer, die Tyrannei des Capitals und der Speculation, jenes Grundübel unserer Tage, welches man gleichwohl unter der Firma der freien Concurrenz als das Ideal der Civilisation aller Welt empfiehlt. — Im Mittelalter entlud sich

der Judenhaß in grausamen, nie zu billigenden Judenexcessen, die jedoch stets ihren Hauptgrund im socialen Elend hatten, das die Juden durch Wucher u. s. w. veranlaßten. Der katholische Seelsorger wird derartige Pöbelausbrüche, falls sie sich in unserer Zeit erneuern sollten, energisch mißbilligen, nach Kräften die entfesselte Leidenschaft beschwichtigen, deren Ausbruch verhindern und die beängstigten Gemüther zu beruhigen suchen. Mit Umsicht, Geduld und väterlichem Ernste wird er die Gläubigen belehren, warnen, bitten und beschwören, damit Anlässe zu Unruhen im Keime erstickt, und die Gläubigen vor Sünde und Unglück bewahrt werden. — Indeß hat es fast den Anschein, als ob bald die Christen um religiöse Duldung bei den Juden betteln müßten. Sie, die Juden, dürfen in Poesien, Theatern und Zeitungen über katholische Institute lästern und spotten; wenn aber einmal ein Christ gegen die Juden sich äußert, so erbraust sogleich die „öffentliche Meinung" über Störung des religiösen Friedens und der Gleichberechtigung. Quos ego! sed motos praestat componere fluctus!

Fünftes Kapitel.

Sünder.

1.

Die h. Katharina von Siena äußerte sich einst: „Ein guter Priester, geschmückt mit Gerechtigkeit, Liebe und Demuth, gleicht einem fleißigen Gärtner; er reißt die Dornen und das Unkraut der Sünde aus, um statt ihrer die duftenden Blumen der Tugenden zu pflanzen". Das erste Nothwendige also ist die Bekehrung der Sünder. Ein eifriger Seelenhirt sieht darin sein Lieblingsgeschäft, gleich dem göttlichen Hirten, der ja selbst sagt, daß er gekommen sei, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Welch himmlische Freude ist es, eine Seele zu retten. Ein frommer Missionär sagt: „Wenn schon Eine für den Himmel gewonnene Seele vor den Augen Gottes einen höheren Werth hat, als alle irdischen Güter und Reichthümer dieser Welt, so sind mir alle meine Missionskosten und Reiseplagen mehr als tausendfältig vergolten; darum bringt mir schon auch der

geringste Seelengewinn mehr Trost und Freude für mein Herz, als wenn ich die schönste Goldmine entdeckt oder die theuersten Edelsteine gefunden hätte, weil ich die geretteten Seelen einstens in der himmlischen Verklärung und in ewiger Freude zu sehen hoffe". — Um einen Sünder zu bekehren, muß ihm der Seelenhirt auf eine sanfte Weise, aber mit Ernst die Schwere seiner Sünden, das Elend seines gegenwärtigen Zustandes, die Gefahr ewig verloren zu gehen, den Undank gegen die Wohlthaten Gottes, den Mißbrauch seiner Geduld u. s. w. zeigen, und ihn zum Empfang des h. Bußsacramentes vorbereiten; denn (sagt der h. Augustinus) der Anfang der guten Werke ist die Beicht böser Werke. Manchmal helfen ihm dazu äußere Umstände, wie z. B. eine Krankheit, ein Glück oder Unglück, ein sog. Zufall. Uebertriebene Strenge nützt dabei ebenso wenig, als eine Strafpredigt; es ist viel heilsamer, unter vier Augen mit dem Sünder zu sprechen, und mit theilnehmender Milde das Elend seiner Seele zu beklagen. Sailer sagte zu einem jungen Menschen, der eine Lästerzunge hatte: „Du hast einen bösen Zahn, der muß heraus". — Ein Priester empfahl einem Leichtsinnigen, ein Crucifix anzusehen und einen Vergleich mit sich anzustellen; und der Unterschied zwischen Jesus und ihm (dem Sünder) wurde der Anlaß seiner Bekehrung. — Manches Herz ist so zart, daß man es blos am Aermel zupfen darf, und schon geht es in sich. Es kommt

nur darauf an, wie man eine Sache angreift. Der h. Bernard begegnete einst einem Bauer und sie kamen auf das Gebet zu sprechen. Als sich Bernard über seine Zerstreutheit im Gebete beklagte, meinte der Bauer: „Das passire ihm nie". — „Ei", versetzte Bernard, „da möchte ich doch wetten, daß du kein Vaterunser ohne Zerstreuung beten kannst; ich setze mein Pferd ein, das ich reite". — „Angenommen", rief freudig der Bauer. Und er begann sogleich: „Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme" — (da unterbrach er sich und sagte:) „aber den Sattel auch dazu". Die Wette war verloren, aber die Erkenntniß der eigenen Schwäche war gewonnen.

2.

Es braucht nicht jeder Priester ein Leo der Große zu sein, der den Attila bezwang, er braucht nur in Einfalt des Herzens zu wandeln, und den Muth eines unbefleckten Gewissens und des Gottvertrauens im Herzen zu tragen, und er wird selbst die verhärtetsten Menschenseelen zu erweichen und wie Wasserbäche zu lenken vermögen; es wird an ihm mystischer Weise wahr: „Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem." — Der ehrwürdige P. Franz Galuzzi aus der Gesellschaft Jesu, der in Rom um das Jahr 1731 im Rufe der Heiligkeit starb, wirkte besonders im heili-

gen Bußgerichte unbeschreiblich viel Gutes, und war in Gottes Hand ein Werkzeug, wodurch zahllose Seelen dem ewigen Verderben, dem sie schon nahe standen, entrissen wurden. — Einmal kam Galuzzi zu einem Gefangenen, der ganz rasend sich geberdete, und bei dem weder gute Worte noch Drohungen etwas ausrichteten. Da wendete sich Galuzzi mit Weinen und Flehen zu Gott, und betete wie Moses: „O Herr! verzeihe diesem unglücklichen Menschen, oder streiche mich aus dem Buche der Lebendigen!" Nachdem er einige Zeit so in Inbrunst und Vertrauen gebetet hatte, stand er auf, ging auf den Verbrecher zu und nahm ihn in seine Arme. Da war plötzlich sein Starrsinn gebrochen; er beichtete mit großem Schmerze seine Sünden, und war nun ganz bereitwillig, sich dem Tode als wohlverdienter Buße zu unterwerfen. — Der sel. Redemptorist Hofbauer erzählte seinen Freunden folgende Episode aus seinem Leben: „Ich besuchte in Wien einen kranken Soldaten, der, obwohl von Leiden gemartert, dennoch mit Abscheu gegen alle Priester erfüllt war. Mit bitterem Hohne rief er mir zu: Komm her, Pfaff, ich reiß dir die Augen aus dem Schädel! Ich kam ihm durch Liebe und Sanftmuth bei, er bekehrte sich, bereuete seine Worte und schenkte mir sein volles Vertrauen." — Es handelt sich nur um die pastoralkluge Anwendung des paulinischen: „Insta, obsecra — opportune, importune". Ein Pfarrer hatte

einen ausgedienten Soldaten in seiner Pfarrei. Als Viehhirt angestellt, besuchte er äußerst selten den Gottesdienst, führte ein wüstes Leben und kam nie zur h. Beichte. Der Pfarrer bemühte sich öfter, den Verirrten auf den rechten Weg zu bringen, aber dieser floh sorgfältig seine Nähe. Da begegnete ihm der zur Kirche gehende Pfarrer zufällig am Neujahrstage, und dieser versprach ihm eine Neujahrsremuneration, wenn er Nachmittag kommen wolle, denn jetzt habe er kein Geld bei sich. Richtig erschien Nachmittags der Viehhirt, und der Pfarrer setzte ihm eine in Bereitschaft gehaltene Weinflasche vor. Allein jener sprach: „Ich will mich nicht setzen, ich muß noch gehen.“ — „Ei, das wird nicht so eilen, ein Glas Wein ist schnell getrunken, setzt euch doch“ (er reichte ihm 4 Groschen). — „Ich danke.“ — „Ihr habt wohl eine große Heerde?“ — „O ja.“ — „Wie viel Stück zählt ihr?“ — „150.“ — „Das ist viel. Verliert ihr nicht hier und da eins oder das andere Stück?“ — „O ja, das geschieht bisweilen.“ — „Was macht ihr, wenn ein oder das andere Stück sich von der Heerde verliert, laßt ihr es verloren sein?“ — „O nein, damit würden die Leute schlecht zufrieden sein, es muß gesucht werden, bis man es findet, und soll auch eine ganze Woche über'm Suchen hingehen.“ — „Das ist recht und gefällt mir. Aber muß nicht ein Jeder, der eine Heerde hat, es so machen?“ — „Das soll ich meinen, sonst ist er ein schlechter Hirt, der

seine Kost, die ihm die Leute geben, nicht verdient." — „Ist das euer Ernst?" — „Ganz Ernst." — „Nun seht, auch wir Geistliche sind Hirten, wir sollen wachen, daß uns kein Schäflein von unserer Heerde verloren geht." Da stand jener auf und wollte gehen. „Noch einen Augenblick, denn ich habe ein wichtiges Wort mit euch zu sprechen. Auch wir, sage ich, haben eine Heerde, die uns von Gott anvertraut ist. Weh uns, wenn ein Schäflein, das sich verloren hat, durch unsere Schuld nicht zur Heerde zurück kommt. Und ein solches verirrtes Schäflein seid ihr." Hier erhob sich die Sprache des Seelenhirten, in einem feierlichen Ton und mit Begeisterung redete er dem Betroffenen in die Seele, stellte ihm den Tag des Gerichtes und den gerechten Gott von der einen Seite, und von der andern seine Liebe und Erbarmung gegen den reuigen Sünder lebhaft vor Augen, verkündigte ihm sein Loos, was ihn in der Ewigkeit unfehlbar erwarten würde, wenn er von seinem Sündenleben nicht abstehe, drang in ihn, bat und beschwor ihn, Gott nicht länger zu widerstehen. Der Soldat wurde alsbald todtenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Nach vierzehn Tagen fand er sich im Beichtstuhle ein. — Die Liebe wird jeden Seelsorger, dem es um das Seelenheil der ihm Anvertrauten ernstlich zu thun ist, erfinderisch machen, und ihn die verschiedenen Wege, auf denen die Verirrten wieder zurückgeführt werden können, am besten kennen lehren. Bei

Rohen und Unwissenden muß man mehr auf das Gefühl, bei Gebildeten mehr auf den Verstand zu wirken suchen.

3.

Genuß (und Gewinn) ist das Losungswort der Zeit. Wie sehr der Leichtsinn um sich greift, beweisen die Taufbücher mit den ominösen leeren Rubriken. Sagt ein Geistlicher etwas dagegen, so heißt es: „Er versteht das nicht." Es gibt Gegenden, in welchen nur eine solche Person Aussicht auf Heirathen hat, die schon ein Kind gehabt, und wo die Jungfrau als Jungfrau angesehen wird, wenn sie einen Buben und kein „Dirndl" geboren. In Hauptstädten — diesen moralischen Spitälern — wird „im Interesse des Gesammtwohls" die Frage der Prostitution als eine ganz offene mit allem Ernste behandelt, und die Zeitungen plaidiren dafür, indem sie das Sittengesetz einer überspannten Strenge zeihen. (Daß solche Leute, welche sich mit Wärme um die Lustdirnen annehmen, die Ordensfrauen nicht lieben können, ist begreiflich). Ueber das erbärmliche Treiben der Demi-Monde geben die Gerichtsverhandlungen manchmal schonungslose Sittenbilder. — Einst war die öffentliche Volkssitte ein starkes Gegengewicht gegen die öffentliche Unsitte. So z. B. blieb in manchen Gegenden der Kirchweihbaum so lange stehen, bis ein uneheliches Kind geboren ward. Der jungfräuliche Kranz durfte

nur von wirklichen Jungfrauen getragen werden. Allein die Wahrung dieser Volkssitte gilt in unserer aufgeklärten Zeit als mittelalterlicher Zopf, ja unter Umständen selbst strafbar. So wurde einst einer gefallenen Braut, welche die Frechheit hatte, mit dem jungfräulichen Ehrenkranze zum Altare zu gehen, von den darüber empörten unverdorbenen Mädchen des Dorfes der Brautkranz herabgerissen, wofür die aufgeklärte Polizei in sittlicher Entrüstung sie schonungslos auf etliche Tage verurtheilte. Ein solches Gesetz ist sicher nicht im Volksgefühle begründet. — Nach der einstimmigen Meinung der Moralisten läßt sich den geschlechtlichen Neigungen eher vorbeugen, als abhelfen. Als Socrates einst einer frechen Athenienserin begegnete und diese zu ihm sagte: „Du lehrst wohl umsonst deine Schüler so vieles von Religion und Tugend — ich will nür, und sie fallen alle ab", antwortete Socrates: „Ich glaube dies, denn es ist leichter bergab als bergan zu laufen." Eine alte Wahrheit, die sich tausendfach alltäglich wiederholt. Ach, wie viele Erfahrungen erlebt der Seelenhirt auf diesem Felde seiner Thätigkeit! Es ist aber auch eine pastorale Erfahrung, daß in jenen Gemeinden, in welchen das Sittlichkeitsgefühl im Punkte der Keuschheit wach gehalten wird, die geschlechtlichen Sünden sich mindern, und daß dem Laster der Unzucht nichts mehr Vorschub leistet, als wenn der Seelsorger den „stummen Hund" macht. — Ein Pfarrer war sehr böse

auf Mütter, die außer der Ehe geboren hatten; er ließ sie später citiren, und empfing die Zagenden mit dem stereotypen Gruße: „Du L.... bist du da!“ Ob bei solcher Behandlung eine Besserung erfolgte? — Ein anderer Pfarrer ging ruhiger zu Werke, indem er die gefallene Person folgendermaßen ansprach: „Du hast dich der Unkeuschheit ergeben, dadurch deine jungfräuliche Ehre eingebüßt und Gott schwer beleidiget. Du mußt also nicht meinen, mit der ausgestandenen Schande vor der Welt sei nun alles wieder gut. Nein, noch liegt die schwere Sündenschuld auf deiner Seele, und die kann mittelst der Verdienste Jesu nicht anders getilgt werden, als durch Reue und Beicht; sonst ist für dich kein Segen Gottes mehr in der Zeit, und kein Heil in der Ewigkeit. Ein wahrhafter Büßer aber sucht auch seinen Fehltritt nach Kräften gut zu machen; denn ohne das wäre er's gar nicht. Als wahrhaftige Büßerin wirst du also deine Mutterpflicht erfüllen, und für dein Kind gewissenhaft Sorge tragen, und wirst alle Mühe dabei und alles sonstige Kreuz und Zurücksetzung im Geiste der Buße demüthig und stillschweigend hinnehmen — das ist eine von Gott selbst auferlegte Genugthuung — wirst dich von öffentlichen Lustbarkeiten zurückziehen, dem Mitschuldigen sagen: „Ich will von nun an ein rechtschaffenes Leben führen“, und auf solche Art Sorge tragen, daß du nicht wieder auf's neue in's frühere Lasterleben zurückfallest. O nur das nicht! Darum

meide die Gelegenheit — fange wieder an, recht herzlich zu beten — du weißt es jetzt aus eigener Erfahrung, wohin die Lauheit im Gebete und Empfang der heil. Sacramente führt." Mit solchen ernsten und liebreichen Worten wies er uneheliche Wöchnerinnen zurecht, und duldete nicht, daß ledige Personen Pathenstelle vertraten bei Taufen unehelicher Kinder, oder liederliche Weibspersonen aus fremder Pfarre in seiner Pfarre ihr Wochenbett hielten; denn, sagte er, „je mehr solche Fälle vorkommen, je mehr uneheliche Kinder in einer Pfarre sich finden, desto mehr sinkt die Achtung der Keuschheit." — Leider herrscht auch schon auf dem Lande die Gepflogenheit, daß geprüfte Hebammen aus Egoismus eine Gebäranstalt errichten, bei denen auch fremde Dirnen ihr Wochenbett abhalten, von ihren Liebhabern besucht werden u. s. f. — Ein Pfarrer pflegte, um einigermaßen sein Mißfallen vor dem außerehelichen Zusammenleben zu erkennen zu geben, keine Einladung zur Hochzeit anzunehmen von Brautleuten, die sich früher schon vergangen hatten; ebenso weigerte er sich, bei der Taufe eines unehelichen Kindes ein Taufgeschenk anzunehmen. — Der sel. Bischof Wittman besuchte als Pfarrer von R. einst arme Leute in einer Dachstube. Nach einigen Fragen über das häusliche Leben und die Zufriedenheit der Leute wendete er sich an den trotzig aussehenden Mann und sagte: „Habt ihr noch immer nur ein einziges Bett?" Kurz und derb antwortete

dieser: „Freilich, das sehen Sie ja, daß wir kein anderes haben.“ Halb unwillig, halb betrübt, sprach der eifrige Priester mehr in sich hinein: „Es ist nicht recht, es ist halt nicht recht, es muß anders werden.“ Noch trotziger versetzte der Mann: „Das ist einmal nichts Unrechtes, und wird nicht anders und kann auch nicht anders sein.“ Vater und Tochter lebten hier zusammen. Nun sprach er an die verlegene Tochter einige rührende Worte über das Aergerniß, die Versuchungen des bösen Feindes u. dergl., wendete sich wieder an den Mann und sagte: „Nun wenn ich's nicht ändern kann, Gott wird es ändern, gelobt sei Jesus Christus.“ Er verschaffte der Familie noch ein zweites Bett, um den Unfug abzustellen.

4.

Allgemein wird die nachhaltige Bekehrung eines Gewohnheitssäufers als sehr schwer, ja sogar als auf gewöhnlichem Wege unmöglich, als Wunder der Gnade bezeichnet. Doch Todeskrankheiten, die einen gewissen Ekel vor geistigen Getränken zurückließen, und die Erbarmungen der göttlichen Gnade haben oft auch Säufer wirksam gebessert; leider nur zu Viele verharren aber in diesem Laster bis zum Lebensende. Ein Glück für sie ist es noch, wenn sie nicht eines gähen Todes sterben, was häufig zu geschehen pflegt. — Mit gesunden Trunkenbolden verfuhr ein tüchtiger Pfarrer in sehr ernster Weise. „Kam ein leicht-

sinniger Gewohnheitstrinker", so schilderte er es selbst, „zur h. Beicht, so hielt ich es für meine Pflicht, ihm nach vorausgeschickter ernster Belehrung die Lossprechung ohne weiteres auf einige Zeit, innerhalb welcher er Beweise seiner Besserung geben sollte, zu verschieben; und ich muß sagen, daß die Verschiebung der Absolution eine größere Wirkung machte, als die eindringlichsten Verweise. Manche wurden dadurch so ergriffen, daß eine wirkliche Besserung erfolgte und sie dankbar gestanden, daß sie erst dadurch auf die Größe ihrer Sünde aufmerksam wurden. Bei einem Weibe, das durch ihre Trunkenheit die größte Unordnung im Hauswesen anrichtete, und schon so weit gekommen war, daß sie manchmal geistesverwirrt wurde, aber im nüchternen Zustande tief über ihre Leidenschaft sich betrübte, bin ich endlich nach vielen andern vergeblichen Bemühungen dadurch zum Ziele gelangt, daß sie auf mein Anrathen eine Lebensbeicht ablegte, gleich darauf eine Wallfahrt machte, und vor dem Bilde der Mutter Gottes das Gelübde aussprach, nie mehr geistige Getränke zu sich zu nehmen. Und der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen; sie ist bereits durch viele Jahre ihrem Versprechen getreu geblieben". — Daß man also in besondern Fällen durch das Gelübde der Mäßigkeit, wenn anders der Pönitent dazu disponirt ist, eine sichere Besserung erzielen könne, läßt sich nicht in Abrede stellen, und wird durch die ungeheuren Erfolge der Mäßigkeitsvereine

bewiesen. — Es ist schauderhaft, wie die Branntweinpest um sich greift, seit die leidige Gewerbefreiheit und die Rührigkeit der Kinder Israels im Brennen und Schenken des Fusels alles Maß übersteigt. Selbst schon Kinder tragen heimlich die ersparten Kreuzer in den Schnapsladen, die einfältige Mutter stillt mit Branntwein die Säuglinge, um sie einzuschläfern; eine gerichtliche Pfändung nach der andern hat in Branntweinschulden bei dem Juden ihre Entstehung, Säuferwahnsinn und Selbstmordmanie nehmen in erschreckender Weise überhand. O möchten doch Regierungs- und Finanzmänner in ihren Bureau's nebst den Geschäftskalendern und statistischen Tabellen auch den Kalender für Zeit und Ewigkeit vom J. 1845 öfters zur Hand nehmen und überlesen, was der erfahrene Alban Stolz in unübertrefflichen Worten von der Vergiftung ganzer Generationen und Völkerstämme spricht; sie würden es nicht übertrieben finden, wenn er unter anderm schreibt: „... Mit Schnaps die Leute hundertweis in ein frühes Grab locken, und mit Schnaps zahllos viele Männer und Weiber und Kinder vergiften, das wird gestattet; von diesem Gift darf in den Schulen nichts gelehrt werden. Ja der Staatsschatz zieht noch seinen Profit mit diesem Gifthandel; je mehr Menschen mit Schnaps zu Grunde gerichtet werden, desto mehr Accisseinnahme vom Brennkessel. Ein Mausloch wird verstopft, damit der Feind nicht in die Stadt eindringe;

hingegen das Stadtthor läßt man wagenweit aufgesperrt". — Gegen die herrschende Branntweinpest hat man in manchen Gegenden mit gutem Erfolg die Mäßigkeitsvereine eingeführt. So wird aus der Stadt B. in Schlesien erzählt, daß der Pfarrer des Ortes, der über die Abhaltung eines Jahrmarktes am Festtage Mariä Lichtmeß empört war, feierlich die Enthaltsamkeit proclamirte, um dadurch der verletzten Ehre Mariens eine Art Genugthuung zu leisten. Die Physiognomie des Volkes hat sich seitdem auffallend geändert, und die religiöse Anregung erreichte ihr Ziel gegen menschliche Voraussicht und Erwartung ohne geistigen und physischen Zwang, ohne Beihilfe irgend einer Obrigkeit, und trotz allen Widerstandes, den ihr das Mißtrauen und der Eigennutz, der Spott und die Bosheit, die Schwäche und die Unentschlossenheit der Menschen entgegensetzte. — In alten Zeiten herrschte die Gewohnheit, Abends eine sogenannte Sperr- oder Lumpenglocke läuten zu lassen. In einem alten Pfarrvisitationsprotocolle las ich, daß sich im vorigen Jahrhundert die Senatoren und alle Bürger einer Stadt beschwerten, daß der Pfarrer nicht erlaube, bei einbrechender Nacht die Thurmglocke zu läuten, was doch von jeher so Sitte war, und durch welches Glockenzeichen „omnibus bibulis et heluonibus" bezeichnet werde, nicht länger im Gasthause zu verbleiben, da alle Thore der Stadt gesperrt würden. Wenn jetzt ein Pfarrer einführen möchte,

um was damals die Bürgerschaft bat, und was der Pfarrer abschaffte!!

5.

Ueber die Sonntagsschänder möge ein pastoraler Nothschrei hier Platz finden, wie ich ihn irgendwo mit der Ueberschrift: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort" (Jerem. 22) gelesen: „Das Gebot Gottes: Du sollst den Feiertag heiligen, wird von dem größten Theile unseres Volkes mit Füßen getreten. Geht auf die Felder, die Gott gesegnet, sie sind voll von Sonntagsarbeitern. In den Werkstätten wird gesägt, gehobelt, geschmiedet, geschustert und geschneidert von Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Die Läden stehen offen; die Mühlen und Fabriken gehen Tag und Nacht. Es wird aus- und eingefahren am Sonntage, allen Gesetzen der Obrigkeit zum Trotz. Die Wirths- und Lusthäuser sind voll. Die Straßen und Eisenbahnen wimmeln von Solchen, die dem Vergnügungs-Götzen dienen. Die Kirchen Gottes sind leer. Sechs Tage haben wir in der Woche zur Sorge und Arbeit für das Irdische und Vergängliche, den siebenten aber sollen wir ganz vorzüglich zur Sorge für das Seelenheil, für das Ewige anwenden, wir sollen ihn heiligen Gott dem Herrn. Was geschieht aber? Wegen des Tanzes versäumt man den nachmittägigen Gottesdienst und die Hausandacht. Da wird dann bis spät in die Nacht

hinein mit Spiel und Tanz und Nachtschwärmen und Unmäßigkeit, und mit einem Wust von Sünden in Gedanken, Worten und Werken der Sonntag beschlossen. Höre, du armes, verblendetes Volk! Du hast deinen Sonntag — und damit deinen gnädigen Gott, deine wahre Wohlfahrt und Frieden verloren. — Ihr Fabrikbesitzer, ihr reichen Arbeitsgeber und Meister, hört! Es ist unbarmherzig, den armen Dienstleuten und Gesellen ihren Sonntag zu nehmen, und sie dadurch zu Sclaven zu machen. Ihr Arbeiter und Gesellen, hört! Es hat Niemand das Recht, euch euren lieben Sonntag und damit eure Ruhe, Gesundheit und Frieden zu stehlen. Laßt die paar elenden Groschen Sündengeld fahren. Sonntagsarbeit und Lohn bringt keinen Segen. Wie gewonnen, so zerronnen. Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte! Der Sonntagsarbeiter ruinirt sich und seine Familie an Leib und Seele. Er erniedrigt sich unter das Thier und wird bloße Arbeitsmaschine. Wer sich aber zu seinem Gott ehrlich bekennt und den Sonntag heiligt, wird wahrhaftig glücklich und von Gott gesegnet sein — und weiter kommen. Gott wird ihm Brod geben. An Seinem Segen ist Alles gelegen. Was sind aber die Folgen der Sonntags-Entheiligung? Zank und Streit und Unordnung in den Familien. Wundert euch nicht, ihr Eltern, die ihr das 3. Gebot verachtet, wenn eure Kinder das 4. auch nicht halten. Woher Armuth und Elend? Wo-

her die schändliche Unzucht, liederliches Wesen, Verachtung der Obrigkeit, Stehlen, Lügen und Betrügen? Antwort: Aus der Verachtung der Predigt und des göttlichen Wortes. Gott ist gerecht! Er straft Sünde durch Sünde! Es ist jedem verständigen Christen klar: Wenn unser Volk nicht bald sich bekehrt zu dem lebendigen Gotte, und ihm an seinem Sonntage nicht wieder die Ehre gibt, muß und wird er kommen mit seinen Strafgerichten. Er hat noch Hagel und Blitz, Feuers- und Hungersnoth, Krieg und Cholera für die, welche seine große Liebe verachten; aber auch reichen Segen, Frieden und Freude für Alle, welche Ihn ehren und lieben. Wer Ohren hat zu hören, der höre!" — Wir fügen noch das Wort Chateaubriands hinzu: „Zerstört den Gottesdienst des Evangeliums, und ihr werdet in jedem Dorfe eine Polizei, Kerker und Henker nothwendig haben". Natürlich! Wo der Gehorsam und Respect vor Gott fehlt, da wird er — trotz aller liberalen Fortschrittsideen und neumodischen Volksfeste — auch vor dem liberalen Staate fehlen. Das Reich Gottes auf Erden ist nur möglich durch das Gottesreich.

6.

Der Seelenhirt ist der geweihte Friedensstifter und Friedensrichter in seiner Gemeinde. Von manchen Geistlichen wird dies als eine besondere Gabe gerühmt, z. B. vom h. Johann a Facundo: „Miri-

fica dissidentes componendi gratia decoratus". Wie viele Streitigkeiten vermag der Seelsorger im Keime zu ersticken, wie viele Feindseligkeiten beizulegen, wie viele Processe zu verhindern. Ein Pfarrer schlichtete einen Streit zwischen zwei Bauern, indem er ihnen ein Bild zeigte, auf welchem zwei Männer an einer Kuh zogen, der eine beim Kopf, der andere beim Schweif, während der Advocat schmunzelnd da saß und die fette Kuh melkte — eine drastische Illustration des alten Sprüchleins: „Duobus litigantibus tertius gaudet". — Derlei Genrebilder aus dem Gemeindeleben gibt es genug. Mitunter auch Enttäuschungen. — Eine Frau klagte einst über ihren Mann, daß er Alles vertrinke. Der Pfarrer besuchte den Mann, seines Zeichens ein Schuster, und da die Frau gebeten hatte, sie nicht zu verrathen, so nahm er einen schönen neuen Goffine mit und schenkte ihn dem Schuster, daß er und die Kinder an Sonntagen etwas zu lesen haben, was besser sei als in den Wirthshäusern trinken. Der Mann dankte sehr und der Pfarrer ging heim, wie jener gute Hirt, der sein verlorenes Schäflein wieder gefunden. Aber wie sehr erschrack er, als er nach einigen Tagen bei einem reichen Bauern denselben Goffine auf dem Tische sah! Der Schuster hatte das Buch gegen Schnaps umgetauscht, unter dem seichten Vorwande, daß er das Lesen nicht erleiden möge, weil er den Spiegel (die Brille) verloren. — Besser erging es

einem Pfarrer im folgenden Falle. Ein einäugiger Raufbold, der jeden Sonntag im Wirthshause Händel anfing, schlug einst seinen Nachbar blutig. Der Pfarrer ließ ihn rufen, und sprach zu ihm unter anderm: „Denkt doch an das Aergerniß, das ihr vor der ganzen Gemeinde gebt. Ihr habt gestern bös Unrecht gethan. Thut mir den Gefallen und geht zum Nachbar hinüber, und bittet ihn, er wolle doch die Sache nicht weiter kommen lassen; bietet ihm eine Entschädigung an, und dann kommt, ich will vermitteln, wenn es noch etwas zum Vermitteln gibt". Der so Angeredete besann sich eine Weile, lief dann raschen Schrittes auf das Haus des mißhandelten Nachbars zu und in dasselbe hinein, wo die Aussöhnung glücklich zu Stande kam. Der Pfarrer gab ihm dann noch den guten Rath, künftighin an Sonntagen das Wirthshaus zu meiden, und aus dem Raufbolde wurde eines der bravsten Pfarrkinder. — Um Frieden zwischen Feindseligen zu stiften, bedarf der Seelenhirt selbst eines edlen und friedlichen Gemüthes. — Nach dem Tode des seligen Jesuiten Petrus Canisius fand man unter seinen Schriften ein Buch, worin er diejenigen notirt hatte, für welche er besonders betete. Unter diesen befanden sich vorzüglich jene Häretiker, welche die Jesuiten auf's Heftigste anfeindeten. Auf ähnliche Weise betet auch mancher Seelsorger für jene Schafe und Böcke seiner Heerde, welche ihm am meisten abgeneigt sind, und ihm ihre Bosheit bei je-

der Gelegenheit fühlen lassen, sei es durch üble Nachrede und Aufhetzung, sei es durch Beschädigung an seinem Habe und Gut; oft ist es schon gelungen, dadurch feurige Kohlen auf das Haupt eines Feindes zu sammeln. Gelingt es aber nicht, so vergegenwärtigt er sich immer den Spruch des weisen Erasmus:

„Hoc scio pro certo, quoties cum stercore certo,
Seu vinco, seu vincor, semper maculor“.

Um die unzarten Berührungen der Welt gar nicht zu spüren, müßte man nothwendig mit einer Elephantenhaut zur Welt kommen. — Ein ehemaliger Patrimonialbeamter wurde einer unbedeutenden Differenz wegen ein abgesagter Gegner seines Seelsorgers; nicht nur bei der Gutsherrschaft, sondern auch bei den Gemeindegliedern suchte er ihm Feinde zu erwecken, und überall seinem Wirken entgegen zu arbeiten. Der Seelsorger dachte sich, vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo ich einen Stein auf ihn werfen kann. Und sie kam, die Zeit; denn der Verwalter erhielt unerwartet die Entlassung von seiner Dienstherrschaft und kam mit seiner Familie in Noth. Aber der ehemalige angefeindete Ortsseelsorger bemühte sich jetzt für die Versorgung der Kinder, ließ es auch nicht an heimlicher Unterstützung der Familie fehlen, bis der Vater wieder einen Dienst erhielt. Das war der Stein, womit der Priester seinen Feind warf — und er hat sein Ziel erreicht.

Sechstes Kapitel.

Halbbekehrte.

1.

Bei Bekehrten wechselt Kummer und Freude. Der h. Johannes von Kreuz sagt, daß die ersten Tage des geistigen Lebens Tage des Schmerzes sind, oder vielmehr schwere und finstere Nächte. Viele sind nur halbbekehrt. Sie sagen wohl oft und laut: „Es reuet mich von ganzem Herzen", ohne daran zu denken, daß sie nicht im Besitze ihres ganzen Herzens sind, weil es noch an den alten Schwächen hängt. Es ist nicht so leicht, den alten Menschen ganz auszuziehen, und einen neuen Menschen anzuziehen. Viele, die sich Christen nennen, hegen und pflegen sittliche Schwächen und Gebrechen von Jugend auf, ohne deren Unrecht zu erkennen, z. B. kleinliche Gesinnung, Gier nach eitlen Dingen, Stolz auf nichtswerthe Dinge, Liebhaberei an nichtigen Beschäftigungen, Plagerei anderer und seiner selbst ꝛc. Unzählige wissen sich über ihre nächsten Umgebungen nicht sittlich zu

erheben; Collegen, Eheleute zanken sich jahrelang, ohne zu merken, daß sie entweder beide Unrecht haben oder daß es ihnen gelingen müßte, sich über die Gemeinheit der Situation christlich zu erheben. Solchen ist das Buch: „Die kleineren Unvollkommenheiten der Christen im Weltleben“ von Baudin, Generalpräses des Vereins vom h. Vincentius v. Paul, Köln 1864 sehr zu empfehlen. — Freilich werden Moralien nicht gern gehört und gelesen; was überall geschieht, nimmt man sich auch nicht sonderlich zu Herzen. Es tritt dann eine Windstille ein, welcher nicht selten ein Sturm, d. i. der alte Kampf mit der kaum überwundenen Leidenschaft — und die Niederlage folgt. Das Beispiel der Heiligen, die so muthig und beharrlich kämpften, ist ein treffliches Schutzmittel gegen diese geistige Trägheit. Die Erkenntniß der eigenen Unvollkommenheit fördert die Demuth, und diese das Streben nach Vollkommenheit. — Gerade bei solchen Seelen ist die geistliche Führung nothwendig. Man muß zur rechten Zeit und in der rechten Weise mahnen, rathen, ermuthigen, helfen. — Wie bewunderungswürdig war der Seeleneifer des h. Ignatius Loyola, der von sich sagen konnte: „Wenn ich tausendmal in einem Tage sterben könnte, wollte ich tausendmal den Tod gerne ausstehen, um einer einzigen Seele zu helfen.“ — Ein frommer Priester sagte einst zu einer halbbekehrten Seele: „Was hast du von einer kurzen Lust?

Bist du nicht getauft, hast du vergessen, was du Gott versprochen? Erfasse das Crucifix, suche einen Kranken, einen Bettler auf, kämpfe mit Muth, verleugne dich selbst — und du wirst siegen.“ — Ein schönes Beispiel priesterlicher Sorgfalt wird uns auch von dem h. Petrus Furerius erzählt. Dieser leitete unter andern auch eine Person von hoher Tugend und Frömmigkeit. Bis in ihr zweiundzwanzigstes Jahr wandelte diese Seele wie ein unschuldiger Engel in Mitte eines verderbten Geschlechtes. Doch nun fing sie an, sich zu zieren und alle Eitelkeiten der Welt mitzumachen. Das Gebet, die h. Sacramente, vorher der Trost ihres Herzens, wurden ihr zur Last und Bitterkeit, so daß sie sogar ihren frommen Seelenhirten zu verlassen gedachte. Als sie nochmals zu ihm kam, um dankend von ihm Abschied zu nehmen, gab er ihr einen verschlossenen Zettel in die Hand und sprach: „Geh nochmals in die Muttergotteskapelle, wo du täglich zu beten pflegtest, erbrich dort diesen Zettel und lies ihn von Wort zu Wort.“ Frostig nahm sie den Zettel und ging fort. — Als sie in die Muttergotteskapelle kam, kniete sie nieder, öffnete den Zettel und las folgende Worte: „Meine liebe Mutter! Ich bin hier gegenwärtig, um von dir Abschied zu nehmen. Ich danke dir für die Liebe, die du mir, deinem Kinde, bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre erwiesen hast. Da mir aber nun die Welt und deren Lust lieber ist, als du und dein Sohn, so

muß ich aufhören, dein Kind zu sein. Lebe wohl, liebste Mutter, ich gehe fort, in Ewigkeit werden wir uns nicht mehr sehen." — Lesend kniete die Unglückliche da, wie verstummt. Endlich brach ihr das Herz, unter einem Thränenstrom fiel sie auf die Stufen des Altars hin, und bat Gott und die heilige Jungfrau um Verzeihung. Dann stand sie auf, eilte zu Petrus Furerius zurück, sank ihm zu Füßen, aber reden konnte sie nicht. — Der Heilige sah sie freundlich an und sprach: „Nun, mein Kind, hat dich die Mutter Gottes wieder zurückgeführt? O Kind meiner Sorgen, fahre fort, die Mutter Gottes wie bisher zu verehren, und du wirst selig werden." Der Heilige hatte wahr gesprochen, denn dieselbe Person starb im Rufe der Heiligkeit. — Lernen wir auch von dem großen römischen Beichtvater, dem h. Philippus Neri, wie man die Gewohnheitssünder heilt. Ein Jüngling, der den lasterhaftesten Gewohnheitssünden ergeben war, gerieth in die Hände des Heiligen, nachdem er von Andern auf harte vorwurfsvolle Weise zurückgewiesen war. Er suchte ihn zur Reue zu bewegen, und absolvirte ihn dann sogleich, ohne ihm eine andere Buße aufzuerlegen, als die, sofort wiederzukommen zur Beichte, wenn er rückfällig geworden wäre! Nach wenigen Tagen kam der Arme zurück mit neuen Rückfällen; und der Heilige, ohne ihn anzufahren, sondern vielmehr seine liebevollen Ermahnungen wiederholend, absolvirte ihn wieder und

gibt ihm dieselbe Buße auf. Diese Rückfälle und das Wiederkehren zur Beichte dauerten einige Monate lang, und unser Heiliger that immer dasselbe, bis durch dieses Mittel die Rückfälle in die Sünden nachzulassen begannen, und endlich der Jüngling gänzlich von seiner lasterhaften Gewohnheit befreit wurde. — Welche Seelenfreude für den Seelenhirten! Wie sich eine Mutter freut, wenn sie das erste Mal ihr Kind frei auf den Füßen stehen sieht, so und noch mehr freut sich Gott (und der Priester) über die ersten Schritte eines Sünders zur Besserung. (S. Pet. Damian.)

2.

In den Schriften des h. Johannes von Kreuz finden sich viele psychologische Aufschlüsse über die geistlichen Unvollkommenheiten, welche von Halbbekehrten begangen werden. Wir wollen einige hiehersetzen. „Der hinterlistige Teufel vermehrt öfters den Eifer solcher Leute, und treibt sie zu außerordentlichen Dingen recht stark an, damit so in ihnen Hochmuth und Anmaßung heranwachse. Der Arge weiß sehr gut, daß die sämmtlichen Werke und Tugenden, die sie ausüben, ihnen nicht nur nichts nützen, sondern vielmehr sich in lauter Laster umkehren. Einige dieser Leute versinken in vermessenen Aberwitz so tief, daß sie am liebsten Niemanden als nur sich fromm sehen möchten. — Sie trauen sich selbst gar zu viel zu, nehmen sich gewöhnlich Vieles vor, leisten aber sehr

wenig in der That. — Ihre Anklagen sind eigentlich nur Entschuldigungen. — Einige hinwieder betrüben sich zu viel, wenn sie in Fehler fallen, weil sie meinen, sie hätten schon heilig sein müssen. Daher werden sie ungeduldig und erzürnen sich über sich selbst; und das ist entschieden ein Zeichen von einer namhaften Unvollkommenheit. Sie flehen oft und ängstlich zu Gott, er wolle sie von ihren Fehlern und Unvollkommenheiten befreien, thun aber dieses mehr, um des daraus entspringenden lästigen Gefühls entledigt zu werden, als Gott mehr zu gefallen. Diese erbärmlichen Menschen beherzigen nicht, daß sie, wenn Gott ihre Bitte erhörte, vielleicht von noch größerem Hochmuthe ergriffen würden. Sehr ungern loben sie andere Menschen; dagegen verlangen sie von Jedermann gelobt zu werden." — Von einer anderen Gattung Halbbekehrter sagt er: „Man findet auch Einige, die in eine Gattung des geistlichen Zornes fallen. Dieses geschieht hauptsächlich dadurch, daß sie mit einem gewissen unruhigen Eifer über fremde Unarten sich entrüsten. Sie geben auf andere Leute Acht, und da steigen bei ihnen heftige Antriebe auf, jene bitter zu tadeln. Sie thun dieses zuweilen auch wirklich, und machen sich so gleichsam zu Herren und Meistern der Tugend. Das Alles steht aber in offenbarem Widerspruche mit der geistlichen Sanftmuth. — Andere möchten in Einem Tage heilig werden" u. s. w. Welch eine Lebensweisheit und Menschenkenntniß!

3.

Die meisten Versuchungen haben die Anfänger in der Tugend gegen den Glauben und gegen die Keuschheit zu bestehen. — Das fromme Gebet ist die nothwendige Vorbedingung jedes weiteren Fortschrittes. Eine Person klagte einst unter Thränen über ihre innerliche Trockenheit, die sie für Verlassenheit Gottes hielt, und sagte, „sie sei beim Gebete wie eine Bildsäule, wie ein Leuchter." Der Priester antwortete ihr tröstend: „Gut. Vergiß nicht, daß auch diese zur Zierde dastehen auf dem Altar; es ist für ein Geschöpf eine große Ehre und ein großes Glück, sich dem Schöpfer nur vorstellen zu dürfen. Die empfindsame Andacht ist nicht nothwendig, beim trockenen Gebet ist oft mehr Liebe Gottes. Wer wie Saulus betet, wird einen Ananias finden, der ihn in einen Paulus verwandelt." — Ebenso verhält es sich mit den lästigen Versuchungen gegen die Keuschheit. — Ein practischer Seelsorger empfahl als probates Hausmittel, unlautere Gedanken so zu behandeln wie unwillkommene Gäste — sie werden dann von selbst ausbleiben. Dann fügte er bei: „Wenn man noch so fromm ist, so kann man das Einfallen der bösen Gedanken ebenso wenig verhindern, als dem Vogel verwehren, daß er über unsere Köpfe fliegt; wohl aber kann man ihm verwehren, daß er sich auf unsern

Kopf setze und darauf sein Nest baue . . fahre fort in deiner Beschäftigung; so lange das Mühlrad geht, setzt sich kein Rabe drauf.“ — Ein anderer Seelenhirt schrieb einer Seele, die von einer unsäglichen Leidenschaft beherrscht war, folgende Parabel: „Ein Mädchen saß an einem Abgrund. Es war schön, sehr schön geschmückt. Sein Haupt hatte eine Krone, und um seinen Hals hing eine goldene Kette. Vor seinem Busen trug es ein Myrrhensträußlein von Diamanten zum Andenken, daß dort sein Bräutigam ruhte. Sein Kleid war so sittsam und ehrbar, sein Busen war bedeckt, und seine Arme verhüllet, und das Gewand hing bis auf die Füße. Man sah nichts, was das sinnliche Begehren hätte erregen können, selbst sein Auge wußte es zu zügeln, und man sah, wie es sich bemühte, das falsche Feuer zu unterdrücken und kindlich zu schauen. Sieh, aber mit Einem Male beginnt das Mädchen seine Krone vom Haupte zu reißen, und in den Abgrund zu werfen; (in dem Abgrunde waren aber Diebe, Räuber und Mörder). Dann nahm es die goldene Kette und warf sie hinein; dann zog es das Diamanten-Myrrhensträußchen von seinem Busen, und ließ auch dieses hineinfallen. Jetzt zog es sein schönes weißes seidenes Kleid aus, und der Abgrund nahm es auf. Und so warf es der Reihe nach Alles in die Tiefe hinab, was seinen schönen Leib bedeckte. Und es saß nun schamlos da. Und der das Mädchen liebte und seine

Schamlosigkeit sah, reichte ihr ein Kreuz und sprach, indem er auf die nackte Gestalt deutete, die daran hing: „Sieh, stolze Tochter, du hast diesen Unschuldigen nackt 'an's Kreuz geschlagen.“ Wie durch ein Wunder hatten sich seitdem die Versuchungen verloren. — Ein Altvater in der Wüste heilte einen jungen Mönch, der von abscheulichen Bildern verfolgt wurde, indem er ihn von seinen Mitbrüdern sekiren ließ. — Ein Anderer war von Angst gequält, daß er seine wüsten Gedanken nicht gehörig gebeichtet habe. Da sagte ihm der ehrwürdige Altvater: „Haben dir denn diese schändlichen Gedanken gefallen?“ — „O nein,“ versetzte jener, „gequält haben sie mich, aber stets mißfallen“. — „Nun“ antwortete der Priester lächelnd: „So lege deine Hand auf mein Haupt, ich nehme alle deine Sünden auf mich.“ Alle Angst und Bangigkeit war verflogen. O ja, es liegt eine Wunderkraft im katholischen Priesterthum! — Gott versucht aus lauter Liebe, gleichwie eine Mutter ihr Kind versucht, ob es gehen gelernt habe — sie tritt ein wenig zurück, läßt sich aber gerne suchen und finden und freut sich, das Kind wieder auf den Schooß zu nehmen und zärtlicher zu lieben. Niemand besteigt den Tabor der Verklärung, er sei denn zuvor mit dem Herrn zum Calvarienberg gewandelt. Daher ist es nicht zu wundern, wenn Halbbekehrte vielfach versucht werden. Solch innerliche Leiden reinigen und heiligen

die Seele. — Die Versuchung ist noch keine Sünde. Am besten ist es, die Versuchung und den Versucher mit einem Willensact zu verachten. Es ist ein Zeichen der Nichteinwilligung, wenn man die Versuchung fürchtet, und je länger die Versuchung dauert, desto offenbarer ist es, daß man nicht eingewilligt hat. Wenn der Teufel an der Pforte des Herzens pocht, ist's ein Zeichen, daß er noch nicht hineingekommen. — Eine gefährliche Quelle der Versuchungen ist der Müssiggang. Selbst in den Tagen der Unschuld und in dem irdischen Paradiese wollte Gott, daß Adam sich damit beschäftige, jenen glückseligen Aufenthalt zu bewohnen und zu pflegen. Daher schickt auch Gott manchmal Leiden, um die edelste und nützlichste Kraft des Menschen, d. i. die Selbstbeherrschung zur Zeit der Versuchung zu erproben. Gar nicht versucht werden ist entweder Heiligen eigen, oder einem noch sehr Unvollkommenen, gleichwie die Luft ruhig zu Mittag ist, weil die Wärme gesiegt und gegen Mitternacht, weil die Kälte überwunden hat. — Wer sich zu kämpfen weigert, verschmäht die Krone. — Der h. Hieronymus hatte trotz der größten Abtödtung viele Versuchungen; sein Angesicht bleichte vor Fasten und sein Angesicht glühte vor Begierden. Zu den Füßen Jesu lag er dann lange Zeit in Thränen. — Es ist daher sehr gut, wenn der Priester diesen Gang durch's Dunkel zum Lichte selbst einmal durchgemacht

hat; denn dann wird er mit der ringenden Seele doppelt Mitleid fühlen, und seine eigene Erfahrung wird ihm zum Wegweiser für Andere werden.

4.

In neuerer Zeit hat man sog. Besserungsanstalten errichtet, um verkommene Personen (größtentheils traurige Opfer der Prostitution) durch den frommen Einfluß geistlicher Genossenschaften auf den Weg der Tugend wieder zurückzubringen. Die böse Welt bekreuzte sich zwar darüber und schrie über Schwestern-Tyrannei; allein ein Laie, der früher ein Gegner solcher Anstalten war und sie mit vorgefaßter Meinung besuchte, gab darüber folgendes Urtheil ab: „Schon im Laufe eines Vormittags sei er anderer Meinung geworden, und er habe mit dem überwältigenden Eindrucke die Anstalt verlassen, daß diese schwachen Frauen durch die Freudigkeit, mit der sie ihrer selbstgewählten frommen Aufgabe sich hingeben, durch die unbegrenzte Sanftmuth und Geduld, die sie in christlicher Liebe und Demuth üben, durch die Unerschrockenheit, die ihnen das Vertrauen auf den göttlichen Schutz verleiht, ja selbst durch den weichen Klang der Stimme, der aus ihrer reinen Brust an das ungewohnte Ohr des Verbrechers dringt, eine weit größere Gewalt über die ihnen anvertrauten Personen üben, als jemals eine männliche Aufsicht erzielen könnte. Er wünsche nur, daß allen Gegnern

eine gleiche Gelegenheit geboten werde, durch eigenen Augenschein sich zu belehren." — Ein Seelenhirt, dem daran gelegen ist, Seelen zu retten, kann daher nichts Besseres thun, als gefallene Mädchen auf einige Zeit den Anstalten der Frauen vom guten Hirten zu übergeben, welche sich ihren Ordensstatuten gemäß der Besserung solcher Individuen widmen, und in diesem Berufskreise in allen Welttheilen wahrhaft Bewunderswerthes geleistet haben. Ich habe seit Langem kein so interessantes Buch gelesen, als die Briefe einer solchen Ordensoberin in Afrika an ihre Mutter in Deutschland (Kirchliches und Klösterliches, Regensb. 1857). — Nur möge der Seelenhirt, wenn er einen Pönitenten vor sich hat, der in Folge einer verjährten Gewohnheitssünde oder im Bewußtsein eines besonders abscheulichen Verbrechens gegen die Sittlichkeit, das er aus Unkenntniß oder falscher Scham langjährig verschwiegen hat, ohnehin herzlich zerknirscht und der Verzweiflung an Gottes Gnade nahe ist, durch rigorose Strenge nicht noch mehr aufregen, oder durch übel gewählte Ausdrücke im Gewissen irre führen. — Salvatori erzählt darüber ein Beispiel aus seiner Erfahrung. Ein armer Diener kehrte von der Kirche nach Hause zurück und befragt von seinem Herrn, was er dort gelernt habe, sagte er: „Daß ich verdammt bin!" — „Und warum?" entgegnete sein Herr. „Weil der Priester gesagt hat, die Sünde müsse uns mehr als der Tod des Vaters mißfallen. Ich

erinnere mich, das ich beim Tode meines Vaters ein unendliches Leidwesen empfand, wie ich es nie empfunden, und über meine Sünden auch nie empfinden kann — also bin ich verdammt.“ Der Herr erwiederte auf kurze Weise: „Da liegt ein Mißverständniß vor; so hat das der Priester nicht gemeint,“ und begann ihm auseinanderzusetzen, daß das Leidwesen über die Sünde ganz verschiedenener Natur und Beschaffenheit sei von dem Leidwesen über den Tod des Vaters. Das erste sei ein Haß und ein Abscheu der bösen That, das zweite sei ein Ausbruch der Zärtlichkeit u. s. w. Der arme Diener schöpfte wieder Muth und war beruhiget. Es sollte dies Beispiel jedem, der zum Volke spricht, zur Warnung dienen. Der h. Papst Gregor belehrt die Seelsorger und Beichtväter in folgenden Worten: „Die Strenge werde durch die Sanftmuth gemildert und die Sanftmuth von der Strenge geleitet; so unterstützet eines das andere, damit die Strenge nicht Grausamkeit und die Sanftmuth nicht Schwäche werde.“

5.

Das Hauptmittel, um Halbbekehrte ganz zu bekehren, ist und bleibt der öftere Empfang der h. Communion. Leset nur einmal aus der Nachfolge Christi das 10. und 16. Kapitel des vierten Buches, oder aus dem zweiten Buch der Philothea das 20. und 21. Kapitel. Gar wohl zu beherzigen

ist, daß Jesus nicht gesagt hat: „Kommet zu mir, die ihr vollkommen seid, sondern die ihr mühselig und beladen seid". Wer also schwach im Glauben, lau im Gebete, zaghaft in der Versuchung ist, der eile hin zum himmlischen Lebensbrod, um sich Kraft zu holen. Wenn man die h. Lidwina fragte, woher ihr Blut und Lebenssaft komme ohne Nahrung? sagte sie: „Woher kommt der Rebe ihr Saft im Frühling, da sie doch im Winter dürr und trocken gewesen?" Und so ist es. Dieses Mittel gebrauchten und empfahlen die Heiligen. — Es gibt allerdings Geistliche, welche die öftere Communion unter dem Vorwande mißbilligen, daß dadurch eine gewisse Vertraulichkeit herbeigeführt werde, davor man sich hüten müsse. Allein solche gleichen jenem herzlosen Jansenisten, der über das Beiwort „furchtbar" (tremendum sacrificium) nicht hinauskam, und aus dem Sacrament der Liebe ein Sacrament der Furcht machte. Wie ganz anders faßt es die Kirche auf, wenn sie spricht: „O sacrum convivium! Quam suavis Dominus!" Wo die katholische Wärme fehlt, da friert und zittert die Seele — wie in einer Art Semiprotestantismus. — Um vollkommen würdig zu communiciren, dürfte man überhaupt nicht communiciren. — Johannes Avila sagt, daß derjenige, welcher einen Andern tadelt, der öfters zum Tische des Herrn geht, das Amt des Teufels vertritt, der dieses Sacrament sehr hasset, weil die Seelen aus demselben einen großen Eifer schöpfen,

um in der Vollkommenheit fortzuschreiten. — Einst machten sich Geistliche lustig über die öfteren Communionen. Eine fromme Seele schrieb darüber an ihren Gewissensfreund: „Ach, wie traurig, von einem Priester hören zu müssen, daß er das h. Sacrament lächerlich mache und zwar bei Personen, die ohnehin schwach sind. Schmerzlich, daß der Eifer unterbunden wird von solchen, die ihn unterstützen sollten". Darin liegt viel Wahrheit. Es ist merkwürdig, daß gerade die lauen Priester oft am strengsten sind in ihrem Urtheil über öftere Communionen. Ein Geistlicher, der Niemand zur Communion ohne unmittelbar vorhergegangene Beichte ließ, ging selbst nur zu Ostern beichten. — Ein anderer Geistlicher rühmte sich sogar, das öftere Communiciren abgebracht zu haben. Traurige Berühmtheit! — Uebrigens — um gerecht zu sein — ist schon auch zu beherzigen, was der Oratorianer P. Faber schreibt: „Wer hat sich jemals mit dem Dienste der Seelen befaßt und weiß nicht, wie so gar häufige Communionen laue Seelen verhärten? Habt ihr jemals zehn Personen gekannt, die in Lauigkeit versunken waren und geheilt wurden? Und was war es, das neun von den zehn heilte? Die Scham, welche auf den Fall in die Todsünde folgte. Es gibt Sacramente für die Sünde, für die Lauigkeit gibt es keine". — Auch auf dem Lande mag das öftere Communiciren seine Schwierigkeiten haben. Ein Pfarrer schrieb einem Freunde: „Es domicilirt in meiner

Pfarre ein städtisches Beichtkind, das alle acht Tage beichten, und nach ihrem Ausdrucke einigemal in der Woche zur Communion ohne Beicht kommen will. Dieß ist mir neu, und nach meinen Pastoralbegriffen für das Land unzweckmäßig. Was soll ich thun? Genügten nicht alle 14 Tage, und ohne Beicht nie zur Communion? In Nonnenklöstern mag so etwas angehen, aber in einer Landpfarre halte ich es nicht für gut". Der Freund antwortete: „Für's Land scheint die achttägige Beicht und Communion zu genügen, doch dürfte der fraglichen Person an etwa einfallenden Festtagen eine Freicommunion zu gestatten sein. Das Land wird darüber nicht zu Grunde gehen". Bekannt ist die Aeußerung des h. Franz von Sales: „Zwei Gattungen von Personen sollen häufig communiziren: die Vollkommenen, um sich der Quelle aller Vollkommenheit zu nähern, und die Unvollkommenen, um zur Vollkommenheit gelangen zu können; die Starken, damit sie nicht schwach, und die Schwachen, damit sie stark werden; die Kranken, damit sie genesen, und die Gesunden, damit sie nicht erkranken". Aber, könnte man einwenden, wenn man keine Zunahme an Tugend bemerkt, ist die Communion nicht fruchtlos? O nein. Jeden Tag ißt man, und doch nimmt man nicht jeden Tag an Kräften zu, sonst würden wir ja Alle wie Samson. Sollte aber deßhalb wohl die Speise nutzlos sein? Gewiß nicht; denn wenn sie uns auch nicht gerade größere Kräfte

gibt, erhält sie doch die, welche wir haben. Ebenso verhält es sich auch mit der himmlischen Seelenspeise. Der h. Alphonsus Liguori sagt: „Je kränker du bist, desto mehr mußt du nach der Arznei streben, welche dir in der h. Communion dargereicht wird, gemäß den Worten des h. Ambrosius: „Wer stets sündiget, muß stets Arznei gebrauchen". — Zur öfteren h. Communion ist vor Allem eine Gott wohlgefällige Gesinnung nothwendig; diese wird bewirkt durch kindlichen Gehorsam. Wem der Gehorsam die Communion gestattet, der nähere sich derselben mit Liebe; wem der Gehorsam die Communion verweigert, der enthalte sich davon in Demuth. Je mehr die Kämpfe zunehmen, desto mehr bedarf es des Muthes und der Waffen. Daher paßt die öftere h. Communion besonders für junge Personen und Stadtleute. Es wäre aber eine thörichte und eifersüchtige Nachäffung, die Communion häufig zu empfangen, weil Andere es thun. Nur aus Liebe darf man Jesum Christum in der Communion empfangen; denn auch Er gibt sich uns nur einzig und allein aus Liebe hin. „Sumunt boni, sumunt mali, sorte tamen inaequali, vitae vel interitus".

6.

Es gibt auch Ausartungen im Streben nach Vollkommenheit, indem Manche durch verkehrte Mittel zum Ziele gelangen wollen. Solch eine falsche Fröm-

migkeit ist der **Pietismus**, d. i. jene fromme Hoffart, welche sich über die verderbte Menschenwelt dergestalt erhaben dünkt, als hätte sie ein exclusives Privilegium der Heiligkeit, und als könne man als Wiedergeborner schon auf dieser Erde sündenlos und ein vollkommener Heiliger sein. Dieser fromme Hochmuth ist nicht minder verwerflich, wie der unfromme des Philosophen, welcher sich einbildet, er könne alles wissen wie Gott. Das Kriterium der wahren Frömmigkeit bleiben immer die guten Werke und die demüthige Nachfolge Christi. — Die halbe Frömmigkeit charakterisirt sich auch durch ihren eisernen Eigensinn: omnis (pseudo) sanctus pertinax. Auf Einbildung beruhend, beruft sie sich auf ein inneres Licht, und faselt von höherer Begnadigung bei obligater Verachtung der kirchlichen Autorität. Leider lassen sich verstandesarme und gefühlsreiche (etwa auch liebeskranke) Priesterchen manchmal durch solch falsche Heiligkeit düpiren und düpiren wieder Andere — treu dem Sprüchlein: „Ein Narr macht zehn". — Solch ein Schwärmer und Sectirer war bekanntlich Thomas Pöschl (geb. zu Horitz in Böhmen, geweiht zu Linz 1796). Sein schwärmerisches Wesen kam 1814 zum Durchbruch, als er, aufgefordert durch seine Schülerin Magdalena Sickinger beim Frühgottesdienste predigte: „Ich trete im Namen Gottes auf, indem ich vom Herrn den Auftrag habe, die Kirche zu reinigen rc." Dasselbe Thema predigte er in Häusern und auf Feldern. Der

Fanatismus dieser Secte artete endlich bis zu blutigen Menschenopfern aus. — Hieher gehört auch jene frömmelnde Gefühlsschwärmerei, die sich in Conventikeln absondert, über die Verdorbenheit der Welt seufzt, über Geistliche schimpft, in winselnden Salbadereien ein frommes Stillleben empfiehlt, auf Privatoffenbarungen und den Durchbruch der Gnade hofft, und von einem paradisischen Chiliasmus träumt. Da sie zumeist auf dem Boden weiblicher Hysterie und Sensibilität wuchert, so endet sie in der Regel im Fleische. Badische Pietisten spielten nackt im Sande, weil es in der Bibel heißt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder"; sie küßten sich in aller Vertraulichkeit, sagend: „Wenn wir uns küssen, so ist's, als ob Kinder Gottes sich küßten". Einer ließ sich kreuzigen, weil es heißt: „Wer seine Seele verliert, wird sie finden". O insensati! — Die Halsstarrigkeit der Mancharter in Tirol und der Stephaniten in Holland ist noch in gutem Andenken; glaubten sie ja sogar der Unterschrift des Papstes nicht, bis sie selbst nach Rom gingen, wo der h. Vater vor ihren Augen unter seine Unterschrift schrieb: „Confirmo ut supra". — Eine ecclesiola in ecclesia ist in der katholischen Kirche nicht denkbar. Aut sint, ut sunt, aut non sint.

Siebentes Kapitel.

Fromme Seelen.

1.

Fromme Seelen gibt es in katholischen Ländern in guten Zeiten in Ueberfluß, und sie scheinen für die Kirche das zu sein, was die Mittelklasse des Volkes für die Wohlfahrt des Staates ist. Sie treten zwar nicht auffallend hervor, aber sie sind die eigentliche Lebenskraft der Gemeinden; sie gedeihen in ruhiger Zeit, aber wenn Verfolgungen kommen, können Martyrer in Menge aus ihnen werden. Sie sind der Seelentrost des Seelenhirten, seine Schutzgeister, die ihn emportragen auf dem Himmelswege, während er selbst sie darauf führt, „res plena solatii", wie Zenner sagt. Wehe dem Seelsorger, der einst beim letzten Gerichte keine unbefleckten Seelen dem göttlichen Lamme vorführen kann! — Die frommen Seelen schaaren sich wie von selbst zu einem Gebet-Phalanx in den frommen Vereinen, welche sehr viel beitragen können, um das religiös-kirchliche Leben

in einer Gemeinde zu nähren. Zur Zeit, wo die sog. Bruderschaften im Schwunge waren, gab es sicher mehr fromme Seelen, als seit der Zeit, wo man sie aufhob. Die neuere Zeit, die so fruchtbar an allerlei frommen Vereinen ist, sollte eigentlich sehr viele fromme Seelen erzeugen. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig". Es ist die Aufgabe des Seelenhirten, der als Leiter an der Spitze solcher Vereine steht, den Geist derselben recht aufzufassen, und jedwede Ausartung auf kluge Weise zu verhindern. Es kommt nicht auf die vielen Vereine an, die er einführt, sondern wie dieselben im Leben sich anlassen. Bruderschaften sollen nicht in Betschwestereien ausarten. Die frommen Seelen leben in der Welt, nur nicht mit der Welt; sie unterwerfen sich bestimmten frommen Uebungen und sondern sich moralisch ab, ohne sich gänzlich abzuschließen. Eine Tugend, die stets einer Ueberwachung bedarf, ist die Schildwache nicht werth. Die wahre Frömmigkeit muß zugleich liebenswürdig sein, — düstere Seelen sind keine frommen Seelen.

2.

So faßten die Heiligen die katholische Frömmigkeit auf. Nichts Düsteres, nichts Unmögliches verlangten sie, sondern gleich den Bienen, die aus allerlei Blumen Honig saugen, wußten sie Alles, selbst

das Kleinste, ohne viel Aufsehen für den Himmel zu benützen, als wollten sie sagen: „Wie süß ist das Joch Christi, wie leicht seine Bürde!“ — Es gibt übrigens keine wahre Frömmigkeit ohne Abtödtung. Der h. Joseph von Calasanz sagte: „Jeder Tag, der ohne Abtödtung vorübergeht, ist verloren.“ Der h. Franz von Sales, der sonst so milde in Allem ist, schreibt: „Der Geist muß den Körper nicht unterdrücken und ihn wie sein Kind behandeln, wenn er folgsam ist; empört er sich aber, dann verfahre er mit ihm, wie mit einem rebellischen Unterthan, dem Ausspruche des Apostels gemäß: „Ich kasteie meinen Leib und zwinge ihn in Knechtschaft.“ Er behandle ihn, wenn er sich gleich einem wilden Thiere aufbäumt, wie ein wildes Roß und nach dem Ausdruck des h. Franz von Assissi „wie den Bruder Esel.“ Und die h. Theresia: „Eine Abtödtung, die der Gesundheit nicht schadet, ist immer dem Geiste förderlich.“ Unstreitig gibt sich darin eine gewisse Charakterstärke und Willenskraft kund. Die h. Elisabeth von Thüringen hatte eine besondere Vorliebe für den Tanz; aber nachdem sie einen Tanz gemacht, sagte sie: „dieser ist genug für die Welt; die übrigen will ich mir versagen um Jesu willen.“ Solch kleine Abtödtungen sind Edelsteine in dem Schatze, der für den Himmel bestimmt ist; die Welt kennt und würdigt sie allerdings nicht, wohl aber Gott. — Manche pflegen sich in dieser Absicht oft in die Gegenwart Gottes zu stellen, und haben es in

dieser Uebung so weit gebracht, daß sie beim Spaziergange oder bei der Unterhaltung in ihrem Herzen zu Gott sprechen: „Um deinetwillen, propter te, propter te". Dasselbe thun sie auch während der Mahlzeit und bei jeder Bewegung, die sie machen. Die Heiligen vergleichen diese Uebung der guten Meinung und die gewissenhafte Benützung der Zeit mit dem Goldgraben. Man könnte sie in der That auch als einen wahrhaften Thermometer der Kälte oder der Wärme unserer Liebe zu Gott gelten lassen. — Die Heiligen sind überhaupt die nachsichtigsten Lehrer; bei weitem nicht so abstoßend wie manche ascetische Schriftsteller, welche auf dem Wege der Vollkommenheit nur Dornen und Felsen erblicken. Sie sind mehr Christo ähnlich geworden in der Milde, und gehen mehr in den Charakter, nnd in die Umstände und Gefühle und Ansichten des Einzelnen ein. Wie lieblich, wie ermuthigend und milde zeigte sich selbst der h. Johann vom Kreuze gegen den Niedrigsten! Von dem h. Philippus Neri pflegte man bei seinen Lebzeiten im Scherze zu sagen, daß er die Menschen in einem vierspännigen Wagen zum Himmel führe. — Manche geistliche Bücher sagen z. B., wenn man dem Geruchssinn in etwas nachgebe, so sei dies eine entsetzliche Sünde gegen die Abtödtung; und doch eilt die h. Maria Magdalena von Pazzi in den Garten, pflückt eine Blume, athmet den Wohlgeruch mit Entzücken ein und ruft aus: „O gütigster Gott, der du

von Ewigkeit diesen Blumen bestimmtest, mir, einer Sünderin, diesen Genuß zu verschaffen!" — Der h. Ignatius, der Vater der geistlichen Exerzitien, sagte: „Wenn die Ordensleute nicht wohl genährt würden, so könnten sie auch nicht recht beten." Wie hart, trocken und abschreckend ist dagegen das theoretische System mancher geistlicher Bücher! Wie voll sind sie von jenen Höhen, die kaum ein Engel ersteigen könnte! Sie stellen eine fast unmögliche Losschälung von den Geschöpfen vor Augen, eine beständige Anstrengung des Geistes und eine vollständige Ertödtung aller natürlichen Thätigkeit; sie stürzen uns ferner fast in Verzweiflung durch die fast unvermeidlichen Täuschungen, die uns entgegentreten auf dem Wege der Vollkommenheit, so daß wir das Streben nach derselben endlich aufgeben als einen Stand, wo uns Gott nur Hindernisse in den Weg zu legen sucht. — Wie ganz anders sind die Schriften der Heiligen! Wer sich aber an das Buch eines Heiligen hält, geht gewiß sicher; geistliche Bücher von Nichtheiligen können ebenso gut schaden als nützen, und wenn sie schaden, so geschieht es wie bei einer Dampfexplosion in einem schrecklichen Grade. (Vgl. Faber, Alles für Jesus, Regensb. 1856 S. 208).

3.

Als Jemand der h. Katharina von Genua sagte, sie könne im Kloster Gott besser als in der Welt

dienen, antwortete sie: „Mich hat in der Welt bisher nichts gehindert, meinen Gott über Alles zu lieben." So wie eine Leiter aus verschiedenen Sprossen besteht, so gibt es auf dem Wege zum Himmel verschiedene Berufe, welche doch alle zu einem und demselben Ziele führen. — Unter frommen Seelen werden sich immer welche finden, die ein Bedürfniß nach einem klösterlichen Leben und Berufe haben. Viele passen nun einmal nicht für das Weltleben, währenddem sie im Kloster überglücklich sind. Soll man das Glück der Menschen nicht fördern helfen? Es ist doch besser, fromme Seelen beten für die sündige Welt, als daß unpractische Gattinnen und verkümmerte alte Jungfrauen die Zahl der Unzufriedenen mehren. — Bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche Notre Dame de la Garde zu Marseille, in welcher die Schiffbrüchigen ihre Dankopfer darzubringen pflegen, sprach der Bischof zu den Anwesenden: „Die heil. Liebe duldet durchaus keine Grenzen, und die Herzen derer, welche die wahre Religion erfüllt, sind stets offen für alles Große. Wie oft haben heilige Jungfrauen durch ihr inbrünstiges Flehen dem Schwerte der göttlichen Gerechtigkeit Einhalt gethan, und die Erbarmungen des Herrn für die sündige Menschheit erlangt? Das Opfer der Sünder ist befleckt, und kann dem Herrn nicht gefallen. Eine reine jungfräuliche Seele allein kann es wagen, vor den Herrn hinzutreten und um Erbarmen den Himmel

bestürmen. Deßwegen hast du glückliches Marseille alle Ursache dich heute zu freuen, daß so viele zarte Jungfrauen in deinen Mauern ihre Wohnung aufgeschlagen, um für dein Heil Tag und Nacht ihre Hände zu ihrem himmlischen Bräutigam zu erheben." — Jede fromme Seele kann übrigens mitten in der Welt wie im Kloster leben, wenn sie durch pünktliche Erfüllung ihrer Berufspflichten den Gehorsam, durch Zurückgezogenheit und demüthiges Bekenntniß unlauterer Regungen die Keuschheit, und durch Geschenke für die Armen die Armuth übt. Sie kann das Stillschweigen pflegen, indem sie von sich nicht redet; in die Klausur sich begeben, indem sie den Vorwitz meidet; fasten, indem sie in der Zwischenzeit nichts ißt, und überhaupt in allen Beschäftigungen eine gewisse Ordnung einhält, und für begangene Fehler um besondere Bußen bittet. Sie mag sich, wie Thomas von Kempen sagt, an die Welt leihen, aber nicht schenken. Wie viele Seelen müssen sich in die Macht der Verhältnisse fügen, und ihre klösterlichen Lieblingsträume zum Opfer bringen. — In einer Pfarrei lebte ein Bauernbursche, der durch körperliche Abtödtungen seine Sinne im Zaume zu halten suchte, und während der Fastenzeit an Wochentagen nur Brod und Wasser genoß. Er hielt in einigen Klöstern um Aufnahme als Laienbruder an, wurde aber abgewiesen, weil er kein Handwerk verstand. Der Seelenhirt beruhigte ihn damit, daß ein Tropfen Ge-

horsam mehr werth sei, als ein Eimer beschaulicher Gebete.

4.

Es gibt Manche, die da glauben, die Frömmigkeit bestehe in auffallenden Dingen, wie etwa in schlechten Kleidern, Nachtwachen, Haarabschneiden, Wallfahrten, Cölibat, Cilicium und Geißelung &c. Der weise Seelenhirt ist anderer Ansicht. Die äußere Form kann nie das Wesen ersetzen. Der h. Augustinus verwies es einer verehelichten Frau, daß sie sich schwarz wie eine Nonne kleiden wollte. Alle ascetischen Uebungen sind nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen und zwar nach dem Grundsatz des h. Bernard: „Eine Abtödtung ohne Gehorsam hat kein Verdienst vor Gott." — So ist es eine falsche Behauptung, wenn in einem ascetischen Buche steht: „Es liegt wenig daran, sein Leben um 10—15 Jahre abzukürzen, wenn man nur seine Seele rettet." Das ist nicht die Sprache der Heiligen. Franz von Sales sagt: „Ich ermahne euch für die Gesundheit Sorge zu tragen, denn das ist der Wille Gottes." — Was soll die Kasteiung des Leibes, wenn Jemand es nicht einmal über sich bringt, die Neugierde so weit zu bezähmen, daß er etwa einen Tag hindurch das Fenster meidet? — Wie in alle menschlichen Dinge kann sich auch in die strengste Ascese geistliche Hoffart, Ueberhebung über Andere und Ruhmsucht mischen. Es gibt auch eine Hyperascese, die an Wahnsinn

gränzend übertreibt, und zuweilen mit Ostentation verbunden ist, und eine Scheinascese, bei der man kein wirkliches Opfer bringt, sondern eher eine Lust befriedigt, z. B. eine lustige Wallfahrt, ein delikates Fastendiner ꝛc. — Daraus ergibt sich, wie wichtig für den Seelenhirten das Studium der Ascetik (Lehre von den Mitteln zur christlichen Tugend und Vollkommenheit), und Mystik (Lehre von den höhern Wegen der Vollkommenheit und deren Verfolgung) ist. Er muß aber nicht nur die inneren Wege Gottes kennen, sondern — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — Geistesmann und Geisteslehrer (Ascet) sein. — Der h. Franz von Sales sagt: „Keine Seele soll außerordentliche Dinge begehren, wie z. B. daß Gott es ihr so mache wie der h. Katharina von Siena, ihr das Herz herausnehme und an seiner Statt ihr sein eigenes kostbares Herz gebe. Wohl aber soll die Seele wünschen, daß das arme Herz fortan nur mehr unter dem Gehorsam gegen das Herz dieses Erlösers leben möge. Das wird hinlänglich genügen, um in diesem Stücke die h. Katharina nachzuahmen". Die Verzückten machen wollen, ist mehr als ein Mißbrauch. Der h. Hieronymus lehrt: „Wenn der Teufel eine Seele nicht vom Guten abwenden kann, verleitet er sie zu übermäßig strengen Bußübungen, damit der Geist niedergedrückt werde und seine Kraft unterliege." Diesem Betrug sind viele tugendhafte, ja heilige Seelen ausgesetzt. Wer mit einem Sprung in den Himmel will,

kann sich leicht überspringen. Nichts ist mehr Täuschungen ausgesetzt, als das Gefühl. In diesem Punkte darf daher ein Seelenhirt nie leichtgläubig sein. Ein Act der Demuth ist mehr werth als eine Vision, eine himmlische Ansprache, Ekstase u. dergl. Dieses Jagen nach Süßigkeiten ist eine Art geistiger Völlerei. — Aber haben nicht gerade die Heiligen, wie man in den Legenden liest, derlei außerordentliche ascetische Uebungen vollbracht? Allerdings; aber so ahme doch auch ihre Wunder nach, wenn du kannst. Die Heiligen in außerordentlichen Dingen nachahmen wollen, ist Aeußerung geheimen Stolzes, nicht aber geregelte Tugend. Nicht alles, was wunderbar erscheint, ist für ein Wunder zu halten. Selbst über den ekstatischen Zustand der Maria Mörl äußerte sich der heiligmäßige Fürst-Bischof Tschiderer von Trient: „Ihr Zustand ist keine Heiligkeit, aber ihre Frömmigkeit ist keine Krankheit". — Wer in diesem schwierigen Gebiet des Wundersamen sich irgendwie psychologische Rechtfertigung und Klarheit verschaffen will, der muß sich an die seelenkundige Mutter, die Kirche, z. B. einen h. Bernard, an Bonaventura, Johannes vom Kreuz, die klaren Erörterungen eines Papstes Benedict XIV. und eines Joseph Görres wenden, ehe er kategorische Behauptungen aufzustellen wagen darf. Mit bloßem Absprechen ist eben nichts gethan, und das Räthsel bleibt immer ungelöst. Es gibt mitunter merkwürdige Seelenge-

schichten, in welchen sich der Kampf zweier Welten des Lichtes und der Finsterniß in der Seele kundgibt. Es gibt Augenblicke im Leben höherer Menschen, wo ein Odem aus dem Schöpfer sie anweht und der Geist, über Zeit und Raum entrückt, Dinge schaut und vollbringt, die Allen wunderbar erscheinen. Die Welt begreift freilich solche Dinge nicht, sie begreift höchstens eine Verzückung bei einem Lotteriegewinnst. — Uebrigens laufen auch Betrügereien unter. Ein Geistlicher sagte zu einem weinseligen Burschen, der steif behauptete, daß ihm der h. Petrus erschienen sei: „Trinke noch eine Flasche, vielleicht erscheint dir dann auch der h. Paulus". — Einer Person, welcher angeblich Geister erschienen, rieth ein Priester, daß wenn dies wieder der Fall sein sollte, sie sagen solle: „Geh zu jemand andern, vielleicht irrst du dich, ich bin nicht würdig, daß mir ein Geist erscheine." — Was soll man aber sagen, wenn Geistliche selbst zu derlei Gaukeleien sich hergeben? In Italien wurden zwei Geistliche, die mit ihren Quasi-Heiligen ein lucratives Geschäft machten, auf drei Jahre Kerker verurtheilt — quod aequum et justum est. Pfui einem solchen Heuchler,

„Der mit ernstem Blick stets nach oben schielt,
Und mit dem Himmel — Komödie spielt."

5.

Wer innerlich schwach ist, leite keine Frauenseele (S. 161). Wie ein Steuermann mit sicherer

Hand das Ruder lenkt und mit geistigem Auge die Wasserstraße beobachtet, um allen Klippen, Untiefen, Riffen und Felsenbänken auszuweichen, oder um nicht von einem Wirbel ergriffen zu werden, wie er gestählt sein muß gegen Wind und Wetter, gegen Angst und Klageruf und im Innern fest vertraut auf Gott, der allein nur der Retter im Sturme ist, so der Seelenhirt in Führung einer Frauenseele. Aber man ist nicht sogleich ein Steuermann und nicht sogleich ein guter Beichtvater. — Der h. Franz von Sales schreibt warnend die goldenen Worte: „Wenn auch der Umgang im Allgemeinen und besonders für junge Leute gefährlich ist, so bin ich doch überzeugt, daß man bei tugendhaften noch mehr auf der Huth sein müsse. Besitzt man auch nur etwas Gottesfurcht und Rücksicht auf seine Ehre, so wird man sich scheuen, mit verdächtigen und übelberüchtigten Weibspersonen zu verkehren; aber dem Umgange mit andächtigen Frauen gibt man sich leicht hin, weil man keine nachtheiligen Folgen davon fürchtet, und ihr Betragen eine Zurückhaltung zeigt, die man achten muß. Gerade dies ist aber der gefährlichste Fallstrick der Eigenliebe; denn ohne es gewahr zu werden, geht man von der Tugend auf die Person über. Dabei ist der Uebergang um so unmerklicher, weil das Herz in dem Wahne, keine unveränderte Empfindung zu fühlen, diese Zuneigung für Liebe zur Tugend hält. Dadurch bildet sich eine gewisse Ver-

bindung, und sehr häufig wird man dieselbe erst inne, wenn man in sich nicht mehr die Kraft hat, sie abzubrechen". — Wem diese Worte des h. Franz von Sales noch nicht genug sind, kann über denselben Punkt auch das Wort des h. Thomas von Aquin hören: „Obwohl fleischliche Zuneigung Jedermann gefährlich ist, so wird sie doch vollends verderblich durch den Umgang mit einer Person, welche geistlich scheint. Derselbe mag einen reinen Anfang haben, aber häufiger Besuch wird zum häuslichen Uebel; denn je vertraulicher er wird, je mehr er zunimmt, desto mehr verschwindet der erste Beweggrund, und die geistige Zuneigung verwandelt sich in fleischliche!" — S. Bernard sagt: „Saepe familiaritas vincit, quos vitium superare non potuit, saepe occasio peccandi voluntatem facit et fecit". Und der sel. Thomas von Kempis: „Non sis familiaris alicui mulieri, sed in communi omnes bonas mulieres Deo commenda". Solch warnende Citate sollten gleichsam, wie der Pentateuch anrühmt, an die Pfosten des Hauses geschrieben werden, um sie immer vor den Augen zu haben. — Wir widmen diesem Gegenstande ein eigenes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Betschwestern.

1.

Welche sind Betschwestern? Jais gibt die treffende Antwort: „Diejenigen, welche mit geistlichen Dingen nur ihr Spiel treiben, welche Mittel für Zweck halten, und bei allen ihren Beichten und Andachtsübungen immer die nämlichen eitlen, eigensinnigen, feindseligen und schmähsüchtigen Menschen bleiben". So gewiß eine fromme Seele für den Priester ein Schutzgeist sein kann, so gewiß ist eine Betschwester sein Quälgeist. Leider ist es oft auch wahr, was Jemand sagte, daß die Betschwestern die Schattenseite der guten Beichtväter sind. — Mitunter gibt es wahrhaft psychologische Phänomene auf diesem Gebiet der Seelenführung. Wollen wir Beispiele? Eine Frau fehlt bei keiner Messe, lebt aber seit Jahren in der heftigsten Feindschaft. — Eine Person fragt allen Ernstes, ob sie ihrem Gimpel an einem Freitage Fleisch zu essen geben dürfe, und was für eine Farbe

sie sich zu ihrem neuen Kleide kaufen solle? — Eine Andere: „Ob sie in die Predigt gehen dürfe?“ — Eine superfeine Dame läßt die Füße ihres Fortepiano in leinene Hosen hüllen, denn sie sagt: „Alles Nackte ist indecent und verführerisch“; dabei aber ist sie in der chronique scandaleuse bewandert bis in’s kleinste Detail; thränenselig weich wie ein Damenhandschuh ist sie eisenhart gegen Fehlende; ihre Lieblingsbeschäftigung ist, über die Verdorbenheit der Leute zu schimpfen und besonders jene Geistliche zu kritisiren, die ob ihrer Fehler sie tadeln; heute schaut ihr die Liebe Gottes aus den Augen, morgen schimpft sie, als ob sie in der Nacht eine Lection vom Teufel bekommen hätte. — Derlei Chamäleons-Seelen muß man Anfangs wie andere schwache und irrende Menschen in spiritu lenitatis unterweisen und geduldig ertragen; es wäre lieblos und tactlos, sie zu prostituiren, oder gegen sie von der Kanzel aus zu polemisiren. Unbedingt nothwendig muß man Gehorsam und Demuth fordern, was ihnen freilich nicht immer behagt. Einst sagte ein Geistlicher zu einer solchen Seele: „Sie brauchen einen Geistlichen, der sie streng beisammen hält“; seitdem ließ sich die Seele nicht mehr blicken, denn sie wollte ihren eigenen Willen haben. Ob es den Geistlichen schmerzte? — Wenn sie keine Belehrung annehmen wollen, so schicke man sie mit einer heilsamen Lehre statt der Absolution weg; sonst verliert man nur Zeit und Credit. — Der Franzose

hat ein gutes Sprichwort: „Dommage rend sage“, — unser deutsches: „Schaden macht klug“. — Als einst ein Geistlicher folgende Stelle des h. Bernard las: „Wer keine Person hat, die ihm lästig ist, suche sorgfältig eine solche auf und bezahle sie mit Gold, um eine Gelegenheit zu haben, Duldsamkeit und Sanftmuth zu üben“, sagte er lachend: „O das Gold und Silber kann man sich sparen; du darfst dir nur eine Betschwester erziehen, so hast du Lästiges genug“.\

2.

Ein poetischer Clerikus schildert eine alte Betschwester in nachstehenden Strophen:

Aus einer Kirche zu der andern
Pflegt Frau Therese stets zu wandern;
Andächtig braun ist ihr Gewand
Und in der langen, dürren Hand
Da hängt, gewiß es wird nicht fehlen,
Ein Rosenkranz von zwanzig Ellen.

Wenn früh der Sakristan zum Beten läutet,
Erblickt man sie mit ihrem Muff bereitet,
Und tönt's in der Spital-Kapell',
So rennt sie auch dorthin sehr schnell.
Stets wo die meisten Leute laufen,
Ist auch Therese bei dem Haufen.

Sie trippelt schier durch alle Straßen,
Und spielt verschiedene Grimassen;
Sie bleibt in jedem Kreuzgang steh'n,
Gemalte Bilder anzuseh'n.
Und bückt sich tief und klopft im Schmerze
Erbärmlich sich auf Brust und Herze.

In ihrem Betbuch gibt's in dicker Menge
Der bunten Bilder viel nach Breit' und Länge;
Und Wettersegen ohne Zahl
Für böse Leut' und Donnerstrahl;
Doch eh' sie will die Andacht schließen,
So muß sie jedes Bildniß küssen.

Bei alledem ist Frau Therese
Als wie der Teufel schlimm und böse,
Und richtet in und außer Haus
Die Leute ganz erbärmlich aus.
Kein Mensch wie sie, so unbescheiden,
Und gleichet ihr im Ehrabschneiden.

Sie seufzt, und schmähet stets auf arge Zeiten,
Und weiß von allen schlechten Neuigkeiten.
„Es gibt ja keine Tugend mehr!"
So klagt's, verdreht die Augen sehr;
Doch wer ihr in den Mund gekommen,
Der ist erbärmlich hergenommen.

Nach angehörten vielen Messen
Ras't sie im Hause wie besessen.
Zankt mit dem Manne, schlägt das Kind,
Und tatscht die Küchenmagd geschwind.
All ihr Gesind will sie ausrotten,
Blos weil die Suppe übersotten.

O packt euch doch, ihr Gleißnerinnen,
Der Satan sitzt in euren Mienen!
Dies Plapperwerk ist kein Gebet,
Wenn's Herz nicht hin zum Schöpfer fleht.
Denn beten heißt: Den Geist erheben,
Um Christo ähnlicher zu leben.

3.

In dem Büchlein „Fridolin, ein Vikar“ von Pfarrer Herzog (Mainz 1862) ist trefflich dargestellt, wie es Betschwestern oft absichtlich anstellen, den Geistlichen zu narren oder ihn auf Abwege zu bringen. Wisi, eine der zwei Schwestern, war in den Vikar verliebt, und ging einmal eigens zur Beicht, um ihren Gefühlen Luft zu machen. Sie sprach mit großer Schüchternheit, beengt, so daß sie oft innehalten mußte; sie konnte ihre Angst und ihre Seufzer nicht verheimlichen. Zuerst sprach sie von sich wie von einer dritten Person, nannte diese ein herzgutes, braves, ja religiöses Mädchen, das vielleicht durch den Schutzengel selber auf diesen Herrn aufmerksam gemacht werde, schilderte in kurzen Worten ihre Unruhe, ihr ungestümes Verlangen, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn — achte, und wenn auch kein Entgegenkommen gehofft werden könne, so möchte sie ihn bitten, wenigstens ihr zu verzeihen und ihr die priesterliche Lossprechung zu ertheilen . . . Der Vikar seufzte auf und betheuerte, er habe nie irgend Jemanden, so viel er wisse, Anlaß gegeben, ein Herz zu beunruhigen oder gar zu bethören, wenn es aber doch geschehen auch ohne seine Schuld, so bitte er aufrichtig um Verzeihung und er wolle Aergerniß und Schande büßen. Dann fuhr er fort: „Das Herz des Priesters gehört Gott, seine Liebe gehört der Kirche, der Braut des Priesters;

man möge dem Priester keine Versuchungen bereiten, eben weil er ein schwacher Mensch ist, und man möge seinen Stand erleichtern dadurch, daß man seinen Sinn auf Gott richtet, nicht aber seinen Stand erschweren. Dann erzählte er ihr eine Legende, wie ein Mädchen, das ebenfalls ein solch sündhaftes Begehren und Wohlgefallen im Herzen hegte, zur Buße eine glühende Kohle auf das nackte Kniee gelegt und sie so lange behalten, bis das Begehren erlöscht war." Ob diese Buße bei der Wisi angewendet wurde, weiß man nicht; ob sie geholfen, wenn sie applizirt worden wäre, lassen wir dahingestellt; aber schaden könnten solche glühende Kohlen selten, wenn sie derlei hirnverbrannten Seelen aufgelegt würden. Der obenbenannte Vikar ist glücklich dem teuflischen Netze, das ihm gestellt wurde, entschlüpft; ob Andere so glücklich entschlüpft sind oder in Zukunft entschlüpfen werden, lassen wir als eine offene Frage unbeantwortet. Aber Vorsicht ist das Eine Nothwendige, weil die Kinder dieser Welt klüger sind als die Kinder des Lichtes, und weil oft Lucifer sich in das Kleid eines Engels hüllt. — Ein anderer Geistlicher hielt eine ähnliche Beichtlehre kürzer, indem er sagte: „Packe dich, und laß dich nie mehr vor mir blicken." — Oft sind die Herren Beichtväter aber selber Schuld, daß in weiblichen Seelen irdische, sinnliche Gedanken erregt werden. In einer Anwandlung von gutgemeinter Einfalt oder Popularitätssucht wird die Anrede: „Liebe

Tochter oder Schwester in Christo" im Laufe der Belehrung zu oft angewendet; der Seelenhirt wird in seinem Bestreben zu heilen oft zu zärtlich, zu süß, und das Ende davon ist, daß die Evatochter von dannen geht mit dem Gedanken, eine Eroberung gemacht zu haben. Profit, ihr weichen Seelenhirten! Sprecht in Zukunft nur kernig und ohne Weichheit, es ist besser als eine Belehrung, die wie „eau de mille fleures" duftet. — Sebastian Brunner schreibt folgende Kraftworte: „Leute, die von ihrem vielen Beten den Mund voll haben, und welche die Gnade Gottes gern auf der Zunge führen, habe ich mehr fürchten als lieben gelernt. Ich kann mir von keinem der heiligen Apostel denken, daß er muckerische Kopfhängerei und süßliches Gewäsche gepflogen hätte, und der Jünger der Liebe, der heilige Johannes, sah den Muckern von heute so unähnlich, als die Sonne der Nacht. Neuere katholische Schriftsteller und Schriftstellerinnen Frankreichs, besonders im Novellen- und Memoirenfache, haben hierin eine Gewohnheit, die nicht den besten Eindruck macht; man liest da häufig: dann gingen wir in die Vesper, — dann gingen wir zur heil. Messe —, dann beteten wir unser Abendgebet — dann beteten wir einen Rosenkranz" 2c. Das macht sich gar nicht gut. Es ist besser, die Früchte des Gebetes in der Handlungsweise darzustellen, als mit den Gebetsblüthen vor der Welt ein kokettirendes Spiel zu treiben, und den Lesern den

Wohlgeruch der eigenen Heiligkeit unter den verschiedensten Vorwänden und den gesuchtesten Manieren beständig unter die Nase zu reiben."

4.

Betschwesterei ist auch darum zu verwerfen, weil diesen betreffenden Individuen die eigentliche innere Demuth fehlt, und sie sich nur an der äußern Demuth wie ein Ertrinkender an einem Strohhalm anklammern. — P. Abraham a Sancta Clara erzählt davon eine ergötzliche Geschichte. Er hatte eine Beichttochter, die sich unaufhörlich die größte Sünderin der Welt nannte. Der einsichtsvolle Mann, der sie von dieser Krankheit heilen wollte, sprach eines Tages ganz sanftmüthig zu ihr: „Ich muß euch sagen, gute Frau, daß ich bisher das Gegentheil von euch geglaubet, und euch für eine fromme und demüthige Person gehalten habe; seitdem ich aber mit gewissen Leuten gesprochen, die euch genau kennen, und Dies und Jenes von euch erfahren habe, fange ich ziemlich an, euerer Meinung zu sein." Da fuhr das demüthige Weib plötzlich entrüstet auf: „Wer kann mir so etwas nachreden, und wie können Ew. Hochwürden mir dies in's Angesicht sagen? Wann habe ich das gethan? Gott strafe solche Lästerzungen! Was? gehe ich nicht alle Tage in die Kirche, faste ich nicht zweimal in der Woche? 2c." — Uebrigens gibt es ähnliche Betschwestern auch unter den Männern,

wie folgendes Seitenstück beweist, das in den „Blumen der Wüste" erzählt wird. Als einmal Abt Serapion sich mit sämmtlichen Vätern und Brüdern zu Tische gesetzt hatte, trat ein fremder Bruder, den er zu Gast gebeten hatte, herein und rief: „Ich bin der größte aller Sünder! Ich bin nicht würdig, mit euch zu Tische zu sitzen; ich bin der Luft nicht werth, die ich einathme!" Und mit diesen Worten setzte er sich in die Mitte des Saales auf den Boden. „Aufrichtige Demuth," sprach Abt Serapion, „ist allerdings sehr schön und lobenswerth; geh aber für jetzt auf deine Zelle, und unterlaß in Zukunft dergleichen sonderheitliche Dinge." Da verfinsterte sich das Angesicht des Bruders, und er bemühte sich vergebens, seinen Zorn und Unwillen zu verbergen. „O mein Sohn, sprach Serapion, wo ist jetzt deine Demuth?" So ist die Eitelkeit in dem verderbten Herzen der Menschen (Männer und Frauen) so tief gewurzelt, daß sie sogar in der Demuth eitles Lob suchen.

5.

Wenn eine Schlange am Busen erwärmt wird, so beißt sie. Dieser Vergleich kann auch auf die Betschwestern angewendet werden. Hat sich ein Seelsorger lange Zeit mit der Führung einer solchen Seele Mühe gegeben, hat er mit namenloser Geduld alle die Scrupeln entfernt, die die Pönitentin mit eilender Hast aufthürmte, so ereignet es sich oft,

daß das Beichtkind ein Sittenrichter des Seelsorgers wird, und oft Parallelen zieht, wo es gar nicht befugt ist, selbe zu machen. „O im Leben und in der Gesellschaft ist er ganz anders als im Beichtstuhl; ich hätte das nicht gedacht, daß er so weltlich ist ꝛc." Der Priester, der seiner Stellung gemäß kein Sonderling sein soll, und sich in sittlicher Gesellschaft zur Erholung seines Geistes bewegen darf, ahnt gar nicht die Schlange, die er an seiner Seite groß gezogen hat, bis etwa ein Schreiben von höchster geistlicher Stelle an ihn eintrifft, woraus hervorgeht, daß er anonym verklagt worden sei wegen liederlichen, ausgelassenen Lebens, wegen Umganges mit verdächtigen Personen ꝛc. Daß bei Lesung sogethaner Epistel die Galle bis in die Zirbeldrüse steigt, läßt sich leicht erklären — aber der Stich ist gethan, wer heilt die Wunde? Darum erziehe dir keine Schlangenbrut! — Schiller sagt: „Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn." Aber ich möchte hier gern, wenn es die Schillerfreunde zugeben würden, den Text also setzen: „Der schrecklichste der Schrecken ist eine Betschwester." — Ach könnte mancher Beichtvater seine Geduld-Foltern klagen, die er zu bestehen hat! Aechte Betschwestern verfolgen den Geistlichen noch mit Briefen. So hatte ein Priester einer solch aufdringlichen Seele den Gehorsam und Stillschweigen empfohlen; darüber wurde sie bitterböse und schrieb ihm: „Ich frage Ew. Hochw. vor Gott, wenn

Ihnen an meiner armen Seele nur ein wenig liegt, wer das aushält? Eine Seele braucht Unterricht und Führung und deshalb möchte ich mich gerne fleißig mit dem Priester besprechen. Aber gerade als Ew. Hochw. bemerkten, daß ich kindlich wurde, gaben sie das grausame Verbot, in keinem Falle öfter zu kommen. Was mir aber diese tyrannische Aufgabe am schwersten macht, ist, daß Ew. Hochw. sagen, sie handeln aus Ueberzeugung, und daß es so für meine Gemüthsruhe besser sei. Diese Ueberzeugung wirft mich ganz zu Boden. Woher kann die Ueberzeugung kommen, wenn Sie es selbst verhindern, mein Herz kennen zu lernen? Und mit welcher Kälte und Herzlosigkeit Sie diesen Befehl jede Woche erneuern, und so die Wunde wieder weiter reißen! Können Sie sich nicht irren mit Ihrer Ueberzeugung? Sie haben ja auch, wenn gleich einen großen, doch nur einen Menschenverstand, und in Seelenzuständen haben sich schon die erfahrensten Priester geirrt" u. s. w. Da kein Mittel half, und die Betschwester den Priester nur als ihre Geißel ansah, während sie umgekehrt es vielmehr für ihn war, so schickte er sie ganz fort. Sie suchte einen andern Beichtvater, kam aber vom Regen in die Traufe — und das war heilsam; denn sie schrieb an den vorigen Beichtvater unter anderm: „Mein jetziger Beichtvater verlangt von mir Opfer, die zu bringen beinahe unmöglich ist. Er hat mir sogar jede Aeußerung in und außer der h. Beicht verboten;

er ist beinahe noch strenger als Ew. Hochw., und unterwirft mich denselben Beschränkungen, um, wie er sagt, mir dadurch zur vollkommensten Geduld zu verhelfen. Ob ich ausharren werde, weiß Gott!" — Ach ja, es braucht viel Geduld!

6.

Häufig sind die Betschwestern zu Hause zänkisch, neidisch und verleumderisch. Wenn es heißt: die junge Frau Nachbarin genas eines Knaben, so wird schnell an den Fingern nachgerechnet, wann dieses Ehepaar kopulirt worden — und ist die Geburt eine zu frühe (in Hinsicht der Zeit), welch satanisches Hohnlächeln! Betschwestern wissen genau, welche Flamme die Nachbarstochter hat, oder welche Bekanntschaften im Dorfe, im Markte, im Städtchen sind, ob eine von den Kameradinnen gefallen sei oder nicht, und entwickeln darin eine Diplomatie, die zum Erstaunen ist. Leider gibt es Seelsorger, die solches Geträtsch der Betschwestern gerne annehmen, die solche Conversation als zweiten Imbiß zum Frühstück genießen, und mit Gespanntheit der Betschwester zu hören, die ihre Redeschleußen aufgezogen, und gewürdigt worden ist, auf dem Sopha zu sitzen, was sonst nur Honoratioren zuzukommen pflegt. O Fraubaserei! — Manche Priester machen sogar die Vermögensverwalter alter Jungfrauen, die in geistlichen Gehorsam zu ihnen getreten sind. Eine nicht zu billigende

Maxime! Der Beichtvater hat sich um die Seelen zu kümmern, nicht um das Geld. Und wie viel Aergernisse können dadurch entstehen von Seite der Anverwandten rc. Da darf es dann freilich nicht wundern, wenn es heißt: „Die Schwarzen mischen sich in Alles.“ — Die Welt ist allerdings mit dem Titel „Betschwester“ gleich da, und bezeichnet mit diesem Namen, was eigentlich nicht in diese Kategorie gehört. Mit Recht sagte einst ein Geistlicher in seiner Ansprache an die Mitglieder eines Frauen-Wohlthätigkeits-Vereines: „Wenn auch manche euch Betschwestern nennen, kehrt euch nicht daran; der Dank von tausend Kindern ist Ersatz hiefür.“ — Manche nennen selbst jene Betschwestern, die öfters mit Andacht und Vorbereitung beichten und communiciren, und dabei ein erbauliches Leben führen. Derlei Seelen sollte man „optimum Christianorum gregem“ heißen und im Guten noch mehr bestärken, nicht aber in die Kategorie der Betschwestern werfen. — Eine fromme Seele wünschte einst zu beichten und ließ einen Priester in die Sacristei bitten. Er kam, musterte die Sacristei und sagte laut: „Wo ist die Betschwester?“ — Die fromme Person trat vor und sagte: „Ich ließ Ew. Hochw. bitten herabzukommen und meine Beichte anzuhören; nachdem ich aber Ihre Gesinnung kennen gelernt, danke ich Ihnen für die Bemühung und empfehle mich.“ Welch eine Schmach von einer Betschwester besiegt zu werden!

7.

Mancher Seelsorger wird auch angegangen, die Führung einer Seele mittelst Briefe zu übernehmen. Eine Danaidenarbeit, und auch eine verfängliche Sache; denn leicht wird eine Stelle mißverstanden, oder im Flug der Phantasie wird der Seelsorger wärmer oder strenger, als er wirklich sein sollte. Ein geschriebenes Wort ist wie ein Denkmal, steht wie ein Zeuge dem eigenen Selbst gegenüber, und manche Verirrungen haben schon solch geistliche Briefe herbeigeführt (siehe Heloise et Abälard). Da sagte einstens ein Fräulein ihrer Freundin, während sie ihr ihre Briefsammlung zeigte: „O, mein Geliebter schreibt schön und warm, aber seine Feder ist nichts gegen die Briefe meines Beichtvaters in der Stadt — jeder Zug ist Lavaglut oder Quaderstein. Wenn du sie lesen würdest, so würdest du finden, daß Marcipan minder süß ist als mein Pater und daß Lavendelblüthe weniger duftet als sein Schreiben, angefüllt mit herrlichen Redeblumen. Oefters weiß ich freilich nicht, was er meint, er versteigt sich in's Transcendentale, es wird wie ein Geierflug und meine arme Seele soll mit — da denke ich mir im Stillen, solche Herren schreiben oft von Dingen, die sie gar nicht verstehen, und wollen eine Frauenseele leiten, wo sie selbst der Leitung bedürften. Uebrigens gab ich stets die Antwort, damit ein neues Schreiben kommt, und daß ich mir so in

meinen Toilettestunden mit dieser geistlichen Lesung die Zeit verströdeln kann". Ich danke für diese Kritik; und du schreibseliger Pater, was sagst du zu einer solchen Heloise? Mir fällt dabei das classische Wort des sel. Kolping ein, der eine Betschwester kurz und gut folgendermaßen beschrieb:

„Des rein Irdischen ist der Christ ein Hasser";
So sprach sie, und goß in die Milch — Wasser. \

Neuntes Kapitel.

Leidende.

1.

Am meisten noch wird der Seelenhirt, dessen Hand Gnade und Segen spendet, von Vielen seiner Heerde um Trost angegangen in jeglicher Leibes- und Seelennoth. An ihn wendet sich der bedrängte Familienvater, wenn ihn ein harter Unglücksfall getroffen; von ihm heischt Trost die unschuldig gekränkte Ehegattin, die unter der Last der Kindererziehung gebeugte, oder mit einem schmerzlichen Verluste heimgesuchte Familienmutter; ihm klagt der Verleumdete, der Verfolgte seine Noth. Leiden öffnen selbst das verschlossenste Herz der Religion und dem geweihten Diener derselben; denn das leidende Herz findet nur im mitleidenden Herzen Trost und Linderung. Bei schönem Wetter betet Niemand, wohl aber beim Gewitter. Daher nennt man auch mit Recht die Lei-

denden die besten Kundschaften des Seelenhirten. Das Unglück weckt den sittlichen Ernst, demüthigt den Uebermuth und stählet die Herzen. In gewöhnlichen Zeiten und bei halbwegs glücklichen Verhältnissen will der Mensch nicht gern ermahnt sein, und es ist ihm unbequem, an die strengen Gebote Gottes erinnert zu werden. Eine gewaltsame Katastrophe aber reißt den Menschen aus seiner Blasirtheit und Verweichlichung heraus — die Noth lehrt beten. Ein altes Sprüchlein sagt:

„Rustica gens,
Optima flens,
Pessima ridens“.

2.

Der Seelenhirt zeigt allen Leidenden herzliche Theilnahme und thätiges Mitleid, er hat für jegliche Noth ein Wort des salbungsvollen Trostes, geschöpft aus dem Worte Gottes und einer christlichen Lebensweisheit. Wer sollte auch fremden Schmerz mehr würdigen, als das edle Gemüth des Seelenhirten, der gleich Paulus spricht: „Quis infirmatur et ego non infirmor?“ Was ist wohlthuender, als Thränen zu trocknen, den Leidensweg als Himmelsweg zu zeigen und gleich dem h. Chrysostomus Gott zum Schuldner der Leidenden zu machen? Ein frommer Priester übt eine große Macht aus über betrübte Gemüther, und jener Geistliche ist gewiß der beliebteste, der sich um die leidende Menschheit annimmt.

— Einige Strolche wollten einst einen Priester insultiren, unterließen es aber, weil er einem Bettler Almosen gab. — Der Trost des Seelenhirten wird um so kräftiger wirken, wenn er in die Worte der hl. Schrift, oder in kernige, sinnvolle Gedanken gekleidet ist. Phrasenhafter Klingklang ist da am schlimmsten angebracht. — Ein kirchlich gesinnter Mann hatte sein Liebstes verloren. Der Geistliche besuchte den in Thränen aufgelösten Leidenden, weinte mit ihm, drückte ihm die Hand und sagte: „Regem, cui omnia vivunt, venite adoremus“. — Einem Vater starb sein einziges Kind. Die Trostworte des Pfarrers lauteten: „Dominus dedit, dominus abstulit — Gott gibt und nimmt aus Liebe; Pauline war ein Engel im Fleische, nun ist sie ein Engel im Himmel; der Name des Herrn sei gebenedeit“. — Zu einem Verzagenden sprach der Priester: „Herr, dein Wille geschehe, wenn ich's auch nicht verstehe; Herr, dein Wille geschehe, und thut es auch noch so wehe“. — Mit Recht sagte auch Magdalena von Pazzis: „Fühlt ihr nicht, welche Süßigkeit dies Wort in sich schließt: Gottes Wille! Wem diese Glaubensübung fehlt, ist das Leiden unerträglich“. — Einen mit seinem Schicksal Unzufriedenen tröstete ein Geistlicher: „Jeden Morgen richte dein Auge auf drei Dinge: den Himmel (als das Ziel), die Erde (wo dein Grab), und um dich (wo es noch schlimmer ist); dieser dreifache Blick wird dich zufrieden machen mit den Men-

schen und mit Gott". — Eine Soldatenfrau, die ihren Mann verlor, schrie händeringend: „Es ist kein Gott". Der Geistliche sprach zu ihr: „Machen Sie Ihrem gepreßten Herzen durch Klagen und Thränen Luft, aber lästern Sie Gott nicht. Die letzten Worte Ihres verstorbenen Mannes lauteten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel". — Oft ist es schon erleichternd, wenn man dem Leidenden seine Leidensvorstellung (die er sich gewöhnlich vergrößert) etwas mindert. Ein alter Geistlicher, der ein verdrießliches Amt bekleidete, weinte einst wie ein Kind und klagte sein Leid einem jungen Geistlichen. Als dieser sagte: „Er möge sich die Sache doch nicht gar so zu Herzen nehmen, es sei nicht der Mühe werth", antwortete Jener: „Sie haben Recht" — und lachte. — Der h. Philippus Neri sagt: „In diesem Leben gibt es kein Fegfeuer, sondern nur Himmel und Hölle. Derjenige, welcher die Leiden desselben mit Geduld trägt, hat das Paradies schon voraus; wer sie aber nicht mit Geduld trägt, hat schon die Hölle voraus. Dulden ist der Weg zum Himmel für die Armen, für die Reichen ist's das Almosen". — Ein anderer frommer Gewährsmann nennt den Leidensweg den Himmelsweg, und das Kreuztragen das beste Noviziat für den Himmel. — Oft zeigt sich sogar, daß das scheinbare Unglück ein Glück war. Jemand wollte eine Reise unternehmen, versäumte jedoch die Abfahrt des Schiffes, worüber er trostlos war. Doch siehe — das

Schiff ging mit Maus und Mann zu Grunde. — Ein großes Trostmittel ist die Anführung ähnlicher Beispiele; denn — juvat socios habere dolorum. Ein Geistlicher war tief gebeugt ob eines ihm widerfahrnen Unrechtes. Da citirte ihm ein geistlicher Freund eine Stelle aus dem Briefe eines hochgestellten Mannes: „Gott bediene sich oft heiliger Leute, um Andere zu betrüben; ihm sei wohl geschehen, daß ihn der Herr gedemüthigt, damit er die Gerechtigkeit des Herrn kennen lerne".

3.

„Pauperes semper habetis vobiscum" (Matth. 26, 11). Die Wahrheit dieser Worte fühlt Niemand mehr, als der Seelenhirt. Wenn der Arme nirgends etwas bekommt, im Hause des Geistlichen erwartet er sicher eine Gabe. Was sollen auch Trostworte helfen, wenn der Hunger bellt? Der h. Franz von Sales, der so schön zu trösten wußte, trieb mit eigener Hand eine Kuh in den Stall eines armen Mannes. — Jener Pfarrer dachte freilich anders, der des Bettelvolkes satt, in die Worte ausbrach: „Der T. möchte hier Pfarrer sein". Wahrscheinlich hat er's aber nicht so böse gemeint. Die Armen sind ja die königliche Dynastie Christi; denn wie der h. Bernard sagt, war Jesus „pauper in nativitate, pauperior in vita, pauperrimus in morte". Auf dem geistlichen Almosen ruht ein eigenthümlicher Segen. Nur

gilt auch hier das fide, sed cui — vide. Es ist das Almosen gar übel angewendet, wenn es einen Schnapsbruder oder eine liederliche Familie unterstützt — es fällt in einen unersättlichen Schlund oder in einen durchlöcherten Sack. Die Geldgier benützt nicht selten die Leichtgläubigkeit des gutmüthigen Seelsorgers, hüllt sich in die Kutte der Frömmelei, behängt sich mit dem Rosenkranze der Betschwesterei, und mißbraucht sogar das Heiligste — um zu rühren und zu pumpen am geistlichen Pumpbrunnen, den man unerschöpflich hält. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, mit welcher Schamlosigkeit und fast communistischer Weglagerei man den Wohlthätigkeits-Sinn des Klerus von allen Seiten in Anspruch nimmt — wiewohl man ihm den Brodkorb immer höher hängt. — Mancher Seelsorger ist schon bei allzugroßer Leichtgläubigkeit fast ausgezogen worden durch die freiwilligen und Zwangs-Anlehen seiner allzu anhänglichen Pfarrkinder. Borgen macht Sorgen, aber meistens mehr dem Darleiher, als dem Schuldner. Anfangs schmiert man den Syrup der Schmeichelei um den Bart und — hintennach wird man grob wie ein Kotzen; man weicht dem pfarrlichen Gläubiger aus, sogar auf dem Kirchwege. Will er endlich durch gerichtlichen Zwang zu seinem Rechte und Gelde gelangen, so lange er noch lebt, damit er doch nicht jeden Sparpfennig für die Tage des Alters und der Mühseligkeit verliere, da ist er ein geiziger Pfaffe, oder er hat das

leere Nachsehen ad calendas graecas! „Allzugut“, sagt ein gemeines Sprichwort, „ist halb liederlich.“ — Von wem stammen die meisten Stiftungen für jedes Elend des menschlichen Lebens, als von Geistlichen? Wer hat für die Armenpflege größere Opfer an Zeit und Geld gebracht, als der Klerus? Wie viel verschlingt nur die kostspielige Administration der staatlichen Armenpflege, während es doch gewiß ist, daß ein bezahlter Diener nie das leistet, was freiwillige Liebe leistet. — Wahrlich, es mußte dem österreichischen Klerus wehe thun, als in den Landtagen von den gewählten Volksvertretern mit so heftiger Beharrlichkeit, ja mit gehässigen Ausfällen darauf gedrungen wurde, daß den Seelsorgern auf dem Lande die Verwaltung der Armeninstitute genommen werde, und sie höchstens als Ausschüsse einen Einfluß auf die Leitung der Armenfonde zu nehmen hätten. Wenn hie und da ein geistlicher Armen-Institutsdirektor zu leichtsinnig mit dem Fonde verfahren wäre — fehlt es denn in neuester Zeit an Beispielen von Laien-Beamten, mitunter reich besoldet, welche mit den anvertrauten Cassen übel gebahrten? Ja, der österreichische Kuratklerus hat diese öffentliche Kränkung nicht zu verdienen gemeint. Nur der frechste Ignorant oder ein böswilliger Calumniant könnte es leugnen, daß der Klerus als Wohlthäter der leidenden und dürftigen Menschheit nicht zurückbleibt, da es fast keine wohlthätige Anstalt des Staates und der Kirche gibt,

zu denen nicht Geistliche als Gründer oder Theilnehmer mitwirken. Daß die Einkünfte der Geistlichen nicht in den Säckel fahrender Sängerinnen und Schauspieler fließen, nicht in Badeorten und Hôtels des Auslandes die Runde durch die Welt machen, sondern in verborgenen Kanälen wieder zum Wohl des Staates zurückfließen — ist das zu tadeln?

4.

Arme hat es stets gegeben, aber die massenhafte Verarmung ist eine ebenso neue Erscheinung, wie die massenhafte Production durch Hilfe der Maschine eine Schöpfung der Neuzeit ist. Man schwärmt für Industrie und berechnet den Wohlstand eines Landes nur noch nach der Zahl seiner Dampfkessel und Kamine. Aber daran denkt man nicht, daß die Race verdirbt, die Moralität sinkt, die Massen verarmen und nur das Geldprotzenthum profitirt. Man macht die Leute zu Sclaven der Industrie, und diese Sclaverei ist die härteste, die es je gegeben haben mag. Zwar redet man von Freiheit und Gleichheit, als ob der Fabrikarbeiter, der mit Weib und Kind hungert, von dem Wahlzettel satt werden könnte, den man ihm in die Hand drückt. Ein größere Satyre auf die Menschheit kann es nicht geben. Wohin das noch führen soll — weiß der Himmel. Wird der souveräne Volkswille sich einmal seiner Majestät erst recht bewußt, so wird er wohl vor dem Geldbeutel der reichen

Liberalen kaum stehen bleiben. Heute mir, morgen dir. Während auf einer Seite sich ungeheurer Reichthum bei Wenigen anhäuft, greift auf der andern Seite die Armuth in den Massen immer mehr um sich. Die überwiegende Mehrheit der Menschen wird von der Spekulation Weniger ausgebeutet, das kleine Kapital durch das große erdrückt. Bei allem guten Willen und Fleiß können Tausende nur kümmerlich das Leben fristen, weil sie ausschließlich abhängig sind von habgierigen Kapitalisten und Arbeitgebern, die sich von ihrem Schweiße mästen. Zur Verarmung des verhungernden Proletariates trägt wesentlich auch der Luxus bei, dieses Hinaufschrauben der niedern und ärmern Klassen der Gesellschaft zu den Aeußerlichkeiten und Genüssen der Höheren. — Die Armuth ist wohl kein Verbrechen, aber bei längerer Dauer der Weg, auf dem der bessere Mensch dem Gemeinen und Schlechten zuwandelt, und am Ende der Entehrung und dem Laster verfällt. Insbesondere ist das Proletariat — das nichts zu verlieren hat — der Herd der Unzufriedenheit und des Mißmuthes, und insofern ein Volksgeschwür. Man macht es aber vollends arm, indem man ihm den größten und heiligsten Besitz, den Glauben an Gottes Gerechtigkeit und die Geduld im Lebensjammer abnimmt. — Unter allen Zeitfragen ist daher die *sociale Frage* eine der wichtigsten. Alle Versuche, sie zu lösen, haben sich bis jetzt als verkehrt und ungenügend erwiesen. Die

Arbeiterfamilien siechen am langsamen Verhungern dahin. Bischof von Ketteler führt diesen traurigen Thatbestand in seiner Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum" auf zwei Hauptursachen zurück: die Gewerbefreiheit und die Herrschaft des Capitals. Sowohl der liberale Schultze-Delitsch als der democratische Lasalle beschäftigten sich angelegentlich mit der Lösung der Arbeiterfrage, aber beide schlugen falsche und ungeeignete Mittel vor. Der größte Antheil bei Lösung der Frage gebührt unstreitig der Kirche, welche die Pflicht der christlichen Liebe predigt und ausübt. (Der Staat kann die Nächstenliebe nicht befehlen.) Gottvertrauen und Gottesfurcht sind die besten Stärkungsmittel zur Arbeit selbst und in der Noth. Wenn der genossenschaftliche Verband den Arbeitern helfen soll, kann er nicht fester und inniger geschlossen werden, als unter dem Segen der Kirche, wie einst die alten Innungen. Aber wenn der Staat sich feindlich der Kirche gegenüberstellt, ja wenn unter den armen Arbeitern selbst antichristliche Begriffe verbreitet werden, wodurch der christliche Eifer für die Arbeiter geschmäht und verdächtiget wird, dann kann die Kirche ihr Ziel nicht verfolgen. Oder was soll die Wühlerei, welche die unzufriedenen Arbeiter zum Werkzeug politischer Agitation macht, indem sie angeblich für deren Freiheit schwärmt? Als im Jahre 1832 in Lyon ein großer Aufstand herrschte, sagte ein gefangener Arbeiter: „Von der Freiheit werden

wir nicht satt, wir brauchen Brot". — Dies ist die Pointe, welche eine rationelle Volkswirthschaft im Auge behalten muß, wenn die Unzufriedenheit nicht in Revolution ausarten soll; denn die Noth ohne Gott bricht nicht nur Eisen, sondern auch Kreuz und Kronen. — Nur die lebendige Christusreligion vermag die Wagschale menschlicher Ungleichheit (Mangel und Ueberfluß) in Gleichgewicht zu erhalten. Was als neu (Socialismus, Communismus) gepriesen und als Ersatz christlichen Glaubens und Lebens geboten wird, sind nur spärlich abgerissene Stücke des verschmähten Christenthums selbst; nur dieses kann jene Ideen deuten und falsche Auffassung berichtigen. Die Kirche hat seit ihrem Bestande das wirksamste Gegengift zu diesen socialen Uebelständen, das sich immer bewährt hat, nämlich die Lehre des Heilandes: Nimm dein Kreuz auf dich, und folge mir nach! Das klingt den Ohren unserer Zeit freilich mittelalterlich. Warum aber war im Mittelalter das Elend nicht so groß? Weil damals die Liebe noch in einer Menge von Genossenschaften thätig war. Socialistische Vereinbarungen und materielle Verbesserungen ohne christliche Weihe helfen nichts, weil sie nur Rechte reclamiren und nicht vom Gebot der Pflicht ausgehen, weil sie das Individuum mit Hochmuth erfüllen, und nicht mit Demuth, weil in ihrem Princip keine Bruderliebe liegt, sondern jeder nur an sich denkt. Practisch helfen kann der Staat nur mit Hilfe der Kirche,

— welch ungeheures Feld der seelenhirtlichen Thätigkeit!

5.

Die Kirche hat die Liebe zu den Armen als ein kostbares Erbtheil ihres Stifters überkommen, der da sagte: „Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan". Von diesem Geiste durchdrungen schuf sie im Laufe der Jahrhunderte ein großartiges Wohlthätigkeitssystem für alle Hilfsbedürftigen. Aus neuester Zeit nennen wir den Verein vom h. Vincenz von Paul (gestiftet zu Paris 1833), welcher als gemeinschaftlicher Mittelpunct der Wohlthätigkeit viel Gutes stiftet. Die Mitglieder desselben verpflichten sich nämlich, nicht nur Almosen zu geben, sondern Arme selbst zu besuchen, Almosen in natura zu verabreichen, zu trösten, zu helfen, und Einsicht in die tägliche Noth zu gewinnen. Dadurch wird die Kluft zwischen Arm und Reich ausgefüllt, und der geheime Grimm des Proletariates gegen die Besitzenden entwaffnet; da ferner die physischen Leiden meist mit moralischer Versunkenheit verbunden sind, so werden auch die sittlichen Gebrechen zu heben gesucht. In den regelmäßigen Versammlungen der Mitglieder (Conferenzen) werden die Interessen des Vereines besprochen. Viele menschenliebende Seelen lernen sich da achten, lieben und die Bitterkeit des Darbens kennen; und während sie selbst die Süßigkeit des Helfens

empfinden, zwingt die religiöse Begeisterung und ausdauernde Selbstopferung unwillkührlich Achtung ab. Ich kenne eine gräfliche Familie, die alljährlich den armen Kindern einer Gebirgsgemeinde zum Christkinde nützliche Geschenke schickt. Von Dank gerührt kam einst ein Vater zu Weihnachten beichten, weil seine Kinder Schuhe bekommen, die sie so nothwendig brauchten. — In keiner Gemeinde sollte daher dieser Verein fehlen, wenigstens dem Geiste nach soll er bestehen; denn es finden sich überall einige passende Leute, die den Seelsorger unterstützen. — Wenn Jeder gibt, was er zu viel hat, wird Niemand arm sein. Das Grundvermögen ist der Glaube, daß man mit Gott Alles vermöge. — Blos humane Vereine für den Nothmoment lösen sich auf wie die Löschanstalten nach der Feuersbrunst. Dies beweisen theilweise die josephinischen Armeninstitute, auf welche zweideutige Individuen eine Art Berechtigung beanspruchen. Die bureaukratische Controlle und die mitunter curiosen Einkommensquellen (Bälle, Theater 2c.) entziehen dem Almosen den Segen und die Weihe; daher die berühmte Schwester Rosalie in Paris mit Recht von solchen Sammlungen sagen konnte: „Je n'aime pas, qu'on force le diable à faire l'aumône au Dieu". — Eine wahrhaft zeitgemäße Erscheinung sind die Theodosiusschwestern und die Schwestern von Niederbron (1849 entstanden), die als Schutzengel der Proletarier dem Herrn in der Person der Armen

und Kranken dienen; sie besitzen und begehren nichts, leben von der Hand in den Mund, verlangen keine Aussteuer, sondern vertrauen allein auf die göttliche Vorsehung und Nächstenliebe. Was müssen solche Schwestern nur auf ihren Sammelreisen ausstehen! Vom sel. P. Hofbauer wird erzählt, daß er einst in einem Caféhause sammelte — als ihm ein leidenschaftlicher Spieler eine Maulschelle gab. Der heiligmäßige Mann sagte demüthig: „Das war für mich; jetzt bitte ich auch um Etwas für meine armen Kranken.“ Wie sollte auf solchen Heldenthaten nicht der Segen Gottes zehnfach ruhen!

6.

Scrupulanten gehören auch unter die Leidenden; denn die innere Unruhe versetzt sie in ein Labyrinth von Aengstlichkeit, in einen wahren Marterzustand der Verzagtheit. Wie der Hypochonder alle Krankheiten hat, die er liest, so der Scrupulant alle Sünden, die er im Beichtspiegel findet — er wird von seiner eigenen Frömmigkeit geplagt, und sündigt aus Furcht, nicht zu sündigen. Der h. Franz von Sales weiß solch ängstliche Seelen prächtig zu belehren; z. B.: „Man muß sich nicht beunruhigen darüber, wenn man sich seiner Fehler nicht erinnert, um sie zu beichten. Es ist dies eine Arglist des Teufels. Eine Verdemüthigung im Geiste, ein Seufzer reicht hin zur Tilgung geringer Unvollkommen-

heiten. Nicht die umständliche Erzählung der eigenen Sünden ist es, die dieselben tilgt, ebensowenig, als eine genaue Aufzählung seiner Schulden den Schuldner von seiner Schuld befreit. Eine zu lange Gewissenserforschung ermüdet den Geist und schwächt den Affect. Man muß seine Sünden bereuen, aber sich nicht verwirren lassen durch sie. Die Reue ist eine Wirkung der Liebe Gottes; die Verwirrung eine Folge der Eigenliebe. Der Act der Reue ist das Werk eines Augenblicks. Einer der reuigsten Sünder war David, und seine Reue bestand in einem einzigen Worte: Peccavi! (ich habe gesündigt), und durch dieses einzige Wort war er gerechtfertigt. Diejenigen Fehler, welche von Ueberraschung, Schwäche oder Gebrechlichkeit herrühren, werden uns theilweise bis zu unserem Tode begleiten. Wir können keine Engel werden vor der Zeit". — Als einst eine Dame sich beklagte, daß sie trotz aller Mühe nicht 7 Sünden herausfinde, da es doch heiße: „Selbst der Gerechte fällt des Tages siebenmal", tröstete sie der Heilige damit, daß es nicht heiße: „täglich", und daß es heiße: „Wenn er auch fällt, so steht er wieder auf". Zu einer anderen Dame sagte er: „Sie müssen über Ihre Scrupel Scrupel haben". — Wieder zu einer anderen ängstlichen Seele: „Ich habe an Ihrer Generalbeicht alle Kennzeichen einer wahren, guten und gründlichen Beicht gefunden. Dies ist die reine Wahrheit, und glauben Sie mir's, ich spreche bei solchen

Gelegenheiten sehr aufrichtig. Sollten Sie etwas zu sagen ausgelassen haben, so erwägen Sie, ob dies wissentlich und freiwillig geschehen; denn in diesem Falle müssen Sie ohne Zweifel Ihre Beichte erneuern, wenn das, was Sie ausgelassen haben, eine Todsünde war, oder wenn Sie damals es für eine solche hielten; ist es aber nur eine läßliche Sünde, oder wenn es auch eine Todsünde ist, die Sie aus Vergeßlichkeit oder aus Untreue des Gedächtnisses ausgelassen, so geben Sie Ihre Zweifel auf; denn auf Gefahr meiner Seele, Sie sind durchaus nicht zur Erneuerung Ihrer Beichte verpflichtet, sondern es genügt, daß Sie den Punkt, den Sie ausgelassen haben, Ihrem gewöhnlichen Beichtvater sagen. Dafür bürge ich Ihnen". — Solche Festigkeit und Sicherheit der Sprache ist Aengstlichen gegenüber ebenso beruhigend als unbedingt nothwendig. Jemand getraute sich nicht zur h. Communion, seine Unwürdigkeit vorgebend. Der Seelenführer zeigte ihm, daß der göttliche Heiland zu dem mystischen Gastmahle nicht die Adeligen und Großen lud, sondern die Blinden und Lahmen — Sinnbilder von uns Elenden; und daß er auch nicht gesagt habe: „Kommet zu mir, die ihr vollkommen seid;" sondern: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid". Thomas von Villanova sagte zu einer Person, die sich fürchtete auf ewig in die Hölle verstossen zu sein: „Was fürchtest du? Der Richter, der verdammen soll, ist Jesus Christus, der

am Kreuze gestorben ist, um dich nicht zu verdammen". — Ein Geistlicher tröstete eine ängstliche Seele durch das Bild in den Katakomben, welches den guten Hirten darstellt, zu dessen Füßen ein Bock und ein Lamm ruhen. — Zu einer verzweifelnden Klosterfrau sagte Philippus Neri: „Für wen ist Jesus gestorben?" — „Für die Sünder". — „Wer bist du?" — „Eine große Sünderin". — „Also auch für dich ist Jesus gestorben; verzweifle nicht, du kannst auch in den Himmel kommen". — „Solche Seelen" (sagt M. Feichter) „muß man lediglich dulden, sonst bevölkert man die Narrenhäuser, statt den Himmel". — Die ängstliche äußerliche Frömmigkeit hat etwas Abstoßendes, und bestärket die Welt in dem falschen Wahne, daß man Gott nur durch ein finsteres Leben und klafterlange Gebete dienen könne. — „Nein", sagt Franz v. Sales, „ein einziges Vaterunser oder ein kurzer Psalm, ruhig und andächtig gebetet, ist mehr werth, als viele Rosenkränze und lange Tagzeiten, die mit ängstlicher Hast hergesagt werden. Wenn der Geist Langeweile oder Ermüdung verspürt, soll man, wenn es sich thun läßt, das Gebet unterbrechen oder aufschieben, und sich durch irgend eine andere Beschäftigung ein wenig erholen. Das Wiederholen der Gebete beängstiget. Die Seele fahre vielmehr ganz ruhig fort zu beten, als wenn gar nichts vorgefallen wäre". Aengstlichen Seelen träumt immer vom Teufel. Allein der h. Augustinus sagt:

„Der Teufel ist ein Riese nur für den, der ihn fürchtet, ein schwaches Kind dagegen für den, der ihn verachtet". Und Philippus Neri fügt bei: „Der Teufel fände sich zu geehrt, wenn man sich viel mit ihm abgebe". — Es kommt nicht auf's lange Beten und Knieen an. Die alten Mönche konnten keine langen Gebete verrichten, denn sie mußten sich durch tägliche Arbeit den Lebensunterhalt verschaffen. Der öftere Gebrauch der Stoßgebete ersetzte ihnen den Mangel der anderen Gebete, und doch konnte man sagen, daß sie beständig beteten, selbst während sie beständig arbeiteten. — Sei so demüthig, als könntest du nichts, sondern Alles thäte die Gnade allein; dabei aber sei hinwiederum so thätig, als müssest du Alles thun und brauchest die Gnade nicht. Das Eine bewahrt vor Hochmuth und das Andere vor Trägheit. — Am Schädlichsten ist es, wenn der Seelenführer selbst ein Scrupulant ist, denn da führt ein Blinder den andern. Welche Entscheidungen scrupulöse Geistliche manchmal treffen, zeigt folgender Fall. Eine Dame klagte sich an, daß sie sich schminke und fragte, ob dies sündhaft sei? Da dachte sich der scrupulöse Geistliche: „Sage ich Nein, so ist das lax; sage ich Ja, so ist es zu streng. Der Mittelweg ist stets der beste"; „daher (so sprach er zur Dame) schminken Sie sich auf Einer Seite". O Caspar! — Das Radicalmittel für Scrupulanten ist der Gehorsam. Der h. Ignatius Loyola bestimmte einem scrupulösen

Kleriker zwei Stunden zum Brevier, weil er nie damit fertig werden konnte, und nahm es ihm dann weg. Auf solche Weise heilte er ihn vollständig von seiner Aengstlichkeit. — Auch das bewährt sich als ein gutes Mittel, wenn man dem Aengstlichen ein bestimmtes höheres Ziel anweist, auf daß er seine Kräfte concentrirt. Eine ängstliche Person wurde die Entschiedenheit selbst, als man ihr ein Kind zur Erziehung anvertraute.

7.

Traurigkeit ist nach der Sünde das größte Uebel. Die Kirche liebt keine Kopfhänger, eher kann man dies der Welt vorwerfen — wie viele Verliebte verfallen der Melancholie! Die Kirche ruft: „Gaudete, iterum dico gaudete.“ — Die Traurigkeit hat oft einen physischen Grund, wie z. B. bei Solchen, die eine sitzende Lebensweise führen. Der unwirsche Wiedertäufer Johannes von Leyden war ein Schneider. — Ein Geistlicher wurde einst zu einem sehr niedergeschlagenen Holzhauer gerufen, der sich das Leben nehmen wollte. Er weinte wie ein Kind, war voller Angst und klagte, daß ihm der Kopf voll wirbelnder Grillen sei. Der gute Mann litt an Obstructionen, daher ihn der Geistliche zum Doctor schickte, worauf bald der normale Zustand wiederkehrte. — Indeß ist die Traurigkeit oft eine Folge des Sündenlebens, oder von Unglücksfällen und getäuschten Hoffnungen. Wo

kein fester Glaube in der Seele lebt, da fehlt in der Regel die Selbstbeherrschung, und wenn dann dem verwöhnten Sterblichen irgend ein Hinderniß entgegentritt, so wird er käferartig paff, weiß sich nicht zu helfen, und wenn sich ihm kein Ausweg bietet, so sucht er ihn gewaltsam, indem er die Hand an sein eigenes Leben legt. Glaubenslosigkeit geht mit der Hoffnungslosigkeit Hand in Hand. Wie sollte auch derjenige vor dem fünften Gebote eine Ehrfurcht haben, der an das erste nicht glaubt? — Gegen derlei Anfälle der fieberhaften Traurigkeit hilft weder die Philosophie, noch die Nationalökonomie, weder ein Jurist, noch ein Mediziner — da hilft nur ein Geistlicher. — Vor der Kirche Notre Dame des victoires in Paris eilte eines Tages ein Mann mit scheuem Blick vorüber. Plötzlich blieb er stehen, im Zweifel mit sich selbst, ob er eintreten solle oder nicht. Endlich reißt er die Thür auf und eilt in das von Lampen erleuchtete Gotteshaus. Vor dem Altar gewahrt er einen betenden Priester — es war Abbé Desgenettes, der ehrwürdige Stifter der Erzbruderschaft des unbefleckten Herzens Mariä. Auch der Priester erschrack über das auffallende Geräusch in der Nähe und sah sich um. Da sprach jener fremde Mann: „Glauben Sie nicht, daß ich etwa Ihretwegen hierhergekommen bin, ich will nicht beichten.“ Darauf erwiederte Jener mit sanften Worten: „Mein lieber Herr, davon ist keine Rede, daß Sie beichten sollen,

das hängt ja ganz von Ihnen ab; aber, lieber Freund, Sie scheinen mir sehr aufgeregt zu sein; was ist Ihnen, es nagt gewiß etwas an Ihrem Inneren? Sprechen Sie, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“ Der verstörte Fremde gestand nun seine Noth und sein Elend, daß er in seiner gänzlichen Verlassenheit und Trostlosigkeit den verzweifelten Entschluß gefaßt habe, seinem Leben ein Ende zu machen, daß er aber bei dem Portale der Kirche Unserer lieben Frau vom Siege wie von einer übernatürlichen Gewalt gepackt wurde, die ihn, ohne daß er es selbst recht wußte und wollte — in das Innere der Kirche und hieher zum Altar brachte. — „Der Himmel sei gepriesen“, gab der Geistliche zur Antwort, und ermahnte ihn zur männlichen Standhaftigkeit in seinen Leiden. Des andern Tages in aller Frühe beichtete der fremde Mann dem Abbé, in dessen theilnehmende Brust er alle seine Leiden und Bedrängnisse ausschüttete; dann stand er mit frommer Ergebung und heiligem Seelenfrieden auf, um sich mit dem Brod des Lebens zu stärken. Die Engel des Himmels aber freuten sich über eine gerettete Seele. — Ein Geistlicher sagte zu einem Manne, der ihn fragte, ob er kein Mittel gegen Misanthropie wisse: „O ja, aufhängen oder hinknieen vor das Allerheiligste.“ Paradox, aber ganz richtig. — Ein geistlicher Hofmeister erprobte an seinem seelenkranken Zögling noch ein anderes Mittel — er ging mit ihm auf Reisen und brachte ihn geheilt von

derselben zurück, versichernd: „In der reinen Luft liegt eine Heilkraft gegen alle Versuchungen in der moralischen Welt.“

8.

Die Gefangenen zu besuchen ist ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit. Was ist edler als das Verlorne zu suchen und selig zu machen? Der Priester erscheint wie ein Engel des Trostes im Gefangenhause, und da er den meisten moralischen Einfluß auf das Gemüth hat, so liegt es besonders an ihm, daß das Strafhaus ein Besserungshaus werde. Ein erfahrener Strafhausseelsorger versicherte, daß Viele, die Anfangs mit versteinertem Herzen vor ihm gestanden, durch liebevollen christlichen Zuspruch so gewonnen wurden, daß sie in Reuethränen ausbrachen und wegen ihres vorigen Trotzes kniefällig um Verzeihung baten. Oft bringt der Same des Wortes erst später gute Früchte hervor. — Ein entlassener Sträfling sagte: „Für mich ist es ein Glück gewesen, daß ich in das Strafhaus wandern mußte; denn dort habe ich erst Gott und seine Religion recht kennen gelernt, jetzt erst kenne ich des Lasters Abwege und weiß, welche Waffen ich gegen die Versuchung und Sünde ergreifen muß.“ — Ein junger Zigeuner war auf sechs Jahre schweren Kerker verurtheilt; seine Mutter, die ihn auf einer Wiese geboren hatte, prägte ihm oft ein, daß er erst müsse getauft werden, starb aber

darüber. Der christliche Unterricht im Gefängnisse ergriff ihn dergestalt, daß er um die h. Taufe bat und seitdem exemplarisch lebte. — Ein kränkelnder Sträfling dankte dem Priester für seine Liebe und Geduld und fügte bei: „Ich trage nun gern meine Strafe, sie ist groß und schwer, aber klein und gering für mein lasterhaftes Vorleben.“ — Wenn im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, wie sollte der Priester nicht bereit sein, dem zerknirschten Gefangenen sein Ohr zu bieten, daß er im h. Sacrament der Buße die Ketten der Sünde abschüttle? Die meisten Bekehrungen der Sträflinge kommen aber am Kranken- und Sterbebett vor, wo die jugendlichen Erinnerungen an die Mutter und den Katecheten mit aller Macht der Gnade erwachen; da begrüßt er mit Freude den Priester, der mit den Gnadenmitteln der Kirche sich ihm nähert, um seine Seele für die Ewigkeit zu retten. — Auswürflinge gibt es überall — das Strafhaus ist ja eine Welt im Kleinen. Der Seelenhirt trete dem Sträfling fest und liebevoll entgegen, blicke ihm scharf in's Auge, verrathe nie Angst oder Schwäche, lasse sich durch rohe Aeußerungen nicht aus der Ruhe bringen, rede mit ihm offen und gerade, moralisire nicht unausgesetzt, frage ihn um seine Familie, knüpfe allenfalls ein wissenschaftliches Gespräch an, und baue sich so eine Nothbrücke vom Weltlichen zum Geistlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen. — Ein Geistlicher gewann

das vollste Vertrauen eines verstockten Sträflings durch — eine Prise Tabak, die er ihm offerirte. Jedes Wort sei übrigens wohl erwogen. Nie darf er als Parteimann erscheinen, sondern vielmehr nach allen Seiten hin als Diener Gottes und Vater der Unglücklichen. — Instructiv sind die „Zuchthausgeschichten" von Hägele, eines wegen politischer Vergehen 1849 eingesperrten Schulmeisters, worin er seine Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft mittheilt. Er versichert auf's bestimmteste, daß die gemeinsame Haft, auch da, wo das sog. Auburn'sche System des Stillschweigens gehandhabt wird, niemals zur Besserung, immer nur zur Verschlimmerung des Verbrechers beitrage. Ueber das Wirken des Geistlichen äußert er sich: „Ein kaum aus dem Ei geschlüpfter Vicar, der ohne Kenntniß der Menschen und Verbrechernaturen das Reich Gottes im Zuchthaus mit sonnenklaren Vorträgen, donnernden Strafpredigten, rührendem Zuspruch und eifrigem Beichtstuhlsitzen gleichsam an den Haaren herbeizerren zu können glaubt, wird von vornherein ausgelacht und hundertmal eher als Hanswurst, denn als Diener des Herrn behandelt. Der Geistliche wird in der Regel als geistlicher Polizeidiener, als Spion von den mißtrauischen Sträflingen angesehen . . . und wäre er ein Vater der Gefangenen, tadellos und rein trotz einem Engel — den Verunglimpfungen und Lästerungen Vieler entginge er nicht." — Von der einsamen Haft be-

hauptet er, daß, wenn sie auch die Verbrecher nicht bessere, so doch wenigstens nicht verschlimmere. „Die Einsamkeit fördert nämlich die Einkehr in das Innere seiner selbst, die Besinnung und also auch die Besserung, und ein tüchtiger Geistlicher wird hier leichter arbeiten, als es unter einem Haufen verschmitzter Bösewichter geschehen kann. Die Uebelstände, welche man dem Zellensystem vorgeworfen hat, liegen nur in der falschen Anwendung desselben." — Ein tobender Sträfling wurde in den Dunkelarrest gebracht. Der Geistliche besuchte ihn dort und grüßte mit: „Gelobt sei Jesus Christus." Jener schwieg. Erst als der Geistliche ihn fragte, „was er denn eigentlich hier thue?" gab er zur Antwort: „Schelten und Fluchen, daß Himmel und Erde erzittern." — Und wann fangen sie dann zu beten an?" — „Niemals." Der Seelsorger zeigte dem Armen sein Mitleid, gab ihm den Rath, über das jetzige unkluge und sündhafte Verfahren nachzudenken, Gott um Verzeihung zu bitten und nicht zu verzweifeln. Darnach grüßte er ihn wieder und verließ ihn. Als er wieder kam, fand er ihn viel gemäßigter. — Um Gefangene zu bessern, hat offenbar die Kirche mehr Geschick als der Staat. Warum sträubt man sich daher so, die Gefängnisse den dazu qualifizirten Ordensbrüdern oder Ordensschwestern zu überlassen? Möge der Staat die Gefängnißverwaltung selbst übernehmen, aber die Mission der Seelenrettung darf er ihnen doch anvertrauen?

— Nur der schaale Liberalismus, dem die katholische Kirche ein Dorn im Auge ist, sträubt sich gegen die geistlichen Genossenschaften, worüber Cardinal Rauscher die scharfe Bemerkung macht: „Einem solchen Liberalismus huldigt nur eine Regierung, welche, um eine Nacht lang ruhig schlafen zu können, die Zukunft preisgibt, oder vor dem Beifallsjubel des Tages, der sich morgen schon in Wehruf verwandeln kann, gläubig als vor ihrem Götzen kniet." — Eine Hauptsache ist, daß der entlassene Sträfling eine ordentliche Beschäftigung finde. — „Herr," sagte ein Revertent zu seinem Strafhausseelsorger, „mir blieb nach erlangter Freiheit nichts übrig, als entweder zu verhungern oder zu stehlen; als schwacher Mensch wählte ich das letztere." — Ein vom Gerichte zum zweiten Mal zur schweren Kerkerhaft Verurtheilter rief nach Publizirung des Urtheils: „Gottlob, jetzt komme ich zu meiner Ordnung" — es war ihm in seiner Heimathsgemeinde zu schlecht gegangen. Der Seelenhirt kann da viel Gutes wirken, wenn er sich eines Unglücklichen, der sein Verbrechen bereits gesühnt und zu diesem Ende schwere Leiden überstanden hat, annimmt, daß er unter den Pfarrangehörigen Erbarmen und Unterstützung finde. Der Ortsseelsorger soll das begießen, hegen und pflegen, was der Strafhausseelsorger nach Ausrottung des Bösen Gutes gepflanzt hat.

Zehntes Kapitel.

Die Kranken.

1.

Die katholische Kirche ist die liebevollste Krankenpflegerin. Während die alten Heiden die Nächstenliebe nicht kannten (Rom hatte 300 Kornböden, aber kein einziges Spital), trugen die Christen der ersten Jahrhunderte die Kranken in ihre Häuser, pflegten sie wie ihre Kinder und sorgten für alles Nöthige. Vorzüglich betrachteten die Kirchenvorsteher die Pflege der Kranken und Sterbenden als eines der edelsten christlichen Liebeswerke. Spitäler wurden gestiftet und der Name Diaconie galt bald als identisch mit denselben. — Das Mitleid und die Liebe der katholischen Kirche zu ihren körperlich leidenden Gliedern sproßte aus der Liebe Gottes und Christi, sie betrachtete nicht blos die Materie, den gestörten Lebens-Organismus; sie sah in dem Leibe des Mitchristen ein Glied Christi, den Tempel des heiligen Geistes, das Werkzeug des in ihm wohnenden Ebenbildes der Gott-

heit, des unsterblichen Geistes; daher mußte ihre Hauptaufgabe sein, mit dem kranken Leibe die kranke Seele zu heilen — himmlischen Trost ihr einzugießen und den Geist hinüber zu leiten in das himmlische Paradies. — Die Kreuzesliebe bewog einen Johannes vom Kreuze Nächte hindurch am Krankenbette seiner Mitbrüder zu wachen; einen Johannes von Gott, die Kranken auf seinen Schultern in sein Haus zur Pflege zu tragen; einen Camillus de Lellis jenen Orden zu stiften, dessen Glieder den Pesthauch durch den Wohlgeruch ihrer Barmherzigkeit vertilgen sollten. Wer vermöchte die Wunder der Nächstenliebe aufzuzählen, welche ein h. Vincenz von Paula an Elenden aller Art zu wirken vermochte! Wer wird nicht von Bewunderung und Rührung hingerissen, wenn er das Wirken des h. Carl Borromeo liest! Nur die Gottesliebe, deren Born die menschgewordene Liebe des Eingebornen vom Vater ist, nur der Geist der apostolischen Kirche konnte einen Mann von solcher Seelenstärke erzeugen, wie der Apostel der Neger, Peter Claver, war! — Das Neuheidenthum führt zu der altclassischen Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit gegen Kranke und Sterbende, wenn es auch die glatteren Formen der Humanität annimmt. Denn die Philosophie des Materialismus, welche keine Seele, sondern nur eine Einwirkung des Stoffes auf das Gehirn, keine andere Ewigkeit als die Ewigkeit der Naturgesetze kennt, und den Tod als bloßen Stoffwechsel oder Auflösung

in die Urtheile der Materie betrachtet, benützt die Ueberreste statt Guano für Runkelrüben, verbrennt die Knochen zu Spodium und läßt, damit ja nichts für die Industrie verloren geht, die Menschenhaut gerben, um sie zu Büchereinbänden und zur Verfertigung anderer Lederwaaren zu verwenden. Darum vertraut das Neuheidenthum aus Haß gegen das positive Christenthum die Pflege der Kranken lieber Miethlingen, bezahlten Wärtern und Wärterinnen an — als jenen Personen, die um Gotteswillen und um Himmelslohn diesem Liebesdienste sich weihen. Mögen aber die Feinde des Christenthums und der Kirche den Priester von ihren Comitien, Staatsämtern und Staatsschulen ausschließen, — von den Siechen- und Sterbebetten, von den Leichenäckern der Pest und den blutgetränkten Schlachtfeldern sie zu verdrängen — wird eine Sisyphus-Arbeit sein.

2.

Man liest in den Schriften des geistreichen Tanner: „Ihr Priester des Herrn! die Sorge, die ihr für eure Kranken tragen müsset, ist gleichsam die Vollendung eures Berufes, die Krone euerer Arbeiten, der Triumph eures langen und frommen Eifers". In der That ist die Krankenseelsorge eine der heiligsten Pflichten des Seelenhirten; denn es gilt da nicht blos zu trösten, sondern auch eine Seele vorzubereiten für die Ewigkeit, sie gleichsam in die Ewigkeit hinüber zu be-

gleiten. Wehe ihm, wenn durch seine Schuld eine Seele verloren geht; aber auch welche Wonne, wenn ihm einst viele Seelen dort oben mit dem Rufe begegnen: „Du hast uns gerettet“. — Der Krankenseelsorger ist eigentlich ein practischer Exercitienmeister für Andere und für sich selbst. Im beständigen Anblick von Tod und Sünde sieht er oft das wunderbare Walten der göttlichen Vorsehung, führt die Seele des Kranken auf dem Reinigungswege bis zur Vereinigung mit Gott in den h. Sacramenten, und kehrt, neu gestärkt und frisch aufgelegt, zur pastoralen Thätigkeit bei den Gesunden zurück. — Daher mahnt schon der h. Geist im alten Bunde: „Laß dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen; denn dadurch wirst du Liebe gewinnen“. (Eccli. 7, 39). Warum sind manchmal die Kapläne beliebter bei den Pfarrkindern, als die Pfarrer? Weil sie die meisten Versehgänge machen. In der That muß selbst der Ungläubige eine gewisse Achtung dem Priester zollen, der den leidenden Mitbruder in seinem Elende aufsucht, und ihn mit der Liebe des guten Hirten betreut, selbst wenn ihn Alles verlassen sollte. — Ein französischer Priester trug einst das hochwürdigste Gut zu einem Kranken und war genöthigt, ein Durchhaus zu passiren, in welchem eine Kneipe war, die von lärmenden Trinkern strotzte. Er stutzte, und dachte schon daran, einen Umweg zu nehmen, als er sich plötzlich ermannte, das Allerheiligste fest an das Herz drückte,

und so muthig vorwärts schritt. Kaum hatten ihn die Zecher erblickt, so bildeten sie eine Gasse, wie zum Spitzruthenlaufen, und unter Hohn und Gelächter mußte der Priester, der den Heiland trug, hindurch. Immerhin! dachte er, der Heiland vergab denen, die ihn lästerten, und vergibt denen noch, die es thun. Unter dem Spottrufe: „Croa! Croa!“ (das Rabengeschrei), setzte der Priester seinen Weg fort. Als er bei dem letzten in der Reihe vorbeikam, rief ihm dieser zu: „Nun, guter Freund, wird es mit dir und deinem Herrgott bald vorbei sein. Mache dich darauf gefaßt!“ Da blieb der Priester stehen, und nicht achtend den wilden, ihn umdrängenden Haufen, der ein wüthendes Gelächter ausstieß, rief er dem Frevler entgegen: „Mit deiner Vernunft wird es bald zu Ende sein, nach dem, was ich so eben von dir gehört habe!“ Und sogleich erscholl ein rasendes Bravo, und ein Hoch dem Priester, der unbelästigt weiter zog. Die überraschend schnelle Antwort entwaffnete sie. — Canonicus Veith erzählt von einem Geistlichen, der zu jeder Stunde der Nacht von selbst wach wurde, wenn ein Versehgang im Zuge war, so daß er stets zur Wanderung gerüstet dastand, als hätte er nur auf den Boten gewartet. Nach langem Drängen erzählte er seinen Collegen: „Schon im Anfang meiner Amtsführung wurde ich öfters im Schlafe ganz laut bei meinem Namen gerufen, wußte aber nicht, was das bedeuten sollte. Durch die Erfahrung jedoch ward ich

belehrt, daß ich jedesmal bald nachher geweckt und zu einem Kranken gerufen wurde. Seitdem ich das wußte, stand ich, sobald ich mich rufen hörte, unverzüglich auf, und traf meine Vorbereitung, damit der Bote nicht warten dürfe". Seitdem er aber dieses Geheimniß mitgetheilt hatte, verstummte die geheimnißvolle Stimme. Früher hatte, wie man wohl annehmen kann, sein Schutzengel ihn geweckt; jetzt aber mußte der Meßner oder Bote die Stelle des Engels vertreten.

3.

Wahrhaft feierlich wird das Herz des Priesters gestimmt, wenn er in stiller Nacht dahin schreitet, um einer schmachtenden Seele den süßen Trost der Religion zu bringen, auf der Brust tragend den großen Gott, umhüllt im Brodesschleier. „Ich trage dich am Herzen", denkt er, „ewige Liebe, der du dich erniedrigst — den Hungernden zur Speise, den Gesunden zur Stärkung, den Sterbenden zur Wegzehrung. Wohlan denn, auf! mein laues, kaltes Herz, und erwärme, durchglühe am göttlichen Herzen zu heiligen Liebesflammen!" — Den lieben Herrgott bei schönem Wetter (am Frohnleichnamsfeste) herumtragen, ist wohl schön und herrlich; aber ihn tragen bei Sturm und Hagel, über Berg und Thal, zu Kranken und Sterbenden, das ist etwas Großes. — Mitunter sind die Versehgänge allerdings etwas beschwerlich. Erst vor Kurzem starb ein alter Pfarrer als ein Opfer

seiner Pflicht — er war zur Winterszeit acht Stunden auf dem Wege gewesen. — Als ich einst einem Freunde in der Seelsorge aushalf, und ihm den Gulden geben wollte, den ich für einen Versehgang erhalten hatte, sagte jener: „Behalte ihn, du hast ihn dir sauer verdient". Der Gulden freute mich mehr als ein Tausender. — Manche Versehgänge sind mit Todesgefahren verbunden. So wird aus Tirol folgende edle That eines Priesters erzählt: „Alle Brücken waren weggetragen, und die Verbindung der Thalseiten abgeschnitten. Auf beiden Seiten des hochgehenden Wildbaches standen die Männer der Gemeinde, um den wilden Ausschreitungen des Elementes Widerstand zu leisten. Die rollenden Steine im Bache und das Brausen des wildaufgeregten Wassers übertönten jedes Wort, das von einem Ufer zum andern gerufen wurde. In Hast lief ein Bauer den Berg herab und spähte umsonst nach der alten Brücke und nach einem andern Uebergang über den wilden Bach, der ihn nach dem ersehnten Pfarrhause führen könnte. Er klagte und jammerte: „Der Kranke ringt mit dem Tode, er sehnt sich nach den Sacramenten der Sterbenden, ich kann nicht zum Pfarrer und der Pfarrer nicht herüber". Rathlos stand der Beängstigte am Ufer des wogenden Wassers. Endlich kam man überein, die Gefahr und die Sehnsucht des Kranken auf ein Stück Papier zu schreiben, und dieses sammt einem Steine in ein Tuch zu binden und

auf das jenseitige Ufer zu werfen, auf daß das Anliegen durch die Arbeiter am jenseitigen Ufer dem Pfarrer übermittelt werde. Gesagt, gethan. Der Pfarrer erhält die schriftliche Bitte des sterbenden Pfarrkindes. Welch eine Anforderung, deren Ausführung unmöglich schien! Doch der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe hin. Ueberwältigt vom Gefühle der Pflichttreue, befahl der würdige Priester, die lange Kirchenleiter über den stürmenden Bach zu legen, und darüber wurde von beiden Seiten ein langes Brett hingeschoben. Der todesverachtende Menschenfreund und Priester rüstet sich mit dem Allerheiligsten, und eilt unter dessen Schutz zur schnell hergestellten, wankenden Brücke. Hier umgürtete man ihn zur Vorsorge mit einem Seile. Schritt für Schritt ging der Edle auf der Leiter vorwärts, die sich unter seiner Last bog und beinahe die tobende Fluth berührte, die ihre Wellen emporwirbelte. Der Edle stand unter dem Schutze Gottes, und deshalb konnte die edle That ausgeführt werden. Der Gang über die Leiter wurde glücklich vollendet. Im frohen Bewußtsein einer vollbrachten edlen That eilte nun der Diener des Herrn zum Sterbenden, und stärkte ihn für die Wanderung in das Jenseits mit der Kraft der h. Sacramente. Bald darauf starb er. Sein letzter Blick war dem beistehenden Friedensengel, dem heroischen Priester zugewendet./

4.

Der katholische Seelenhirt besucht seine Kranken auch ungerufen, indem er sagt: „Weil euch Gott heimgesucht hat, so muß ich euch doch auch heimsuchen". So wird sich das Vorurtheil von selbst verlieren, daß der Geistliche am Krankenbett der Todesbote sei. — In Virginien floh einst ein Pastor vor dem gelben Fieber und entschuldigte sich öffentlich: „1. Ich habe eine Frau und eine nervöse Mutter; 2. ist meine Gegenwart für den Sterbenden und Todten unnütz; 3. fromme Unterredungen nützen dem geschwächten Geiste nicht; 4. bei Todten könnte ich höchstens eine Grabrede halten, aber wegen Epidemie sind keine Leute zugegen". — So dachten die Jesuiten nicht, welche gelegentlich der Choleraepidemie in Westphalen in der Seelsorge aushalfen. Als ihnen dafür ein öffentlicher Dank votirt wurde, sagte der Rector: „Wir danken Gott, daß wir zur Ehre Gottes etwas wirken konnten". Das klingt echt katholisch. — Daß ein junger Geistlicher Anfangs einige Apprehension vor Krankheiten habe, ist natürlich. Ein Neomyst schrieb einst seinem Collegen von seiner ersten Station: „Samstag hatte ich den ersten Versehgang. Freund, da hat das Herz gezittert, da hab' ich den Herrn um Beistand gebeten, den Herrn, den ich in meinen

Händen trug". Indeß verliert sich diese Furcht immer mehr. Ubi charitas ibi labor, ubi labor ibi fructus. Amor omnia vincit. Ich kenne einen Geistlichen, der so lange betete und auf diese Meinung beten ließ, bis er von dieser Furcht gänzlich befreit war. — Was nützt den Soldaten die Furcht vor den Kugeln? Dem Manne geziemt Unerschrockenheit. Gott ist der Herr des Lebens. Und stirbt ein Priester als Opfer seines Berufseifers — wie lange noch spricht man mit dankbarer Rührung von dem liebevollen Priester, und manch dankbares Pfarrkind kniet sich hin an den Grabhügel, der die Ueberreste jenes unvergeßlichen Seelsorgers birgt. Wer als ein Opfer seines Priesterberufes stirbt, stirbt als ein christlicher Held. Dies hindert aber nicht, daß der Krankenseelsorger vernünftige Vorsichtsmaßregeln gebrauche. — Ein Geistlicher erzählte, daß er bei einer Blatternepidemie mit aller Ruhe die furchtbarsten Kranken besuchte, weil er sich hatte revaccioniren (zum zweiten Mal impfen) lassen. Dies mag gewiß mehr helfen, als neben dem Kranken eine Pfeife rauchen, wie einst ein Pfarrer empfahl. — Die Leute glauben oft, der Geistliche müsse allerlei Geheimmittel besitzen, weil sie so selten von ansteckenden Krankheiten ergriffen werden; ja es kommt mitunter sogar vor, daß sie den Geistlichen, zu dem sie Vertrauen hegen, noch eher als den Arzt consultiren. Ein erfahrner Priester theilte mir mit: „Ich befaßte mich, wenn ich

in solche Lagen kam, immer mit Gemeinplätzen, die keinen Grashalm umbiegen, oder mit in die Augen springenden Mitteln. Bei einer kranken Bäuerin, die in einem kleinen Zimmer lag, wurde ich einstmals gefragt, was ihr fehle? Die Frage setzte mich in Verwirrung; ich fand aber, daß im Zimmer unerträglich eingeheitzt, daß frische Luft vielleicht durch 8 oder 14 Tage entfernt gehalten war, daß der Dunst wie eine Wolke auf das Krankenlager niederschwebte, und daß in Folge dessen die Kranke keuchte, keinen Athem bekam, und der Schweiß, großen Perlen gleich, von der Stirne rann. Ich sagte gleich: Heitzt nicht so stark — macht ein Fenster auf — doch, daß keine Zugluft ist — im Krankenzimmer soll immer gesunde Luft sein u. s. w. und nach einigen Minuten, nachdem dies geschehen, fühlte die Kranke Erleichterung. — Ein andermal wurde ich wieder gefragt, was der Person fehle? Ich fand, daß sie vom kalten Fieber geschüttelt wurde, und sagte: Holt schnell den Arzt, die Person hat kalt — vermuthlich kaltes Fieber, haltet sie warm, gebt ihr einen schweißtreibenden Thee u. s. w. — Insbesonders bei Hautkrankheiten der Kinder kann der Geistliche gut einwirken. Durch enges Zusammenwohnen, schlechte Luft, mindere Reinigung stellt sich bei den Kindern Geblütsschärfe ein, die in ekelhaften Ausschlägen zu Tage tritt; da werden sie schwach, haben keinen Appetit und sitzen träge im Zimmer herum. Da heißt es nun: „O geistlicher

Herr, was nur die Mirzl und der Hansl haben mögen, sehen's nur, wie's ausschauen". Ich fragte: „Sitzen die Kinder bei dieser schönen, warmen Zeit, wo der Mai schon herannaht, immer im Zimmer?" „Ja freilich", war die Antwort, „es freut sie nichts!" — „O, sie müssen hinaus, vorzüglich jetzt, wo die warme Maisonne kommt; — wen der Mai nicht gesund macht, der wird nimmer gesund; waschet sie mit kaltem Wasser, laßt sie Bäder nehmen, wechselt mit der Wäsche — und ruft einen Arzt." — Das Volk hat oft ein absonderliches Vertrauen auf Curpfuscher und Quacksalber. Auch bei solchen Gelegenheiten kann und soll der Seelenhirt dem verständigen Arzte heilsam an die Hand gehen, und dem gewissenlosen Wartpersonale entschieden entgegentreten.

5.

Glücklich jene Kranken, welche sich in frommer Pflege befinden. Die katholische Kirche darf mit Stolz auf die geistlichen Orden hinweisen, welche sich der Krankenpflege widmen, und von denen selbst Voltaire sagte: „Wenn mich etwas bewegen könnte, an die Göttlichkeit des Christenthums zu glauben, so wäre es das Wirken der barmherzigen Schwestern". Die Kranken werden durch sie weit besser besorgt und gepflegt, als in Hospitälern, wo männliche und bezahlte Diener die Kranken besorgen müssen, und oft allerlei Nachlässigkeiten, Rohheiten und Betrügereien

stattfinden. Als die französische Revolution alle Orden aufhob, wurden Galeerensträflinge als Lohnwärter in den Spitälern angestellt, die wie Hyänen in der Pest von vergifteten Leichen lebten; so daß der alte Napoleon die soeurs de la charité auf dem Schlachtfelde durch Decret wieder herstellte. — Als in Wien die Tertiarinnen, welche das Spital auf der Wieden besorgten, auf's Heftigste angegriffen wurden, nahm sie ein erzbischöflicher Erlaß gegen die ausgestreuten Verdächtigungen in Schutz. „Eine langwierige Untersuchung (hieß es darin) habe ergeben, wie hoch der Einfluß der christlichen Liebe anzuschlagen sei, und welche Wohlthat den Kranken durch die Pflege von pflichtgetreuen, im Geiste ihrer Regel wirkenden, Ordenspersonen erzeigt werde. Die Anklagen, durch welche man den Schwestern das öffentliche Vertrauen zu entziehen strebte, sind Verleumdungen und gehören in dieselbe Reihe mit den frechen Lügen, welche gegen die Brüder der christlichen Schulen, gegen die Töchter des göttlichen Erlösers, die Frauen vom guten Hirten und vom armen Kinde Jesu ausgestreut wurden". — Krankenpflegschwestern, wären sie auch keine Ordenspersonen, dürften sich zum Heil der einzelnen Gemeinden wohl überall auffinden und einführen lassen.

6.

Die **Krankheitsfälle** sind ebenso verschieden als die Kranken selbst. Dem Seelenhirten kommt

zu Statten, daß die Krankheit — wie überhaupt jedes Leiden — die Seele läutert und vom Irdischen aufwärts zum Himmlischen lenkt. Dieß erkannte selbst der frivole Heinrich Heine, der einst zu Alfred Meißner sagte: „Mein Freund, hören Sie da eine große Wahrheit: Wo die Gesundheit aufhört, wo der gesunde Menschenverstand aufhört und wo das Geld aufhört, da überall fängt das Christenthum an." — In der Einsamkeit des Krankenbettes ist die Stimme des Gewissens besser zu vernehmen. Der Seelenhirt hat diesen Fingerzeig der Vorsehung nur klug zu benützen und zu zeigen, daß der Mensch zwar von Gott weichen könne, daß aber Gott nicht von dem Menschen weiche, wie eben die Krankheit beweise. Der Schmerz der Krankheit sei nur die empfindliche Strafe für die Lust der Sünde. Was nützt es dem Menschen 2c. Der Kranke möge nur Muth, Geduld und Vertrauen haben; man müsse das Kreuz dem Heiland ganz bis auf Golgatha nachtragen und dgl. — „Ach welch ein Schmerz, ich kann es nicht mehr ertragen," seufzte ein Kranker. Der Geistliche zog ein Crucifix hervor, zeigte es ihm und sprach: „Der hat noch mehr gelitten und doch gesprochen: „Vater, Dein Wille geschehe." Der Kranke küßte das Bild und war stille. — Einen kranken Böhmen tröstete ein Gespräch über den h. Wenzel. — Einem Ungar strahlte sein brechendes Auge vor Freude, als ihn der Geistliche mit „jó reggelt" begrüßte. — Manchmal

hat der Seelenhirt am Krankenbette allerlei Schwierigkeiten zu bestehen. Da darf er sich nicht sogleich abschrecken lassen, der Herr spricht: „Ego tecum". Selten widersetzt sich das Herz dem Drang der göttlichen Gnade, wenn es in der rechten Weise angepackt wird. Das Wie ist eben die ars artium. — Ein junger Mann, der am Glauben Schiffbruch gelitten, wollte sich nicht versehen lassen, als plötzlich an einem Morgen seine Gesinnung sich änderte. Als der Geistliche zu dem Kranken kam, reichte ihm dieser freundlich die Hand und sprach: „Helfen Sie mir, hochwürdiger Herr, daß ich als ein guter Christ sterbe." — „Aber woher die schnelle Veränderung?" fragte der Geistliche. — „Hören Sie", antwortete der Kranke, „als Sie gestern fort waren, musterte ich in meinen Büchern und fand unter andern auch mein Gebetbuch; ich nahm es gedankenlos zur Hand, blätterte darin und stieß auf die Worte, welche meine gute Mutter als Andenken an die erste Communion hineingeschrieben hatte, mich dem Schutze Mariens empfehlend. Als ich diese Worte meiner unvergeßlichen Mutter las, dachte ich an ihre guten Lehren, an meine Versprechungen, Verirrungen und Sünden; Glaube und Unglaube kämpften in mir, ich sank auf meine Kniee und betete seit langer Zeit wieder einmal, und zwar das Ave Maria. Es war mir, als ob meine Mutter mit mir betete, und ich weinte. Endlich schlummerte ich ein, nachdem ich das Zeichen

des h. Kreuzes wie in der Kindheit gemacht hatte, und betend erwachte ich mit dem Entschlusse, zu Gott zurückzukehren." So sprach der Kranke und empfing dann mit rührender Andacht die h. Sacramente. — Ein anderer Priester benützte die Kunstliebe des Kranken zum Besten seiner Seele. Er lobte das Meisterwerk eines sterbenden Christus, sprach von der Ewigkeit und fragte dann ernstlich: „Sind Sie vorbereitet, vor Gott zu treten?" Der Kranke hörte geduldig zu, sah bald das Bild, bald den Priester an, seufzte tief auf und rief in einem weichen, zitternden Tone: „Warum habe ich dieses nicht früher gedacht? Seit Jahren hatte ich täglich diese Bilder vor Augen, beschaute sie täglich, sie waren meine einzige Freude und Erquickung, aber solche Gedanken kamen mir niemals — ich betrachtete sie nur als Kunstwerke. Nun höre ich zum ersten Male ihre heilige lehrreiche Sprache. Sechs und siebenzig Jahre habe ich gelebt, ich bin nun — ich kann mich darüber nicht täuschen, am Rande des Grabes; o mein Gott, wie oft habe ich dich beleidigt! Ich bin ein sündhafter und verlorener alter Mann!" Der Geistliche sandte ein heißes Deo gratias zum Himmel für diesen ersten Ausdruck der Reue, für diesen tröstlichen Triumph der göttlichen Gnade, und sagte: „Sprechen Sie nicht so, mein theuerer Freund, halten Sie sich nicht für verloren, da Ihnen noch eine Zeit gegeben ist zur Reue und Versöhnung mit Gott." — Nachdem der Widerstand

gebrochen war, kam er spielend zum Ziele; der Kranke beichtete und fühlte sich ungemein erleichtert und getröstet. — Als einst ein Officier einwendete, er sei kein altes Weib, antwortete der Priester: „War Napoleon ein altes Weib, als er sich versehen ließ? War Radetzky ein altes Weib, als er die h. Sterbsacramente verlangte?“ — Einem Beamten, der den Geistlichen fragte: „Glauben Sie selbst das, was Sie sagen?“ antwortete dieser mit gehobener Stimme: „So wahr Gott lebt, ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an Jesum Christum“ u s. w. — Ein Anderer sagte: „Die Geistlichen wissen auch nicht Alles“, worauf der Priester erwiederte: „Allerdings, aber das weiß ich, daß Sie in 24 Stunden eine Leiche sind.“ — Ein Krieger wollte einen jungen Kaplan fortschicken, weil er noch ein „Gelbschnabel“ sei. Dieser sprach sein Bedauern aus, daß er seinen Wunsch nicht vor dem Versehgange habe aussprechen lassen; er (Kaplan) habe jetzt den Wochendienst, und so habe ihn der Versehgang getroffen; als Soldat müsse er wissen, daß man Subordination schuldig sei.“ — „Ja richtig“, sprach der Kranke und legte gefügig eine Generalbeicht ab, und küßte mit innigem Dank die Hand des jungen Priesters. — In einem Spitale wollte ein Kranker apostasiren, weil er einige bittere Erfahrungen in geistlichen Häusern gemacht hatte. Ein Priester, der sich mit ihm besprach, gab ihm eines Tages einen

Jahrgang des Kalenders „für Zeit und Ewigkeit" von Alban Stolz zu lesen, in welchem über schlechte Geistliche geschimpft wurde. „Bravo", rief der Kranke aus, blieb bei seinem Glauben und ließ sich versehen. — Man darf daher an keinem Kranken verzagen, wenn er auch Anfangs einigen Widerstand entgegensetzt. Es heißt da — ohne Zudringlichkeit — ausharren bis ans Ende. Oft schmelzen kleine Gefälligkeiten die Eiskruste, die sich um das Herz gelegt hat, z. B. das Reden über seine Familie, das Nennen beim Taufnamen, das Reichen der Medizin und dergl. Am meisten aber hilft das inbrünstige Gebet um die Bekehrung des Kranken. Der sel. Hofbauer versicherte, daß er jeden Widerstand der Kranken besiegte, wenn er einen weiteren Weg zu ihnen machen mußte, weil er da längere Zeit für sie beten konnte. — Manchmal thut übrigens eine energische Sprache entsprechendere Dienste als zu große Milde und Nachgiebigkeit. Als der sanfte Canonicus Schmied in Wien, der so viele Kranke mit Segen besuchte, mit einem halsstärrigen Sünder nicht zum Ziele kam, sandte er einen etwas scharfen geistlichen Herrn zu ihm, der energisch fragte: „Wo ist der, der nicht beichten will?" — „Hier", antwortete eine feste Stimme. Der Geistliche näherte sich, richtete aber auch nichts aus, so daß er sich anschickte fortzugehen, nachdem er zu dem Kranken gesprochen: „Nun so fahre zum Teufel, du alter Kracher, wenn du nicht

anders willst." Das wirkte — „er solle umkehren und bleiben", rief der Kranke, und nun ging Alles gut vor sich. — Aehnlich machte es ein baumstarker Ordensmann, der zu einem Kranken bei schlechtem Wetter kam, nachdem dieser einen Geistlichen bereits mit harten Worten entlassen hatte. „Was höre ich von Euch", rief er mit kraftvoller Stimme, „Ihr wollt Euch nicht bekehren? Da seht meine Stiefeln an, jetzt mußt' ich im Koth zu Euch herauspatschen, macht keine Dummheiten, ein zweites Mál komme ich nicht mehr." Ohne Widerrede fügte sich der Bauer.

7.

Doppelt leidend sind die Geisteskranken. — Es gibt keine Geisteskranken, die nicht körperlich leidend wären. Daher kann auch eine Heilung nur mit Hilfe des Arztes erfolgen, alles geistliche Zureden hilft ohne ihn nichts. Andererseits ist es auch gewiß, daß zur Heilung mancher Seelenkrankheiten ein psychologisches Mitwirken des Priesters unentbehrlich ist; Leib- und Seelenarzt müssen also hier einander unterstützen. — So klagen sich oft Irrende der schwärzesten Verbrechen an, weil sie das für wirkliche Thatsache halten, was sie in ihrer Krankheit deliriren; ganz Fromme lästern in diesem Zustande, weil eine gänzliche Umstimmung der Nerven stattfindet. Eine bisher sehr fromme Person verbrannte plötzlich alle ihre Heiligenbilder, floh das Weihwasser, schimpfte

den h. Aloysius &c. — Bei Hallucinationen glauben sie Stimmen zu vernehmen, die oft zu schrecklichen Thaten verleiten. In Würtemberg tödtete ein Fräulein ihr in Blutschande erzeugtes Kind, weil eine innere Stimme ihr zurief: „Tödte." — Momentaner Wahnsinn führt leicht zum Selbstmord. So tödtete sich ein Graf R., weil er von kleiner Statur war. — Ein sonst ruhiger Irrender schrie plötzlich: „Gebt mir die Jacke, sonst bring ich mich um." — Ein Mädchen wollte sich beim Fenster hinausstürzen, und dieser Anfall wiederholte sich. Da sprach einst die Mutter zu ihr: „Weißt du nicht, daß der Beichtvater es dir verboten hat?" Diese Mahnung an den Gehorsam brachte sie zur Vernunft, und sie widerstand der Versuchung zum Selbstmord. — Ein Pfarrer bildete sich ein, Papst zu sein und wollte zu seinem Bischof, um ihn zu consecriren. Professor Sailer beruhigte ihn, und ließ ihn als Gastprediger in einer benachbarten Pfarre einladen. Allerdings sagten die Leute: „Wie, der Narr soll predigen?" Allein er predigte vortrefflich über den Zweck der irdischen Leiden und artete nicht weiter aus. — Wenn man den Irrenden fehlerhaft behandelt, so kann es leicht geschehen, daß man aus einem halben Narren einen ganzen macht. — Auch ohne Irrsinn zeigen sich in Krankheiten oft sonderbare Sinnestäuschungen. Man will beobachtet haben, daß bei unterdrücktem Podagra sich ehrgeiziger Wahnsinn einstelle, daß Säure im Magen feig, Krankheiten des

Lymphsystems geizig, viel Beschäftigung mit Indigo trübsinnig, Störungen des Geschlechtstriebes schwärmerisch-religiös machen. Daß bei sitzender Lebensweise mit Pressung des Unterleibes sich gern religiöse Melancholie entwickelt, hat man besonders bei Schuhmachern beobachtet (Vgl. Medizinalrath Dr. Clemens, die Sinnestäuschungen 1858). — Herzliche Theilnahme wird bei derlei Kranken mehr wirken, als eine Masse von Trostgründen. Auch erheiternde Musik übt einen wohlthätigen Einfluß auf sie aus; ebenso Nähen und Sticken nach Mustern, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Engländer schicken ihre Melancholischen auf Reisen in die Colonien, besonders zur Zeit der Reconvalescenz. Weniger empfehlen sich heftige psychische Erschütterungen, z. B. Schreck und dergl., um das gebeugte Gemüth aufzurichten, sie dürften ebenso gefährlich sein wie Neckereien. — Ein Wahnsinniger bildete sich ein, fünf Grillen im Kopfe zu haben; man schnitt sie ihm zur Täuschung heraus und er wurde gesund; als man ihn später darüber neckte — fiel er in Tollheit. — Dagegen werden fixe Ideen durch frappante und heterogene Ideenwendung oft mit Glück curirt. So bildete sich ein Gelehrter ein, gläserne Füße zu haben; da ließ einst die Magd Holz auf dessen Füße fallen; voll Zorn lief er ihr nach und überzeugte sich so selbst, daß er noch gehen könne. — Ein Anderer hielt sich für todt. Man legte ihn in einen Sarg und trug ihn zum

Grabe. Unterwegs begegneten lustige Bursche der Leiche, die wacker über den vermeintlich Verstorbenen schimpften, bis es dem Verrückten zu arg wurde. Er sprang auf und wollte die Bursche prügeln. Diese aber sagten: „Das schickt sich nicht für eine ehrbare Leiche". — „Ei was", entgegnete er protestirend, „ich bin keine Leiche", und wurde so wieder lebendig. — Einer bildete sich ein, ein schwedischer Prinz zu sein. Bei Tisch gab ihm eine Frau eine Maulschelle, was ihm so imponirte, daß er seiner prinzlichen Imagination entsagte. — Jedenfalls ist große Geistesgegenwart nöthig. So wollte einst ein Irre den Geistlichen erschießen, und legte schon das Gewehr an. Da sprach der Geistliche: „Zuvor müssen wir das Gewehr laden," nahm es in die Hand und schoß in die Luft. — Aehnlich machte es ein Fremder, den ein Halbgescheidter bis zum obersten Stockwerk begleitete. Dort befiel ihn plötzlich der Irrsinn; denn er packte den Fremden und sagte: „Jetzt fliegen wir hinab"! Ruhig antwortete Jener: „Das ist keine Kunst, aber hinauffliegen, kommen Sie mit." Der Kranke stutzte und ging mit hinab. — Ein Kranker sagte zum Doctor, er wolle ihn mit schwarzer Tinte verjüngen und machte sich daran. Da sprach dieser, „er müsse zuvor seine Frau fragen", was jener ganz in der Ordnung fand und daher die Ausübung seiner Kunst verschob. — Ueberhaupt vermag der entschiedene Wille viel über eine Krankheit, und besiegt oft die Listigkeit und

verlarvte Falschheit des Kranken. Ein Geistlicher wurde einst zu einer Kranken berufen, die in Folge von Krampfanfällen sehr schwach war. Indeß war sie bei vollem Bewußtsein und beichtete. Als ihr aber der Geistliche die Communion reichen wollte, verdrehte sie auf einmal die Augen, und ward sehr unruhig. Eine Verwandte sagte, daß es lange dauern werde, bis sie wieder zum Bewußtsein komme. Da sagte der Geistliche (die Hostie in die Kapsel legend) laut: „Dann kehren wir wieder zurück; das Nothwendigste ist schon geschehen," und schickte sich an fortzugehen. Siehe, nun wurde die Kranke auf einmal ganz ruhig und bat unter Thränen, es möchte ihr doch der Leib des Herrn gereicht werden. — Mit solchen freiwilligen und unfreiwilligen Krämpfen muß der Seelenhirt sehr ernst umgehen; denn durch weiche Nachgiebigkeit verliert man nur Zeit zum geistigen Schaden des Kranken. Gerade derlei Nervenübel haben aber in unserm Zeitalter sehr überhand genommen. Die Hauptursache dieser Zeitkrankheit ist Verweichlichung und der geheim großgezogene Egoismus, der an das kostbare Ich nichts will herankommen lassen, den jedes Unglück, jeder Widerspruch, jedes Mißlingen niederwirft, wie eine bloße Zugluft den allzu empfindlichen Weichling. Seit dem aufregenden Jahre 1848 werden alle Irrenhäuser zu klein. Unzählig sind die Beispiele, daß Hochmuth, Eitelkeit, Gram, Kränkung, Kummer, Herzleid, Eifersucht die Leute melancholisch,

verrückt, toll und wahnsinnig macht. Ein Künstler wird gemüthskrank wegen einer ungünstigen Kritik, und stirbt. Ein Anderer sieht sich in seinem Wahn überall von Feinden umringt, und stirbt endlich aus Angst. Welche Thorheit! Aber sie ist aus Eitelkeit und Egoismus entsprungen; der arme Mensch hat sich eingebildet, er sei der Mittelpunkt der Schöpfung, die Welt drehe sich um ihn, und deshalb sehe alles auch auf ihn und gehe ihm überall nach. Da helfen keine Vernunftgründe, keine Diät, sondern sittliche Erstarkung und Religiosität. Qui perdiderit animam suam, inveniet eam (Matth. 10, 39). Die Demuth ist das beste Palladium gegen den Irrsinn, nur der Hochmuth treibt in den Narrenthurm.

8.

Es gibt eine natürliche Mystik, die, auf einer natürlich magischen Anlage beruhend, bei einer — von vielen zufälligen Umständen abhängigen Ausbildung — zu einem Verkehr mit der Geisterwelt wird. Sie ist wie alles Natürliche dem Guten und Bösen, der Wahrheit und dem Irrthume zugänglich. Sie unterliegt unzähligen Täuschungen; sie kann bei der rechten sittlichen Richtung des Willens und Herzens und bei einer geordneten Leitung sich innerhalb der Schranken wahrer Frömmigkeit und Gottesliebe bewegen; sie kann aber auch, wo jene Bedingungen fehlen, in dämonische Mystik übergehen. — Der Teufel hat

nicht die Macht, aber den Willen uns zu schaden; wir können ihm durch unsern bösen Willen auch die Macht dazu geben. Beweis davon ist die blasphemische Verspottung des christlichen Gottesdienstes im Mittelalter, die bis zur Anbetung des Satans vorwärts schritt, und wobei Unzucht, Mord und Trug zu religiösen Acten erhoben wurden. Gott verläßt zwar den Menschen nie, außer wenn der Mensch ihn verläßt und so Gott los wird. — Man ist jedoch im Irrthum, wenn man glaubt, nur das Mittelalter habe seine Besessenen gehabt. Der Teufel ist mitten unter uns, wenn man auch an ihn nicht mehr glauben will. Außerordentliche Fälle beweisen es. Im Dorfe Morzine bei Genf befanden sich 1857 nicht weniger als 120 Personen, die förmlich besessen waren. Die französische Regierung sendete den Generalinspector der Irrenhäuser Dr. Constans mit 40 Gendarmen und unbeschränkter Vollmacht dorthin; allein er konnte die Unglücklichen nicht heilen, obwol er Arzneien, Sturzbäder, Zwangsjacken, moralische Mittel und Furcht anwendete. Da auch Exorcismen nichts halfen, ließ er sie endlich 1864 in Irrenanstalten abführen. Die Convulsionen der Besessenen waren schauerlich. Ein junges Mädchen stampfte den Boden mit ihren Füßen, und schlug Kopf und Hände so schnell auf denselben wie beim Wirbel einer Trommel; vier Männer waren nicht im Stande, sie zu halten. Die Kirche wurde eine wahre Hölle, denn

die Besessenen wechselten ab. Man hörte nichts als Geschrei, Schläge, Flüche und Gotteslästerungen. Die größte Aufregung erfolgte beim Erscheinen des Bischofs und bei Erhebung der Hostie. Die aufgeklärtesten Aerzte mußten nothgedrungen zugestehen, daß hier das rein Menschliche aufhöre, und das Dämonische sein Wesen treibe. — Abgesehen jedoch von solch außerordentlichen Fällen kann man das Dämonische in dem Menschen auf jeder Börse, in Parlamenten, Gasthäusern, Lusthäusern 2c., kurz im gemeinen Leben überall hervorgrinsen sehen; es ist ja eine oft zu hörende Rede: „Der Teufel macht seine Leute glücklicher als Gott." — Eine Person fürchtete, ein Raub des Teufels zu werden und schrieb an einen Priester, zu dem sie Vertrauen hegte: „Ich bin Tag und Nacht gepeinigt; schlafend und wachend bin ich in der Hölle und sehe, wie die Verdammten gepeinigt werden; alle Speisen sind mir seit vier Jahren verbittert, denn es brennt und raucht in meinem Mund, daß ich fast ersticken möchte; will ich reden, so ist mir der Mund wie gesperrt; — keine Feder ist im Stande, meine Qual zu schildern. Schauerliche Flüche liegen stets auf meinen Lippen, besonders wenn ich von Gott sprechen höre. Wenn die Macht des Satans nicht bald von mir genommen wird, so muß ich ganz zu Grunde gehen. O ich bitte Sie mit ausgespannten Armen, kommen Sie mir bald zu Hilfe und befreien Sie mich von den Klauen des Sa-

tan." — Der Priester bat um die Erlaubniß, den Exorcismus anzuwenden, und machte einen Versuch. Wirklich wurde die geplagte Person auffallend ruhiger, nur etliche Male rief sie: „Er fängt schon wieder an". Wenigstens brachte man es so weit, daß sie wieder beten und beichten konnte, was sie mehrere Jahre hindurch nicht über sich gebracht hatte; vollkommen aber ist sie bis zur Stunde noch nicht hergestellt. — Eine andere kranke Person lästerte Gott und behauptete, vom Teufel besessen zu sein. Der Pfarrer drohte ihr mit einer Ohrfeige, wenn sie so rede. „Das wäre nicht die erste", antwortete die Pseudobesessene — aber sie schwieg. — Ein starkes Argument ist auch, daß der Teufel schon in der Taufe ausgetrieben wurde. Als einst Jemand sich anklagte, daß er einen Pact mit dem Teufel geschlossen, sagte der Priester: „Der ist ungiltig, denn die Seele gehört Gott; du hast dem Teufel und seinen Werken entsagt, als du die Taufe empfingst." — Ein sehr robuster Klostergeistlicher sagte zu einem Bauer, der jenen bat, ihn von dem Teufel zu befreien: „Leg dich nieder". Als dieser zauderte, wiederholte er: „Leg dich nieder". Und nun nahm er den geknüpften Strick, der seine Kutte umgürtete, und maßregelte den Bauer aus Leibeskräften, bis er sagte, es sei genug. Ob das Mittel für immer geholfen, weiß ich nicht; möchte es auch nicht zur Probe empfehlen. — Ein Mädchen tobte wie eine Besessene, wurde aber ganz

ruhig, wenn man ihr ein Kind auf den Schooß setzte. — Wer bringt Klarheit in dieses dunkle Gebiet? Die Teufelsbesessenheit ist ein übernatürlicher Zustand, und die Befreiung von den dämonischen Banden kann nur durch den Exorcismus geschehen. Der Arzt muß da jedenfalls mitwirken, vielleicht sogar zuerst wirken; denn Leib und Seele sind da zu curiren. Der ketzerische Pfarrer Boos behauptete, daß alle Krankheiten vom Teufel stammen, und daher durch den Exorcismus zu heilen seien. Das ist ein greller Mißbrauch. Die Besessenheit muß constatirt sein, bevor (mit kirchlicher Erlaubniß) der Exorcismus angewendet wird; denn manche Erscheinungen kommen bei Irrenden ebenso vor wie bei Besessenen. Niemand soll sich in keckem Selbstbewußtsein dazu anbieten — einen Teufel auszutreiben; es ist viel klüger und segensvoller, sich sub obedientia dazu auffordern zu lassen. — Es kommen auch Betrügereien in diesem Fache vor. Eine Person lag in schrecklichen Convulsionen, konnte keinen Geistlichen in ihrer Nähe dulden, keine lateinischen Gebete, kein Weihwasser vertragen &c. Da kam einst ein Missionär in die Gegend, und die Leute baten ihn, die Kranke zu besuchen und zu heilen. Der Missionär ging richtig hin und sagte offen, daß er nicht an eine Besessenheit dieser Person glaube. Er nahm im Angesichte vieler Leute einen Erdapfel, wickelte ihn in einen Lappen, ließ Brunnenwasser schöpfen, tauchte den Lappen darein, nahm ein

Lexicon, nahte sich der Kranken und fing laut an zu conjugiren: „delibero, deliberas, deliberare, deliberavi, deliberatum.“ Die angeblich Besessene that schauerlich in ihren Convulsionen. Der Missionär aber sagte: „Holt einen Gendarm, die ist nicht besessen, sondern eine Betrügerin“. Richtig wurde sie im Arrest vollkommen gesund.

9.

Nach der Krankheit erwacht der Kranke wie aus einer Betäubung dumpfen Schlafes. So mancher Kranke weiß gar nicht, was während der Krankheit mit ihm vorgegangen ist, obwohl er beichtete. — Sobald er daher zu Kräften kommt, ist ihm zu rathen, daß er seine Andacht in der Kirche — „in gratiarum actionem“ verrichte, oder wenn er irgend ein Gelöbniß (etwa eine Wallfahrt) gemacht, selbes erfülle. Wer lange krank ist (sagt der h. Bernard), den zwingt Gott ordentlich in den Himmel.

Eilftes Kapitel.

Sterbende.

1.

Ein in höheren Würden stehender Priester theilte mir aus seiner Pfarrpraxis folgende practische Punkte bezüglich der Sterbenden mit. a) Sowohl während der Krankheit, als auch, wenn der Kranke in die Agonie greift, darf nicht gestattet werden, daß in dem Krankenzimmer, besonders wenn es klein ist, viele Leute zugleich gegenwärtig sind; sonst kann es geschehen, daß die Luft verdichtet und verunreiniget wird, und hiedurch dem Kranken Beängstigungen verursacht werden. Die Beängstigungen können auch dann schon stark werden, wenn nur ein Einziger zu dicht an den Kranken sich hält. Man sitze und stelle sich darum allezeit von ihm ein wenig zurück. — b) Personen, mit denen der Kranke in unerlaubten Verhältnissen lebte, verweigere man den Besuch desselben, um sündhaften Rückerinnerungen vorzubeugen. — c) Kinder, Eltern 2c., die sich des Weinens nicht enthalten kön-

nen, haben einen solchen Platz einzunehmen, auf welchem sie von dem Kranken nicht bemerkt werden; laut Weinende und Schluchzende sind aus der Krankenstube zu entfernen. — d) Zum Vorbeten sind am zweckmäßigsten Schußgebete. Dieselben darf man jedoch nicht schnell nacheinander recitiren, sondern man muß nach jedem Satze eine Pause machen, und den Kranken ruhen lassen. — e) Das Zusprechen darf nicht mit einer starken, sondern mit einer sanften, andächtigen Stimme geschehen (nicht gerade in's Ohr hinein). — f) Dasselbe ist zu beobachten, wenn die Anwesenden gemeinschaftlich beten. — g) Es ist darauf zu sehen, daß die brennende Todtenkerze dem Sterbenden nicht gerade vor die Augen hingehalten oder hingestellt werde; die Lichtstrahlen dürfen nicht unmittelbar in die Augen desselben fallen. — h) Kehre nicht leicht von einem Versehgang unverrichteter Sache zurück. Ein Cooperator eilte einst zu einem Kranken, als ihm — nicht mehr weit vom Dorfe — Leute weinend entgegenkamen und sagten, der Kranke sei schon todt, er solle umkehren. Der Cooperator begab sich richtig nach Hause. Als er eben das Sanctissimum einsetzen wollte, schrie hinter ihm ein Mann: „Geschwind, Hochwürden, der Kranke ist wieder zu sich gekommen". Der Cooperator verdoppelte seine Schritte dahin, allein es war zu spät, der Kranke war eine Leiche. — Ein anderer Seelsorger erzählte Folgendes. In einer gewissen Gegend war es Sitte,

den Geistlichen zur Nachtszeit zu den Kranken zu rufen, weil die Leute unter Tags mit Arbeit beschäftigt waren. Der Pfarrer, ein würdiger Priester, tadelte dies einst in einer Predigt. Doch schon in der nächsten Nacht wurde er wieder zu einem Kranken geholt. Der Pfarrer ging, stutzte aber nicht wenig, als er den Kranken auf der Ofenbank sitzend antraf, wie er eben sein Pfeifchen schmauchte. Schon wollte der Pfarrer wieder fortgehen, ließ sich jedoch durch die inständige Bitte des Kranken bewegen, ihm die h. Sacramente zu ertheilen. Am nächsten Morgen war der Kranke eine Leiche. Ein Sanguiniker hätte vielleicht anders, als dieser kluge Priester gehandelt, und wie bitter hätte er später die versäumte Pflicht zu bereuen gehabt!

2.

„Wenn Engel Gottes des Einschlummerns fähig wären", sagt M. Sailer, „so wüßte ich für dasselbe kein schöneres Bild, als das Sterben der Unschuld". Junge Leute sterben leichter, als alte. Am froheſten sterben die Armen; am schwersten die Reichen. Im ersten Jahre meiner Seelsorge mußte ich einen Versehgang in einer Stadt machen. Die junge Kranke lag an einer Lungenentzündung schwer darnieder; mehr aber als der physische Schmerz that ihr der Umstand weh, daß sie das Glück ihres Lebens getrübt sah — sie war nämlich eben daran gewesen, in einen

beschaulichen Orden zu treten. So nahe am Ziele — und so weit davon. Allein kein Wort des Unwillens trat über die Schwelle ihrer Lippen, sondern mit Ruhe und Ergebung sprach sie: „Der liebe Gott hat es so gewollt. Sein Wille geschehe“. Ich besuchte sie öfters während ihrer Krankheit, und erbaute mich stets an ihrer Frömmigkeit. Am liebsten hörte sie, wenn ich ihr etwas von den Mühsalen der hl. Theresia erzählte, deren Wahlspruch „Leiden oder Sterben“ sofort auch der ihrige wurde. Sie litt mitunter fürchterlich; allein höchstens ein leises „ach Gott“ preßte ihr der Schmerz aus, und auch dies verstummte, wenn ich ihr das Crucifix vor Augen hielt. Nur Einmal enteilte ihr ein Klagelaut; doch gleich, als hätte sie eine schwere Sünde begangen, rief sie mit reuiger Stimme: „Nein, nein, mein lieber Gott, es ist nicht zu viel, laß mich nur leiden, so viel und so lange du willst“. Endlich kam der Tag der Erlösung. Wie in himmlischer Verzückung lag die Sterbende ruhig im Bette, rief plötzlich: „Ich sehe Brautleute“, — und schon hatten die Engel des Himmels die von der Hülle des Körpers befreite Seele hinaufgetragen vor den Thron des allergnädigsten Richters. Es war am Feste Mariä Opferung — ihrem Geburtstage. — So sterben sehen, heißt zu leben anfangen. — Doch fehlt es auch nicht an Gegensätzen. Ein eitles Mädchen wollte vom Sterben nichts wissen, obwohl der Priester sie daran erinnerte. Anstatt

zu beichten, schaute sie unruhig herum, richtete sich mühsam im Bette auf, blickte starr vor sich hin, seufzte dann tief auf und schrie: „O mein Gott und meine schönen Kleider“ — sank auf ihr Lager zurück und war eine Leiche. Die Liebe zur Welt und ihren Eitelkeiten hatte sie zur Unbußfertigkeit geführt. — Leichtsinnige sind schwer zum Sterben vorzubereiten. Da das Herz betäubt ist von Ergötzungen, so erscheint die Erinnerung an den Tod allzu düster. Eine Weltdame machte selbst auf dem Sterbebett noch sorgfältig Toilette und suchte — den Spiegel in der Hand — die Spuren zu verhüllen, welche der Keim des Todes der äußeren Hülle einprägte. — Je vornehmer solche Kranke sind, desto schlimmer. Der Arzt verkleistert da die Gefahr, die Wärter unterdrücken die verrathende Thräne, die Verwandten tragen die Larve der Hoffnung, während sie schon heimlich den künftigen Trauerputz verabreden. Da ist es oft einzig der Seelenhirt, welcher die Nähe der Gefahr — wenn auch in zarter Weise nur durch ein Achselzucken — zu erkennen gibt; denn der Tod macht keine Ausnahmen. — Der seeleneifrige Priester am Sterbebett sucht in allen Fällen seine Pflicht so zu erfüllen, daß seine Gegenwart nicht nur den Sterbenden, sondern auch den Lebenden nützlich wird. — Ein Trunkenbold, seines Geschäftes ein Maurer, hatte eine brave Frau, die im Sterben lag. Ihr einziges Kind, ein Mädchen, machte ihr große Sorge, und sie

empfahl es ihrer sie betreuenden Schwester. Der Geistliche kam eben dazu und — ohne dem Manne Vorwürfe zu machen — blickte er ihn bedeutungsvoll an und sagte: „Trösten Sie sich, gute Frau, wir werden für das Kind gewiß sorgen, daß es brav wird". Das rührte den Mann dergestalt, daß er die Hand der Sterbenden ergriff und mit gerührter Stimme sprach: „Louise, mache dir keinen Kummer wegen der Zukunft unseres Kindes; ich habe dich tief betrübt — aber ich schwöre es dir bei Gott, ich entsage auf immer dem Trunke, und das Geld, womit ich mich sonst berauschte, reicht überflüssig hin, das Kind zu erhalten". Die Frau starb. Als der Sarg geschlossen wurde, rief der Mann: „Ich will mein Wort halten, zum Teufel mit der Flasche". Der Trunkenbold war seitdem vollkommen gebessert, und jammerte nur um die vielen verlornen Jahre und um die schweren Stunden, die er seiner Frau bereitet hatte.

3.

In den „Katholischen Blättern" aus Linz wurde ein Versehgang in folgender lehrreichen Weise erzählt: Ein wackerer Kaplan in Oberösterreich wurde Nachts zu einem fremden Kranken gerufen, der sich nicht versehen lassen wollte. In langer Rede suchte der Kranke zu beweisen, daß die Beicht nicht nöthig und für ihn, der so lange nicht gebeichtet, geradezu

unmöglich sei. Doch der Kaplan entgegnete ihm: „Erlauben Sie mir eine Frage: Auf welche Weise sind Sie zu den Ansichten gekommen, die Sie eben ausgesprochen?“ Diese Frage schien auf den Kranken einen ungeheurenEindruck gemacht zu haben, als ob ihm Jemand mit eiskalter Hand in's warme Herz hineingegriffen, und eine große Erinnerung in ihm hervorgerufen hätte. Er fing an, seine Lebensereignisse von der Kindheit an mitzutheilen — und schloß dann: „Mein Grundsatz ist: Lebe rechtschaffen, auf's Glauben kommt's nicht an — und darum danke ich für Ihren Besuch“. Der Kaplan erinnerte ihn nun an Gott, an das Gewissen, an das Sittengesetz in unserem Inneren, an die nothwendige Sühne der Verletzung desselben, an die moralische Besserung, an Gottes Gerechtigkeit, an die Ewigkeit. Als der Kranke erwiederte, ob es kein anderes Mittel der Sündenvergebung gebe, sprach der Geistliche: „Ich will Ihnen ein Ereigniß aus meinem Seelsorgerleben erzählen. Ich besuchte einmal eine Person, welche schwer gesündigt hatte, und daran war zu sterben. Ich sagte ihr von der göttlichen Gerechtigkeit, wie sie jetzt ihre Strafe zu erwarten habe, wenn sie der Tod abgeholt, wie es da nur Einen Ausweg gebe, wenn etwa Jemand die Strafe übernehme. Da dachte die arme Person kleinmüthig hin und her und sagte: Vielleicht thäten es die Mutter oder Geschwister. Allein ich sagte ihr, daß sie mit ihren eigenen Sünden genug

zu thun haben. Da wußte die Arme keinen Rath und meinte, sie müsse schon in der Sünde rettungslos dahinsterben. Dann erzählte ich ihr, wie Einer die Strafe übernommen und Verzeihung der Sündenschuld verdient habe, und wie jeder Sünder dieser Gnaden durch eigens aufgestellte Diener theilhaftig werde, wenn er will. Es durchzuckte die geängstigte Person ein Strahl der Freude. „Wo sind jene Diener?" frug sie voll Hast. „Jener Einer ist Christus, der seine Vollmachten, darunter auch die der Sündenvergebung, seinen Aposteln, diese den Bischöfen und Priestern hinterließen. Diese müssen den Würdigen die Verdienste Christi zuwenden". — „Bin ich würdig?" erwiederte die Kranke. „Damit der Priester dies beurtheilen kann", sagte ich ihr, „muß der Mensch seinen Seelenzustand eröffnen d. h. er muß beichten". Die Kranke that dies mit Freuden und starb bald darnach. — Der Kaplan fragte hierauf mit Innigkeit zum Kranken gewendet: „Und das werden Sie auch thun, nicht wahr?" — „Ich bin jetzt noch nicht in der Stimmung, glaube auch, daß es nicht so gefährlich um mich steht, ich werde Hochwürden schon bitten lassen". — Da der Seelsorger seine Mühe für diesmal vergeblich sah, ging er nach Hause. — Am Morgen wurde der Kaplan schnell zu dem Kranken geholt, der jedoch so erschöpft war, daß er nicht mehr reden konnte. Er breitete die Arme nach dem Priester aus, schaute ihn mit bittenden Augen an, und

schien ihm noch Vieles sagen zu wollen — doch versagte die Stimme den Dienst. Der Geistliche ertheilte, da er dies für Zeichen der Reue hielt, die letzte Oelung und Generalabsolution, und der Fremde hatte die Augen für immer geschlossen. Man eröffnete dann nach Ankunft einer Gerichtsperson dessen Papiere, und es zeigte sich, daß der Verstorbene vor 15 Jahren hier gelebt, und nachdem er viel Aergerniß gegeben, seine Mühle verlumpt und manches Mädchen unglücklich gemacht hatte, nach Zurücklassung einer Frau und Kinder mit einer Person durchgebrannt war. Ein merkwürdiger Zufall, oder, da es keinen Zufall geben kann, der gerechte Gott hatte es so gefügt, daß ein Mensch, der in einer Pfarre so viel Unheil gestiftet hatte, nach 15 Jahren dorthin wieder kommen mußte, um durch ein trauriges Ende die gegebenen Aergernisse zu sühnen.

4.

Ein junger Priester wurde einst zu einem wildaussehenden, blatternarbigen, schon älteren Mann gerufen, um ihn mit den h. Sacramenten der Sterbenden zu versehen. Da derselbe noch etliche Tage lebte, so besuchte er ihn öfter und wurde auch öfter gerufen, weil man glaubte, der Kranke sterbe. Der junge Priester eilte jedesmal zu dem Kranken, der ihn mit einem tiefen herzdurchdringenden Seufzer anstarrte, und fragte ihn, ob er noch etwas zu sagen

habe, worauf er merkbar den Kopf schüttelte. „Abends um sieben Uhr (so erzählt jener Priester selbst) holte man mich noch einmal. Ich ging in Gottes Namen wieder, und dießmal kam ich wirklich zum Ende. — Dieser Mann hatte (wie ich später erfuhr) gegen einen Nachbar einen Prozeß geführt, und denselben verloren. Das erbitterte ihn nicht allein gegen den Nachbar, sondern gegen alle Menschen. Nie durften seine Kinder ein freundliches Wort mit diesem Nachbar reden, und obwohl der Nachbar immer die Aussöhnung wünschte und auch öfters versuchte, den Gegner zu begütigen und zu gewinnen, so war es doch jederzeit ganz vergebens, oder vielmehr Oel in's Feuer gewesen. Während der Krankheit wollte der Nachbar öfters ihn besuchen und um Verzeihung bitten, allein, so oft er anfragen ließ, ward er sowohl vom Weib, als von den Kindern abgewiesen; auch die Männer des Ortes riethen ihm ab, weil sie meinten, er sei doch nicht mehr bei Bewußtsein und der Anblick könnte ihn zu sehr aufregen. So unterblieb der äußere Act einer förmlichen Aussöhnung. Mir war bei dieser Sache gar nicht wohl zu Muthe. Ich trug meinen Kummer und meine Furcht dem kranken Pfarrer vor. Dieser suchte mich zu beruhigen. Es sei das freilich ein Fehler, meinte er, und ich sollte immer zuerst sehen, ob die Kranken mit den Menschen versöhnt seien. Ich möge mir daher für mein Verhalten bei unseren kranken Pfarrkindern künftighin

stets zum Grundsatze machen, vor Allem die Frage zu stellen, ob sie mit Niemanden in Feindschaft gelebt hätten oder noch lebten? An die Beantwortung dieser Frage reihe sich oft eine unübersehbare Menge von Thatsachen, die ein vollständiges Bild von dem inneren Zustande des Kranken entwerfen. Uebrigens solle ich mich meinerseits beruhigen; ich hätte dem Kranken Gelegenheit genug dargeboten, mich über sein Verhältniß zum Nachbar aufzuklären, und mich nach meinem, wenn auch mangelhaftem Wissen und in ungewöhnlicher Ausdauer des Verstorbenen angenommen; ich solle im Gebete die Sache, wie so vieles Andere, das wir nie durchweg vollkommen zu machen im Stande wären, dem allweisen und barmherzigen Gott empfehlen. — Das war das Ende dieses ersten Krankenbesuches, und so oft ich dessen gedenke, spreche ich mit dem Psalmisten: „Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.“

5.

Ein Sterbender war äußerst niedergeschlagen, weil er einst einen falschen Eid geschworen hatte; obwohl er die Sünde schon fünfzigmal gebeichtet hatte. Der Geistliche sagte ihm, daß seine schmerzliche Krankheit ein tröstliches Zeichen der Erbarmung Gottes sei. Da er aber fort und fort kleinmüthig war, so fragte er ihn, „ob er beruhigt wäre, wenn ein Engel vom Himmel käme und ihm die Versicherung brächte, Gott

habe ihm verziehen? und sagte dann: „Gott sendet euch solche, die mehr als seine Engel sind, nämlich die Priester der katholischen Kirche; zu ihnen sprach ja Jesus in der Person der Apostel, was er zu keinem Engel gesprochen: „Wer euch hört, der höret mich; welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen.“ Indem er diesen Text weiter erklärte, fügte er bei: „Ich weiß, daß ihr euere Sünde wahrhaft bereuet habt, ihr müßt also auch überzeugt sein, daß ihr von euerm Beichtvater losgesprochen und mit Gott versöhnt seid.“ Diese Worte beruhigten ihn. Mit bewundernswerther Geduld trug er all seine Leiden als Buße, und bereitete sich zum Sterben vor. — Was aber oft alle Zusprache bei Sterbenden nicht vermag, das vollbringt das fromme, inbrünstige und beharrliche Gebet. — Ein Geistlicher mußte eines Tages einen Versehgang zu einem kranken Manne machen, der auf seiner Durchreise plötzlich von heftigen Krämpfen befallen worden war. Als der Geistliche am Krankenbette erschien, da donnerte ihn der Kranke unter furchtbaren Blicken und Geberden an: „Was wollen Sie da, was haben Sie mit mir zu schaffen, wer hat Sie gerufen?“ Der über den unerwarteten Empfang etwas betroffene Priester gab zur Antwort: „Die guten Leute, in deren Hause Ihr seid, haben nach mir gesendet, und ich komme Euch beizustehen.“ — „Mir beistehen? Sie mir beistehen?“ erwiederte er und schaute dabei den Priester mit

durchdringendem Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen an. Dann fuhr er noch fort zu schreien und zu lästern, und schloß mit den schrecklichen Worten: „Mit mir ist's aus, mir hilft kein Priester, kein Bischof und kein Papst mehr." Die Hausleute, welche bei dem ganzen Vorgange zugegen waren, fingen laut an zu weinen und zu schluchzen. Der Geistliche aber nahm alle seine Kräfte zusammen, um den Kranken zu trösten und zu beruhigen; er hielt ihm das Bild des Gekreuzigten vor, und suchte ihm Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit einzuflößen, die auch den größten Sünder nicht verstößt. Aber Alles war vergebens, der Unglückliche hielt sich beide Ohren zu, und übergoß den seeleneifrigen Priester mit neuen Schmähungen. Da kam dem Priester ein Gedanke, der seinen sinkenden Muth frisch belebte, und er sprach zu den Umstehenden: „Liebe Leute; der Mensch pflanzt vergebens, wenn Gott nicht das Gedeihen gibt. Wir haben noch nicht alles versucht, was wir können und sollen; es gilt eine unsterbliche Seele zu retten; laßt uns für dieselbe beten, beten zu Gott, daß er durch seine Gnade bewirke, was wir nicht vermögen, beten zu Maria, der Zuflucht aller Sünder." Und Alle fielen auf die Knie und beteten mit Inbrunst ziemlich lange. Anfangs tobte der Kranke ärger wie zuvor; als er aber sah, daß sich die Beter nicht stören ließen, wurde er nach und nach stiller. Und als der Geistliche das gemeinschaftliche Gebet mit dem

Memorare des h. Bernard schloß und mit lauter Stimme sprach: „Gedenke, o mildeste Jungfrau, es sei unerhört, daß Jemand wäre verlassen worden, der unter deinen Schutz sich flüchtete", da hörte man den Kranken im Tone der Wehmuth ausrufen: „O mein Gott, o mein Gott!" Das war wie himmlische Musik in den Ohren des Priesters. Er eilte zum Bett des Kranken, der die Hände faltend sprach: „O lieber Herr, kann ich großer Sünder noch Verzeihung bei Gott erlangen?" — Bald war er getröstet und zur Verrichtung der h. Beicht bereitet; der Geistliche aber hätte in diesem Augenblick Himmel und Erde umarmen und an sein Herz drücken mögen; denn überglücklich sprach er zu sich selbst: „O Wonne und Seligkeit, eine unsterbliche Seele gerettet zu sehen, die unrettbar verloren schien."

6.

Welch erschütternde Scenen der Priester oft am Sterbebett erleben muß, zeigt folgender Fall. Ein Arzt war als ein Kind von einem Hündchen gebissen worden; jetzt nach vielen Jahren erst brach die Wuth bei ihm aus: „Bindet mich, bindet mich!" rief er alsobald, „und lasset den Herrn Pfarrer rufen." — Der ehrwürdige Pfarrer von L., obschon selbst krank, eilte herbei und fand den Arzt ganz blutig. Er hatte sich die Haare ausgerauft und das Gesicht zerkratzt. „O wie muß ich leiden, Herr Pfarrer! Beten Sie doch

für mich!" Der Seelsorger bot Alles auf, um den Kranken zu trösten und zu stärken. „Ich habe gestern, wie Sie wissen (sprach der Arzt), meine Ostern gehalten, aber ich will nun abermals die heilige Communion und zugleich die heilige Oehlung empfangen. O, wie unglücklich ist ein Mensch ohne Religion!" — Nach gehöriger Vorbereitung empfing der Kranke die heilige Communion mit der Sanftmuth eines Engels, und fühlte sich gestärkt und getröstet. „Gott ist allmächtig," sagte der Pfarrer, er kann Ihnen wieder die Gesundheit schenken." — „O ich wünsche es", gab der Kranke zur Antwort; „ich verlange es für meine arme Mutter, für meine unglückliche Gattin, für mein Kind!" Hierauf sammelte er sich wieder und fügte hinzu: „Mein Gott! mein Gott! ich ergebe mich ganz in deinen Willen!" — Nun fing der Priester an zu beten. „O wie mich dieses Gebet erquickt, sagte der Kranke mit sanfter Stimme. Die Umstehenden waren zu Thränen gerührt, als er von seiner Mutter und Gattin Abschied nahm. Die Wuth fiel den Kranken wieder heftig an; man hörte ihn bald heulen, bald beten. Nach dieser Krise fühlte er sich schwächer; sein Geist und sein Herz waren nun ganz mit Gott beschäftigt; er verlangte die Gebete des Priesters und gab darauf Antwort. Am Ostersonntag Morgens sagte er: „Ich habe kalte Füße, decket mich besser zu und betet die Litanei der Mutter Gottes. Ich empfehle Euch

meine Frau . . . meine Mutter." Sein Haupt neigte sich, Doctor B. war gestorben, gestorben wie er gelebt hatte, voll Glaube, Hoffnung, Liebe. — Das war ein erbaulicher Tod. Um wie viel schrecklicher ist die Scene am Sterbebett eines Sünders! — Der americanische Missionär P. Weniger erzählt von einem Manne, der in seinem letzten Kampfe fürchterliche Visionen hatte. Starren Auges rief er: „Da stehen schwarze Männer". P. Weniger antwortete ihm: „Die sollen bald weichen", und versprach ihm, die h. Messe für ihn zu lesen. Während er am Altare stand, rief der Sterbende: „Victoria, jetzt fliehen sie!", faßte das Kreuz und hielt es fest, bis er starb. — Aehnliches erzählt ein amerikanischer Geistlicher, Namens Hawks, welcher der berüchtigten Lolamontez die letzten Tröstungen brachte. Er fand sie auf einer schmutzigen Matraze ruhend, ohne Bettstelle, eine alte Fußdecke — gegen die Fenster genagelt — diente als Gardine, die Möbel des Zimmers bestanden aus einem gemalten Tische und zwei Stühlen. Obwohl er sie als reuige Christin bezeichnet, so beschreibt er doch die Todtenscene als das Schrecklichste, was ihm je begegnet, da die Sterbende sich von Dämonen umgeben und bedroht glaubte, was sie während der letzten Tage in den fürchterlichsten Lauten nach Hilfe schreien machte. — Wie oft kann der Seelenhirt die Wahrheit des Sprüchleins erproben: Wie gelebt, so gestorben.

7.

Wer die Segungen der Kirche im Sterben zurückweiset, scheidet sich selbst aus aus dem Bereiche derselben. Es gibt katholische Christen, die so pflichtvergessen handeln; es gibt aber hoffentlich keinen katholischen Priester, der ihnen gegenüber seine Pflicht vergißt. In Belgien hat sich seit 1855 die atheistische Gesellschaft der „Solidaires“ gebildet, welche die Signatur des eigentlichen Hasses gegen das Christenthum an sich trägt. Diese Gesellschaft verfolgt den Zweck, jeden religiösen Cult bei den Begräbnissen zu beseitigen, und jeden priesterlichen Beistand im Sterben abzuweisen. „Um eines Tages den Priester von der Wiege zu entfernen, fangen wir an, ihn vom Grabe zurückzustoßen“, heißt es im Circular der ruchlosen Gesellschaft. Die Mitglieder verpflichten sich sogar eidlich, keinen Priester an das Todtenbett zu lassen. Diese Gesellschaft ist nur practische Ausführung der Theorie: „Rotten wir aus die „Infame“ (d.h. die katholische Kirche), ersticken wir sie im Kothe.“ — Eines Tages wurde der Freund eines solchen Mitgliedes krank und zum Sterben. Der Kranke verlangte nach einem katholischen Priester; allein sein Freund bot alle Redekunst auf, ihm diesen thörichten Gedanken wegen eines katholischen Geistlichen auszureden. Allein vergebens. Starr blickte er nach der Thüre, wenn sie sich öffnete, und kehrte ihr heulend

den Rücken, wenn er seine Sehnsucht nach einem Geistlichen nicht erfüllt sah. Dem Robert zerschnitt es beinahe das Herz, seinen Freund in solcher Angst der Seele sehen zu müssen, und er sagte zu den Umstehenden, man könne ihm wohl seinen Wunsch erfüllen, um ihn aus seinen schweren Seelenleiden zu bringen. Da sprach aber einer der Eidgenossen: „Solche Thorheiten vertragen sich nicht mit unseren Grundsätzen, bei welchen der katholische Geistliche ausgeschlossen ist, und sollte auch das Heulen und der Angstschrei des Sterbenden die Riesenmauern der katholischen Gotteshäuser erschüttern.“ — Diese Worte, mit kalter Entschiedenheit gesprochen, drangen tief in Roberts Seele. Obwohl sonst leichtsinnig, fand er es doch entsetzlich und furchtbar grausam, daß in seiner geheimen Genossenschaft dem Sterbenden noch ein Zwang angethan wird, der ihn unter namenloser Angst der Verzweiflung opfert. August stieß unter herzzerreißendem Angstschrei seine Seele aus. Robert's Gesinnung ward von nun an ganz verändert, und sein Leichtsinn verwandelte sich in tiefes Nachdenken. Ungehindert und offen trat er in die katholische Kirche zurück. Kann es wohl noch größere Tyrannen geben, als jene, welche dem unglücklichen Sterbenden noch in den letzten Stunden das versagen, wornach sein Herz mit so heißer Sehnsucht verlangt? — Die Erfahrung lehrt übrigens, daß so Manche, die in gesunden Tagen den Ungläubigen spielten, sich bekehr-

ten, wenn es zum Sterben kam ꝛc. So tadelte und beschimpfte Perego, Redacteur des Journals von Verona, alle kirchlichen Anordnungen und reizte zum offenbaren Ungehorsam gegen dieselben auf. Da der Bischof das Journal von der Kanzel zu lesen und zu halten verbot, wollte Perego eben einen fulminanten Artikel darüber schreiben, als er plötzlich (ohnehin durch geistige Getränke aufgeregt) wie von einem Schlage getroffen wurde. — Eiligst herbeigeholte ärztliche Hilfe brachte ihn wieder zu sich, und das Erste, was Perego that, war, aus eigenem Antriebe einen Priester zu verlangen, dem er feierlich betheuerte, er wolle als Katholik und versöhnt mit der heil. Kirche sterben. Er bat den Bischof von Verona um Vergebung, wünschte ihn an seinem Bette zu sehen, und leistete in Gegenwart von Zeugen Abbitte und Widerruf für alles gegebene Aergerniß, erneuerte diese Gesinnungen mehrmals während seines kurzen Krankenlagers, empfing die heiligen Sakramente und starb in den Armen des ihm beistehenden Priesters.

8.

Am schwierigsten dürfte wohl der letzte geistliche Beistand bei Solchen sein, die zum Tode verurtheilt sind, und öffentlich hingerichtet werden sollen. Niemand verlange sich einen solchen Act der seelenhirtlichen Thätigkeit! Ein junger Priester, der den letzten Gang mit einem armen Sünder machte, wurde

über Nacht grau. Die ärgsten Sünder und Freigeister brechen im Angesicht des Todes zusammen, wie z. B. Robert Blum, Libenyi, der das Attentat auf Kaiser Franz Joseph machte, Murino, der die Königin von Spanien tödten wollte. Letzterer wollte sich lange nicht bekehren, bis endlich ein junger Priester ihn durch Erinnerung an Socrates und die classischen Abschiedsworte Christi von seinen Jüngern bei Johannes (Capitel 16, 17) zur Reue und Ergebung brachte. — Herzzerreißend mag es sein, einem unschuldig Verurtheilten die letzten geistlichen Dienste zu leisten. Der sel. Cardinal Diepenbrock erzählte folgendes merkwürdige Erlebniß eines Galgenpaters in B., wie er es aus dem Munde des M. Sailers vernommen hatte. — Im vorigen Jahrhunderte bestand noch in B. ein Hochgericht, und ein alter ehrwürdiger Jesuit des dortigen Klosters hatte seit vielen Jahren das schwere aber bei ihm segenvolle Geschäft, die Verurtheilten zum Tode zu bereiten und zur Richtstatt zu begleiten. So ward er denn auch einmal zu einem jungen Menschen gerufen, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt war. — Die Umstände und Beweise lagen so eigenthümlich, daß seine Schuld von den Richtern unbezweifelt ausgesprochen, und das Urtheil auch bestätigt ward. Der gute Galgenpater fand an ihm eine Gelegenheit zu neuer Pflichtübung, nämlich ihn, trotz seiner dringenden Unschuldsbetheuerungen dennoch zur

Resignation in Gottes Willen und zum freudigen Tode als Christ zu bestimmen — und es gelang ihm dies auch in vollkommenster Weise, indem er die Seele des Unglücklichen immer tiefer in den Kreuzestod Christi hinein bildete, und ihm endlich selbst den Tod als Unschuldig-Hingerichteten als eine hohe Gnade und Theilnahme an dem Leiden des Erlösers erscheinen ließ, als den Gegenstand heißen Wunsches und als einen Opfergang der Liebe, womit seine Todesnoth, die er unschuldig litt, für so viele unbußfertig Verurtheilte Gott freudig aufopferte. So kam der festgesetzte Tag der Hinrichtung, und der greise Galgenpater begleitete seinen jungen innig liebgewordenen Freund auf dem Armen-Sünder-Karren zur Richtstatt. Unterwegs durchzuckte diesen plötzlich ein Lichtgedanke, und er sprach zum Pater: „Lieber Pater, ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld; aber wie die Beweise liegen, könnten Sie doch wohl noch einmal wieder zweifelhaft an mir werden. Gott gibt mir aber in diesem Augenblicke das lebendige Vertrauen in's Herz: Erbitten Sie sich von Ihm irgend ein Zeichen für meine Unschuld, ich glaube fest, Gott wird es Ihnen gewähren. — „Gut", sagte der Pater, „ich zweifle zwar nicht an deiner Unschuld, aber um dich zu beruhigen, bitte ich hiermit Gott, daß zum Beweise deiner Unschuld der größte Sünder auf vier Stunden in der Runde sich bekehre, und ich dies erfahre." — „Ich danke Ihnen, lieber Pater, und ver-

traue zu Gott, Sie werden die Freude erleben." So kamen sie zur Richtstatt und der Jüngling starb wie ein heiliger Martyrer. Es war fünf Uhr Mittags. — Gebrochenen Herzens kehrte der Galgenpater in seine Zelle zurück, warf sich auf sein Lager und brachte die Nacht in Schmerz und Gebet zu, im Gedanken an seinen verurtheilten Freund. Morgens um 3 Uhr klopft es an seine Thüre. Der Pförtner meldet, es sei schon seit einer Stunde ein Mensch vor der Kirchenthüre, der dringend verlange, dem Galgenpater zu beichten. Er geht hinab in die Kirche, in den Beichtstuhl, und ein fremder Mann legt ihm ein stundenlanges Bekenntniß ab, aber mit solchen Zeichen der tiefsten Reue mit Schluchzen und Thränen, daß der gute Pater selbst innig bewegt wird. Als das Bekenntniß vorüber, fragte er ihn: „Aber, lieber Mann, wie kommt ihr jetzt zu solcher Stunde, und gerade zu mir?" „Hört, Herr", sagte der Fremde, „gestern Nachmittags arbeitete ich wie gewöhnlich in meinem Stalle, und dachte nicht an meine Sünden. Da fiel's auf einmal wie Feuer vom Himmel in meine Seele, und brannte mir im Gewissen wie die Hölle, die ich offen vor mir sah, und alle meine Gräuel standen mir vor Augen, und ich rief: Ich bin verdammt. Da hörte ich eine Stimme in mir: Verzweifle nicht, mach dich auf, geh nach B., frage nach dem Galgenpater, und lege ihm eine offene Beicht ab, und Gott wird dir vergeben. Und so bin ich die Nacht durchgegangen,

bis ich an Eure Kirche kam, und Euch endlich fand." — „Um wie viel Uhr war das?" — „Gestern Nachmittag um 5 Uhr!" — „Und wie weit wohnt ihr von hier?" — „Gute 4 Stunden," war die Antwort. Frohlockend blickte der Galgenpater zum Himmel. — Es wäre aber gefehlt, eine solche Behandlung bei Solchen anzuwenden, die schuldig verurtheilt wurden. So jubelten drei Irländer, die einen agrarischen Mord begangen hatten, und geberdeten sich, als ob sie einen Martyrertod sterben müßten; „denn", sagten sie, „wie sollten wir traurig sein? Der Geistliche versicherte uns, daß wir sogleich als Heilige in den Himmel kommen werden, weil wir noch die h. Sacramente empfangen haben."

9.

Was der Seelsorger über den Zweck der Krankheit und das Verhalten der Kranken den Gläubigen an's Herz legt, das muß er auch selbst befolgen. Wenn ihn daher eine schwere Krankheit befällt, so fordert es die Pflicht der Erbauung, daß er alsbald den Trost der h. Sakramente empfange, um so für das Heil der eigenen Seele zu sorgen. Was hälfe es ihm, wenn er Hunderte aus seiner Gemeinde gewänne, jedoch sich selbst verlöre? — Er betrachtet daher seine Krankheit als Kreuzpartikel, welchen die gekreuzigte Liebe ihren Dienern zum Andenken sendet, als eine Heimsuchung Gottes zu dem Zwecke, daß er

sich geistig sammle, als geistliche Uebungen, welche Gott selbst mit ihm abhält. — Dabei bewahrt er seine Seele vor Kleinmuth und Verzagtheit, Unzufriedenheit, Ungeduld, und ist bereit, sein Kreuz zu tragen, weil Gott es will, wie und so lange er will. Er bittet andere um ihr Gebet, ist dankbar für jede Zusprache, nimmt gern Besuche von seinen Pfarrkindern an, und empfängt öfter die h. Sacramente, wenigstens an allen höheren Feiertagen. Auch auf dem Sterbebett spricht er noch als Seelenhirt zu seinen Pfarrkindern, und segnet sie, bevor er von ihnen scheidet. Vita (et mors) clericorum liber est laicorum. — Es ist auffallend, daß viele Geistliche nach kurzem und leichtem Unwohlsein sterben; aber es ist noch auffallender, wenn Geistliche sterben, ohne zuvor versehen worden zu sein. Beati, qui in Domino moriuntur — gilt auch von dem Priester. Wie schrecklich mag der Tod für einen unbußfertigen Priester sein. Aus Italien wird das traurige Ende eines verblendeten Mönches folgendermaßen geschildert. Er hatte zu Lizzana, einem Dörfchen im Neapolitanischen, gegen den Papst gepredigt und schloß mit dem garibaldianischen Ritornell: „Rom oder den Tod.“ Die Zuhörer waren aber darüber sehr aufgebracht, und fielen über den Prediger, als er aus der Kirche trat mit Stöcken, Fäusten und Fußtritten her; mehr als hundert Hände packten ihn, warfen ihn zu Boden und schleiften ihn grausam durch den Koth. Endlich ge-

lang es dem robusten Mönche, sich seiner unbarmherzigen Peiniger zu entledigen. Er raffte sich auf, sah in der Nähe ein offenes Thor, eilte darauf zu und schloß es hinter sich ab. Es war aber das Thor eines Stalles, den die Wüthenden nun Tag und Nacht bewachten. Nach zwei Tagen stieß eine Schaar Bauern das Thor ein und suchte den Mönch. Der Unglückliche aber rührte sich nicht mehr, er hatte sich entleibt. Der Zorn des Volkes hatte sich darum aber noch nicht gelegt; der Leichnam wurde für excommunizirt angesehen, und man wollte ihn verbrennen oder an einen unreinen Ort hinwerfen; allein der Bischof von Lecce sandte, als er von der Sache gehört, augenblicklich den Erzpriester an Ort und Stelle, welcher nach vielem Zureden den Leichnam vom Volke erhielt. Demungeachtet fiel, als der Leichenwagen kaum das Dorf verlassen, von allen Seiten ein Hagel von Steinen auf denselben. Der Erzpriester und der Fuhrmann ergriffen die Flucht, und die Steine zerschmetterten den Sarg um die Wette, bis das Pferd, auch von Steinen getroffen, scheu wurde und durchging, so daß der Leichnam auf die Straße fiel, ein gräßliches Schauspiel für die Vorübergehenden. — Wie schön und heldenmüthig dagegen besteht ein frommer Priester den letzten Kampf! „Wie geht es?" fragte Jemand einen solchen. „Gut", antwortete er; und als man ihn später wieder fragte: „Besser, immer besser"!/

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

1.

Die katholische Kirche befindet sich offenbar in unseren Tagen im Kampfe, aber auch im Wachsthum, wie eine kurze Rundschau über Alles, was die Katholiken Deutschlands angeht, beweiset. Alle Angriffe der Revolution auf die Kirche dienten seit 80 Jahren nur dazu, das kirchliche Bewußtsein zu stärken und die Ausbreitung der Kirche zu befördern. Während der Einfluß der Kirche unter dem bleiernen Schutze des Josephinismus fortwährend sank, erhebt sie sich aus ihrer unterdrückten Lage, und ihre Macht über Herz und Sinn der Menschheit ist fortwährend im Steigen. Die Namenskatholiken verwandeln sich in allen Kreisen der Gesellschaft in wirkliche. Die Schicksale und Verfolgungen des Papstthums, das charaktervolle Leiden und Streiten Pius IX. gegen Lug und Trug hat dem Oberhaupt der Kirche Achtung und Ehre selbst bei Nichtkatholiken verschafft, und so geistig ersetzt,

was es an territorialen Gebiete und an weltlichem Einfluß verloren. Der Episcopat ist gegenwärtig der beste und eifrigste, der seit Jahrhunderten die Kirche gelenkt. Der deutsche Klerus ist berufen, die Führerschaft in den wissenschaftlichen Bewegungen zu übernehmen, der Kirche alle Disciplinen, auch der weltlichen Wissenschaften zu erobern, sie der Wahrheit dienstbar zu machen, und heilsam in diesem Gebiete auf den Klerus der romanischen Völker einzuwirken. Im Gegensatze zu den gallicanischen, febronianischen und josephinischen Ideen, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts und den Anfang des gegenwärtigen erfüllten, hat sich ein wachsendes Streben nach Annäherung an Rom allenthalben herausgestellt, und die Feinde der Kirche dürfen auf kein Contingent aus dem kath. Heerlager selbst rechnen, wenn auch einzelne Ueberläufer noch an den Verrath des Judas erinnern. — Das Entstehen neuer religiöser Genossenschaften ist ein hoffnungs- und trostreiches Zeichen. — Hinter den Bemühungen der Geistlichkeit ist der Eifer der katholischen Laien nicht zurückgeblieben. — Auch die katholische Publizistik hat sich gehoben, doch nicht in dem Maße als es zu wünschen wäre. Ein bekannter Redacteur lamentirt — nicht mit Unrecht: „Die katholische Presse muß sich von den Abfällen nähren. Die guten Speisen erhalten die Gegner. Jeder Herausgeber von Blättern katholischen Sinnes wird die Wahrheit dieser Worte bestätigen können. Warum also schweigen

und länger zusehen, da die Schlafmütze bereits im Begriffe stehet den Hals zu bedecken!" Wir sollten uns da die Opferwilligkeit der englischen und irischen Katholiken, und die hingebende Charitas frommer Franzosen zum Muster nehmen. Jede Nation hat ihre Fehler, uns Deutschen fehlt namentlich die Initiative im Handeln. Gott bessere es!

2.

Was ist im Angesichte der drohenden Zeichen der Zeit die Aufgabe des katholischen Klerus? Soll er reaktionär auftreten, soll er nur die alten Zeiten loben, nach den Bittgroschen und Schmalzopfern der Betschwestern sich sehnen? Wahrlich, da könnte man uns vorwerfen, wir hätten nichts vergessen und nichts gelernt. — Oder soll er gleichgültig die Augen zudrücken, die Ohren verhalten, den schwarzen Mantel über den Kopf zusammenziehen, daß er nicht wahrnimmt, wie es blitzt und donnert, und ruhig zusehen, wie der Feind Unkraut unter den Weizen säet. Verdienten wir da nicht, von dem Herrn, weil weder warm noch kalt, ausgespieen zu werden? Oder soll er auf einmal einen liberalen Bramarbas spielen, wie Lamenais, wie Gioberti, Gavazzi oder wie Pantaleone, der Hanswurst der Rothhemden, auftretend, um den Beifall der Radikalen buhlen? Jakobinermütze und Priesterkappe taugen nicht zusammen. Wir gehen unaufhaltsam großen socialen Umwälzungen entgegen.

Die europäische Gesellschaft wird immer mehr nord-americanisirt. Der moderne Fortschritt beherrscht Schule und Presse in dem Grade, daß sich das Volk auch in seinen niederen Schichten und abgelegensten Gebirgen ihrem Einfluß sich nicht entziehen kann. Nur gehen wir nicht allein der democratischen Freiheit und Gleichheit entgegen, sondern auch der Verwerfung jeder göttlichen Autorität und der Religionslosigkeit. Welch schwere und wichtige Stellung bleibt solchen Zeitbewegungen gegenüber für den Klerus. Die Kirche wird allerdings die falschen Principien der Zeit überwinden, aber nicht ohne Opfer, ohne Muth, ohne Ausdauer. Möchten wir nicht zu schwach dazu sein! Energie thut noth. Viele brave Katholiken beben vor nichts mehr als vor Kampf. Dieses Sichzurückziehen vom Kampfplatz erzeugt aber Gleichgiltigkeit, und schwächt und verflacht den Charakter. Eine Menge neuer Ideen tritt heutzutage hervor, die sich mit Schnelligkeit verbreiten, und bis in das Volk dringen. Wenn die Geistlichen von all' diesen Veränderungen in den Ansichten der Menschen, und von den verschiedenen neuen und eigenthümlichen Richtungen des Zeitgeistes keine wahre Kenntniß haben und nehmen, so vermögen sie das Gute in der vorhergegangenen Umwandlung von dem Bösen nicht zu unterscheiden, und das Gute weder zu pflegen, noch das Böse zu bekämpfen. — Wenn sie von ihrer Zeit nichts wissen, als was sie zufällig und von einem

Dritten erfahren, so erheben sie sich mit einem blinden und eitlen Eifer, und verlieren ihre Zeit mit fruchtlosen Bemühungen, das zu vernichten, was sie leiten sollten; auf solche Weise aber werden sie statt Organe der Cultur im Großen — unnütze Schmäher der Zeit, und indem sie unverständig dem Strom in die Bahn treten, veranlassen und zwingen sie diesen erst recht, aus seinem Beete zu treten. Wer die Zeit nicht erfaßt, wird von der Zeit überholt.

3.

Zu den Finten des Teufels gehört auch, den Klerus gegen seine Bischöfe aufzuwiegeln, um so das Band der Ehrfurcht und des Gehorsams zu lockern, welches denselben mit dem Oberhirten vereinigt, und worin die sociale Macht der katholischen Kirche besteht. Allein es soll dem Teufel sein Werk nicht gelingen. Eine Kapitalfrage für den Klerus ist seine Subsistenz; denn das Reich Christi ist zwar nicht von dieser Welt, aber für diese Welt, und der Priester muß in und mit dieser Welt leben, sie läuternd, erhebend und segnend. Um die Nothlage der Seelsorge-Geistlichkeit zu heben, nahmen sich drei Kirchenfürsten Oesterreichs mit warmen Worten in einer Reichstagssitzung des Jahres 1864 an, wovon einige hier Platz finden mögen: „Der Seelsorger tief im Gebirge, den seine Berufspflicht in die entlegensten Gebirgsschluchten und bis zu den letzten Wohnungen an den

steilen Bergabhängen hinauf mit den Tröstungen der Religion, sei es Tag oder Nacht, wandern heißt, hat für seine ohne Vergleich angestrengteren seelsorglichen Mühen und physischen Beschwerden jetzt im Allgemeinen ein so kärgliches Einkommen, daß er ohne die empfindlichsten Entbehrungen damit nimmermehr sein Auslangen finden kann.“ ... Ich sage jetzt; denn ist auch das Einkommen der Seelsorge-Geistlichkeit in jenen Gegenden von jeher ein verhältnißmäßig nur sehr spärliches gewesen, so sind es doch vornehmlich neu hinzugetretene Umstände, welche die ökonomische Lage des Seelsorgeklerus im Vergleiche mit ehedem wesentlich verschlimmert haben. Dazu kommt noch eine früher nie gekannte Vertheuerung aller Lebensmittel. . . Möge daher der Klerus seinen Bischöfen vertrauen, und nicht etwa um Silberlinge seine Treue verkaufen und dadurch seine apostolische Thätigkeit hemmen“. — Wir fügen als Bürgschaft noch folgende kräftige Worte hinzu: „Nehmet uns unser irdisches Erbe, entreißet uns unsere Güter, die frömmere Vorfahren zur Ehre Gottes, zur Linderung menschlichen Elends, zur Verbreitung christlicher Gesittung und Bildung gestiftet, nehmet sie uns; euere Gewalt erstreckt sich nicht auf die unendlichen Verdienste des Heilandes. Entwendet uns die goldene Kette, es bleibt uns dennoch eine stärkere Kette, die des Gebetes, welche uns mit Gott vereint; und das Eisen glänzt und wirkt nicht minder als das Gold um den Hals

des Priesters. Raubet uns den Purpur, ihr könnet die Flamme der Liebe in unserer Brust nicht auslöschen. Reißet ab von unserem Haupte die schimmernden beneideten Infeln, den glorreichen Martyrerkranz müsset ihr uns dann selbst aufsetzen. Wenn ihr uns die goldenen Kelche confiscirt, zu den hölzernen werdet ihr selbst durch die harten Prüfungen goldene Priester erziehen. Wenn ihr das goldene Kreuz uns nehmet, das hölzerne werdet ihr uns lassen, und es war das hölzerne Kreuz, das die Welt überwunden hat. Wenn uns die Welt in ihrem blinden räuberischen Wahnsinn, bis auf die apostolischen pera und den baculus ausgeplündert, so macht sie uns desto stärker, weil wir frei von weltlichen Bürden, um so muthiger kämpfen, um so gewisser siegen; doch sie, die Räuberin, die sich des Fluches theilhaftig macht, wird unter der Zuchtruthe Gottes ihren Frevel büßen, und aufs neue sein ewiges Wort: Quare fremuerunt gentes bestätigen."

4.

So ist es also jene heilige Trias des großen Augustinus: Unitas, libertas, charitas, die wir als schwache Werkzeuge der katholischen Kirche bei dieser politischen, religiösen und moralischen Zerrüttung in allem unserm Wirken und Leben anstreben sollen. Einigkeit nicht nur in der Lehre, sondern auch inniges festes Zusammenhalten in Leid und

Freude, im Frieden sowie in der Verfolgung. Freiheit der Kirche — nicht im piemontesischen Style, sondern in der Verkündigung ihrer beseligenden Lehre, in der Wahl der zeitgemäßen Mittel zur Beförderung eines echt christlichen Lebens, fern vom falschen Mysticismus und frömmelnden Pharisäismus und einschnürenden Bureaukratismus bis auf das I-Pünktlein; Freiheit in der Ausübung ihrer geistlichen Gewalt ohne Unduldsamkeit, und Freiheit in der Verwaltung ihrer Güter. Aber über Alles dieses und in Allem die himmlische Liebe! Aufopfernde Liebe, die Allen Alles wird, die bereitet ist, Alles hinzugeben, und selbst dem Blutmenschen vergibt, der den Hirten schlägt, um die Heerde zu zerstreuen. — Doch wann werden wir diese Güter erringen? Nie — weder unter alten noch neuen Systemen — so lange die Lüge kämpft wider die Wahrheit. — Aber wenn wir auch nicht zu schwimmen vermögen wider den Strom, so wollen wir noch weniger heulen mit den Wölfen, sondern wirken so lange es Tag ist, sei auch die Ernte noch so gering — im Reiche Gottes geht kein Samenkorn verloren."

5.

Während ich die letzten Bogen dieses Buches corrigirte, las ich in den katholischen Blättern aus Linz die „Bekenntnisse eines oberösterreichischen Landgeistlichen", aus welchen ich eine Stelle als passendes

Schlußwort hieher setzen will; sie lautet: „Eine Hauptgefahr unserer Zeit besteht darin, daß man uns unserer Pflicht, wenn auch nur in etwas, untreu machen will. Unsere Gegner wissen nämlich, daß sie nichts ausrichten werden, wenn sie nicht einige aus uns von der festen und vollständigen Treue gegen die Kirche abwendig machen können. Um dieß zu bewerkstelligen, gebrauchen sie allerlei Kniffe. Bald sind sie zu Zugeständnissen bereit, wenn wir auch Zugeständnisse machen; bald versprechen sie Schutz und Garantie, wenn wir nur etwas nachgeben; bald zeigen sie Eifer für die Kirche, indem sie vorgeben, daß sie auch gute Katholiken seien und große Ehrfurcht für den Klerus hätten. Aber ihr Hauptkniff besteht in dem „Divide et impera“ d. h. Trenne, und dann kannst du herrschen. Sie gaben einst vor, für die Rechte der Bischöfe zu eifern, um diese vom Papste zu trennen. Sie eiferten für den Weltklerus, um ihn dem Regularklerus abgeneigt und gegen denselben eifersüchtig zu machen. *Sie eifern für den niederen Klerus, um denselben mit den Bischöfen zu entzweien.* Sie geben vor, das katholische Volk gegen die Anmassungen des Klerus zu schützen, um das Volk vom Klerus zu trennen. Sie eifern für die Gewissensfreiheit aller Secten und schreien über den Mangel an Toleranz bei den Katholiken, damit sie ihr „Divide et impera“ erreichen, weil sie dann Meister zu sein hoffen. Sie sind schlau.

Sie predigen uns, wie Gott den Gehorsam befohlen, damit wir ihnen gehorchen, und Gott und der Kirche ungehorsam seien; sie predigen uns die Armuth Christi, damit wir ihnen das Kirchengut preisgeben; sie predigen uns die Nächstenliebe, damit wir den Irrthum nicht mehr als solchen bezeichnen, während der Irrthum sein Haupt stolz gegen die Wahrheit erhebt. Sie predigen uns endlich, ganz geistlich zu sein, den Frieden und die Sanftmuth zu üben, damit wir ihnen nicht mehr im Wege stehen. — Wir müssen es leider bekennen, daß man uns beinahe hundert Jahre lang mit derlei schimmernden Schlagwörtern getäuscht hat; aber jetzt wollen wir dem süßen, heuchlerischen Wortaufwande unserer Liberalen nicht mehr trauen. Unsere Augen sind nach Rom gewendet. Rom hat noch nie eine Unwahrheit, einen Irrthum, ein Unrecht gepredigt oder befohlen. Es blieb immer der Felsen der Wahrheit und des Rechtes. . . . Also Muth, meine ehrwürdigen Brüder! Wir sind wehrlos, wie Petrus und Paulus, aber auch mächtig wie sie; denn Christus, die Allmacht und Weisheit des ewigen Gottes ist mit uns. Ihm sei Lob und Ehre in alle Ewigkeit". Legi.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei (A. Manz) in Augsburg.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C038798850

